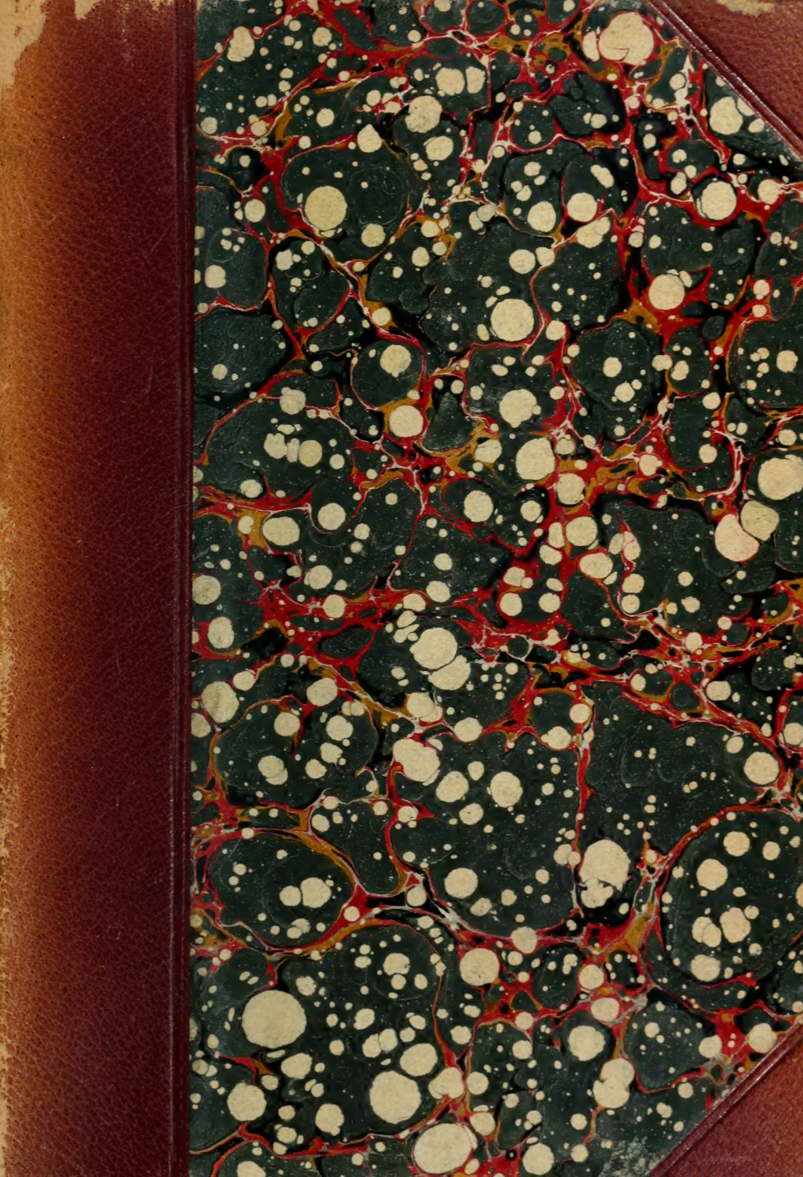
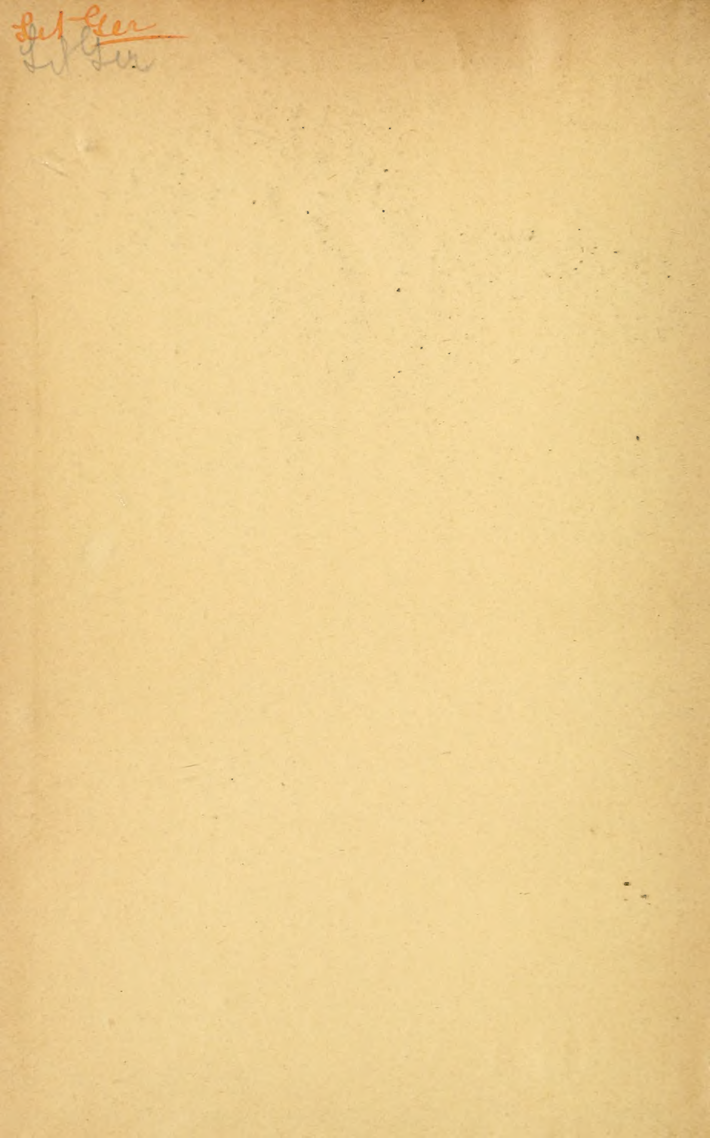
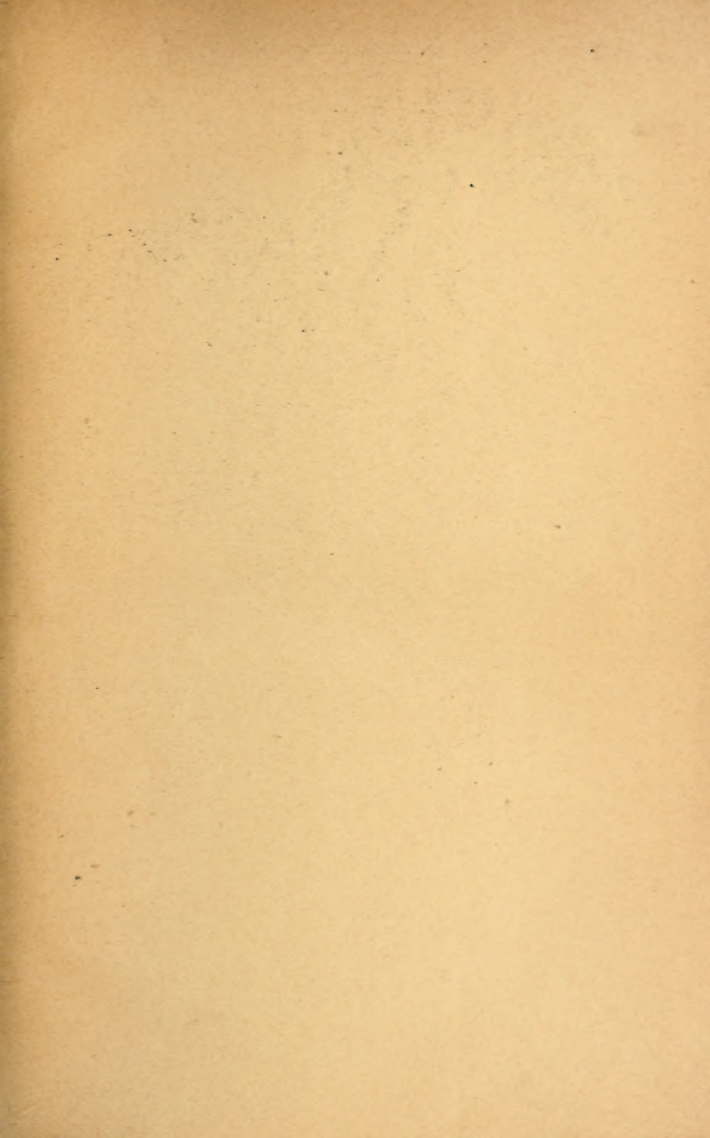
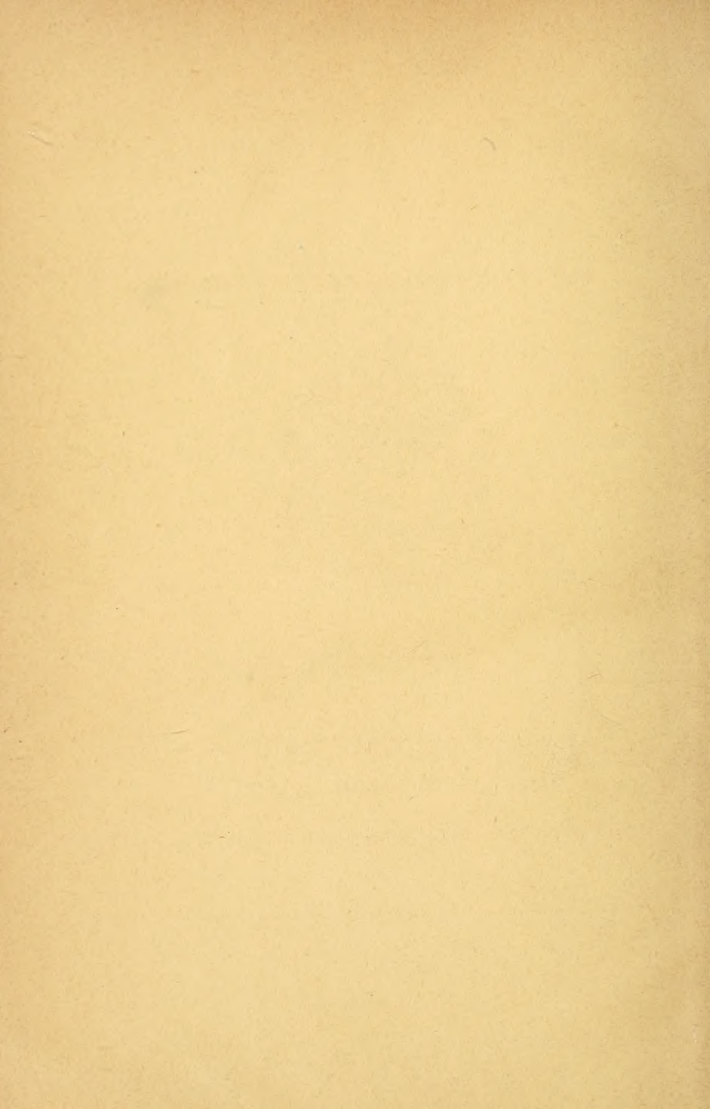








Schiller's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.



Vierzehnter Theil.

Kleinere prosaische Schriften.

Erste Abtheilung.

Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn.

Berlin.
Gustav Hempel.



Druck von G. Bernstein in Berlin.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Dem in größerem Rahmen angelegten Roman „Der Geisterseher“ und den umfangreicheren historischen Werken Schiller's: „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ und „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“, welche den Inhalt der vorigen Bände gebildet haben, lassen wir nachstehend seine „Kleineren prosaischen Schriften“ folgen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben ist bisher größeren Kreisen unbekannt geblieben, weil alle älteren Gesammt-Ausgaben der Werke Schiller's die vielfachen Bereicherungen fast vollständig ignorirten, welche die Schiller-Literatur erfahren hat, seitdem Körner die in Büchern und Zeitschriften zerstreuten Geistesproducte Schiller's in einer Gesammt-Ausgabe seiner Werke vereinigte. Wenn wir in unserer Ausgabe Alles mittheilen, was sich von Schiller's Prosa erhalten hat und irgendwie bekannt geworden ist, so geschieht es, weil wir Alles, was Schiller schrieb, selbst das, was von untergeordnetem literarischen Werth sein sollte, für wichtig halten, schon deshalb, weil es das Gesammtbild des

Menschen und des Schriftstellers vervollständigt. Bei einem Genius wie Schiller ist eben nichts ohne Interesse, und deshalb sind wir unserm Princip absoluter Vollständigkeit auch hier treu geblieben, um so mehr, als Niemand leugnen wird, daß keinesweges der größere oder geringere absolute Werth dieser oder jener Schrift immer entscheidend dafür gewesen ist, ob sie einen Platz in den „sämmtlichen Werken Schiller's" gefunden hat oder nicht; oft genug haben Willkür oder rein zufällige Umstände dabei mitgewirkt.

Die kurzen historisch-biographischen Einleitungen, welche wir den einzelnen Abschnitten voranschicken, so wie die dem Texte beigegebenen commentirenden und erläuternden Anmerkungen*) — Beides von Herrn Doctor Boxberger in Erfurt — werden den Ueberblick über das Schaffen und Wirken des Dichters und über die äußern Verhältnisse, unter denen er schrieb, erleichtern und zum Verständniß seiner geistigen Schöpfungen beitragen.

---

*) Die von Schiller herrührenden Noten sind mit Sternchen, die von uns beigefügten Erläuterungen und Anmerkungen mit Ziffern bezeichnet.

Inhalt.

Die mit * bezeichneten Stücke sind in den früheren (Körner'schen) Ausgaben der Werke Schiller's nicht enthalten.

Erstes Buch. 1774—1782. (Stuttgart.)

Zweites Buch. 1783—1785. (Mannheim.)

Drittes Buch. 1785—1787. (Leipzig und Dresden.)

Viertes Buch. 1788—1791. (Weimar. Jena.)

Fünftes Buch. Die „Historischen Memoires“.

Erstes Buch.

1774—1782.

(Stuttgart.)

Uebersicht des Inhalts.

Als Schiller's Vater im Jahre 1766 von Lorch nach Ludwigsburg versetzt wurde, ließ er seinen Sohn die dortige lateinische Schule besuchen. Schon saß unser Dichter in der ersten Classe derselben, als Herzog Karl, der sein bisheriges Militär-Waisenhaus zu einer Militär-Pflanzschule erweitern und fähige Officierssöhne derselben zuführen wollte, zu Anfang des Jahres 1773 an Schiller's Vater die Aufforderung richtete, seinen Sohn der erweiterten Anstalt zur Erziehung zu übergeben. Die Anstalt, die mit ihrer Verlegung von dem Lustschlosse Solitüde nach Stuttgart 1775 eine neue Erweiterung und den Namen „Militär-Akademie" erhielt, auch die Medicin in ihren Unterrichtsplan mit aufnahm, bereitete ebensowol zu einer wissenschaftlichen Laufbahn (in Jurisprudenz, Philosophie, Geschichte, Mathematik) als zu einer höheren oder niederen künstlerischen Bestimmung (in Architektur, Malerei, Sculptur, und in Tanzkunst, Kunstgärtnerei und dergl.) vor. Die theologische Wissenschaft blieb auch später von dem Unterrichtsplane ausgeschlossen, und doch war es gerade diese, die Schiller selbst sowol wie seine Eltern gewählt haben würden, wenn sie freien Willen gehabt hätten (s. S. 72 am Ende des „Berichts"). Schiller, der am 13. Januar 1773 in die neue Anstalt einzog, wählte zunächst das Studium der Jurisprudenz, ging aber 1775 auf eine Anfrage des Herzogs an sämmtliche bisherige Zöglinge, wer von ihnen geneigt sein möchte, sich dem Studium der Medicin zu widmen, freiwillig zu der neu eingeführten Wissenschaft über, weil er sich von derselben mehr Nahrung für seinen schon erwachenden Dichtergeist

versprach. Man hat über den Einfluß der Militär-Akademie auf die Entwicklung unsers Dichters verschieden geurtheilt; am Günstigsten Palleske in „Schiller's Leben und Werke"; und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß daselbst der dichterisch begabte Jüngling manche Anregung erhielt, sein Talent zu üben.

Erster Abschnitt.

Der Festredner und Festordner.

Die mannichfachen Rede-Actus zu Geburts- und Namenstagen des Herzogs und der Gräfin Franziska von Hohenheim, sowie zum Schluß des Kalender- und Schuljahres, bei denen Schiller öfters aufzutreten hatte, boten ihm Veranlassung genug, sich im rhetorischen Stile zu bilden. Wenden wir uns daher zunächst zu den einzelnen uns erhaltenen Reden:

1. Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei wie die eines Privatmannes.

Diese Rede war für den Geburtstag der Gräfin Franziska bestimmt, der auf den 10. Januar fiel; doch bleibt es zweifelhaft, in welches Jahr die Rede zu setzen ist. Wenn Goedeke (kritische Ausgabe von Schiller's Werken) sie vermuthungsweise in den Januar 1777 setzt, „aus welchem Jahre kein anderes Specimen zum Geburtstage der Gräfin von Schiller bekannt geworden", so ist dieser Grund schon deshalb hinfällig, weil Goedeke vermuthungsweise in dasselbe Jahr sogar noch zwei andere Specimina und eins in das folgende setzt. Darin aber hat er jedenfalls Recht, daß diese Rede „anfängerischer" ist als die beiden andern (No. 2 und 3); ja, man kann sagen, sie sieht noch viel mehr einem Schul-Aufsatze ähnlich als einer Rede; ihr Stil ist viel zahmer im Vergleich mit dem rhetorischen Schwung der beiden andern. Aus diesen inneren Gründen stellen wir diese Rede an den Anfang.

2. Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?

Ob diese zum 10. Januar 1779 bestimmte Rede wirklich gehalten worden ist, bleibt zweifelhaft, trotz der Mit-

theilung Petersen's, daß Schiller, der schon um diese Zeit in der Akademie in dem Rufe eines ausgezeichneten Kopfes stand, vom Herzog Karl zweimal als öffentlicher Redner hervorgezogen worden sei; denn wir besitzen drei Reden Schiller's aus jener Zeit, und es steht nicht fest, ob die vorliegende zu jenen zwei gehaltenen Reden gehört oder nicht. — A. v. Keller veröffentlichte in seiner „Nachlese rc." S. 7 ff. die Titel einer Reihe von neunundzwanzig von den Verfassern selbst geschriebenen Reden, welche alle von dem Herzog für die Feier desselben Tages — des Geburtstages der Gräfin — neunundzwanzig verschiedenen Akademikern aufgegeben waren. Schiller's Rede ist darunter die neunzehnte.

Es scheint, daß der Herzog oder die Gräfin unter diesen Reden die besten, d. h. diejenigen, welche ihnen am Meisten Weihrauch streuten, auswählten; und an solchem fehlt es freilich in Schiller's Rede nicht.

3. Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.

Diese zum 10. Januar 1780 bestimmte Rede ist wirklich gehalten worden, wie auch ein öffentliches Zeugniß bestätigt. Es heißt im „Schwäbischen Magazin" (1780, Erstes Stück. S. 53): „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militär-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal vor dem Durchlauchtigsten Herzog und Hof eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: „Von den Folgen der Tugend"." In dem königlichen geheimen Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart befindet sich ein Fascikel Reden, die von verschiedenen Eleven zu diesem Tage verfertigt waren; daß darin die Schiller'sche fehlt, mag daher kommen, daß sie, als wirklich gehalten, abgesondert wurde.

In allen diesen drei Reden zeigt sich Schiller, was den Inhalt betrifft, als einen Schüler der schottischen Moral-Philosophen. Klopstock, Ossian, die Bibel und die alten Classiker bilden den Kreis seiner Lectüre, und aus ihnen schöpft er seine dichterischen Anschauungen.

4. Inschriften für ein Hoffest.

Die Zeit der Abfassung bleibt ungewiß; Goedeke nimmt vermuthungsweise den 10. Januar 1778 an.

Auch sonst noch gab der Aufenthalt auf der Militär-Akademie Schillern Anregung und Gelegenheit zu dichterischen Versuchen. So schrieb er zu einem Geburtstage des Herzogs ein nicht mehr erhaltenes kleines dramatisches Vorspiel: „Der Jahrmarkt“; ferner brachte er im Namen der Akademie und der Ecole des Demoiselles bei einem Namensfeste der Gräfin Franziska zwei poetische Glückwünsche (s. Werke, I. 2. S. 15 ff.) dar; und zu einem anderen Festtage verfertigte er die „Inschriften für ein Hoffest“ (s. No. 4 auf S. 54). Die beliebtesten Professoren nährten diese Neigung. Balthasar Haug, selbst Vater eines Dichters, nahm zwei von Schiller's poetischen Erstlingen, „Der Abend“ und „Der Eroberer“ (Werke, I. 2. S. 7 und 10), sowie die Uebersetzung einer Stelle aus dem ersten Buche der Aeneïde Virgil's (Werke, I. 3. S. 3 ff.) in das von ihm herausgegebene „Schwäbische Magazin“ auf, und Professor Abel leitete Schiller zum Studium Shakespeare's an. So war es nicht zu verwundern, daß sich unter der studirenden Jugend der Militär-Akademie eine poetische Genossenschaft bildete, in deren Schooße die Anfänge der „Räuber“ entstanden. Aber der Drang nach Freiheit, der sich in den „Räubern“ so mächtig ausspricht, machte diesen Genossen die Gebundenheit auf der Akademie unleidlich, und sie sehnten sich, in die Welt hinauszutreten. Dies war jedoch nicht anders zu erreichen, als durch den Entschluß, durch gründlichen Fleiß den akademischen Cursus möglichst abzukürzen. So galt es denn, die Musen für einige Jahre zu verabschieden und mit der „Schlange von Epidaurus“ zu spielen.

Zweiter Abschnitt.

Der Eleve und angehende Mediciner.

Zur bessern Uebersicht von Schiller's Gesammtthätigkeit als Schüler leiten wir diesen Abschnitt mit der Mittheilung eines noch aus der Ludwigsburger Zeit stammenden lateinischen „Neujahrswunsches“ Schiller's an seinen Vater und des schon in das Jahr 1774 fallenden „Berichts über seine Mitschüler und sich selbst“ ein. Die „poetischen“ Erzeugnisse seiner Schülerzeit haben wir bereits zu Anfang des zweiten Buches der Gedichte (Werke, I.) mitgetheilt.

5. Schiller's Neujahrswunsch an seinen Vater.

Von dem noch vorhandenen Manuscript sagt Hoffmeister (Nachlese ꝛc., Band IV. S. 3): „Man erkennt in den Schriftzügen des Knaben schon ganz deutlich die des Mannes."

6. Bericht Schiller's an den Herzog Karl über Mitschüler und über sich selbst.

Der Herzog Karl war in seiner Liebhaberei für Pädagogik im Jahre 1774 auf den sonderbaren Gedanken, den man jetzt wol einen pädagogischen Schnitzer nennen darf, gekommen, den Zöglingen eine schriftliche Beichte über sich selbst und ihre Commilitonen abzufordern. Aus Schiller's Antworten ergiebt sich deutlich, daß gewisse vorgeschriebene Rubriken speciell auszufüllen waren. Diese waren nach Wagner (Geschichte der Hohen Karlsschule, I. S. 81) folgende: 1) Hegt er Gottesfurcht? 2) wie denkt er gegen den Herzog? 3) wie gegen seine Vorgesetzte? 4) welches ist sein Benehmen gegen seine Kameraden? 5) ist er zufrieden mit sich selbst und seinem Schicksale? 6) wie sind seine Natur-Anlagen beschaffen? 7) wie deren Anwendung und Fleiß? 8) wie steht es mit seiner Reinlichkeit? 9) welches sind seine Haupt-Eigenschaften? 10) welches ist seine Hauptneigung? Dem günstigen Urtheile, welches Hoffmeister, aus Freude über den Fund, über diese Arbeit fällen zu müssen glaubt, wird man nicht ganz beistimmen können; doch bleibt besonders die Beichte Schiller's über sich selbst ein interessantes Actenstück für die Schilderung seines jugendlichen Charakters. Sein Urtheil über seine Mitschüler, die er im Ganzen milde behandelt, hat sich später zu Gunsten Mehrerer noch geändert.

7. Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hiller.

Dieser Aufsatz schließt sich an einen Bericht des Hof-Medicus Dr. Reuß an über den Verlauf der Krankheit und deren Ursache, die er in einem organischen Herzfehler, einem steatomatosen Ueberzug des Herzens, findet, „bis endlich der Kranke an einer — von daher entstandenen — Brust-Wassersucht, und von dem erlittenen Zehrfieber entkräftet, seinen Geist aufgeben mußte."

8. **Vier Rapporte über die Krankheits-Umstände des Eleven Joh. Fr. Grammont.**

Den Namen dieses blos mit N. N. bezeichneten Eleven hat Goedeke ermittelt. Die Rapporte haben insofern ein Interesse auch für das nichtmedicinische Publicum, als sie uns Schiller in der mißlichen Lage zeigen, einen Freund, der durch die Lebensweise in der Akademie hypochondrisch geworden ist, beruhigen zu müssen, gerade zu einer Zeit, wo er selbst sich glühend nach Befreiung von diesem Joche sehnte und, wie der Brief an Hoven's Vater darthut, selbst nicht mehr weit von der Hypochondrie war. Leider hat uns Wagner, der Herausgeber der „Geschichte der Hohen Karlsschule", nicht alle Rapporte Schiller's mitgetheilt. Es sind deren vier; aber Wagner hatte acht vor sich. Zwei der noch nicht veröffentlichten wollte er im „Ergänzungsbande" mittheilen; doch scheiterte dies daran, daß er die Acten nur an Ort und Stelle sollte benutzen dürfen. Wir theilen nach Wagner's Werk noch Einiges über die Krankheitsumstände Grammont's mit: Nach einem Gutachten des Professors Abel über denselben war dieser Eleve durch religiöse Grübeleien in Disputirsucht und Spitzfindigkeit und von hypochondrischer Furchtsamkeit, Zweifelsucht und Schwäche seines Gehirns bis zu „einem kleinen Grad des Wahnwitzes" gelangt; dennoch befahl der Herzog, Alles aufzuwenden, was zur Wiederherstellung des Patienten dienen könnte. Am 24. Juni 1780 gaben die Professoren Reuß, Consbruch und Klein ein Gutachten über ihn ab, „daß seine hypochondrische Melancholie noch immer fortdauere, welches nicht nur sein äußerlicher Blick und trauriges Ansehen, sondern auch seine Zweifelsucht und Gleichgiltigkeit gegen Alles, den Vorsatz ausgenommen, sein philosophisches System in der Entfernung von seinen akademischen Freunden durchzudenken und nach seinem eigenen Gesichtspunkt zu ordnen, genugsam zu erkennen gebe". Als Grund des Uebels gaben sie an „eine atrabilarische Anlage des ganzen Körpers, besonders aber beträchtliche Verstopfungen des Pfortader-Systems und einen organischen Fehler des Unterleibs" u. s. w., mit der Vermuthung, daß durch anhaltendes und eifriges Nachdenken u. s. w. sein Hirnmark selbst müsse geschwächt worden sein, und schlagen sodann einen Aufenthalt im Bade Teinach vor. Der Herzog verordnete darauf, daß der

Patient unter Begleitung eines medicinischen Kameraden, entweder Plieninger's oder Liesching's, zunächst auf einige Zeit nach Hohenheim kommen solle. Den 12. August finden wir ihn in Teinach, von wo er am 12. September als geheilt entlassen wurde. Später scheint er keine Anfälle von Hypochondrie wieder gehabt zu haben.

9. Philosophie der Physiologie.

Im Jahre 1779 hatte Schiller die Erlaubniß erhalten, sich zum Austritt aus der Akademie zu melden. Er schrieb zu diesem Zwecke die uns nur zum Theil erhaltene vorliegende Abhandlung, in deren Einleitung wir schon das philosophische System seines „Julius" in den „Philosophischen Briefen" finden. Leider brachte ihn, da er schon damals nicht gern ein bloßer Nachbeter fremder Meinungen sein mochte, sein Thema in Conflict mit den Meinungen des im vorigen Jahrhundert als physiologische Autorität allgemein anerkannten Haller; die Abhandlung durfte nicht gedruckt werden, und der Herzog entschied. da die Abhandlung noch zu viel jugendliches Feuer zeige, so solle er noch ein Jahr in der Akademie bleiben. Nach der Anlage des Werkes, welches, wenn Schiller es wirklich jemals vollständig ausgearbeitet hat, ziemlich umfangreich ausgefallen sein muß, wollte er die mannichfachen Berührungen des materiellen und des Seelenlebens im Menschen näher erörtern. In seinen wichtigsten Punkten lautete das Urtheil seiner Lehrer (nach Wagner, Karlsschule, II. S. 278 f.) folgendermaßen:

Klein: „Zweimal habe ich diese weitläuftige und ermüdende Abhandlung gelesen, den Sinn des Verfassers aber nicht errathen können. Sein etwas zu stolzer Geist, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Besserwissen allzu viel anklebt, wandelt in so dunkel gelehrten Wildnissen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit so vieler Mühe verfertigte Arbeit ist überstiegen, aber daher auch mit vielen falschen Grundsätzen angefüllt. Dabei ist der Verfasser äußerst verwegen und sehr oft gegen die würdigsten Männer hart und unbescheiden. In dem Abschnitt, wo er von den Viribus transmutatoriis handelt, greift er den unsterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Physiologus wäre, so beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten

Welt empfindlich fallen muß. Ebenso redet er wider den fleißigen Cottunium, dessen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch solche in den anatomischen Lectionen so deutlich gewiesen habe. Und so bekriegt er Alles, was nicht vor seine neuen Theorien passend ist.

„Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein Alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gährungen einen wirklich unternehmenden, nützlichen Gelehrten."

Consbruch: „In unterthänigster Befolgung des Höchsten und Gnädigsten Befehls Ihro Herzoglichen Durchlaucht habe ich die Streitschrift des Eleven Schiller's, welche den Titel führt: Philosophia Physiologiae, mit Bedacht durchlesen und darbei Folgendes anzumerken gefunden (die angeführten lateinischen Stellen siehe unter und hinter dem deutschen Texte) u. s. w.

„Der Verfasser sagt in diesem Paragraphen viel Gutes und Wohldurchdachtes, doch muß ein junger Arzt gegen den verdienstvollen Haller eine gelindere Sprache führen; oder glaubt wol der Autor im Ernst, daß Haller Alles das, was er ihm hier mit so vielem Muth vorsagt, nicht gewußt habe?

„Uebrigens enthält diese Streitschrift sehr viel Gutes und macht den philosophischen und physiologischen Kenntnissen des Verfassers Ehre; nur dünkt mich, es spiele an manchen Orten der Witz zuviel, und überhaupt hätte ich mir in einer Schrift, wo es auf deutliche und bestimmte Ausdrücke ankommt, eine weniger blühende Schreibart gewünscht."

Reuß: „Dessen Aufsatz: Philosophia Physiologiae enthält den ganzen Umfang der Physiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meinungen und Erklärungen durchwoben, in Verbindung mit philosophischen Abhandlungen, Sätzen und Betrachtungen, deren Sinn aber öfters schwerlich Jemand errathen wird.

„Der Stil ist durchaus frei und schwülstig, die Gedanken reich und aufbrausend, jedoch auch manche Stellen noch lakonisch. — Ueberhaupt zeigt sich, daß der Verfasser, nach seinen guten Gaben und Fleiß, sich bei dieser Ausarbeitung viele Mühe gegeben habe. Die Schrift aber zum Druck zu

befördern, könnte ich dessen ohngeachtet, meines unterth. unmaaßgeblichen Gutachtens, niemalen vor rathsam halten."

Darauf entschied der Herzog: die Disputation von dem Eleven Schiller solle nicht gedruckt werden, „obschon ich gestehen muß, daß der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Ebendeswegen aber, und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein Wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

10. Themata zu einer Streitschrift.

Wie sich aus Nr. 11 ergiebt, wählten die Professoren das erste der beiden Themata, und Schiller begab sich dann an die Ausarbeitung desselben, die uns in Nr. 11 vorliegt.

11. Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

Auch diese Arbeit wurde, wie die frühere, unter Nr. 9 mitgetheilte, zunächst dem Urtheile seiner Lehrer unterbreitet, die in corpore folgendes Gutachten darüber abgaben (Wagner, Karlsschule, II. S. 280 f.):

„In unterthänigster Befolgung des Herzoglichen Gnädigsten Befehls haben wir des Eleven Schiller's „„Versuch u. s. w."" genau durchgangen und darbei besonders auf diejenige Stellen gesehen, welche sowol physiologischen als psychologischen Inhalts sind.

„Wir loben den Verfasser darüber, daß er ein so schweres Thema mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat. Jedoch finden wir Einiges, worüber wir mit dem Autor nicht gleicher Meinung sein können.

„Gleich Anfangs (§. 1) eifert er über die Parteilichkeit der Philosophen, wovon die mehreste den Körper als den Kerker des Geistes vorstellen, andere hingegen alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers

versammlen. In der Folge aber ist der Autor selbsten nicht unparteiisch genug und zuviel wider die erstere Meinung eingenommen.

„Uebrigens können wir nicht unterlassen, auch noch anzumerken, daß der Verfasser sich manchmal zu viel von seiner Einbildungskraft fortreißen läßt. Daher jene poetische Ausdrücke, welche so oft den ruhigen Gang des philosophischen Stils unterbrechen. Wir wollen zum Beispiel nur einige dergleichen Stellen anführen. §. 5: „„Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur.““[1]) §. 7: „„Der leblose Gips scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meißel, die Schlacht lärmt im Gesang““ u. s. w.[2]) „„Dann grub er aus dem Bauch der Gebirge den allwirkenden Mercur.““[3]) Und am Ende des nämlichen Paragraphen: „„So hat uns die Pest einen Sydenham geboren.““[4])

„Bei Allem diesem dünkt uns, daß, wenn die nöthigen Veränderungen vorgenommen werden, diese Probeschrift des Drucks würdig sei."

Auch das Gutachten Abel's, des Professors der Philosophie, wurde eingeholt, und dieses lautete:

„Die Abhandlung des Eleven Schiller hat manche gute Stellen, aber zugleich auch viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen angenommene Sätze; doch scheint sie mir nach vorgenommenen Veränderungen in jenen Sätzen des Drucks nicht unfähig."

Da die Abhandlung in deutscher Sprache geschrieben und eingereicht wurde, so scheint es, daß Schiller, um auch ein Specimen seines lateinischen Stils zu geben, noch eine lateinische, streng medicinische Abhandlung: „Ueber den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber", schreiben mußte, die aber nicht gedruckt wurde und verloren gegangen ist. Das Urtheil der Professoren über diese lautete so:

„Den Gnädigsten Herzogl. Befehl in Unterthänigkeit zu befolgen, wollen wir hiermit unterthänigst melden, daß nach unserm unmaaßgeblichen Erachten die Streitschrift des Eleven Schiller's de differentia febrium inflammatoriarum et

[1]) Im Text §. 9 mit der Lesart „Goldklang".
[2]) Fehlt im jetzigen Text.
[3]) Im Text §. 11: „Da gräbt er aus den Eingeweiden."
[4]) Ebenda: „Die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame."

putridarum auf das bevorstehende Examen nicht könne gedruckt werden, da der Verfasser, wie man überall bemerken kann, wenige Zeit auf die Verfertigung dieser Schrift verwandt und deswegen eine solche Veränderung damit vorgenommen werden müßte, welche einer durchgängigen Umarbeitung beinahe gleich käme, wozu aber die Zeit allbereits zu kurz wäre." (Wagner, Karlsschule, II. S. 281.)

Schiller erlebte also jetzt die Freude, seine erste Abhandlung gedruckt zu sehen.

Dritter Abschnitt.

Der angehende Dichter.

Da die unter Nr. 11 mitgetheilte medicinische Abhandlung günstig beurtheilt worden, durfte Schiller endlich aus der Militär-Akademie austreten. Er nahm die „Räuber" im Wesentlichen vollendet mit heraus; denn im letzten Jahre seines Aufenthalts in der Akademie, 1780, hatte Schiller, aus Unmuth über den ihm verweigerten Austritt, sich den Musen um so feuriger in die Arme geworfen. Jetzt setzte er auch die schon früher beabsichtigte und nur wegen Mangels eines Verlegers nicht ausgeführte Herausgabe einer Sammlung seiner eigenen Poesien, zugleich mit denen seiner dichterischen Freunde Petersen, v. Hoven und Haug, ins Werk. Die Sammlung erschien unter dem Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782", welche mit den unter Nr. 13 und 14 mitgetheilten Stücken eröffnet wurde.

12. Avertissement zu der ersten Aufführung der „Räuber".

Als die erste Auflage der „Räuber" im Druck erschienen war, wurde sie von dem Schiller'schen Freundeskreise, wo nicht gar von Schiller selbst, mit folgenden Worten angezeigt (vergl. „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben", Augsburg 1781, 2. Stück, S. 467 f.): „Frankfurt und Leipzig. Ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig kam heraus: „Die Räuber," ein Schauspiel. in 8. 1781., hat ohne die Vorrede 222 S. und ein paar artige Kupfer. Ein Phänomen, das im Entstehen

schon Aufsehen gemacht hat und noch viel größeres machen wird, — — wenn vollends — —

„Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritte schon Caravanen — von Theaterschriftstellern hinter sich schleudert — Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalbühnen! Nun, was ist's denn? Weiter? — Inhalt? -- Genug, wenn ich zum ersten Mal sage, daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wer's nun verlegen, wer's zuerst aufführen soll, wenn es erst eigentlich zum Aufführen fürs Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständliche Anzeige und Beurtheilung von einem neuen Producte des teutschen Witzes, an dem nächstens viele Kleinmeister wie Zwergen hinaufgaffen werden."

Eine ähnliche Reclame hielt Dalberg auch für die erste Aufführung des Stückes in Mannheim für nöthig, und Schiller antwortete den 12. Dec. 1781: „Den Gedanken mit dem kleinen Avertissement vor Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich und sende daher E. E. in Beilage einen Versuch."

Dieser beiliegende Versuch wurde dann unter dem Theaterzettel der ersten Aufführung, am 13. Januar 1782, in einer durch Dalberg etwas geänderten Form gedruckt. Derartige Reclamen unter dem Theaterzettel waren übrigens im vorigen Jahrhundert nichts Seltenes; auch zum „Fiesko" verfaßte Schiller eine solche (s. Werke, II. S. 144).

13. Widmung der „Anthologie".

Die barocke Widmung: „Meinem Principal, dem Tod, zugeschrieben", verräth sogleich den Mediciner. Vergl. das humoristische Gedicht Lessing's: „Gestern, Brüder, könnt Ihr's glauben" (Werke, I. S. 70).

14. Vorrede zur „Anthologie".

Ist eine Verspottung des Herausgebers des „Schwäbischen Musenalmanach", Gotthold Friedrich Stäudlin (s. Nr. 20)

Vierter Abschnitt.

Der angehende Publicist.

Das monatliche Gehalt von 18 Gulden, welches Schiller damals bezog, machte ihm Nebeneinnahmen dringend wünschenswerth, und so legte sich Schiller schon in Stuttgart, wie später noch öfter, auf die Publicistik. Er redigirte zuerst die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", welche Dienstags und Freitags bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschienen. Außer der „Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten" (Werke, I. 2. S. 20) ist nichts Charakteristisches darin enthalten. Boas (Schiller's Jugendjahre, I. S. 234), welcher das Verdienst hat, nähere Aufschlüsse über diese erste publicistische Thätigkeit Schiller's gegeben zu haben, sagt darüber: „Die politischen Berichte sind augenscheinlich aus andern Zeitungen zusammengetragen, leitende Artikel waren damals noch nicht im Gebrauch. Anfangs erscheint das Ganze außerordentlich matt, der Stil ist beinahe kindisch, und erst vom März an liefern die „Vermischten Neuigkeiten" einzelne interessantere Aufsätze." Dann verband sich Schiller mit Abel und Petersen zur Herausgabe eines Journals, unter dem Titel: „Wirtembergisches Repertorium der Litteratur. Eine Vierteljahrs-Schrift. Auf Kosten der Herausgeber"; er war jedoch nur für die beiden ersten Hefte Mitarbeiter. Seine Flucht aus Stuttgart unterbrach seine publicistische Thätigkeit.

Gleich den „Räubern" erschienen auch die Beiträge zur „Anthologie", zu den „Mäntler'schen Nachrichten" und zum „Wirtembergischen Repertorium" anonym.

15. Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.

Das literarische Unternehmen „Wirtembergisches Repertorium", in welchem die Nrn. 15—28 zuerst gedruckt erschienen, wurde durch einen Vorbericht eingeleitet, bezüglich dessen es zweifelhaft bleibt, ob und wie viel Antheil Schiller daran hat. Goedeke (II. S. 339) hält den Vorbericht für gemeinschaftlich von den Herausgebern verfaßt und weist den zweiten Absatz, wenigstens theilweise, Schiller zu.

Der Vorbericht lautet: „Unsere Hauptabsicht mit dieser neuen periodischen Schrift ist Ausbildung des Geschmacks, angenehme Unterhaltung und Veredlung der moralischen

Gesinnungen. Die Gegenstände der Abhandlungen sind daher allein aus der Philosophie, Aesthetik und Geschichte. Ihre Auswahl und ihre Behandlung soll, wie wir uns wenigstens bemühen, die Aufmerksamkeit des größten Theils der Lesenden verdienen. Was von Historie erscheint, ist entweder aus der Geschichte der Menschheit, des Vaterlandes oder eines ehrwürdigen Charakters und wird nicht sehr bekannt sein. Aus der Philosophie sollen vorzüglich solche Betrachtungen geliefert werden, welche einen nahen Einfluß auf das System unserer Denkart und also auf die Gründung des Charakters haben. Dinge, nicht allgemein interessant, abgedroschene Meinungen, facultätische Aufsätze und dergl. werden wir zum Vortheil des Publicums nie, ungeachtet der Weise unserer ungezählten Brüder und Vorgänger, in dieser Sammlung aufnehmen.

„Den Aufsätzen wird aus obigen angeführten und einigen andern Gründen eine Bibliothek angehängt, welche aber auf Wirtemberg allein eingeschränkt wird, für welches Land überhaupt unser Werk angelegt ist. In den Beurtheilungen werden wir immer mehr die Fehler rügen, als die Schönheiten preisen, und das aus dem besten Vorsatz. Ein Schriftsteller, der weniger auf die Nutzbarkeit und innere Fürtrefflichkeit seines Werkes als auf die Lobeserhebungen der gewöhnlichen Zeitungsklitterer achtet, ist in unsern Augen ein verächtliches Geschöpf, den Apoll sammt allen Musen aus ihrem Reiche stoßen sollten. Wenn übrigens einige der beurtheilten Herren mit unserm Urtheil unzufrieden sein sollten, so steht ihnen zu ihrer Rechtfertigung unsere Schrift offen. Außer diesem erscheint noch allemal eine kurze Lebensgeschichte eines merkwürdigen Wirtembergers, wobei man immer mehr Rücksicht auf bürgerliche als gelehrte Verdienste nehmen wird. Aus Mangel des Raums ist diesmal die bestimmte Biographie ausgelassen worden.

„Jedes Vierteljahr erscheint ein Stück von ungefähr 12 Bogen. Wer interessante, besonders vaterländische Aufsätze, Anekdoten und Lebensgeschichten im Stillen verdienter Männer einsenden will, der beliebe sie der Eckebrechtischen Handlung in Heilbronn, oder wenn es ihm näher ist, der Stettinischen in Ulm zuzustellen."

In einem Briefe an Reinwald vom 14. Februar 1783 nennt Schiller **die Zeitschrift geradezu** s e i n Repertorium.

In einem Exemplare desselben, das gegenwärtig auf der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart aufbewahrt wird, hat Petersen, Schiller's Freund und Mitherausgeber, die Namen der Verfasser bei den einzelnen Aufsätzen angemerkt. Danach ist im ersten Hefte der erste Aufsatz: „Die grausame Tugend", bestehend aus einigen Scenen, die Timoleon's Brudermord behandeln, und einer Abhandlung, mit V. unterzeichnet, von Professor Abel. Dieser Aufsatz ist dadurch für die Schiller-Literatur von Interesse, daß die Scenen aus Timoleon's Brudermord das Vorbild wurden für die Ermordung Fiesko's durch Verrina. Mit Unrecht erklärt Döring („Schiller und Goethe") die Abhandlung für eine Schiller'sche Rede unter dem Titel: „Der Kampf einer tugendhaften Seele mit der höhern Pflicht" (Goedeke, I. S. VI.). — Trotz der Anonymität wurden Nr. 15 und 16 schon in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen", 1782, 64. Stück, Schiller zugeschrieben.

16. Der Spaziergang unter den Linden.

Dieser Dialog beruht auf dem Brief vom 18. August in Goethe's „Leiden des jungen Werther's" (Werke, XIV. S. 58). Schiller's Autorschaft wird auch hier, wie bei Nr. 15, durch Petersen's Mittheilung im „Freimüthigen", 1805. Nr. 221, bezeugt: „Die Aufsätze „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater", „Der Spaziergang unter den Linden", „Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte", fünf bis sechs Recensionen über schönwissenschaftliche Producte und eine ausführliche Kritik über die „Räuber" gehören ihm zu."

17. Schreiben eines schwäbischen Paters an einen Reisenden.

Auf Grund des Zeugnisses von Petersen in dem oben (bei Nr. 15) erwähnten Exemplar des „Wirtembergischen Repertoriums" haben wir kein Bedenken getragen, das Schreiben den Werken Schiller's einzureihen, was bisher nirgends geschehen. Die Mittheilung ist ganz im Schiller'schen Sinn und ein Seitenstück zu Nr. 44: „Jesuiten-Regierung in Paraguay".

18. Selbst-Recension der „Räuber".

Petersen sagt uns noch darüber: „Ein Frankfurter Recensent, enthusiasmirt von den „Räubern", ging dem

jungen Kritiker, der die Wahl, den Plan, die Charaktere dieses Schauspiels so feindlich angriff, sehr zu Leibe und war höchlich erstaunt, als ihm zu Ohren kam, daß sein Verehrter selbst der Verfasser jener scharfen Kritik sei." Diese Angabe stimmt mit einer „Anzeige der Herausgeber" überein, welche sich auf der Rückseite des Inhaltsverzeichnisses zum 3. Stück des „Repertoriums" befindet, und in der es am Schlusse heißt: „Dem Frankfurter Recensenten dienet zur Nachricht, daß die Kritik über die „Räuber", die ihn mit solch einem Unwillen über das ganze Werk erfüllet hat, von dem Verfasser dieses trefflichen Schauspiels, Hrn. D. Schiller, selbst ist. Weiter wollen wir zu seiner Beschämung nichts anführen." (Vergl. Goedeke, II. S. 338.)

19. Anhang über die Vorstellung der „Räuber".

Diese Recension kann füglich von Niemand sonst als von Schiller herrühren; als äußeres Zeugniß dafür kann eine Stelle aus dem Briefe an Dalberg vom 1. April 1782 gelten: „Die versprochene Kritik über die Vorstellung meiner Räuber erspare ich auf diejenige Zeit, wenn ich mehrere Pieçen aufführen gesehen habe, welches, wie ich hoffe, dieses Jahr noch geschehen soll. Unterdessen habe ich irgendwo in einem vaterländischen Journal einige Worte davon gesagt."

20. Bücher-Recensionen aus dem „Wirtembergischen Repertorium".

Dem „Repertorium" war eine „Wirtembergische Bibliothek" angehängt mit dem Motto:

Hinc exaudiri gemitus, ac saeva sonare
Verbera — Virgil.[1])

Sie bestand aus Recensionen schwäbischer Producte der schönen Literatur, zu denen das beträchtlichste Contingent von Schiller geliefert wurde. Schiller's Autorschaft wird durch das erwähnte doppelte Zeugniß Petersen's verbürgt.

---

[1]) Aus demselben sechsten Buche der Aeneis entlehnte Schiller auch später mehrere Ueberschriften seiner Xenien. Vergl. auch die Gedichte der Anthologie „Gruppe aus dem Tartarus" und „Elysium" (Werke, I 1. S. 23), zu denen der Stoff ebendaher entnommen ist. Schiller's Wittwe schreibt an Knebel den 30. Januar 1813: „Auf den sechsten Gesang (der Aeneis) freue ich mich; den liebte Schiller so sehr und hat mir ihn mehrere Mal aus dem Lateinischen aus dem Stegreif übersetzt."

Schwäbischer Musen-Almanach.

Der Herausgeber des recensirten „Schwäbischen Musen-Almanachs“ war Gotthold Friedrich Stäudlin. Derselbe, 1758 zu Stuttgart geboren, war dort als Kanzlei-Advocat angestellt und hatte 1780 das Gedicht „Albrecht von Haller“, dann „Proben einer deutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten“, herausgegeben. Zwar besaß er wenig Talent zur Poesie, doch wußte er diesen Mangel vor ungeübten Blicken durch Reimfertigkeit und Dreistigkeit zu verstecken. Er gründete 1781 eine „Schwäbische Blumenlese“. Schiller hatte in dieselbe „Die Entzückung an Laura“ geliefert, die er, um zwei Strophen vermehrt und vielfach verändert, wieder in die „Anthologie“ aufnahm (s. Werke, I. 1. S. 11). Vielleicht hatte Schiller ihm noch andere Gedichte angeboten, Stäudlin aber die Annahme derselben verweigert, weil sie ihm zu „Pindarisch“ vorkamen. Genug, Schiller fühlte sich verletzt und wollte mit seiner „Anthologie“ Stäudlin's Almanach „zermalmen“. Deshalb schrieb er zu derselben eine satirische Vorrede, die zunächst an das Titelbild in Stäudlin's Almanach, eine über Schwaben aufgehende Sonne, anknüpft und deshalb aus Sibirien datirt wurde. Auch sonst neckte er in mehreren Gedichten der „Anthologie“, wie „Die Journalisten und Minos“, „Die Rache der Musen“ (Werke, I. 2. S. 28 und 38), seinen Gegner. Dieser quittirte den richtigen Empfang der ihm zugedachten Hiebe in der Vorrede zu dem Almanach für 1783 mit den Worten: „Ich habe mich wenigstens nicht, wie mir neulich ein journalistischer Marktschreier prophezeiht hat, an den Schwertspitzen der Kritik gespießt — er müßte denn seinen eigenen hölzernen Hanswurstdegen meinen, welcher uns, wie wir ihn versichern dürfen, nicht gefährlich verwundet hat.“ Mehreres über diesen literarischen Streit siehe bei Boas, Schiller's Jugendjahre, II. S. 101 ff. und 216 ff.

Nanine.

Der Verfasser, dessen Name auf dem Titel nur mit mit „Pffr.“ angedeutet ist, heißt Ferd. Friedr. Pfeiffer, geboren 1759 zu Pfullingen, 1773 in die Militär-Pflanzschule aufgenommen, 1780 mit Schiller ausgetreten, wurde

Rentkammer-Secretär, zugleich 1782 Lehrer der englischen Sprache an der Militär-Akademie, 1794 Assessor der Hof- und Domänenkammer. (Goedeke, I. S. 377.) Schon die vorliegende Recension macht es höchst unwahrscheinlich, daß er Mitarbeiter an Schiller's „Anthologie" gewesen sei, wie zuerst Döring behauptet und nach ihm unter Andern Boas angenommen hat. Ueber Voltaire's „Nanine" siehe Lessing's Hamburgische Dramaturgie, 21stes Stück (Werke, VII. S. 146).

Kasualgedichte eines Wirtembergers.

Der Verfasser war Joh. Ulrich Schwindrazheim, geb. 11. November 1736 zu Neuenburg, 1768 Professor und vierter Docent bei der lateinischen Schule zu Ludwigsburg, seit 1775 Pfarrer in Gomaringen. (Goedeke, II. S. 379.)

Vermischte teutsche und französische Poesien.

Der Verfasser war Joh. Christoph Schwab, der Vater des bekannten Dichters und Schiller-Biographen Gustav Schwab. Er war seit 1778 Professor an der Militär-Akademie. Diese Recension veranlaßte Gustav Schwab in seinem „Leben Schiller's" (S. 110) zu dem ungerechten Urtheil: „Nebenbei benutzte Schiller sein Repertorium, wie gleichzeitig die „Anthologie", nicht nur sich selbst hervorzuheben, sondern literarische Feindschaft auf nicht ganz ungehässige Weise zu üben. So scheute er sich z. B. nicht, einen seiner edelsten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweisung Rache nehmend, auf eine hämische und ungutmüthige Weise in einer literarischen Beurtheilung zu verletzen."

Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben.

Goedeke (II. S. 383 f.) sagt über diese Zeitschrift: „Der Herausgeber war Balth. Haug; vergl. dessen „Gelehrtes Wirtemberg", S. 90. Im 2. Stück, S. 467, steht eine kurze Anzeige der „Räuber", die von Schiller sein könnte; vielleicht gehören ihm auch die beiden vorhergehenden Anzeigen über Robertson's Geschichte Karl's V. (S. 454) und über Stäudlin's „Proben einer deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten" — die ich jedoch, da kein äußeres Zeugniß vorliegt, nicht aufnehmen mochte."

21. Selbst-Recension der „Anthologie".

Wir werden die Erklärung des Einzelnen unter dem Texte geben. So freimüthig Schiller auch spricht, so ver-

gißt er doch nicht, seine eigenen Gedichte in ein sehr günstiges Licht zu stellen; seiner Mitarbeiter erwähnt er fast gar nicht.

22. **Schreiben über einen Versuch in Grabmälern.**

Zu dem von Schiller's Akademie-Genossen Joh. Jac. Atzel verfaßten Aufsatze hat Schiller, nach dem Zeugnisse Petersen's im Morgenblatte, 1809. Nr. 267, die Inschriften verfaßt. Wir theilen des bessern Verständnisses halber den ganzen Aufsatz mit, aus dessen Anfang zu vermuthen ist, daß Schiller solcher Inschriften wahrscheinlich noch mehr gemacht hat, als wir von ihm besitzen.

23. **Eine großmüthige Handlung, aus der neuesten Geschichte.**

Diese Geschichte hat sich wirklich, und zwar in Schiller's Verwandtschaft, zugetragen. Boas (Schiller's Jugendjahre, II. S. 232) erzählt sie so: „Zwei Brüder, Barone v. Wurmb, liebten dasselbe Mädchen mit gleicher Leidenschaft. Der Aeltere verließ Deutschland, um dem Glücke seines Bruders nicht im Wege zu sein; doch ertrug er die Trennung nicht und kam elend, bleich, ein Bild des Todes, nach der Heimath zurück. Nun ging der Jüngere nach Batavia, dem Bruder die geliebte Braut überlassend, der sich denn auch mit ihr vermählte. Aber nach einem Jahre schon starb die junge schöne Frau, und auf dem Sterbebette entdeckte sie einer Vertrauten, daß sie den Entfernten geliebt habe. — Die Schwester der beiden Brüder lebte noch in Thüringen, und dies war Frau von Lengefeld, welche nachmals Schiller's Schwiegermutter wurde." Die Brüder hießen Ludwig und Karl; der Letztere war der Entsagende und ging nach Batavia, wo er starb. Die Geliebte der Brüder war ein Fräulein von Werthern. (Goedeke, II. S. 388.) Schiller's Jugendfreund, Wilhelm von Wolzogen, ein Verwandter der Lengefeld'schen Familie, oder dessen Mutter, Schiller's Gönnerin, mögen ihm diesen Stoff zugeführt haben.

24. **Der Jüngling und der Greis.**

Ein Dialog, ähnlich dem „Spaziergang unter den Linden" (Nr. 16). Nach einem glaubwürdigen Zeugniß ist derselbe von Scharffenstein verfaßt, von Schiller überarbeitet. Wenn man die Charaktere Schiller's und Scharffenstein's mit einander vergleicht, könnte man annehmen, sie hätten

die Rollen des Dialogs unter sich getheilt; Schiller hätte die des Jünglings, Scharffenstein die des Greises übernommen, und so wäre dieses Gespräch zu Stande gekommen. Man beachte, daß der Jüngling hier Selim heißt, wie Schiller sich selbst in seinem Verhältnisse zu Scharffenstein nannte (siehe das Gedicht „Schiller und Scharffenstein", Werke, I. 2. S. 17); und der Klang des Namens Almar erinnert wenigstens an Sangir (Scharffenstein).



Erster Abschnitt.

1.

Beantwortung der von Seiner Herzoglichen Durchlaucht gnädigst aufgegebenen Frage:

Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei wie die eines Privatmannes?

in einer Rede auf den Geburtstag Seiner Excellenz der Frau Reichsgräfin von Hohenheim. [1])

Durchlauchtigster Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Ist die Freundschaft des Fürsten dieselbe wie die eines Privatmannes? Eine Frage, würdig des erhabenen Fürsten, der sie gab, würdig dieses Tages und schon zum Voraus durch das glänzendste Beispiel vor unsern Augen beantwortet. Geläng' es mir, dieses getreu zu zergliedern, und die Frage wär' dann entschieden und spräche deutlicher als jede Untersuchung.

---

1) Zuerst von Dr. Adalbert von Keller in seinen „Beiträgen zur Schiller-Literatur", Tübingen 1829, S. 28—32 veröffentlicht, aus einem Fascikel von Akademie-Acten im königlichen Geheimen Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart. „Der Name des Verfassers schien ausgeschnitten, und eine andere Hand hatte mit Röthel „Schiller?" unter die Lücke geschrieben." Später sprach Keller in der „Nachlese zur Schiller-Literatur", Tübingen 1860, S. 27, die Vermuthung aus, daß der Name Schiller's durch einen Autographensammler ausgeschnitten sein möchte. Das Urtheil Sachverständiger und die Vergleichung mit einer unzweifelhaft ächten Rede bestärkte ihn in der Annahme, daß die vorliegende Rede nicht nur von Schiller herrühre, sondern auch von seiner eignen Hand geschrieben sei. Für die Aechtheit spricht auch die Vergleichung mit einem Stammbuchblatte von Schiller's Hand, auf welchem dieselben Verse stehen, die in obiger Rede vorkommen, und die jedenfalls von Schiller selbst herrühren (vgl. Goedeke's historisch-kritische Ausgabe von Schiller's Werken, Stuttgart 1867, I. S. 361).

Erlauchte Gräfin!

Wenn Tugend das Wohlgefallen an Glückseligkeit überhaupt ist, so ist Freundschaft ein Nebenzweig dieser allgemeinen Liebe. Sie ist eine glückselige Verwechslung unserer selbst mit Andern. Sie ist die Harmonie der Neigungen. Sie ist die Vermischung der Wünsche. Eine Empfindung, die entweder aus edlen, wohlwollenden Handlungen eines Andern oder aus Liebe weckenden Eigenschaften entsteht, verbunden mit dem eifrigsten Wunsche, Den nur zu besitzen, mit dem sich meine Seele schon so ganz vertraut, mit dem sie so ganz sympathisirt. Aber nur edle, tugendhafte Seelen sind dieses wonnevollen Gefühls der Freundschaft fähig, weil kein Eigennutz ihre Seelen verzehrt, kein Eifersucht weckender Ehrgeiz, weil sie allein die liebevollen Eigenschaften eines Andern zu schätzen und zu empfinden fähig sind, und weil Tugend Liebe ist. Denn Tugend ist derjenige Zustand eines denkenden Wesens, durch welchen er am Fähigsten wird, Geister vollkommener zu machen und durch Vervollkommnung derselben selbst glücklich zu sein. Ja, immer werden wir sehen, daß tugendhaft geschienene Handlungen nur so lange ihren Werth behalten, als sie Wohlwollen voraussetzen; sobald wir aber einen andern Beweggrund wahrnehmen, so wird unser Gefühl von dem Verdienste einer Handlung gerade in dem Grad abnehmen, als wir glauben, daß dieser Beweggrund einen Einfluß darauf gehabt habe. — Sollten wir also finden, daß eine Handlung, die aus Dankbarkeit zu entspringen geschienen, aus der Erwartung einer neuen Wohlthat ihren Ursprung genommen, o, so wird diese Einbildung allen Begriff von dem Verdienste und der Lobwürdigkeit gänzlich zerstören. Tugend also ist Freundschaft. Böswichter haben nur Gefährten ihres Verbrechens, nur der Tugendhafte allein Freunde. Schon in das Wesen der menschlichen Seele ist der Keim der Freundschaft gepflanzt. Dieser himmlische Trieb, der das Weltall verbindet — All unsere Thätigkeit, all unser Vergnügen sproßt aus der Geselligkeit.

„Selig ist der Freundschaft heilig Band,
Sympathie, die Seele Seelen traut,
Eine Thräne, wenn die Hand die Hand bethaut,
Und ein Auge, das das Auge schaut.“ [1])

Ich bin ein geselliges Geschöpf. Meine Glückseligkeit kann ohne Liebe meiner Mitmenschen nicht bestehen, und die Glückselig-

---

1) Trotz der Anführungsstriche sind diese Verse von Schiller selbst (s. Goedeke, a. a. O. I. S. 361).

keit dieser kann nicht bestehen, wenn ich sie nicht liebe. — Gott will die größte mögliche Glückseligkeit — So will er also, daß ich für die Glückseligkeit Anderer ein Gefühl habe, so wie für die meinige. Und das habe ich auch wirklich — Ja, ich habe es nicht allein für meine Mitmenschen, sondern für alle lebendige Geschöpfe. Der Anblick oder die Vorstellung eines leidenden Wesens zerreißt mein Innerstes, löscht allen Genuß meiner eigenen Glückseligkeit aus, spannt alle meine Kräfte zur Beihilfe an. Ich habe Hilfe geleistet, und nun bin ich wieder ruhig, bin der Glückseligkeit fähig. Ja fürwahr, so ist es, wenn ich ein guter, unverdorbener Mensch bin, und ebenso muß ich mich freuen, wenn andere Menschen ebenso die Pflichten ihres geselligen Daseins erfüllen. So ist die Seele von Natur zur Sympathie gestimmt, so empfindet sie Wollust an Beobachtung der Vollkommenheit und des Wohlergehens Anderer. So entsteht in ihr eine unangenehme Empfindung bei dem Anblick eines leidenden Wesens — Gesellige und gütige Neigungen gefallen; wir haben deswegen allemal den stärksten Hang, mit ihnen zu sympathisiren. Ihr Anblick ist uns von allen Seiten angenehm; wir nehmen an dem Vergnügen sowol Dessen, der sie fühlt, als Dessen, der ihr Gegenstand ist, Theil. Denn so wie der Gedanke, Gegenstand des Hasses und Unwillens zu sein, rechtschaffenen Männern weit mehr Kränkung verursacht als alles Uebel, das sie von ihren Feinden zu befürchten haben, so ist auch in dem Bewußtsein, geliebt zu werden, ein Vergnügen, das einem feinen und zarten Gefühl weit wichtiger ist als alle Vortheile, die es von dieser Liebe erwarten kann. Welcher Charakter ist abscheulicher als derjenige, der Vergnügen daran findet, unter Freunde den Samen der Uneinigkeit auszustreuen und ihre zärtliche Liebe in tödtlichen Haß zu verwandeln? Aber worin besteht die Häßlichkeit dieses mit Recht so verabscheuten Verbrechens? Nicht darin, daß er sie der kleinen Freundschaftsdienste beraubt, die sie von einander zu erwarten gehabt hätten, sondern darin vielmehr, daß er sie der Freundschaft selbst beraubt, darin, daß er sie um die gegenseitige Zuneigung bringt, aus welcher ihnen so viel Vergnügen zuströmte, darin, daß er die Harmonie ihrer Herzen zerstört und die glückliche Vereinigung, die vordem unter ihnen herrschte, zernichtet, und daß diese Vereinigung zur Glückseligkeit weit wichtiger ist als alle kleine Dienste, die daraus natürlich herfließen; das fühlt nicht allein der Zärtliche und Gefühlvolle, sondern auch der Roheste unter dem Pöbel — Ja, wahre Freundschaft bleibt immer ebendieselbe, beim Großen wie beim Privatmann. Sie entspringt aus eben der Quelle wie

diese, hat mit dieser gleiche Natur, denselben himmlischen Charakter. Oft ist selbst ihre Quelle reiner bei dem Fürsten als bei dem Privatmann. Tausendmal verbinden Diesen fremde Absichten mit einem Menschen; und erst in der Folge pfropft er Freundschaft auf den edlern[1]) Zweig, wie der verdorbene Römer auf Weiden seine Limone. Aber der Fürst, wenn er Freund wird, welche Absichten kann er haben? Er, der Alles mehr hat als der Privatmann, was kann er eigennützig von diesem erwarten? Ihn reißt Harmonie der Seele, Bestreben nach Tugend, Bestreben, durch die ganze Natur in all ihre innersten Seiten nur Einklang zu bringen, zu dem Freunde hin. Jener sucht oft vorher Vortheile und wird dann erst Freund. Der Fürst ist Freund und pflückt dann erst die herrlichen Früchte von dem nur um sein selbst willen gepflanzten Baume. So ist der Fürst also Freund oft aus einer bessern Quelle; dennoch aber trägt er eben das himmlische Gepräge der Tugend, das nur allein wahrer Stempel der Freundschaft ist. Der Fürst ist also auf dieselbe Art Freund, kann es auf dieselbe Art sein und muß es sein, wenn er Freund sein will. Denn Tugend ist ebendieselbe ewig — Und Tugend ist Freundschaft. Aber kann der Fürst auch einen Freund finden? Wird nicht der Niedrere, den er zu seinem Freunde ruft, in dem Freunde den Fürsten fürchten? in dem Freunde den Wohlthäter, den Schöpfer seines Glücks lieben? Wird er den Fürsten vergessen können, um als Freund mit dem Freunde zu leben? — So fehlt die schönste Perle in dem Diademe der Fürsten; die Welt hat keinen tugendhaften, und es verlohnt sich nicht die Mühe, ein Fürst zu sein. Aber Alexander hat seinen Hephästion,[2]) Heinrich seinen Sülly — und die Welt hat noch Tugend, hat Männer, die der Glanz des Thrones, an sich so ehrwürdig, mit Ehrfurcht erfüllt, aber nicht blendet, schüchtern macht, aber nicht schreckt. Nur um so erhabener wird also die Freundschaft des Fürsten. Denn Freundschaft, was ist sie ohne gegenseitige Ehrfurcht und Achtung? Also der Fürst kann Freund sein, kann einen Freund haben. — Aber edlere, seligere Wirkungen sind dem Großen vorbehalten, da indessen der Privatmann in seiner kleinen Wirkungssphäre nur sehr selten das Vergnügen fühlen kann: ich habe edle, dem Staat nützliche Bürger erzogen, ich habe eine Familie glücklich gemacht, ihnen den wahren Weg zur Glückseligkeit ge-

---

1) Man erwartet hier „unedlern" statt „edlern".

2) Alexander verglich Hephästion mit Craterus so, daß er Diesen „den Freund des Königs", Jenen „den Freund Alexander's" nannte (Corn. Nepos, Eumenes, 2).

zeigt, das ist: ich habe sie mit innigen Banden der Freundschaft verbunden, ich habe sie tugendhaft gemacht. — Nun betrachte man die Folgen eines Großen, der als Menschenfreund das Vergnügen des Volks, geliebt, angebetet von Allen; wird nicht Alles seinem erhabenen Beispiel folgen, seine Tugenden, ja selbst seine Fehler, die ihm nun unter einer liebenswürdigen Gestalt erscheinen, wetteifernd annehmen? — So erziehe man einen Jüngling, der einst Künstler werden soll, unter den Meisterstücken Rubens' [1]) und Titian's — oder unter der Harmonie Jomelli's [2]) und Sacchini's. [3]) Man entferne von ihm sorgfältig jede unglückliche Mißgeburt — Man erziehe ihn im Schooß einer schönen, reizenden Natur — Er wird sich bald an Schönheit und Harmonie gewöhnen, und im Schlafe wachsame Gefühle für Meisterstücke werden seinen Geschmack zum Schönsten bilden. Jeder Mißlaut wird ihm Abscheu einjagen — Jeder Wohllaut wird ihn in Entzücken dahinreißen — Jeder fehlerhafte Pinselstrich wird sein Auge ärgern; aber er wird bei Angelo's Gott Vater [4]) aus sich selbst gezaubert werden — Er ist ein Freund und Anbeter der Schönheit und Harmonie. Er ist ein Feind der Häßlichkeit und des Mißklangs — Nun ahme man Diesen bei der sittlichen Bildung nach; man stelle dem Jüngling, den man für das Wohl der Menschheit bilden will, Gepräge edelmüthiger, großer Thaten vor — man verfeine seine Einsicht durch Religion und Weisheit; man lasse ihn unter den Augen tugendhafter Menschen hervorwachsen — das unveränderliche Bild der Tugend oder der geistigen Harmonie wird in seiner Seele verwachsen, daß der Mißlaut des Lasters sogleich seine Gedanken empört, und der Wohllaut der Tugend sein Wesen in wonnevolle Gefühle dahinreißt — Freundschaft und Tugend werden also die Oberhand behalten, das Volk, nur an Tugend gewöhnt, wird an dem Laster quälenden Mißlaut empfinden, das heißt, es wird sich bestreben, sein Wesen nur vollkommener, nur tugendhafter zu machen.

---

1) In der Handschrift: „Rubins".

2) Nicolo Jomelli, geb. 171 zu Aversa, lebte meist in Rom, wo er auch die meisten seiner Opern componirte wurde 1748 von dem Herzog von Württemberg mit einem Jahrgehalt von 10,000 Gulden als Ober-Kapellmeister nach Stuttgart berufen. Als im Jahre 1768 das große Orchester in Stuttgart aufgelöst und die Mitglieder auf halben Sold gesetzt wurden, ging Jomelli nach Neapel. —

3) Antonio Maria Sacchini, geb. 1735 zu Neapel, wurde 1769 Director der Oper in Venedig, bereiste 1771 Deutschland und ging nach London und 1788 nach Paris, wo er in demselben Jahre starb.

4) Michel Angelo Buonarotti, geb. 1474 zu Caprera, gest. 1564 in Rom. Es ist der „Gott Vater" im Gemälde vom jüngsten Gericht, welches sich in der Sixtinischen Kapelle in Rom befindet, gemeint.

3*

Folgt dies nicht unmittelbar daraus — und redet dies nicht die Geschichte, freilich nur selten, aber desto eindringender, desto wirkender? Enthält sie nicht Gemälde tugendhafter und durch Tugend und Freundschaft gebildeter Großen? Gemälde, die zwar in ihrer großen Galerie nur zuweilen aus den vielen Beispielen des Lasters herausglänzen, aber auch desto angenehmere Ruhepunkte für das beleidigte Aug' des Zuschauers sind? Gemälde von Großen, die bemüht waren, ihr Volk nur vollkommener, nur tugendhafter zu machen oder, mit andern Worten, eine Kette von Wesen durch innige Bande der Freundschaft zu verknüpfen? So war ein Alexander mit seinem Hephästion, ein Heinrich mit Sülly, ein Gustav Adolph mit Oxenstierna.[1]) Diese Großen, mit ihrem Volke durch diese Vertrauten nun näher bekannt, beglückten dasselbe. Besiegte verehrten in Hephästion ihren großen Beherrscher Alexander, staunten seine erhabenen Eigenschaften an und wurden folgsame Unterthanen; der Landmann segnete seinen Heinrich, der ihm Ruhe und glückliche Tage verschaffte, die Nation ihren Gustav, der sie mit Oxenstierna als sein Werkzeug milde beherrschte, den er schon in seiner zarten Jugend zum Freunde erwählt; denn gerne erzeugt sich dies edle Gefühl in der Jugend, wo noch die ganze Seele voller Feuer ist, wo sie noch sympathetisch mit gleichfühlenden Herzen schlägt, wo noch kein fremdes Interesse unsere Seelen dahinreißt, und gerne dauert sie aus. Mit Diesem theilte Gustav den Ruhm, ein Volk glücklich gemacht zu haben — Aber was soll ich noch lange in der Geschichte Jahrhunderte durchirren, Muster ächter Freunde in den modernden Alterthümern aufsuchen? Finden wir nicht in unsern Tagen das größte Beispiel an Karl und Franziska? Thränen der Freude entfallen dem Auge, Thränen des Danks steigen zu dem Unendlichen auf, daß er Sie schuf, daß er Ihr Dasein verlieh; denn vereint mit Ihrem erhabensten Freunde, verlieh sie Weisheit und Tugend dem Menschen-Geschlechte — Ich schweige — Aber ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre weinen um Karl und Franziska, segnend die Vorwelt, daß sie durch solche Freunde regiert, daß sie durch Freunde beglückt —

---

1) Ueber die Freundschaft Gustav Adolph's mit Oxenstierna s. Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs", Buch IV (Werke, XIII. S. 103).

2.

Rede über die Frage:

Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?

Von Joh. Christ. Fried. Schiller, d. 10. Jan. 1779.[1])

Durchlauchtigster Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend? — Dies ist die Frage, die nun zu beantworten mir gnädigst auferlegt ist. Ich freue mich des erhabenen Gegenstands meiner Rede. Ich freue mich doppelt, der Tugend Lobredner zu sein im Tempel der Tugend.[2])

Nicht die schimmernde That vor dem Auge der Welt — nicht das stürmende Klatschen des Beifalls der Menge — die innere Quelle der That ist's, die zwischen Tugend und Untugend entscheidet.[a]) Liebe zur Glückseligkeit[3]) muß diese Quelle sein. Sie, diese Liebe ist es, die zwischen zwei Gegenneigungen den Ausschlag geben soll, sie, die Alles, Alles überwägen muß. Aber ihr ist der scharfsehende Verstand zum Führer gegeben. Der Ver-

---

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) richtet.

---

1) Zuerst von Karl Hoffmeister in seiner „Nachlese zu Schiller's Werken", Stuttgart und Tübingen 1841, Band IV. S. 32—40 veröffentlicht, nach einer im Nachlasse Petersen's befindlichen Copie einer Abschrift dieser Rede, welche Schiller seinem akademischen Freunde Voigeol schenkte. — Obiger Abdruck ist der „Nachlese zur Schiller-Literatur", S. 11—16, entnommen, deren Herausgeber, Adalbert v. Keller, die im Besitze des Freih. Gottlob von Süßkind zu Bächingen an der Brenz befindliche Originalhandschrift zu Grunde legte.

Die Abweichungen beider Texte erklärt Goedeke (a. a. O., Th. I. S. 70) durch die Annahme, daß Schiller das Original einliefern mußte und dann aus dem Concept und dem Gedächtniß ein Exemplar herstellte, um das ihn der Freund gebeten haben mochte. Es ist jedoch ebenso denkbar, daß Voigeol's Manuscript das Original-Concept ist, und daß Schiller behufs der Ablieferung der Rede an den Herzog dasselbe noch einmal abschrieb und dabei verschiedene Veränderungen, die ihm Verbesserungen scheinen mochten, anbrachte.

2) Die Reden wurden in einem tempelähnlichen, mit auf die Tugend bezüglichen Emblemen und Inschriften geschmückten Saale gehalten.

3) Vergl. in No. 1 (S. 32, Z. 2): „Wenn Tugend das Wohlgefallen an Glückseligkeit überhaupt ist".

stand muß jede Neigung prüfen, ob sie zur Glückseligkeit leite. Der Verstand muß den Ausspruch thun, welche Neigung zu höherer, zu weiterumfassender Glückseligkeit leite. — Der Verstand muß die Wahl der Seele bestimmen! Je heller also, je gewaltiger, je dringender die gegenseitige Neigung, desto höherer [a] Verstand — desto höhere Liebe — desto höhere Tugend!

Ich sehe den erhabensten Geist, den je das Alterthum gebar, dem nie dämmerte der [b] Offenbarung Gottes ein blasser [c] Widerstrahl; er hat den Giftbecher in der Hand — Hier Liebe zum Leben — das mächtigste Drangsgefühl, das je eines Menschen Seele bestürmte; dort zum Pfade höherer Seligkeit ein zitternder Schein, ein eigner durch das Forschen seines Geistes einsam erschaffner Gedanke [d] — Was wird Sokrates wählen? — Das Weiseste — Jetzt, o Weisheit, leite Du seine entsetzliche Freiheit — Tod — Vergehen — Unsterblichkeit — Krone des Himmels [1]) — Versieglung — blutige — große, mächtige Versieglung seiner neuen Lehre! [e] — Leite seine letzte entscheidende [f] Freiheit, scharfsehender Verstand! — Entschieden — getrunken das Gift — Tod — Unsterblichkeit — seine Lehre mächtig versiegelt! [g] — Höchster Kampf — höchster Verstand — erhabenste Liebe — erhabenste Tugend! Erhabner nichts unter hohem bestirnten Himmel vollbracht! —

Was ist also das Wesen der Tugend? Nichts Anders als Liebe zur Glückseligkeit, geleitet durch den Verstand — Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit!

Und was Anders, wenn ich hinaufstaune an das höchste Urbild der Tugend! — Was war's, das den Weisesten leitete, eine Welt aus dem Chaos zu erheben? — Unendliche Liebe! [h] — Was

---

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) höheren.
b) die (Druckfehler?).
c) „blasser" fehlt.
d) Liebe zum Leben — ein gewaltiger Sturm von Leidenschaften, die je eines Menschen Seele bestürmten — dort ihm winkend ein zitternder Strahl zum Pfade höherer Seligkeit — ein eigener, durch das einsame Forschen seines Geistes erschaffener Gedanke!
e) Tod — Vergehen — Unsterblichkeit — Hölle — letzte — große — Versiegelung seiner neuen Lehren.
f) entsetzliche.
g) Gewählt — Gift getrunken — Tod — Unsterblichkeit — mächtig versiegel seine Lehren. —
h) erheben? — Unendliches Wohlwollen, unendliche Liebe.

---

1) Offenbar. Joh., 2. 10.

war's, das den Liebenden leitete, der neugebornen Welt Ordnung und Wohlklang zu geben durch ewige, unwandelbare Gesetze? — Unendliche Weisheit! — So [a] ist also Liebe und Weisheit das Wesen Gottes in Beziehung auf seine Geschöpfe — Tugend ist Nachahmerin Gottes [1]) — Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

Und was sagt [b] von der Tugend der große Lehrer der Menschen? Sie ist Liebe zu Gott und den Menschen. Wer kann Gott lieben ohne Weisheit? wer Menschen [2]) lieben ohne Verstand? — Wiederum [c] Tugend das harmonische Band von Liebe und Weisheit. So spricht [d] der Gesetzgeber aus den Donnern [e] von Sina! so der Gottmensch auf dem Tabor! [3]) — so Religion — Sittenlehre — Philosophie — und aller Weisen einstimmiger Mund!

Ich komme nun näher zu meiner Frage: Ist allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit Tugend im engsten Verstand? [f] — Mich soll jetzt die glänzende Außenseite prangender Thaten nicht verblenden; [g] dringen will ich und forschen in ihre innerste Quelle, nach dem festgesetzten Begriff von Tugend will ich sie richten — auf dieser Wage will ich sie wägen! [4]) — —

Ich schaue in die Geschichte. [h] Ich sehe den großen Julius das Römische Volk [i] mit Spielen belustigen — mit Geschenken

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) Weisheit! Daß die Elemente zusammenklungen, wie die Saiten auf der Harfe des Meisters in einem — einem großherrlichen Schall — Schönheit — Vollkommenheit — unendliche Weisheit! unendliche Liebe! So . . .

b) sagte.

c) Wer kann glückselig machen ohne Liebe? wer glückselig machen ohne Verstand? — wer Gott lieben? — wer Menschen lieben ohne Weisheit? So ist wiederum . . .

d) redet.

e) dem Donner.

f) näher zur Beantwortung meiner Frage: „Gehört allzu viel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?"

g) blenden.

h) Die Worte: „Ich schaue in die Geschichte" fehlen.

i) Römervolk.

1) Petersen, Schiller's Jugendfreund, urtheilt über diese Rede: „Die Hauptgedanken sind nicht nur alle entlehnt, sondern auch großentheils unrichtig angewandt. Von den Beispielen kann man nicht sagen, daß sie glücklich gewählt sind. Die Klopstock'sche Idee von der Tugend als Gottnachahmerin ist höchst entweiht."

2) Ev. Matth., 5. 43.

3) Schiller scheint den Tabor für den Berg zu halten, auf welchem Jesus die Bergpredigt hielt.

4) Vgl. Klopstock's „Messias", VII. 418 f.

und Gaben überschwemmen — ich sehe den Niedrigsten hoch herablächeln sein Aug'.[a] Laut erhebt ihn der Mund des Pöbels — preist seinen Namen[b] — stellt sein entweihendes Bild an den Altar der obersten Gottheit. Hat er tugendhaft gehandelt? — Er, den so hoch erhub der Thoren läppischer Mund — Wie leicht wird der Weltherrscher[c] dahinflattern auf der Wage der Gerechtigkeit Gottes! überwogen unendlich weit von einer — einer mitleidigen Thräne, in Hütten geweint — Herrschsucht war seine Neigung! Ehrgeiz die Quelle seiner That!

Ich dringe weiter in eben der Geschichte — Ich sehe Dich — o Augustus! der Du den ersten Purpur wieder trägst — die großen Geister Deines Jahrhunderts lockst Du mit kaiserlichen Belohnungen an Deinen Thron! — Rom feiert sein goldenes Alter unter Deinem Scepter — Rom schimmert unter Dir in blühender Jugend! — Herunter die Larve Deiner Absichten — Rom's Männerseelen willst Du entnerven durch sanftes — wollüstiges Gefühl, daß nimmer sie erhüben zur Rettung des Vaterlands den furchtbaren Arm — willst prangen sehen Deinen Namen im Liede Deiner bestochenen Sänger, willst unsterblich werden mit den Unsterblichen![d] —

Und dringe[e] ich in die heilige Geschichte! — Was war der Grundtrieb, der den Sohn David's beseelte, daß er in Jerusalem's Thoren in die Umarmung der niedrigsten Bürger sank?[1] — War dieses fürstliche Güte? — oder war es die Krone, die ihm fern-

---

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) sein Auge hoch herablächeln den Niedrigsten!

b) den Namen des Herrschers.

c) Ha! der Weltherrscher, wie leicht wird er 2c.

d) Ich dringe weiter in dieser Geschichte. Ich sehe den glücklichen August die großen Geister seiner Zeit an seinen Thron locken — mit kaiserlichen Geschenken belohnen. Rom schimmert unter seinem Scepter — Rom feiert sein goldenes Alter unter Julius' Enkel! — Ist dies nicht der feine Grundsatz der Staatsklugheit, daß entnervt würden Rom's Männerseelen durch sanftes, wollüstiges Gefühl, nimmer sie erhüben zur Rettung des Vaterlands den furchtbaren Arm? — Ist es nicht der schnöde Ehrgeiz des Fürsten, seinen Namen prangen zu sehen im Liede seiner Sänger — unsterblich zu werden mit den Unsterblichen?

e) schaue.

---

1) 2. Sam., 15, 2 u. 5: „Und Absalom machte sich also des Morgens frühe auf und trat an den Weg bei dem Thor. — Und wenn Jemand sich zu ihm that, daß er ihn wollte anbeten, so reckte er seine Hand aus und ergriff ihn und küssete ihn." — Vergl. auch „Die Räuber", Act II. Scene 2 (Werke, II. S. 61): „Mein Vater saß liebreich lächelnd am Thor und grüßte sie Brüder und Kinder."

Schiller's Frau erzählt, daß unser Dichter in der Militär-Akademie ein dramatisches Gedicht „Absalom" habe schreiben wollen.

her ums Haupt schimmerte — der Durst nach Herrschaft,[a] der ihn zwang und drang, unter die Stufe seiner Hoheit zu sinken, daß er über dieselbe sich emporschwingen[b] möchte?

Soll ich ferner forschen oder mit ewigem Schleier bedecken diese schändliche Scene?[c] — Hier also war Güte die Larve des in der Tiefe der Seele lauernden Lasters. Aber verlarvtes Laster ist gräulicher im Auge des großen[d] Kenners im Himmel als das, so wie Ravaillac's[1]) Königsmord oder Catilina's Mordbrennerei in seiner Schande vor dem Auge der Menschen steht. Hier war die Güte mit Weisheit, aber nicht mit Liebe im Bund.[e] Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

Aber allzu viel Güte und Leutseligkeit hat Dich, o Weisheit, nicht zur Wegweiserin[f] gehabt. Der Weise ist gütig, aber kein Verschwender. Der Weise ist leutselig, aber er behauptet seine[g] Würde. Verschwendung beglückt nicht. Allzu viel Leutseligkeit beglückt nicht. Güte mit Weisheit, Leutseligkeit mit Verstand — diese allein beglücken den Bruder[h] — Und seh' ich an das größeste Urbild der Tugend![i] der Güte! Mit welcher Weisheit und[k] Mäßigung hat nicht[l] die höchste Güte ihre Wohlthaten ausgespendet! — Siehe an die große, herrliche[m] Haushaltung der Natur! Ich will schweigen.[n] Und von der Leutseligkeit — Siehe an das große Urbild der Herablassung! (Leutseligkeit ist beim Unendlichen Herablassung.) Hält nicht des Ewigen Majestät auch den erhabensten Menschengeist, den je ein Körper umgab, in heiliger Nacht zurück? Siehe an die heiligen Bücher! Frage Dich selbst! Ich will schweigen. Dieses Urbild nachahmen, ist Tugend. Allzu große[o] Güte und Leutseligkeit ist nicht Nach=

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) Ehre. b) hinaufschwingen.
c) diese schändlichen Thaten verhüllen mit ewigem Schleier? d) scharfen.
e) begangen.
f) Weisheit nicht zur Führerin.
g) kein Verschwender seiner.
h) Der Satz: „Güte—Bruder" fehlt.
i) Die Worte: „der Tugend" fehlen.
k) Die Worte: „Weisheit und" fehlen.
l) „nicht" fehlt.
m) „herrliche" fehlt.
n) Hier folgt noch: „Mit welcher Zurückhaltung krönt dieses Urbild seine Herablassung? Hält nicht der heilige Gott auch den erhabensten Menschengeist, den je ein Körper umkerkerte, in ehrerbietiger Schauernacht hinter sich? Frage Dich selbst, ich will schweigen." o) Allzu viel.

---

1) Ravaillac, der Mörder Heinrich's IV. von Frankreich.

ahmung Gottes; nicht Tugend. Sie ist mit Liebe, aber nicht mit Weisheit im Bund.[a] Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit.

Die Frage noch auf der dritten Seite beantwortet.[b] Ein Wort noch vom Kampfe der Seele. Die schönste That, ohne Kampf begangen, hat gar geringen Werth gegen derjenigen,[c] die durch großen Kampf errungen ist.[d] Ich frage also, hat den Allzugütigen seine That Kampf gekostet? War es ein Reicher, der des Glückes Güter im Uebermaaß besitzt, dem sein kraftloses Leibesgebäude noch Leidenschaften versagte, so war ja keine Sorge des Darbens, war ja keine Begierde nach Mehrerem vorhanden, der Neigung, wohlzuthun, das Gegengewicht zu halten. So hat sie ja nicht kämpfen dürfen. So darf sie auch nicht triumphiren — Ferne von ihr der glorreiche Name Tugend!

Und der Allzuleutselige — hat jener Große dort, der seinen Adel, seine Hoheit von sich legt und zum gemeinen Mann vertraulich sich gesellt, hat er, frage ich, Seelenadel? oder fließt seine Denkart mit Dieses Gesinnungen zusammen? So ist ja wiederum das Gefühl eigner innerer Erhabenheit nicht da, der Leutseligkeit des Großen das Gegengewicht zu halten. So hat sie nicht gekämpft. So darf sie nicht triumphiren. Fern auch von dieser der glorreiche Name Tugend! Würde dieser Große mit der pöbelhaften Seele heute noch ein Gefühl eigener geistiger Hoheit erlangen,[e] wer mag bestimmen, ob nicht diese seine Leutseligkeit in schwellenden Stolz ausarten würde?

So ist demnach allzu viel Güte und Leutseligkeit und große Freigebigkeit das harmonische Band von Liebe und Weisheit nicht; — so hat sie keinen Kampf gekostet; — so hat sie die Men-

---

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) Sie ist aus Liebe entsprungen, aber ohne Weisheit vollbracht.

b) Die vorgegebene Frage noch auf der dritten Seite betrachtet.

c) diejenige (s. Goedeke, a. a. O., V. 1. S. XLIII: gegen, mit dem Dativ).

d) Hier folgt noch der Satz: „Sie muß eine heftige Leidenschaft zur Gegnerin gehabt haben, daß der Triumph der edlen Neigung desto höher, prangender sein kann."

e) Diese Stelle (von Zeile 9 an) lautet: „noch dazu sein kraftloser Leibesbau Leidenschaften versagt — so war ja keine Gegenneigung, keine Begierde nach Genuß, keine Sorge des Darbens vorhanden — so hat sie ihn ja keinen Kampf gekostet — so ist sie keine Tugend! Und der allzu Leutselige — hat jener Große dort, der gar vertraulich sich zum gemeinen Manne gesellt, Seelenadel, der ihn über diesen erhöhet, oder eben die Denkart, die ihn diesem gleich macht? so ist wiederum kein Gefühl der Erhabenheit da, der Neigung, wohlzuthun, das Gegengewicht zu erhalten. Sie hat keine Gegner überwinden dürfen. Sie darf nicht triumphiren. Sie darf nicht Anspruch machen auf den glorreichen Namen von Tugend. Würde dieser Große, mit der Seele im Staub, heute noch ein Gefühl geistiger Hoheit erlangen —"

schen nicht bestmöglich glücklich gemacht — so hat sie Gott nicht nachgeahmt — Ich verwerfe sie ganz — Sie ist nicht Tugend! [a]) Dies ist ein Satz von großem Gewicht, mancher mißkannter [b]) That eine Krone zu geben oder zu nehmen. So wird Mancher, dem der tobende [c]) Lobspruch der Menge, [d]) dem [e]) der Afterglanz seiner That [f]) von Belohnungen träumen ließ — ha! wie so einsam, wie so hingeschauert dastehn [g]) am großen Gericht! Wir Menschen richten blos die Außenseite der That; wir messen nach den Folgen allein. Aber wie anders gestaltet [h]) sie sich vor jenem Richter, der den Gedanken, eh er geboren war, sah, und eh er vollbracht war, belohnte [i]) oder verdammte. —

„— Wie krümmen vor Dem der Tugenden höchste
Sich ins Kleine! Wie fleugt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt — die meisten werden vergeben!" [1])

Sie, die ächte Tugend des Weisen, wanket ihm nicht — fliehet ihn nicht — höhnet ihn nicht — Ihm ist sie ein mächtiger Harnisch, gegentrotzend den Donnern des Himmels, ein gewaltiger Schirm, wenn zu Trümmern gehen die Himmel, [2]) wenn die Scheintugend, wie vor dem Winde Spreu, hinwegflattert [k]) — — —

„Große Wonne ist es, vor Gott gelebt zu haben,
Gute Thaten um sich in vollen Schaaren
Zu erblicken! Sie folgen
Alle nach in das ernste Gericht!" [l]) [3])

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) Sie ist nicht Tugend. Ich verwerfe sie ganz.
b) mißkannten.
c) den der berauschende (siehe Goedeke, V. 1. LXIX über diese Construction).
d) hier folgt die Parenthese: „er ist der Weisen Hohngelächter.
e) den. f) Thaten. g) einsam und verlassen dastehen.
h) gebärdet.
i) statt „war, belohnte" steht „ward, kraft seiner Allwissenheit belohnte".
k) Der mit „Ihm ist" beginnende Satz fehlt.
l) hier ist „Kl." beigefügt, da die Stelle aus Klopstock.

1) Aus Klopstock's „Messias", VII. 419—421 (Sokrates spricht diese Verse im Traume der Portia, der Gemahlin des Pilatus) mit folgenden Varianten:

Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich in das Kleine!

Aehnlich die Xenie auf Haller (Werke, I. 2. S. 139):

„Ach, wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen!
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn."

2) Vergl. Horat. Od., III. 3. 7 und 8.
3) Aus Klopstock's Ode „Für den König":

„Ach der Wonne, vor Gott gelebt zu haben,
Gute Thaten um sich in vollen Schaaren
Zu erblicken! Sie folgen,
Jüngling, ihm nach in das ernste Gericht."

Wo eine herrliche[a] That je[b] zur Glückseligkeit der Menschen von Menschen unternommen — je mit mehr Liebe erdacht — je mit mehr Weisheit vollendet — wo je eine mehr Nachahmung Gottes — wo also eine höhere, tugendhaftere That als die Bildung der Jugend? Diese ist mehr denn Schaar. Auch diese, Durchlauchtigster Herzog, folgt nach in das ernste Gericht!!

Was ist also die Krone der Tugend? was ihr schönster, herrlichster Schmuck? Du, o Liebe, Erstgeborne des Himmels, schönste, herrlichste im Angesicht Gottes! Beuge Dich nieder, blühende, jauchzende Natur! beuge Dich nieder, o Mensch! beuge Dich, Seraph am Thron! Durch die Liebe seid Ihr hervorgegangen, durch die Liebe blühet Ihr, jauchzet Ihr, pranget Ihr! durch die Liebe! beuget Euch vor der Liebe!

Und Du, gleichen Adels mit ihr, gleich ewig im Unendlichen mit ihr, Weisheit! schönste Gespielin der Liebe! die Du bist das Hauchen der göttlichen Kraft! Weisheit, Dich bet' ich an, Dich bet' ich an! Dich bet' ich ewig an! Beuge Dich nieder, große unendliche Natur! durch die Weisheit bist Du so meisterhaft zusammengefüget. Durch sie lebt Dein ewiges Uhrwerk. Durch sie klingen melodisch zusammen Deine tausend zitternden Saiten! Beuge Dich nieder, o Mensch! erkenne die Würde der Weisheit! durch sie umfassest Du das Meisterwerk Gottes! — durch sie durchdringet Dein gottgeadelter Geist des Schöpfers großherrlichen Plan! — Durch sie ahmest Du den Fürchterlichherrlichen nach! Beuge Dich nieder! erkenne die Würde der Weisheit! Betet an vor der Weisheit! Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit. Betet an vor der Tugend![c]

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) herrlichere.
b) wo eine.
c) Diese Stelle (von Zeile 7 an) lautet: „Was also ist die Krone der Tugend? ihr größter — schönster — herrlichster Schmuck? Du, o Weisheit! Erstgeborne des Himmels! die Du bist das Hauchen der göttlichen Kraft! Beuge Dich nieder, große, unendliche Natur! Beuge Dich nieder! erkenn die Würde der Weisheit! Durch sie, unendliche, große Natur, bist Du so meisterhaft zusammengefüget; durch sie lebt Dein ewiges Uhrwerk! durch sie klingen melodisch so schön Deine tausendfach zitternden Saiten! Beuge Dich nieder, o Mensch! erkenn die Würde der Weisheit! — Und Du, gleich ewig in Gott, gleichen Adels im Unendlichen mit ihr — und Du, o Liebe! herrliche Tochter des Himmels! Beuge Dich nieder, o Mensch! Beuge Dich, Seraph am Thron! — Betet an vor der Liebe! Durch sie seid Ihr, lebt Ihr, jauchzet Ihr! Durch sie die Liebe! Beuget Euch -- betet an vor der Liebe! Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit! Betet an vor der Tugend!" —

Du, o Tugend, schön strahlst Du in des Menschen Seele! Großen Lohn giebst Du Deinen Lieblingen. Groß ist ihr Schimmer, groß ihr Ruhm bei Gott und den Menschen. So Marcus Aurelius, der größte unter den Fürsten der Vergangenheit, das Muster der Herrscher. Er war der weiseste und sparsamste Verwalter seiner Güter. Er hat Dir, o Göttin der Wohlthätigkeit, einen Tempel errichtet. Dir, weil er am Meisten verstand, Dir zu dienen. Und (wenn ich aus dem todten Schutt des barbarischen Heidenthums eine That emporheben darf, die von wenigen des lichten Jahrtausends übertroffen wird) „Kathmor's Seele war wie der Strahl des Himmels. Hoch an Atha's Strande stiegen seine Thürme gen Himmel. An jedem Thurm sieben Hallen, an jeder Halle ein Gebieter, und lud zum Gastmahle Kathmor's. Aber Kathmor verbarg sich tief in den Wald, die Stimme des Lobs nicht zu hören." [a] [1]

Aber was soll ich noch lange Geschichte [b] voriger Zeiten durchirren, Muster edler Güte und Leutseligkeit [c] aus den verwehten [d] Trümmern des Alterthums hervorzuheben? [e]

Durchlauchtigster Herzog!

Nicht mit der schamrothmachenden Heuchelrede [f] kriechender Schmeichelei (Ihre Söhne haben nicht schmeicheln gelernt) —

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) Diese Stelle (von Zeile 2 an) lautet: „Großen Lohn giebt sie ihren Söhnen! ihren Lieblingen! — Sie nahen der Gottheit, wir stehen ferne, beten an! Du, o der Du der größeste bist unter den Fürsten der Vergangenheit, Marcus Aurelius! Muster der Herrscher! Du warst der weiseste Verwalter Deiner Güter! Du hast der Wohlthätigkeit einen Tempel errichtet! Du wußtest ihr am Weisesten zu dienen! — Und wenn ich aus dem todten Schutt des barbarischen Heidenthums eine That emporhübe, die mir keine in den lichten Jahrhunderten übertreffen wird:

„„Die Seele von Kathmor bestrahlte der Himmel,
Seine Thürme, die steigen am Strande von Atha. Es führten
Sieben Steige zur Halle der Fremden. Auf jeglichem Steige
Stund ein Gebieter und lud zum Mahl. Doch Kathmor verbarg sich
Tief in den Wald und wollte die Stimme des Lobes nicht hören."" Oss."

b) Geschichten.

c) ächter Güte und Wohlthätigkeit.

d) Das Wort „verwehten" fehlt.

e) hervorzugraben.

f) Lobrede.

---

1) Nach der Stelle in Ossian's „Temora" (Gesang I): „The light of heaven was in the bosom of Cathmor. His towers rose on the banks of Atha: seven paths led to his halls; seven chiefs stood on the paths, and called the stranger to the feast! But Cathmor dwelt in the wood, to shun the voice of praise!"

Nein —[a] mit der offnen Stirne der Wahrheit kann ich auftreten und sagen:

Sie ist's, die liebenswürdige[b] Freundin Karl's — Sie, die Menschenfreundin! — Sie, unser Aller besondere Freundin![c] Mutter! Franziska! Nicht den prangenden[d] Hof — die Großen Karl's nicht, nicht meine hier versammelten[e] Freunde, die alle, glühend vor Dankbarkeit,[f] den Wink erwarten, in ein strömendes Lob auszubrechen — nein! die Armen in den Hütten rufe ich jetzt auf — Thränen in ihren[g] Augen — Franziska! — Thränen der Dankbarkeit und Freude — Im Herzen dieser Unschuldigen wird Franziskens Andenken herrlicher gefeiert als durch die Pracht dieser Versammlung. Wenn dann der größeste Kenner und Freund[h] der Tugend Tugend belohnt? — Karl — wo hat ihn je der Schein geschminkter Tugend geblendet? — Karl — feiert das Fest von Franziska! — Wer ist größer, der so[i] Tugend ausübt — oder der sie belohnt? — Beides Nachahmung der Gottheit[k] — Ich schweige[l] — Aber ich sehe — ich sehe schon die Söhne der kommenden Jahre — ich sehe sie neidisch über uns sein[m] — ich sehe sie an diesem und — noch einem — Feste versammelt, ich sehe sie irren in den Grabmälern ihrer Voreltern, sie suchen — suchen — „Wo ist Karl, Württemberg's trefflicher Karl? Wo ist Franziska, die Freundin der Menschen?“[n] [1])

Abweichungen der Petersen'schen Copie:

a) nein — frei.
b) liebenswürdigste.
c) Das Wort „Freundin“ fehlt.
d) der prangend.
e) Die Worte „hier versammelten“ fehlen.
f) Die Worte „vor Dankbarkeit“ fehlen.
g) den.
h) , der schärfste Richter.
i) so die.
k) Beides Gott nachgeahmet!
l) Hier folgt noch: „zu klein, Karln zu loben. Ich verhülle mich, schweige —“
m) Die Worte „ich sehe sie neidisch über uns sein“ fehlen.
n) Der Schluß (von den Worten „ihrer Voreltern“ an) lautet: „der vorigen Edeln! Sie weinen — weinen um Karl — Württemberg's trefflichen Karl! weinen um Franziska! die Freundin der Menschen!“ —

---

1) Vergleiche den Schluß von No. 1 (S. 36).

3.

Die Tugend in ihren Folgen betrachtet.

Rede zur Feier des Geburtsfestes der Frau Reichsgräfin von Hohenheim, auf gnädigsten Befehl Seiner Herzoglichen Durchlaucht verfertigt vom Eleve Schiller.[1])

Durchlauchtigster Herzog!
Erlauchte Gräfin!

Wenn je etwas ist, das ein jugendliches Herz mit Liebe zur Tugend erwärmen kann, so ist es gewiß die Aussicht in ihre erhabenen Folgen. Jedes fühlende Gemüth wird mit brennendem Eifer der Göttlichen sich weihen, wenn es einmal mit voller Ueberzeugung weiß, daß nur Vollkommenheit, nur Glückseligkeit ihre Folgen sind. Denn wonach ringt die Seele des Jünglings — als nach diesem einigen Ziele? wenn sie den großen Gedanken denkt, daß nur Tugend den Menschen zum Abglanz der unendlichen Gottheit macht — denn wonach schmachtet die Seele des Jünglings, als nach diesem nie zu umfassenden Urbild? — Es ist also die Frage: Wie ist die Tugend in ihren Folgen betrachtet? Desjenigen vollkommen würdig, der, ein Vater in Mitte einer jauchzenden Jugend, den göttlichen Wunsch äußerte: „O, daß ich Alle glücklich machen könnte!" — vollkommen würdig, an diesem Freundschaftsfeste feierlich beantwortet zu werden.

Erlauchte Gräfin!

Wenn wir uns den Menschen als einen Bürger des großen Weltsystems denken, so können wir den Werth seiner Handlungen nach nichts besser bestimmen als nach dem Einfluß, den sie auf die Vollkommenheit dieses Systems haben. Wenn wir noch weiter gehen, wenn wir finden, daß alle Räder, alle treibenden Kräfte des großen Systems nur darum so innig ineinandergreifen, nur darum so harmonisch zusammenstimmen, damit der geistige Theil der Schöpfung dadurch vollkommener werde, der empfindende angenehmer, stärker empfinde, der denkende höher,

---

1) Nach dem im Nachlaß der Gräfin von Hohenheim befindlich gewesenen Original-Manuscript zuerst von deren Verwandten, Freiherrn Franz von Böhnen, veröffentlicht unter dem Titel: „Schiller's erste, bis jetzt unbekannte Jugendschrift" (Amberg 1839, Verlag der E. Klöber'schen Buchdruckerei).

umfassender denke: so können wir jede moralische Handlung nur nach dem Maaße schätzen oder verdammen, nach welchem sie mehr oder weniger zur Vollkommenheit der geistigen Wesen mitgewirkt hat. Ja, wenn wir dann noch höher hinauf steigen, wenn wir finden, daß alle Vollkommenheit der geistigen Wesen die Nachahmung, das Wohlgefallen, die Verherrlichung der Gottheit zum äußersten Ziele hat: so muß diese Gleichheit, diese Uebereinstimmung mit den Eigenschaften der Gottheit, dieses ihr Wohlgefallen, diese ihre Verherrlichung der Maaßstab aller moralischen Handlungen sein. Jedwede Handlung eines Geistes also, jedweder Gedanke, ja, ich darf sagen, jedwede Empfindung macht sich des herrlichen, ehrenvollen Namens von Tugend würdig, wenn sie die Vollkommenheit der Geister zum Zwecke hat, wenn sie mit dem Wesen des Unendlichen übereinstimmt, mit seinen Absichten harmonisch geht, wenn sie seine Größe verherrlicht. Jedwede im Gegentheil macht sich des schändenden Namens von Laster schuldig, wenn sie die Geister unvollkommener macht, wenn sie mit den Eigenschaften des höchsten Wesens mißlautet, wenn sie seine Absichten verfehlt. — Vollkommenheit der Geisterwelt wäre also die erste Folge der Tugend.[1])

Noch herrscht ferner ein ewiges Gesetz in der empfindenden und denkenden Natur, daß nämlich Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des einzelnen Wesens im innigsten Bunde stehe. Kraft dieses Gesetzes wird uns das allezeit ergetzen, was das Ganze vollkommener, das allezeit schmerzen müssen, was das Ganze unvollkommener macht. So zieht also jene allgemeine Folge der Tugend, Glückseligkeit des Ganzen, eine zweite und innere nach sich: Glückseligkeit des einzelnen Wesens, das tugendhaft handelt.

Dies Alles kurz zusammengefaßt, können wir sagen: Derjenige Zustand eines denkenden Geistes, durch welchen er am Fähigsten wird, Geister vollkommener zu machen und durch Vervollkommnung derselben selbst glückselig zu sein, dieser Zustand wäre die Tugend. — Und worin wird nun dieser Zustand bestehen? — Diese Frage unwidersprechlich bestimmt zu beantworten, müßte mein Auge in die verworrensten Tiefen der menschlichen Seele gedrungen sein, müßte mein Verstand alle Gedanken der Menschen umfaßt und vereinigt haben. Beinahe ein jeglicher Philosoph — ja, was sag' ich? jeder denkende Geist schafft sich aus seinem eigenen Gedankensystem ein eigenes Gebäude von

---

1) Das Princip der Leibnitz-Wolf'schen Moral-Philosophie.

Tugend und Laster, und obschon Alle nur einem Zwecke entgegenarbeiten, so sind sie doch in Bestimmung desjenigen Zustandes, durch welchen sie ihn erreichen sollen, unendlich getheilt.

Werd' ich wol jedes noch wankende System von Tugend vollends zu Boden stürzen, werd' ich ihr wol ihren festen, ewigen Charakter anerschaffen, wenn ich sie mit den größten Weisen dieses Jahrhunderts [1]) weises Wohlwollen heiße? —

Ein weiser, wohlwollender Geist also macht die Geisterwelt vollkommener, glücklicher. — Dies sind die äußern Folgen der Tugend. Er macht sich selbst vollkommener, glücklicher. — Dies sind die innern Folgen der Tugend.

Und diese zwei Standpunkte sind es, aus denen ich nun die mir gnädigst aufgegebene Frage zu entwickeln suchen werde.

I. Folgen der Tugend auf das Ganze.

Nicht geringer als die allwirkende Kraft der Anziehung in der Körperwelt, die Welten um Welten wendet und Sonnen in ewigen Ketten hält, nicht geringer sag' ich, ist in der Geisterwelt das Band der allgemeinen Liebe. Liebe ist es, die Seelen an Seelen fesselt; Liebe ist es, die den unendlichen Schöpfer zum endlichen Geschöpfe herunterneigt, das endliche Geschöpf hinaufhebt zum unendlichen Schöpfer; Liebe ist es, die aus der grenzenlosen Geisterwelt eine einzige Familie und so viele Myriaden Geister zu so viel Söhnen eines allliebenden Vaters macht. Liebe ist der zweite Lebensodem in der Schöpfung, Liebe das große Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen. [2]) Würde die Liebe im Umkreis der Schöpfung ersterben, — wie bald — wie bald würde das Band der Wesen zerrissen sein, wie bald das unermeßliche Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahintoben, ebenso als die ganze Grundlage der Körperwelt zusammenstürzen, als alle Räder der Natur einen ewigen Stillstand halten würden, wenn das mächtige Gesetz der Anziehung aufgehoben worden wäre. [3])

Dieses allgemeinen Geisterzusammenhangs erste Folgen sind gegenseitige Ausbildung der Seelenfähigkeiten, Ergänzung, Erweiterung, Verfeinerung der Begriffe, Richtung des Willens nach dem Vollkommenen. So kann die Wissenschaft des Einen in die

---

1) Es sind besonders die schottischen Moral-Philosophen Ferguson und Adam Smith gemeint.

2) Dies ist auch der Grundgedanke des Gedichtes „Die Freundschaft" (Werke, I. 1. S. 21).

3) Aehnlich im Gedichte „Phantasie an Laura", besonders in der fünften, sechsten und neunten Strophe (Werke, I. 1. S. 4).

Seele des Andern fließen; so kann der rohe Gedanke des Einen durch die schärfere Denkkraft des Andern verfeinert werden. So kann ein doppelter Verstand das zur Reife bringen, was einem einfachen undurchdringlich war. So kann das jugendliche Feuer eines brausenden Geistes durch den bedachtsamern Ernst des reifern Mannes milder und mäßiger werden. So kann der ersterbende Trieb zur Tugend in Diesem durch die wärmere Tugendliebe in Jenem in neue Flammen auflodern. So kann sich Seele in Seele spiegeln, so der Schöpfer selbst sein großes Bild in menschliche Seelen zurückwerfen. So kann Wonne des Freundes in die Seele des Freundes hinüberjauchzen. — Vollkommenheit der höhern Geisteskraft wäre also die erste Folge dieses Zusammenhangs. — Dieser Zusammenhang ist die Folge der Liebe.

Groß also sind die Folgen der Liebe. Die ganze Sphäre der Geister ist ihr unendlicher Kreis. Aber wenn es auch nicht[1]) die ganze Sphäre der Geister ist, so kann sie doch thätig sein in einer kleinen und durch diese kleine rückwärts thätig in die große, in die unendliche. Die Liebe, die den Vater an den Sohn, den Sohn an den Vater fesselt, die einen Weisen zum Lehrer eines vielleicht verlassenen Jünglings macht, kann mächtig wirken auf die Harmonie des Ganzen.

Wenn sie in dem Jüngling einen Antonin,[2]) einen Trajan auf den Thron setzt oder an den Ufern des Eurotas einen Lykurg erschafft, wenn sie aus dem Sohn einen Montesquieu, einen Gellert, einen Haller, einen Addison[3]) bildet, so kann sie das ganze Menschengeschlecht — ja, was sag' ich? — eine ganze Kette von Menschengeschlechtern mit dem Lichte der Wahrheit erleuchten und näher rücken ihrem erhabenen Ziel (denn vielleicht führt Gellert's Moral und Addison's Beispiel noch in künftigen Jahrhunderten irrende Seelen zur Wahrheit zurück). — Aber ebenso leicht kann das Laster eines Einzigen in tausend unverwahrte Seelen sein süßes Gift einhauchen. So kann es eine Kette von Menschenaltern, ferne von ihrer hohen Bestimmung, in das alte barbarische Dunkel thierischer Wildheit zurückstoßen. So hat sich

1) Goedeke (I. S. 98) liest „nicht auch" statt „auch nicht".

2) In der vorigen Rede (S. 45) ist Marcus Aurelius „der größeste unter den Fürsten der Vergangenheit, das Muster der Herrscher" genannt.

3) Man denke besonders an Montesquieu's „Geist der Gesetze", an Gellert's moralische Schriften, wie „Betrachtungen über die Religion" und „Moralische Vorlesungen", an Haller's Lehrgedichte, wie „Ueber den Ursprung des Uebels", an Addison's moralische Aufsätze im „Spectator" und dessen Schrift „Gewißheit der Religion".

der unvollkommene Geist eines Lamettrie,[1] eines Voltaire auf den Ruinen tausend verunglückter Geister eine Schandsäule aufgerichtet, ihres Frevels unsterbliches Denkmal! —

Aber noch einmal wollen wir jene fruchtbare Wahrheit zurückrufen, noch einmal vor unsere Seele stellen: — „daß nämlich ein vollkommener Geist eine ganze Geisterwelt vollkommener machen könne.“ — Meine Freunde! welche Sonne rückt vor meine staunende Seele! Sehe ich nicht ein Gewimmel von Menschengeschlechtern sich zu dem Grabmal eines Fürsten — (ach, eines Fürsten, den ich Vater nennen darf) hinzudrängen, seh' ich sie nicht weinen, jauchzen, beten über dem Grabmal des Herrlichen? Was? eine Welt auf dem Grabmal eines Einzigen? Tausend — Millionen segnen[2] einen Einzigen? Er allein war's, meine Freunde, der eine bildungslose Jugend aus allen Gegenden der Welt in seine väterlichen Arme rief, der Strahlen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen goß, der jeder Sphäre von Erkenntniß tüchtige Männer erschuf, der, wenn von diesen Tausenden nur Zehn das große Siegel ihres Erziehers nicht verleugnen, der Menschheit dereinst neue Solone, neue Platone aufstellen wird. Und wenn ein einziger vollkommener Geist einen so großen Schauplatz der Wirkung hat, wie weit hat nicht der große Menschenbildner durch seine gebildete Jugend in die Harmonie des Ganzen hineingewirkt! Er allein, weil er immer tugendhafter zu werden sucht, er allein, weil er ein Nachahmer der Gottheit auf Erden ist. — Allmächtige Tugend, die Du Dich in den Busen des Fürsten niederließest und von hier aus die Herzen der Menschen angelst, durch dieses einzige Fürstenherz hast Du Dir eine Welt unterworfen!!! —

Und wenn nun dieser große Freund der Tugend zu seinem erhabenen Werk sich eine Gehilfin erwählte — wenn die sanfte Theilnehmung dieser vortrefflichen Freundin seine Freuden würzt und erhöht, seine Leiden — (denn auch die Großen, auch die Vortrefflichsten unter den Großen haben ihre Leiden, weil sie Menschen sind) seine Leiden, sag' ich, sympathievoll mit ihm duldet, seinen Schmerzen den Stachel nimmt, wenn sie, die auf-

---

1) Lessing schrieb den 2. November 1750 an seinen Vater: „De la Mettrie, von dem ich Ihnen einige Mal geschrieben habe, ist hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift „L'homme machine“ hat viel Aufsehen gemacht. Edelmann ist ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm gelesen, welche „Anti-Sénèque ou le souverain bien“ heißt, und die nicht mehr als zwölfmal ist gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abscheulichkeit derselben daraus urtheilen, daß der König selbst zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat.“

2) Goedeke liest „segnend“ statt „segnen“.

merksame Hörerin seiner Lehren, ihre Tugend mit der Tugend ihres erhabenen Freundes zur Glückseligkeit der Menschen vereinigt, wenn sie — — steigt hier nicht jede Brust? Glüht nicht das Feuer der Freude aus jedem Antlitz empor? Schweben nicht zwei heilige Namen auf allen bebenden Lippen?

Thränen des Danks auf Ihre Asche, mein Vater; Thränen des Danks auf Ihre Asche, beste Freundin des Vaters!

II. Folgen der Tugend auf den Tugendhaften selbst.

Dies sind die Folgen der Tugend auf die Vollkommenheit des Ganzen. Aber sie allein sind es noch nicht, die den Begriff von Tugend erschöpfen. Zwar rauschen sie dem Ohr mächtig entgegen, zwar strahlt ihr blendender Schimmer in jegliches Aug', aber eben darum werden sie nicht selten vom stumpfen Auge des Pöbels mit dem Flittergolde unwürdiger Thaten verwechselt. Auch aus ungeweihtem Boden, aus unheiligen Herzen kann Glückseligkeit des Ganzen emporkeimen; denn die weiseste Vorsehung ist ebenso mächtig, das Laster eines Einzigen in die Glückseligkeit der Welt enden zu lassen, als sie diese durch Tugend glücklich machen kann.

Es folgt also aus dem Wesen der Tugend selbst, daß sie im Herzen des Tugendhaften innere Folgen zurücklasse, innere Folgen, die, wenn sie auch dem Auge der Menschen entfliehen, dennoch vor jenem durchdringenden Auge einer höhern Weisheit in heller Erhabenheit stehen; innere Folgen, die jenen Eroberer fliehen würden, wenn er ebenso leicht mit fliegenden Siegen von Welten zu Welten gegangen wäre, als er über den Indus gegangen ist;[1] die den Weisen glückselig machten, wenn er auch in bodenlosen Kerkern schmachtete. Wäre die Tugend nicht von diesen innern Folgen — Vorgefühlen des Himmels — begleitet, wie Wenige würden ihr heiliges Bild anbeten? — Wäre das Laster nicht von jenen stummen Schauern der Hölle begleitet, wie leicht würde der zauberische Taumeltrank seiner Vergnügen alle Herzen dahinreißen? Und was sind nun diese innern Folgen der Tugend? Jede tugendsame Seele wird hierin meiner Antwort zuvorkommen, jede im Stillen bei sich empfinden, daß sie nichts Anders als Ruhe der Seele in allen Stürmen des Schicksals, Stärke des Geistes in allen Auftritten des Jammers, Selbstgewiß

---

1) Vgl. Lessing's Gedicht „Alexander" (Lieder, Buch I. No. 15) und Schiller's Jugendgedichte „Der Eroberer" (Werke, I. 2. S. 11), besonders die elfte und zwölfte Strophe, und „Der Venuswagen" (ebendaselbst S. 21), besonders die sechs- und siebenundzwanzigste Strophe.

heit in allen Zweifeln der Finsterniß, daß sie, wenn ich es kurz sagen soll, ein gleicher und unerschütterter Charakter gegen alle Vorfälle des menschlichen Lebens sei, der jeden Schmerz stumpf, jedes Vergnügen doppelt empfindlich macht, der einen Regulus den Schrecknissen eines barbarischen Todes heiter entgegenführt, wenn die Cäsare unter blutig errungenen Diademen zittern, der einen Seneca jeden Tropfen seines dahinrinnenden Lebens ruhig zählen läßt, wenn Gewissensmartern den Tyrannen bis unter die Hülle des Purpurs verfolgen, der selbst auf dem einstürzenden Holzstoß den Weisen Indiens nicht verläßt, wenn europäischer Muth bei schwachen Fieberschauern dahinsinkt; der blühende Paradiese ihm zeigt, wenn seine Augen im Tode nun dahinstarren, und Erd' und Himmel vor ihm schwinden in Nacht, und Seele und Leib im feierlichen Bruche sich losreißen, — ja, der ihn dereinst in den Schrecken jenes furchtbaren Tages nicht verlassen wird, wenn unter Domitianen irdische Throne schwanken, wenn jede Empfindung — denn keine wird sich dem Aug' des Rächers entstehlen — als eine drohende Zeugin wider den Gottlosen sich erheben — wenn, ach! vielleicht ein einziger nicht erstickter Gedanke zwischen Tod und Himmel entscheiden wird. In diesem Augenblicke des Entsetzens wird dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichts Jubellied sein, die Stimme des Weltrichters Stimme des rufenden Vaters; jetzt wird sein Auge glänzen im ewigen Strahle, wenn auf des Frevlers Auge ewiges Dunkel sinkt. —

So groß — so selig, so unaussprechlich selig, meine Freunde, sind die innern Folgen der Tugend. Dieses Gefühl, eine Welt um sich beglückt — dieses Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — dieses Gefühl, über alle Lobsprüche erhaben zu sein — — dieses Gefühl — —

Erlauchte Gräfin!

Irdische Belohnungen vergehen — sterbliche Kronen flattern dahin — die erhabensten Jubellieder verhallen über dem Sarge. — Aber diese Ruhe der Seele, Franziska, diese himmlische Heiterkeit, jetzt ausgegossen über Ihr Angesicht, laut, laut verkündet sie mir unendliche innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine einzige gleich einer Welt — Franziska verdient, sie zu weinen![1])

---

1) Der Schluß der Rede ist eine Nachahmung Klopstock's (Messias, VII. V. 425 ff.):

„Und eine der redlichen Thränen des Mitleids
Einer Welt gleich! Verdiene Du sie zu weinen!"

Die Stelle ist aus eben dem Traume der Portia, aus welchem schon oben (S. 43) eine kurz vorher stehende Stelle citirt wurde.

4.

Inschriften für ein Hoffest.[1]

1) Ueber die Pforte:
So thun sich Ihr alle Herzen auf.

2) Im Tempel:[2]
1. Wo Franziska hineintritt, wird ein Tempel.
2. Die Traurigkeit blühet vor Ihr auf, und die Freude jauchzet Ihr nach.
3. So muß man Franzisken belohnen (ein brennendes Herz).
4. Tugend und Grazien wetteiferten, sich selbst zu übertreffen, und Franziska ward!
5. Die Tugend wollte geliebt sein und nahm Ihr Bild an.
6. Sie ist unsterblich wie ich (indem die Tugend der Fama Ihr Bildniß übergiebt).

Schiller, Eleve.

---

1) Zuerst von A. v. Keller veröffentlicht in „Beiträge zur Schillerliteratur, als Einladungsschrift zur Schillerjubelfeier der Universität Tübingen", Tübingen, 1859 (S. 21), nach der im Besitze des Oberhofpredigers Dr. K. von Grüneisen in Stuttgart befindlichen Originalhandschrift.

2) Ueber den „Tempel" erzählt Boas (Schiller's Jugendjahre, I. S. 113): „Neben dem großen Speisesaal lag ein sehr schönes kuppelförmiges Gemach, von korinthischen Säulen getragen, welches der Tempel hieß. Hier pflegte der Herzog fast regelmäßig mit der Gräfin Franziska seine Abendtafel zu halten; einige Beamte, Professoren und Officiere wurden dazu gezogen, und man konnte durch drei geöffnete Thüren die speisenden Zöglinge übersehen."

Zweiter Abschnitt.

5.

Neujahrswunsch Schiller's an seinen Vater.[1]
1771.

Honoratissime atque carissime Pater!

Non tam laeto essem animo, anno renascente, nisi Te, carissime Pater, salvum videre strenamque Tibi offerre contigisset. Deus omnipotens, qui nos adhuc servavit, prosperet Tibi calendas Januarias, cumulet Te bonis quam plurimis, multosque annos servet incolumem. Tua in me collata imis infixa medullis[2]) erunt beneficia, eroque illorum debitor perpetuus. Pro Tuo in me amore gratias Tibi habeo quam maximas, neque quicquam mihi prius aut antiquius erit, quam ut jussa promte et alacriter Tua exequar, mihi quam saluberrima. Nihil mihi magis in optatis esse credas, quam ut, qualem Te hactenus sum expertus, id est, patrem mei amantissimum atque studiosissimum, tali etiam insequentibus temporibus frui liceat.

1. Jan. anno 1771.

Tuus obedientissimus Filius.

---

1) Zuerst mitgetheilt von Hoffmeister in „Nachlese" ꝛc., Stuttgart 1841 (Bd. IV. S. 3), nach dem Original-Manuscript.

2) Ovid. Trist., I. 5. 9:

„Haec mihi semper erunt imis infixa medullis."

Die Tristien wurden in der ersten Classe der lateinischen Schule in Ludwigsburg gelesen (Palleske, I. S. 42).

6.

Bericht Schiller's an den Herzog Karl über Mitschüler und über sich selbst.[1])

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Wenn uns der ausdrückliche Befehl zu einer Unternehmung, deren Folgen wichtig genug sind, das Glück oder Unglück meiner Freunde zu veranlassen, nicht verbände, so würden wir, weit entfernt, den weisesten Endzweck unsers Durchlauchtigsten zu erreichen, weit entfernt, ein vollkommenes Urtheil zu fällen, vielmehr verstummen müssen. Schon der größeste Weise, der größeste Naturkundige würden sich nicht erkühnen, mit ihrem Urtheil vor Euer Herzoglichen Durchlaucht zu erscheinen und Beifall zu erwarten. Wie viel weniger sollte ich, viel zu unwissend, viel zu unerfahren, mich selbst zu kennen, auch den letzten meiner Freunde beurtheilen.

Allein ich unterstehe mich doch, etwas zu sagen. Der Ruf, der so erhabene Ruf meines Fürsten, der mir ein Heiligthum sein muß, ist stark genug, mir einen Verspruch, ein Werk abzufordern, welches ich sonst für unmöglich hielte. Ich würde wider die Pflichten der Dankbarkeit sündigen, wenn ich nicht thun sollte, was ich thun könnte; und welchen Leichtsinn würde ich verrathen, wenn ich nicht diesen gnädigsten Befehl nach meinem Vermögen auf das Pünktlichste erfüllen sollte! Allein, Durchlauchtigster Herzog, ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe sie und seufze zugleich über meine Schwachheit. Ich fühle mich zu klein, zu urtheilen, ob Jener das Christenthum hochschätze und ausübe, ob es Dieser verachte, ob er es fliehe; ich sehe es als ein Werk an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können. Wie wird aber Derjenige die

---

1) Zuerst von Hoffmeister in dessen „Nachlese rc." (Bd. IV. S. 4—27) veröffentlicht nach einer Originalhandschrift vom Jahre 1774, von der bis jetzt unbekannt geblieben ist, wo sie sich befindet. — Die mitgetheilten biographischen Notizen, welche zuerst Professor Gustav Schwab beigebracht hat, haben wir mehrfach berichtigt und ergänzt.

Pflichten gegen Andere beobachten, wenn er sie an Gott vernachlässigt! Sollten aber Diejenigen, wenn es je Einige geben sollte, ihre so große Unwürdigkeit zu offenbaren sich unterstehen; sollten sie sich nicht vielmehr in die Einsamkeit verkriechen, um der Schande eines so unedlen Namens zu entfliehen; sollten sie nicht zittern, wenn sie an sich zurückdenken, und nicht verzweifeln, wenn sie die Größe ihrer Laster fühlen? Solche Unglückliche sind unter der Stufe der Menschheit; sie beleidigen Gott, sich selbst und ihre Freunde; sie vernachlässigen die Seelenkräfte, die ihnen Gott, seine Ehre auszubreiten, geschenkt hat; kurz, sie hören auf, den Namen eines Menschen zu verdienen. Ebenso schändlich ist es, seinen Fürsten mit niedrigen Gedanken zu entheiligen; ein Solcher ist ebenso zu fliehen als Der, welcher Gott und Christenthum hasset.

Sollte ein Solcher unter uns wohnen, sollte er endlich gar das Heiligthum beflecken, welches der beste Fürst geheiligt hat, sollte er sich dieses erkühnen, so sei er von uns verflucht, verabscheuet.

Aber eines solchen Lasters ist Keiner von uns fähig; die Gegenwart des heiligen Fürsten erhebt ihn zu edlern Gesinnungen, zu einer Ruhmbegierde, von seinem Fürsten edel und groß zu denken; seine Vernunft führt ihm den vortrefflichen Bau seines Glücks vor Augen, den er, sobald er wider seine Pflichten handelt, augenblicklich umgestürzt und zertrümmert in Ruinen sieht!

Hier muß der geringste Stoff zur Unzufriedenheit verschwinden, wo ein Jüngling, von Tugend und Weisheit geleitet, den Tempel der Unsterblichkeit aufgebaut erblickt, da, wo Laster gehaßt, da, wo edlere Thaten zum Triumphe geführt werden. Ebenso muß ein Jüngling, wenn er die erhabene Stufe nicht erreicht, wenn er sich selbst hindert, die Bahn der Tugend durchzulaufen, unzufrieden sein, so wie ein Rechtschaffener, von einem edlen Ehrgeiz beseelt, wenn er den Beifall des Richters verdient, mit sich selbst zufrieden sein muß. O, wie glücklich könnte ich sein, wenn ich ihn verdienen könnte, wenn ich mich als den Beförderer meines eigenen Glücks ansehen könnte!

Empfangen Sie, Durchlauchtigster Herzog, diese niedrigen Gedanken, welche zu klein sind, einem Fürsten zu gefallen, der die wahre Weisheit kennt, welche aber alsobald groß werden, wenn er sie mit seinem Blick[1]) erleuchtet hat.

---

1) Hoffmeister (in der 2. Auflage der „Nachlese ꝛc.") und nach ihm Goedeke lesen „seinem hohen Blick".

Scheffauer,[1] Keller.[2]

Beide werden von einem edlen Herzen, welches Gott, den Fürsten und Lehrer anbetet, liebt und verehrt, beseelt, welches Freunde durch Dienstfertigkeit, durch Aufrichtigkeit und durch Treue zur Gegenliebe aufmuntert, welches sich nicht allein freut, unter denselben zu wohnen, sondern es auch für eine Ehre hält, in ihrer Gesellschaft dem großen Stifter zu huldigen. Reinlichkeit ist bei ihnen eine der Hauptsorgen, so wie die Aufrichtigkeit, im Gegentheil aber auch Eigensinn ihre Haupteigenschaft ist. Sie befleißen sich, ihre guten Gaben hauptsächlich zu Haus zu Erreichung ihrer Hauptabsicht, — Jenes ist die Bildhauerei, Dieses die Mathematik, — wohl anzuwenden.

Gläßle.[3]

Verdient durch den willigsten Gehorsam, durch die große Ehrerbietung gegen seine Lehrer und Vorgesetzte, durch die Höflichkeit und Auswahl, mit welcher er mit seinen Freunden umgeht, den Ruhm eines der besten Jünglinge. Da ihm seine Jahre sehr viel Ueberlegung gestatten, so benutzt er seine guten Gaben, welche er meistens zur Physik anwendet, überall auf das Vortrefflichste. Sonst wendet er große Sorge auf die Reinlichkeit, an deren er fast Alle übertrifft. Durch Züge des Eigensinns aber verschwinden seine Vollkommenheiten, und derselbe hat ihn zu sehr vielen Handlungen angereizt, welche dem Fürsten nothwendig mißfallen müssen. Wie unedel würde er aber sein, wenn er Gott und seinen Herzog verachten sollte!

---

1) Phil. Jacob Scheffauer, geb. zu Stuttgart 1756, seit 1780 Hofbildhauer, machte mit Dannecker Kunstreisen durch Frankreich und Italien und starb am 13. November 1808. Auf seiner dritten Schweizerreise, 1797, besuchte Goethe seine Werkstatt in Stuttgart und lernte ihn persönlich kennen. Schiller erneuerte die Bekanntschaft mit ihm, als er im Jahre 1792 während eines längeren Besuchs in der Heimath sich in Stuttgart aufhielt.

2) Christoph Friedrich Keller, geb. 1755 zu Berlin, verließ 1775 als Kammerlakai die Pflanzschule und starb 1838 im 84. Jahre. G. Schwab vermuthet, daß es Immanuel Leopold Keller, geb. 1755 zu Kirnbach, später 1796 wirklicher Kirchenrathssecretarius in Stuttgart, könnte gewesen sein, und hat wol Recht; denn es ist nicht anzunehmen, daß ein späterer Kammerlakai zur Hauptabsicht die Mathematik gehabt habe. Goedeke (I. 375) ist entgegengesetzter Ansicht.

3) Eberh. Thom. Gläßle, geb. 1753 zu Stuttgart, widmete sich militärischen Studien, trat 1776 aus der Akademie und kam zum Leibcorps.

Schreyer,[1] Plessing,[2] Jeither,[3] Kerner.[4]

Wunderbar ist es, daß Diese beinahe gleiche Neigung, gleiche Gemüthsart, gleiche Gaben besitzen. Alle werden von einem dankbaren Trieb, Gott und ihren Wohlthäter zu erheben, angefeuert, die Werkzeuge desselben, ihre Lehrer und Vorgesetzte, mit Ehrfurcht und mit blindem Gehorsam zu erfreuen und ihren Freunden mit Dienstfertigkeit und mit Aufrichtigkeit zu dienen. Die Sorge für die Reinlichkeit ist ihnen ebenso gemein als der Eifer, ihre guten Gaben wohl anzuwenden, welche sie Alle zu der Zeichnungskunst gebrauchen. Mit ihren Umständen habe ich sie noch niemals unzufrieden gesehen, vielmehr habe ich an ihnen eine außerordentliche Zufriedenheit wahrgenommen.

Chatillon,[5] Schmidlin,[6] Batz.[7]

Wenn ich von Fleiß, von Geschicklichkeit, von vortrefflichen Gaben reden sollte, so würde ich diese Drei mit Recht obenan setzen können. Es ist Ihnen, Durchlauchtigster Herzog, schon vorher bekannt, was für Proben Dieselben von Fleiß abgelegt haben. Sie haben solche durch Belohnungen, durch Lobsprüche, durch Verheißungen angetrieben, sich zu edlen Gliedern des Vaterlands zu bilden. Könnte es nun möglich sein, daß Einer derselben seinem Fürsten nicht mit Anbetung, nicht mit dankbarer Entzückung begegnen sollte, oder wird er gar den Gottesdienst vernachlässigen? Das sei ferne!

Sie ziehen durch den Gehorsam, durch die Hochachtung ihrer Vorgesetzten deren Bewunderung an sich, sie lieben ihre Freunde, welche aber doch über ihren Hochmuth, über ihren Eigensinn klagen. Sie wenden auf die Reinlichkeit die größte Sorge, sind

---

1) Georg Peter Schreyer, geb. 1755 zu Murrhardt, 1770 als Gärtnerzögling aufgenommen, machte 1777 eine Studienreise.

2) Joh. Plessing, geb. 1755 zu Weilheim, starb als Hofjäger und Förster 1815.

3) Joh. Melchior Jeitter (nicht: Feither), geb. 1757 zu Kleinheppach, Oberförster und Professor zu Hohenheim, starb am 10. Mai 1842 pensionirt zu Beutelsbach.

4) Joh. Simon Kerner, geb. 25. Februar 1755 zu Kirchheim unter Teck, verließ 1780 die Akademie und wurde an derselben Lehrer der Botanik, starb 1830.

5) Peter Nic. Chatillon, geb. 1755 zu Besançon, trat 1778 als Lieutenant aus der Akademie.

6) Joh. Friedrich Schmidlin, geb. 1758 zu Stuttgart, gestorben daselbst als Staatsrath und Director des Consistoriums 1819.

7) August Friedrich Batz (nicht: Balz), geb. 1757 zu Regensburg, Professor an der Karlsschule, später Geheimer Legationsrath, starb gegen 1820 als Obertribunalsrath zu Tübingen.

mit ihrem Schicksal vergnügt und halten überaus viel auf mathematische und philosophische Wissenschaften.

Karl Kempff.[1])

Nun komme ich zu Dem, dessen Beschreibung seine Mitbrüder beschimpfen muß. Ich rede von seinem Betragen gegen Freunde deswegen zuerst, weil er am Meisten wider die Pflichten der Freundschaft sündigt. Wenn ich nicht überzeugt wäre, Euer Herzogliche Durchlaucht wüßten schon vorher, wie falsch er einem seiner Freunde begegnet ist, so würde ich dieser Schandthat gedenken. Wie leicht kann Derjenige, der in seiner Jugend falsch ist, im Alter ein Verräther werden! Jedoch sollte er gar unedle Gedanken von der Religion im Schilde führen, sollte er wider die Pflichten gegen seinen Wohlthäter handeln? — Jetzt schon müssen Vorgesetzte über seinen Hochmuth, über seinen Eigensinn klagen; Lehrer, die kurz vorher die Größe seiner Verleumdung eingesehen haben! und Freunde müssen seine Verachtung erdulden. Doch welches Glück ist größer, als von Lasterhaften gehaßt, beneidet und verachtet werden? Ich habe ihn aber doch niemals mit seinem Schicksal unzufrieden gesehen, sondern er scheint ganz gelassen dem Ziel entgegenzugehen, welches ihm die Gnade des Fürsten bestimmt hat. Ich habe ihn jederzeit fleißig angetroffen, und Lehrer selbst rühmen die vortreffliche Anwendung seiner guten Gaben zu Leibesübungen.[2]) Am Körper aber fängt man an, diejenige Reinlichkeit nicht mehr zu beobachten, die er bisher geäußert hat. Niemals werde ich den Charakter seines Bruders Dieterich Kempff's[3]) besser beschreiben, als wenn ich ihn demselben entgegensetzen kann.

---

1) Karl Georg Christoph Kempff, geb. 1753 zu Stuttgart, 1794 Stallmeister und Gründer einer Reitschule daselbst. — Vgl. Schiller's Jugendgedicht: „Welcher ist unter Euch der Geringste?" (Werke, I. 2. S. 6 f.)

Diese Persönlichkeit ist für die Schiller-Literatur insofern von Interesse, als sie wahrscheinlich das Original zu Spiegelberg in den „Räubern" ist. — Denn Professor Abel erzählt (Hoffmeister, Schiller's Leben, herausgegeben von Viehoff, I. S. 80): „Einige Namen und Charaktere in den „Räubern" sind aus Schiller's Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelberg's, nach dem heiligen Lande zu wandern (Akt I. Scene 2), ist eine Idee, mit welcher einer seiner Kameraden, welchen Schiller als schlechtdenkenden Menschen verachtete, oft und lange geprahlt hatte." Es ist sehr zu beklagen, daß Schiller's Altersgenossen uns keine näheren Angaben hinterlassen haben.

2) Dies erinnert an Spiegelberg's Erzählung von seinem Sprung über den Graben („Die Räuber", Akt I. Scene 2).

3) Dieterich Kempff, geb. 1751 zu Stuttgart, kam, 22 Jahr alt, am 18. Jan. 1773 auf die Pflanzschule, studirte Cameralia, trat am 13. März 1778 aus der Akademie und wurde Rentkammersecretär. Er starb 1798. (Goedeke, I. S. 375.)

Baßmann[1]) und Brandt.[2])

So wie die Züge Karl Kempff's das böse Herz gleichbald entdecken, so verrathen die Sitten dieser Beiden eine schlechte Auferziehung zu Haus. Sie scheinen zwar von Euer Herzoglichen Durchlaucht eine rühmliche Gesinnung zu haben, von ihren Vorgesetzten ebenso löblich zu denken; allein das Pöbelhafte in ihrer Seele ist ungeachtet der natürlichen Vorsicht aus ihrem Herzen noch nicht verdrungen worden, welches sie durch Grobheiten gegen ihre Mitbrüder an den Tag legen. Der Erste könnte mehr Reinlichkeit beobachten, welches eine von des Letzten Hauptsorgen ist. Sie sind sonst mit ihrem Schicksal überaus zufrieden, gegen sich selbst aber besitzen Beide eine große Eigenliebe. Unter den Händen ihrer Lehrer sind sie fleißiger als für sich; doch wenden alle Zwei die guten Gaben so an, daß ihre Bestimmung schwerlich nicht erreicht werden wird. Unter Anderm legen sie sich hauptsächlich auf die schönen Künste.

Parrot,[3]) Eisenberg,[4]) Groß,[5]) Burrlin,[6]) Scharffenstein.[7])

Um richtig zu urtheilen und einen vollkommenen Charakter zu ziehen, habe ich die zwei Erstern den drei Letztern entgegen-

1) Joh. Franz Baßmann, geb. 1755 zu Stuttgart, 1778 Dessinateur und Theatermaler, starb zu Stuttgart als Theaterinspector nach 1815.

2) Joh. Jacob Brand, geb. 1754 zu Eßlingen, 1778 zum Kammerdiener des Herzogs ernannt.

3) Joh. Leonhard Parrot, geb. 1755 zu Mömpelgardt, starb als württembergischer Hof- und Domänendirector außer Diensten ebendaselbst am 10. Juli 1831.

4) Friedrich Philipp Eisenberg, aus Treptow, wurde am 3. Nov. 1775 aus der Akademie heimgewiesen.

5) Eberh. Heinrich Groß, geb. 1757 zu Ludwigsburg, verließ am 15. Dec. 1778 als Lieutenant die Akademie.

6) Joh. Philipp Fr. Beurlin, geb. 1756 zu Großbotwar, starb 1831 als Baurath. Der Name „Burrlin" kommt in den Listen der Akademie nicht vor; Keller (Beiträge, S. 17) nennt ihn „Beuerle", Strauß (Schubart's Leben II. S. 50) „Bäurlen".

7) Georg Friedrich (von) Scharffenstein, geb. 1758 zu Mömpelgardt, am 29. August 1771 in die Pflanzschule aufgenommen, trat am 15. Dec. 1778 als Lieutenant aus der Akademie und starb als pensionirter Generalmajor am 11. Februar 1817 zu Eßlingen (s. Schiller-Buch, Dresden 1860, S. 287). Er gehörte zu Schiller's vertrautesten Freunden und hat uns im Morgenblatte (1837. No. 56—58) sehr dankenswerthe Nachrichten über die Jugend unsers Dichters gegeben. An ihn richtete Schiller den ersten Brief, der uns noch erhalten ist (s. Dresdner Schiller-Album S. 9 ff., und das Gedicht „Schiller und Scharffenstein", Werke, I. 2. 17).

gesetzt; denn ich finde ein Widerspiel bei Denselben, welches ich noch bei Keinem angetroffen habe. — Erstere versprechen äußerlich zwar ein rechtschaffenes Gemüth, ein Herz, welches das Wohl der Freunde zu befördern sucht; allein gewiß würden sie auf Wege sinnen, dieselben in Unglück zu stürzen, wenn ihnen Gelegenheit und Umstände solches zuließen. Diese aber sind die Zuflucht ihrer Freunde, diese freuen sich über deren Glück und seufzen über ihr Unglück. Da Erstere noch dazu eine stolze Eigenliebe besitzen, so suchen sie alle, auch die schändlichsten Mittel hervor, solche zu befriedigen und sich in die Gnade des Fürsten einzuschmeicheln, da ich gewiß versichert bin, daß sie nicht die nämlichen innerlichen guten Gedanken von Demselben haben; Diese hingegen warten, bis sie solche verdienen. Weil Jene ihre Vorgesetzten als Werkzeuge ansehen, wodurch sie zu ihrem Ziel gelangen könnten, so beobachten sie gegen solche eine kriechende Demuth, da aber Diese eine Auswahl beobachten, die mit ihrem guten Charakter übereinkommt. Alle zusammen kommen darin überein, daß sie mit ihrem Schicksal überaus wohl zufrieden sind und am Körper große Reinlichkeit beobachten.

Jene haben vortreffliche Gaben, welche sie gut anwenden, jedoch verspricht Ersterer mehr, als er leisten kann, der Andere aber verderbt sich durch Auswendiglernen. Diese haben nicht so gute Gaben, suchen aber solche durch Fleiß zu verbessern. Bei Jenen macht der Eigennutz, die Falschheit eines der Hauptlaster, ihre Höflichkeit aber ihre Haupttugend aus; Letztere bestreben sich, sich durch Dienstfertigkeit, durch Redlichkeit und Treue gefällig und werth zu machen. Der Erste liebt die Mathematik, der Zweite die Historie, der Dritte die Römischen Alterthümer, der Vierte das Forstcameralwesen, der Fünfte auch die Mathematik. Von den drei Letztern kann ich gewiß Christenthum hoffen, Erstere aber lassen mich in der Ungewißheit.

Von Netzen[1])

hat ein vortreffliches Herz, welches Gott, den Durchlauchtigsten Herzog, Vorgesetzte und Lehrer anbetet, liebt, verehrt und hochschätzt; welches sich das Glück seiner Freunde zur Hauptsorge macht und sie durch Aufrichtigkeit zur Gegenliebe aufmuntert. Seine mittelmäßigen Gaben wendet von Netzen durch Fleiß und

1) Ignatius Franz Anton Robert Beckers von Netzen, geb. 1755 zu Kupferzell im Hohenlohischen, trat 1775 aus der Akademie zum Militär.

Unverdrossenheit recht gut zur Mathematik, seiner Lieblingswissenschaft, an. Er befleißt sich auch der Reinlichkeit, besitzt noch überdies eine große Dienstfertigkeit und Lebhaftigkeit; wenn ich nur eben dieses auch von seiner Zufriedenheit rühmen könnte!

Kapff[1]) und Faber.[2])

Hier finde ich den Einen in des Andern Bilde getroffen. Wenn mir Derselben Bezeigen gegen Freunde ebenso unbekannt wäre als Gottesfurcht und Religion, so würde ich mich glücklich schätzen. Allein mit meiner Mitbrüder und mit eigener Erfahrung muß ich bekennen, daß der Letzte Solchen mit der frechsten Grobheit begegnet, die sich mit ihm in einen Streit oder in eine andere Gelegenheit einlassen. Von Euer Herzoglichen Durchlaucht aber scheint er die besten Gesinnungen zu haben. Mit seiner stolzen Eigenliebe, mit seiner Schadenfrohheit, mit seiner Unhöflichkeit fällt er Allen beschwerlich; auch sogar Lehrer klagen über seine Unverschämtheit. Der Erste hingegen macht seinen Mitbrüdern mit kindischem Betragen, mit Unverschämtheit Verdruß und verbirgt ein nicht gar gutes Gemüth. Beide beobachten am Körper keine gar große Reinlichkeit, Beide klagen murrend über ihr Schicksal; sich selbst aber, mit Verachtung Anderer, am Meisten zu lieben, macht den Hauptzug in ihrem Charakter aus. Die guten Gaben, die sie haben, wenden sie nicht löblich genug an; von ihrer Neigung aber zum Soldatenwesen reden sie großsprecherisch und erzählen mit Ausführung große Heldenthaten, die sie begehen würden, wenn sie das Glück haben sollten, ihre Neigung bald befriedigen zu können.

Bilfinger.[3])

So gewiß ich weiß, Seine Herzogliche Durchlaucht seien schon vorher überzeugt, wie viel Lob, wie viel Bewunderung Bilfinger

---

1) Franz Joseph Ernst Anton Maria Kapff, geb. 1760 zu Mindelheim, 1774 in die Pflanzschule aufgenommen, trat 1781 als Lieutenant aus der Akademie, war 1784 Officier an der Hohen-Karls-Schule und soll nach G. Schwab in Afrika auf dem Cap oder in Ostindien gestorben sein. Schiller bezog nach seinem Austritt aus der Militär-Akademie ein gemeinsames Quartier mit ihm.

2) Ferdinand Friedrich Faber, geb. 1758 zu Stuttgart, verließ 1778 die Akademie.

3) Wendelin Bilfinger, geb. 1759 zu Stuttgart, trat 1778 aus der Akademie und starb als preußischer Geheimer Legationsrath und Landrath 1835 zu Pustamin in Preußen.

verdiene, so gewiß sehe ich ein, es sei mir erlaubt, Mehreres zu seinem Lobe hinzuzufügen. Die Proben, welche er von Fleiß, von einem außerordentlichen Fleiß täglich liefert, wären hinlänglich genug, ihn als den besten meiner Mitbrüder zu betrachten. Allein ein Herz, welches seine Freunde durch Redlichkeit, durch Aufrichtigkeit staunend macht, welches die edelsten Gesinnungen von dem gnädigsten Fürsten hegt, welches sich willig und ehrerbietig den Befehlen der Vorgesetzten unterwirft, welches durch Gehorsam und Aufmerksamkeit den Lehrern ihre Mühe angenehm macht, macht seinen Ruhm weit größer. Freunde nehmen an ihm einen Freund wahr, dessen Verlust sie einmal nicht genug beweinen könnten. Sein uneigennütziges, sein dienstfertiges, sein freundschaftliches Herz deckt die allzu große Lebhaftigkeit zu, die ihn öfters zu Uebereilungen hinreißt, zu Fehlern, die er, wenn er könnte, ablegen würde, wo seine Lebhaftigkeit seine Handlungen nicht so heftig angreifen würde. Weil er schon so große Schritte in dem Recht der Natur gemacht hat, so kann ich nichts Anders für seine Hauptwissenschaft ansehen. An Reinlichkeit am Körper und zu Haus übertrifft er auch sogar die ersten seiner Mitbrüder. Er ist ein würdiger Bewunderer seines Fürsten, ein würdiger Diener Gottes und verdient das Schicksal, dessen Vortheile er bisher auf das Edelste erhoben hat.

Boigeol[1]) und Petersen.[2])

Eine große Neugierde hat mich bewogen, den Charakter derselben genau auszuforschen, und weil ich denselben ziemlich gleich befunden habe, so habe ich mich unterstanden, Beide zu ver-

---

1) Georg Friedrich Boigeol, geb. 1756 zu Hericourt in Mömpelgardt, später Regierungsrath, starb am 17. Februar 1843 zu Basel. Er gehörte, wie Scharffenstein, zu Schiller's vertrauteren Freunden. An ihn ist der zweite uns noch erhaltene Brief Schiller's gerichtet, welcher zuerst in Hackländer's „Ueber Land und Meer“, 1860. No. 21, veröffentlicht wurde (Goedeke, I. S. 362 ff.). Schiller schenkte ihm eine Handschrift der oben unter No. 2 mitgetheilten Rede. Auch noch während seines Aufenthaltes in Jena stand Schiller in Briefwechsel mit ihm.

2) Johann Wilhelm Petersen, geb. 1758 zu Bergzabern, trat 1779 aus der Akademie, 1794 Bibliothekar zu Stuttgart, starb daselbst 1815. Er war gleichfalls ein vertrauter Freund Schiller's und verband sich mit Diesem zur Herausgabe der „Anthologie“ und des „Wirtembergischen Repertoriums“. Nach Schiller's Tode gab er im „Freimüthigen“, 1805. No. 221 f., die ersten authentischen Nachrichten über Schiller's Jugend. Auch hatte er den Plan, ein Leben Schiller's zu schreiben, worüber dessen Wittwe sehr wenig erfreut war. Im Kreise der ehemaligen Akademie-Genossen scheint er den Spitznamen „Peter“ geführt zu haben. Mehrere Briefe Schiller's an ihn haben sich erhalten.

einigen. Der Erste ist Mensch, Christ und Freund, der Andere mehr Freund allein. So erhaben, so edel, so würdig ein Jeder von seinem Gott, so denkt er auch von seinem besten Fürsten, von seinen Vorgesetzten, von seinen Lehrern, von seinem Schicksal. Freunde sehen sich in der Gesellschaft dieser zwei Mitbrüder geliebt, geholfen. Weil der Erste schon sehr viel Verstand, der Zweite sehr viel Aufrichtigkeit hat, so sind sie die Rathgeber ihrer Freunde und genießen derselben Glück wie ihr eigenes, weil sie auch ihr Unglück bedauern. Vortreffliche Gaben, die sie vor Andern eigen haben, machen sie tüchtig, den Fleiß zu krönen, dem Vaterlande dereinst Dienste zu leisten und der herzoglichen Militärakademie Ehre zu machen. Der Erstere ist ein großer Liebhaber der Mathematik, der Letzte der Philosophie. Sonst sind sie sehr besorgt, ihren Körper und ihr Eigenthum reinlich zu erhalten.

Masson,[1] Hahn,[2] Schmidgall.[3])

Diese sind mir durch Zufälle wenig bekannt worden. Ich bedaure den Verlust, sie zu kennen; allein vielleicht würde ich auch mir Unangenehmes entdeckt haben, wenn ich solche genauer hätte kennen lernen wollen. Von ihrer Neigung bin ich so viel überwiesen worden, daß sie ganz auf mathematische Wissenschaften gerichtet ist.

Reichenbach[4]) und Wächter[5])

behaupten den Rang fleißiger, geschickter und vernünftiger Jünglinge. Weil sie Alles gründlich studiren und wenig auf den

1) **Peter Konrad Masson**, geb. 1758 zu Blaumont, trat 1779 als Officier aus der Akademie.

2) **Georg Gottlieb Hahn I.**, geb. 1756 zu Berlin, wurde 1779 Lehrer an der Akademie.

3) **Johann Daniel Gottfried Schmidgall**, geb. 1756 zu Oßweil, trat 1779 als Artillerie-Lieutenant aus der Akademie.

4) **Karl Ludwig Reichenbach**, geb. 1757 zu Stuttgart, starb daselbst als Bibliothekar und Archivar vor dem Jahre 18[illegible]0. Er trat 1779 aus der Akademie und wurde mit Petersen zugleich Unter-Bibliothekar. Er war Mitglied des Manille-Clubs im „Ochsen" (s. Boas, Schiller's Jugendjahre, herausgegeben von Maltzahn, I. S. 232). Die Malerin Ludovike Simanowiz, geb. Reichenbach, Schiller's Freundin, die auch einige, zum Theil noch erhaltene Briefe von ihm erhielt, ist wol seine Schwester („Ludovike, ein Lebensbild", S. 1; und Goedeke, I. S. 377).

5) **Georg Friedrich Eberhard Wächter**, geb. 1762 zu Balingen, 1781 Maler, starb am 14. Aug. 1852 im 91. Jahre.

bloßen Gebrauch des Gedächtnisses halten, so sind sie zwar nicht fertig, aber nichtsdestoweniger bereit zu Antworten, welche Ueberlegung und Verstand verrathen. Würdige Gesinnungen von Gott und dem Fürsten sind ihnen angeboren, und Freunde verehren ihre Liebe, Dienstfertigkeit, Verschwiegenheit und Treue. Gegen Vorgesetzte und Lehrer haben sie sich bisher so aufgeführt, daß sie derselben Lobsprüche und Bewunderung erhalten haben. Ebenso lieben sie Reinlichkeit und Ordnung, worin aber der Erstere den Letztern übertrifft. Das Schicksal, das ihnen Gott und die Gnade des Fürsten eigen gemacht hat, verehren sie mit Dankbarkeit; überhaupt machen sie sich fähig, mit der Zeit dem Erzieher Ehre zu machen. Die Weltweisheit bestimmte bisher ihre Triebe, ihren Fleiß, ihr Privatstudiren. Geduld und Aufrichtigkeit entwickeln des Letztern, Verstand und Nachdenken aber des Erstern Gemüthsbeschaffenheit.

Plieninger[1])

würde durch Redlichkeit und Aufrichtigkeit, durch eine edle Gesinnung gegen Euer Herzogliche Durchlaucht, durch Ehrerbietung gegen Lehrer und Vorgesetzte und durch freundschaftliches Bezeugen gegen seine Mitbrüder sehr viele[2]) Lobsprüche verdienen, wenn er sich nicht durch eine kriechende Demuth verächtlich machte. Unsere Pflichten sind zwar auch gegen die Demuth beschworen worden, allein niederträchtige Demuth ist ebenso schändlich zu fliehen als Stolz und Hochmuth. Plieninger würde sich nicht schämen, um ein gutes Wort den geringsten seiner Vorgesetzten gleichsam anzubeten. Sonst aber ist er der Gnade Euer Herzoglichen Durchlaucht durch Fleiß und Zufriedenheit nicht ganz unwürdig. Die Reinlichkeit hat er sich zum Gesetz gemacht, und die guten Gaben, die er hat, wendet er vortrefflich an. Religion und Gottesfurcht sind ihm mit Recht zuzuschreiben, eben deswegen legt er sich auch auf die Theologie und wünschte sie als seine Brodwissenschaft betrachten zu können.

---

1) Theodor Plieninger, geb. 9. Nov. 1756 zu Kaltenwestheim, trat am 15. Dec. 1780 aus der Akademie (gleichzeitig mit Schiller), wurde 1832 Medizinalrath und starb am 20. Oct. 1840 im 84. Jahre zu Stuttgart.

2) Goedeke liest „viel“ statt „viele“.

Atzel[1]) und Hetsch.[2])

Zwei Künstler, welche wirklich schon[3]) der herzoglichen Militärakademie Ehre machen können. Aber nicht allein der Ruhm ihrer Kunst, nicht allein ihr Bestreben, sich täglich vollkommener zu machen, sondern auch eigene Tugenden machen sie uns liebenswürdig. Eine edle Gesinnung gegen die Religion, gegen den gnädigsten Fürsten, ein ehrerbietiger Gehorsam gegen Lehrer und Vorgesetzte verdienen Lobsprüche. Atzel vernachlässigt die Reinlichkeit am Körper, weil er sich allzu viel Geschäfte macht, da hingegen Hetsch mehr Reinlichkeit, aber nicht so viel Beschäftigung liebt. Beide aber verehren ihr glückliches Schicksal öffentlich und in der Stille. Der Erste verräth mehr Menschenliebe, Aufrichtigkeit und Nachdenken, Letzterer mehr Witz, Dienstfertigkeit, aber ziemlich Eigenliebe. Beide richten alle Gedanken auf die schönen Künste.

Grub,[4]) Preißmeyer.[5])

Beide machen sich durch Höflichkeit, Dienstfertigkeit und Aufrichtigkeit bei ihren Mitbrüdern werth. Die schönen Gaben, die sie besitzen, wenden sie mit Ruhm auf die Philosophie an. Eine edle Gesinnung gegen Seine Herzogliche Durchlaucht, ein außerordentlicher Gehorsam gegen Lehrer und Vorgesetzte, ein redliches, höfliches und aufrichtiges Bezeugen gegen ihre Freunde und Mitbrüder macht sie denselben angenehm und werth. Letzterer verbirgt, aus Sorge wegen der herzoglichen Ungnade, seine Hauptneigung zum Soldatenstand, dem er gewiß Ehre machen würde, wenn Pflicht und Vaterland ihn dafür streiten hießen. Der

---

1) **Johann Jacob Atzel**, geb. 1754 zu Winnweiler in der Grafschaft Falkenstein, 1787 Bauinspector des Markgrafen von Anspach, später in württembergischen Diensten, starb als Baumeister 1820 zu Stuttgart. Er lieferte in das „Wirtembergische Repertorium“ ein „Schreiben über einen Versuch in Grabmälern nebst Proben“, wozu Schiller die Inschriften gemacht hatte.

2) **Phil. Friedrich Hetsch**, geb. 1758 zu Urach, trat 1780 aus der Akademie, 1793 Professor der Geschichtsmalerei, 1798 Galeriedirector, starb am 1. Jan. 1839 zu Stuttgart. Auf seiner dritten Schweizerreise, 1797, besuchte Goethe auch seine Werkstatt (vgl. Goethe, „aus einer Reise in die Schweiz“, Brief vom 31. August 1797). Schiller erneuerte die Bekanntschaft mit ihm bei Gelegenheit seines Besuchs in der Heimath 1794.

3) „wirklich schon“ bedeutet im schwäbischen Sprachgebrauch so viel als „jetzt schon“. So auch in den „Räubern“ (Akt II. Scene 3): „Ihr seid wirklich schon ihre Gefangenen.“

4) **Ludwig Fr. Johann Grub**, geb. 1760 zu Stuttgart, starb als Oberrevisor und Kammerrath 1847 zu Stuttgart.

5) **Friedrich W. H. Preißmeyer**, geb. 1757 zu Stuttgart, studirte Militärwissenschaften und trat 1778 aus der Akademie.

Erstere scheint nichts als Philosophie zu denken, zu lieben, zu reden und auszuüben, und wird gewiß große Schritte darin machen, wenn er diese Neigung hinlänglich wird befriedigen können. An Reinlichkeit am Körper beobachten sie den Rang der erstern ihrer Freunde, und im Zimmer unterscheidet sich ihr Eigenthum durch Ordnung von den Uebrigen. Und wie sollten sie mit sich unzufrieden sein, da sie einsehen, wie viel sie noch zu lernen haben? Warum sollten sie ihr Schicksal nicht verehren, da sie es unstreitig nicht vortheilhafter betrachten könnten?

Wolff[1]) und Kaußler[2])

scheinen äußerlich wenig Vollkommenheiten, wenig Gutes an sich zu haben, zuweilen gar unvollkommen und unwissend zu sein; allein ich gestehe, wenn sie ebenso gute Gaben, ebenso gute Erziehung besäßen und genossen hätten, als edel ihre Gesinnung gegen Gott, den Fürsten und die Vorgesetzten und Freunde ist, so würden sie Andere weit übertreffen. Sie beobachten eine wahre Zufriedenheit mit sich und ihrem Schicksal, eine mittelmäßige Reinlichkeit und Ordnung. Sie sind still, höflich, aufrichtig und verschwiegen. Der Erste hat zu der Historie, der Zweite zur Cameralwissenschaft eine Hauptneigung.

Liesching,[3]) Duttenhofer,[4]) Elwert,[5]) Scheidle[6]) und Pfeifflin[7])

verdienen gemeinschaftliche Bewunderung, Lobsprüche und Liebe. Durch Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue haben sie sich den

---

1) Karl Friedrich Wolff, geb. 1760 zu Untertürkheim, 1780 Kirchenrathsrevisor, starb 1823.

2) Christoph Friedrich Kaußler, geb. 8. Mai 1760 zu Tübingen, trat 1780 aus der Akademie; 1783 als Lehrer der französischen Sprache berufen, starb er am 7. Febr. 1825 als Professor am Gymnasium zu Stuttgart.

3) Friedrich Ludwig Liesching, geb. 1757 zu Weinsberg, trat 1780 aus der Akademie, später Physikus in Gochsheim, ging nach G. Schwab als Arzt aufs Cap, wo er 1839 noch lebte.

4) Karl Friedrich Duttenhofer, geb. 1758 zu Oberensingen, trat 1780 aus der Akademie, wurde an derselben Lehrer der Mathematik, 1782 Doctor und starb als Oberst und Wasserbaudirector am 16. Dec. 1837.

5) Immanuel Gottlieb Elwert, geb. 1759 zu Cannstadt, studirte Medicin und starb als Physikus in seiner Vaterstadt um 1811. Er hatte schon mit Schiller zusammen die lateinische Schule in Ludwigsburg besucht (Palleske, I S. 39 f.). Bei Goethe's Anwesenheit in der Militär-Akademie, 14. December 1779, erhielt er den Preis in der lateinischen Sprache.

6) Friedrich Wilhelm Scheidle (Scheidlin), geb. 1761 zu Ludwigsburg, war 1781—1783 Officier an der Akademie.

7) Christian Friedrich Pfeifflin, geb. 1761 zu Ludwigsburg, wurde 1783 aus der Akademie entlassen. Sein Vater war Hauptmann auf dem Hohen Asperg, als Schubart dort gefangen saß (Strauß, Schubart's Leben, II. S. 50).

größten Theil ihrer Mitbrüder verbindlich gemacht. Durch eine edle und würdige Gesinnung von Gott und der Religion sehen sie alle ihre Handlungen gesegnet, durch eine vortheilhafte Denkungsart von Euer Herzoglichen Durchlaucht erscheinen sie an der ersten Stufe Derer, welche ich bewundert habe. Vorgesetzte und Lehrer sehen und hören sich von ihnen geliebt, geehrt und mit Dank belohnt. Reinlichkeit haben Dieselben meistens gemein. Elwert's und Duttenhofer's vortreffliche Gaben werden durch Fleiß immer vergrößert. Liesching und Elwert lieben und verehren die Arznei-, Duttenhofer die Cameralwissenschaften, Pfeifflin richtet Sinn und Gedanken auf den Soldatenstand, und Scheidle macht sich die Mathematik zum Hauptstudio.

Von Hoven senior,[1] Grammont.[2]

Wenn ich die Gemüthsbeschaffenheit des Ersten genau beurtheile, so finde ich das Gegentheil von dem Andern, welche blos in einigen Stücken eingeschränkt werden muß. Ein übergroßer Stolz, eine gehässige Eigenliebe ist Jenem eigen, dahingegen Dieser durch Verachtung seiner selbst und durch Demuth gefallen will. Gegen Gott ist der Letztere am Edelsten, am Würdigsten gesinnt. Und wie sollte er es seinem andern Wohlthäter nicht auch sein? Vorgesetzten und Lehrern begegnet er mit Ehrerbietung und Gehorsam, und Jener hält nicht viel von ihnen. An Reinlichkeit sind Beide einander gleich und verdienen Lobsprüche, die ich bisher noch Keinem zugesprochen. Aufrichtigkeit, Stille und Verschwiegenheit machen die Hauptzüge des Letztern aus. Dienstfertigkeit, Lebhaftigkeit, aber Ehrgeiz und Grobheit sind dem Erstern eigen. Mit ihrem Schicksal sind Beide sehr vergnügt und äußern große Bewunderung desselben. Der Erste hat sich die schönen Künste und Wissenschaften, der Andere die Religionswissenschaft zur Hauptneigung gemacht.

---

1) Friedrich Wilhelm von Hoven, der Aeltere, geb. am 11. März 1759 zu Stuttgart, trat 1780 aus der Akademie und wurde praktischer Arzt in Ludwigsburg, 1805 Medicinalrath in Anspach, später in Nürnberg, und starb am 6. Febr. 1838 zu Nördlingen (s. Hoven's Autobiographie, Nürnberg 1840). Er gehörte zu dem Schiller'schen Dichterbunde auf der Militär-Akademie und lieferte später Gedichte in die „Anthologie". Schiller wollte ihn als Professor der Medicin nach Jena ziehen. Achtzehn Briefe unsers Dichters an ihn haben sich erhalten und werden in dem erwähnten Werke mitgetheilt.

2) Joseph Friedrich Grammont, aus Mömpelgardt, wurde 1771 in die Pflanzschule aufgenommen, studirte Jura; später Professor der französischen Sprache am Gymnasium zu Stuttgart, ward er 1816 pensionirt und starb zu Eßlingen. S. S. 75—84 die mitgetheilten „Rapporte".

Von Hoven junior[1]) und Gegel senior[2])

haben bisher den Namen junger Leute behauptet, da sie in ihren Handlungen wenig Ueberlegung, wenig Vernunft geäußert haben. Es ist zwar gewiß, sie bewundern die Gnade, die Größe ihres Gottes und Fürsten, sie verehren die Befehle ihrer Vorgesetzten; allein ihre Freunde haben sie öfters durch Vorwitz und Unhöflichkeit beleidigt. Von ihrer Zufriedenheit und von ihrer Hauptneigung bestimme ich noch nichts Gewisses. Von ihren vortrefflichen Gaben aber und von ihrem Privatfleiß bin ich genau überzeugt. Reinlichkeit am Körper und im Schlafzimmer beobachten sie mit großer Pünktlichkeit. Von Hoven übertrifft den Gegel an Lebhaftigkeit, welche er aber öfters aus Mangel der Einsicht zu Unvollkommenheiten anwendet; Dienstfertigkeit und Treue, aber zugleich auch Veränderlichkeit haben sie mit einander gemein. —

Nun habe ich, Durchlauchtigster Herzog, meine Mitbrüder so geschildert, als mir der Umgang mit ihnen und die wenige Beurtheilungskraft verstattet haben. Ich habe nach meinem Gewissen gehandelt und würde wünschen, auch etwas zu derselben Glück beitragen zu können. Dürfte ich mich also unterstehen, meine Gedanken in das edle Herz meines gnädigsten Fürsten auszuschütten? Mit diesem Augenblick stelle ich mir den ganzen Umfang meines Glücks vor Augen, welches mir schon seit einigen Jahren entgegeneilt. Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern

---

1) Christoph August von Hoven, der Jüngere, geb. 1761 zu Stuttgart, starb als Akademist am 13. Juni 1780. Ihm widmete Schiller die in die „Anthologie" aufgenommene „Leichenphantasie" (Werke, I. 1. S. 2), von der bisher der erste Einzeldruck noch nicht wieder aufgefunden wurde. Schiller's Trostbrief an Hoven's Vater s. in W. v. Hoven's Autobiographie, S. 373 ff. Vgl. auch Goedeke, I. S. 103. 365.

2) Franz August Leopold Gegel, der Aeltere, geb. 1760 zu Stuttgart 1780 Hofmeister bei dem Vicomte von Polignac in Montpellier, später Baucassirer und Bauverwalter in Ludwigsburg, starb um 1814. Am 12. August 1787 schrieb er an Schiller nach Weimar: „Votre sort ressemble à celui des grands hommes qui ont commencé par être persecutés, et qu'on a été obligé d'admirer à la fin. On peut mépriser un homme d'esprit sans vertu; mais un homme qui réunit les qualités estimables du coeur à celles de l'esprit triomphe tôt ou tard sur ses ennemis."

sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen. — Dürfte ich mich ihm mit meiner Entzückung nahen, die mir die Dankbarkeit auspreßt; dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute: „Sohn, bemühe Dich, ihm zu gefallen, bemühe Dich, daß er Dich und Deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von ihm Dein Leben, Deine Zufriedenheit, Dein Glück abhängt, denke, daß ohne denselben Deine Eltern unglücklich werden. Bete für sein Leben, daß er Dir nicht mitten in dem Glanze Deines Glücks entrissen werde."

So sprach er seufzend zu mir. Von jetzt an soll es mir ein Gesetz werden, das ich mit Verlust meines guten Gewissens niemals umstoßen könne. Nun beurtheilen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, nach den Regeln der Religion! Sie werden mich öfters übereilend, öfters leichtsinnig finden; aber ist es denn nothwendig, daß Vergehungen dasjenige umstoßen, was Vertrauen und Liebe zu Gott aufgebaut haben, und was ein von Natur empfindbares Herz sich zum Grundgesetz machte? Beurtheilen Sie mich nach meinen eigenen Worten, ob ich Sie nicht liebe, nicht verehre, nicht anbete; oder sollte ich gar schwören, daß ich meinen Fürsten verehre? Ich kenne den Werth der Tugend noch nicht, aber ich empfinde ihn zu meiner Beschämung, ich empfinde ihn in den Handlungen meines Wohlthäters.

Sehen Sie mich, Durchlauchtigster Herzog, in der Mitte meiner Brüder; forschen Sie von ihnen selbst, wie ich mich bisher gegen dieselben aufgeführt habe! Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. [1]) Aber, Durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten aufgelegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene; allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden; denn wenn der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen. Aber verzeihen Sie mir, Durch-

---

1) „Die Bessern von diesen (Kameraden schilderten ihn bei dieser Gelegenheit als „„lebhaft, lustig, voll Einbildungskraft und Verstand;"" wieder als „„bescheiden, schüchtern und mehr in sich vergnügt als äußerlich."" Den Einen fiel auf, daß er beständig Gedichte lese, Andere ahnen schon, daß seine eigene Neigung auf Poesie, und zwar auf tragische gehe. Wieder Einer gibt ihm das launige Zeugniß, daß er gewiß „„ein guter Christ, aber nicht sehr reinlich sei."" (Gustav Schwab, Schiller's Leben, I. S. 43 f.)

lauchtigster Herzog, diese Fehler, denken Sie an die Gnade zurück, die meine Eltern und ich selbst aus Ihrer Hand empfangen haben. Es ist Ihnen schon bekannt, gnädigster Herzog, mit wie viel Munterkeit ich die Wissenschaft der Rechte angenommen habe; es ist Ihnen bekannt, wie glücklich ich mich schätzen würde, wenn ich durch dieselbe meinem Fürsten, meinem Vaterland dereinst dienen könnte; aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte. Jedoch hierin unterwerfe ich mich dem Willen meines weisesten Fürsten, bei dem mein ganzes Glück, alle meine Zufriedenheit steht.

Nun habe ich überlegt, wie unzufrieden man sein muß, wenn man seine Pflichten vergißt, wie abscheulich die Folgen sind, wenn man sich nicht bemüht, seine Schuldigkeit zu thun. Jetzt sehe ich eine fröhliche Reihe meiner Freunde vor mir, welche Belohnungen hoffen, und welche sie auch verdienen. Ich sehe einen Fürsten, welcher ihnen lächelt, ich sehe Vorgesetzte, welche ihnen mit Liebe und Hochachtung begegnen; mich selbst aber sehe ich hinter ihnen, verlassen, traurig, zitternd. — Sollte ich nun ungerührt bleiben, sollte ich zusehen, wie man mir dieselben vorzieht? Wofern ich noch ein Gefühl der Ehre empfinde, wofern ich noch Gnade — und Ungnade unterscheide, so will ich mich bemühen, fleißiger zu sein. — Ja, ich will noch mehr thun, ich will nicht ruhen, bis ich sie eingeholt, ich will nicht ruhen, bis ich sie übertroffen habe.

Aber, Durchlauchtigster Herzog, Sie sind es, dem ich zuwider gehandelt, Sie sind es, gegen welchen ich meine Pflichten gebrochen; und doch schweigen Sie, und doch drücken Sie mich nicht mit der Strafe, die ich billig fühlen sollte. Welche Großmuth herrscht in Ihren Zügen, eine Großmuth, welche mich Vergebung hoffen läßt! Ja, Durchlauchtigster Herzog, wofern Sie mir diesmal verzeihen, so werde ich von meiner Betrübniß, von meiner Unzufriedenheit, von meiner gerechten Unzufriedenheit frei, so werde ich aufgemuntert, mehr zu thun, als Gott und mein Fürst von mir begehren. Lassen Sie mich, Durchlauchtigster, für Ihr Leben Weihrauch bringen, lassen Sie meine Eltern vor Ihnen niederknien und Ihnen für mein Glück danken — aber wie werden sie es thun können, da sie selbst unfähig sind, Ihnen für ihr eigenes Glück dankbar zu sein? Lassen Sie mich zwischen mein Vaterland treten und mit demselben Ihnen, mein Vater, zurufen: „Er lebe!“ Lassen Sie mich endlich seufzen, daß ich nicht danken kann.

— —— —

7.

Beobachtungen bei der Leichen-Oeffnung des Eleven Hiller.[1])

Die Leiche war sehr abgezehrt, aber nicht erstarrt. Vom Aufliegen hatte er eine Entzündung.

Als man die Brust öffnete, floß eine große Menge gelblichten Blutwassers heraus.

Das Netz, so sehr gering war, schien wie brandig, doch hatte es den faulen Geruch nicht.

Der Magen, die Gedärme waren natürlich, nur die großen waren etwas aufgeblasen. Würmer fühlte man von außen keine. Von innen wurden sie nicht untersucht, weil es die Zeit nicht erlaubte.

Das Gekrös enthielt eine gelblichte Zähigkeit und schien äußerlich von stockendem Blute bleifarbig. Keine Verhärtungen ließen sich in den Drüsen desselben bemerken. Die große Magendrüse aber war ziemlich verhärtet.

Die Leber war an der untern Fläche schwarzblau, an der obern blau und roth marmorirt. Sie war sehr voll Blutes. Sonst zeigte sich nichts Widernatürliches an derselben. Die Gallenblase war voll Galle.

Die Milz und die Nieren waren mit dem linken Grimmdarm-Gekröse verwachsen, sonst ganz gesund. Die Harnblase war ganz angefüllt.

Bei Eröffnung der Brusthöhle floß ebenso gelblichtes Blutwasser heraus. Die rechte Lunge war an das Brustfell angewachsen.

Die linke Lunge war kleiner als die rechte und schien von widernatürlich großem Herzbeutel verdrungen.

Der Herzbeutel selbst wurde kaum geöffnet, so floß eine große Menge des Blutwassers hervor, die Haut des Beutels war besonders dick, aber verhältnißmäßig nicht so dicht. Die innere

1) Zuerst mitgetheilt in H. Wagner's „Geschichte der Hohen Carls-Schule" (Bd. I. S. 582).

Joh. Christian Hiller, aus Kirchheim a. Z., widmete sich der Malerei und starb am 9. Oct. 1778.

Fläche, die sonst glatt ist, war durch eine Fettsubstanz mit dem Herzen, besonders mit dessen unterer Fläche, verwachsen. Diese Fettsubstanz überzog das ganze Herz und war an vielen Stellen, hauptsächlich unten, sehr dick. Sie war durch beträchtliche Fortsätze und Bänder mit dem Herzbeutel verbunden. Im Herzen selbst war kein organischer Fehler zugegen, und es beweist noch nichts, daß seine Fleischmasse so gar gering war, indem sich bei der allgemeinen Abzehrung der Muskeln nichts Anders erwarten läßt. Auch in seinen Höhlen ist nicht das Mindeste sonderbar bemerkt worden. Und die Ursache des Todes scheint mehr außer dem Herzen als von dem Herzen hergeleitet werden zu können.

Die Lungen waren hin und wieder entzündet und mit kleinen harten Körnern durchsät. An der obern Hälfte der linken Lunge war etwas Eiterartiges.

Das Haupt ist nicht geöffnet worden.

Stuttgart, den 10. October 1778.

Schiller.

8.

Rapporte über die Krankheitsumstände eines Mitschülers.[1])

1. Ueber die Krankheits-Umstände des Eleven N. N., so wie solche den 26. Juni (1780) beobachtet wurden.

Auf den gnädigsten Befehl, ein wachsames Auge auf die Leiden und Aeußerungen meines Freundes zu haben, wage ich es, ein kurzes Bild seiner Krankheit zu entwerfen, so weit mir die mir gnädigst gemachte Gelegenheit und der bisherige genaue Umgang, den ich mit ihm genossen, Aufschluß darin gegeben hat.

Die ganze Krankheit ist meinem Begriffe nach nichts Anders als eine wahre Hypochondrie, derjenige unglückliche Zustand eines Menschen, in welchem er das bedauernswürdige Opfer der genauen Sympathie zwischen dem Unterleib und der Seele ist, die Krankheit tiefdenkender, tiefempfindender Geister und der meisten großen Gelehrten. Das genaue Band zwischen Körper und Seele macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Uebels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei.

Pietistische Schwärmerei schien den Grund zum ganzen nachfolgenden Uebel gelegt zu haben. Sie schärfte sein Gewissen und machte ihn gegen alle Gegenstände von Tugend und Religion äußerst empfindlich und verwirrte seine[2]) Begriffe. Das Studium der Metaphysik machte ihm zuletzt alle Wahrheit verdächtig und riß ihn zum andern Extrem über, so daß er, der die Religion vorher übertrieben hatte, durch skeptische Grübelungen nicht selten dahin gebracht wurde, an ihren Grundpfeilern zu zweifeln.

Diese schreckende Ungewißheit der wichtigsten Wahrheiten ertrug sein vortreffliches Herz nicht. Er strebte nach Ueberzeugung, aber verirrte auf einen falschen Weg, da er sie suchen wollte, versank in die finstersten Zweifel, verzweifelte an der Glückseligkeit, an der Gottheit und glaubte sich den unglücklichsten Menschen auf Erden. Alles dies hab' ich in häufigen Wortwechseln aus

1) Zuerst veröffentlicht von H. Wagner in seiner „Geschichte der Hohen Carls-Schule“ (Bd. I. S. 584—591) nach den Originalen. — Die Veranlassung zu diesen Rapporten und sonstiges Nähere darüber siehe S. 16.

2) Im Original „sein“.

ihm herausgebracht, da er mir von seinem Zustand niemals nichts verschwiegen hat.

Mit dieser Unordnung seiner Begriffe verband sich nach und nach eine körperliche Zerrüttung (ich getraue mir nicht, zu bestimmen, ob ein organischer Fehler im Unterleib zu Grunde liegt). Es folgten Fehler in Verdauungsgeschäften, Mattigkeit und Kopfschmerzen, welche, so wie sie Wirkungen eines zerrütteten Seelenzustands waren, hinwiederum diesen Zustand rückwärts verschlimmerten.

Auf diese Art war der Weg zu der fürchterlichen Melancholie gebahnt, in die er einige Wochen versank. Es ist Verzweiflung an seiner eigenen Kraft — Er sagte oftmals zu mir, er sei kein Mensch, denn er könne nicht denken — Er sehe nicht ein, warum er leben sollte, da er ohne alle Absicht lebe — und dergl. mehr. Diese Aeußerungen schienen wirklich gefährlich, da sie tiefere Wurzel hatten und Geburten eines denkenden, speculativen, gar nicht aber leichtsinnigen Kopfes waren, welchen Fehler er gewiß nicht hat. Er sah die Zerstreuung ein, in die er gerathen war, und schrieb sie äußern Verhältnissen und Einschränkungen zu, weswegen er auch ein großes Verlangen hatte, außerhalb der Akademie in der Ruhe des Landlebens seinen Geist zu besänftigen und neue Kräfte zur Erforschung der Wahrheit zu sammeln. Mit einer tiefen Heftigkeit, die seinem Charakter eigen ist, warf er sich auf diesen Gedanken, und er füllte seine ganze Seele. Er zweifelte nicht an der Erfüllung und sprach wie mit Zuverlässigkeit von dem neuen Plan seines Lebens. Darum wirkten die Hindernisse, auf welche er traf, doppelt heftig auf ihn, daß er in die tiefste Melancholie stürzte und den Entschluß faßte, sein Leben abzukürzen und vernichtet zu werden. Alle Versuche, ihn zu zerstreuen, mißlangen.

So dauerte es bis heute gegen Abend fort. Den ganzen Morgen war er in sich selbst versunken, gleichgiltig gegen Alles, mißtrauisch und überaus zerstört; er wollte nicht, wie gewöhnlich, frühstücken, weigerte sich auch Mittags, etwas zu genießen, und wie ich stärker in ihn drang, sagte er kurz heraus, er habe gar nicht Ursache, sein Leben zu verlängern, da es ihm doch nur zur Last wäre; und Alles, was er that, verrieth einen schrecklichen Entschluß.

Wegen heftiger Kopfweh warf er sich öfters auf das Bett, schlief aber nicht und hatte auch die vorige Nacht nicht geschlafen. Er floh die Gesellschaft und hing der Einsamkeit überhaupt außerordentlich nach. Endlich gegen Abend gewann ich so viel über ihn, daß er sich bei mir über seinen Zustand herausließ. Indem er so seine Klagen entwickelte und sich durch Reden erleich-

terte, fing er an, etwas nachgiebiger zu werden, und ermunterte sich. Nach und nach wurde er lebhaft, gesprächig und verlangte endlich etwas zu essen. Er war schon über 24 Stunden nüchtern geblieben. Was ihn vollends zur Ruhe brachte, war das Collegium archiatrale, deren Vorstellungen und Gründe ihm ein Zutrauen einflößten. Besonders sprach er mit vieler Achtung und Vertrauen vom Leibmedicus Hopffengärtner,[1]) der ihm ausnehmend gefallen hatte. Er entschloß sich, seiner Führung sich ganz zu überlassen, sich selbst Gewalt anzuthun, und schöpfte Hoffnung zur Wiedergenesung, an der er bisher verzweifelt hatte. Er gelobte, Alles aufs Pünktlichste zu erfüllen, was ihm auferlegt würde, und gestand mir auch, wie er jetzt selbst einsähe, daß er sein eigener Peiniger gewesen und sein Uebel vergrößert habe.

Mit einem Wort, es ist die beste Hoffnung zur Wiederherstellung des Patienten da; er schien wie aus einem Traum erwacht zu sein und arbeitet jetzt emsig für seine Gesundheit und zwingt sich, sich den traurigen Ideen zu entschlagen und dafür in historischen Schriften, Bewegung, Zeitvertreiben und dgl. Zerstreuung zu suchen.

Er hat mich gebeten, in seinem Namen Seiner Herzoglichen Durchlaucht auf das Feurigste zu danken, daß Höchstdieselben seinen irrigen Wunsch, aus der Akademie zu kommen, vereitelt haben, von dem er jetzt einsieht, daß er ihn unglücklich gemacht haben würde.

Schiller.

2. Unterthänigster Bericht von dem Befinden des Eleven N. N. am 16. Juli —80.

Dieser Tag war an traurigen Auftritten bei unserm Patienten besonders merkwürdig. Vormittags, als ich bei ihm war, schien er noch ziemlich erträglich, sprach gern und wurde wirklich etwas munter, bis er gegen Mittag Kopfweh und Uebligkeiten klagte, welches aber wahrscheinlicherweise nur die Wirkung des genommenen Brechweinsteins war. Von da an war er auch unruhiger und hängte seinen schwermüthigen Schwärmereien heftiger nach.

---

1) Ueber seine Lebensumstände hat Goedeke nichts weiter ermitteln können; v. Hoven schildert ihn in seiner Selbstbiographie (S. 80): „Jäger war ein weit gelehrterer Arzt als Hopfengärtner — aber Hopfengärtner war nicht nur ein ungleich besserer Kopf, sondern er war auch ein Mann von dem edelsten Charakter. Um wohlwollend zu handeln, bedurfte er keiner fürstlichen Empfehlung. Alles Gute und Edle, was er that, ging aus ihm selbst hervor, und überall zeigte er sich als einen ebenso braven und rechtschaffenen als geistreichen und einsichtsvollen Mann."

Er hatte kein Frühstück zu sich genommen, aß auch diesen Mittag nichts und verfiel endlich aus Mattigkeit in einen Schlaf, worin Seine Herzogliche Durchlaucht ihn selbst überraschten.

Auf die Unterredung, welche Höchstdieselbe mit ihm zu halten die Gnade hatten, beharrte er immer noch auf dem Gedanken, „daß er schlechterdings nicht in der Akademie genesen könnte. Alles sei ihm hier zuwider. Alles zu einförmig, um ihn zu zerstreuen. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger." Unsere eifrigsten Einredungen waren vergeblich. Ich gab ihm zu bedenken, wie er nirgends keine Aussicht in der Welt hätte, da er nicht ausstudirt, da er ohnehin noch einen siechen Körper hätte, da ihm alle Mittel fehlten — wie es ihn vielleicht auf das Schwerste gereuen würde, und dergleichen mehr. Er antwortete: „als Tagelöhner und Bettler würde er immer vergnügter sein als hier, weil er da frei sei. Gott erhalte ja den Sperling auf dem Dache.[1]) Er werde auch ihn nicht verhungern lassen, und wenn ihm auch diese Erwartung fehlschlagen sollte, worauf er das größte Vertrauen setzte, so sei ihm noch immer der Tod übrig."

An den Schönheiten der Natur schien er sich gestrigen Abend etwas aufzuheitern; aber sie wirkten bald die alte Melancholie in ihm wieder, indem er sich beklagte, daß er diese Schönheiten nicht außerhalb der Akademie genießen dürfe. Das ist das Schlimmste, daß er sogar das Vergnügen nicht lang' genießen kann, ohne körperliche Schmerzen zu empfinden und in desto tiefere Schwermuth zu versinken.

Auf vieles fruchtloses Zureden versprach er endlich, sich noch so lang' zu gedulden, bis er auch das Teinacher Bad noch versucht hätte. Aber wenn ihn auch dieses Mittel betrügen sollte, so wüßte er in der Akademie kein einziges mehr. Er bittet aber unterthänigst, daß er es doch ja bald besuchen dürfe, eh es vielleicht zu spät würde, da seine Melancholie mit jedem Tage seines Aufenthalts allhier zunähme.

Hierbei kann ich nicht verschweigen, wie sehr die außerordentlich große Gnade und Gelindigkeit Seiner Herzoglichen Durchlaucht ihn gerührt hat. Er erkannte es mit dem innigsten Dank wie väterlich Höchstdieselben um die Hebung seiner Beschwerden bekümmert sind; und auch dieses ist ein großer Zuwachs zu seiner Melancholie, daß er diese unaussprechlich gütige Fürsorge und Geduld nicht, wie er gern wünscht, mit Gehorsam belohnen kann

1) Ev. Matth., 10. 31.

daß sie (wie er glaubt) an ihm fruchtlos sei, und daß er nothwendig für den Undankbarsten unter der Sonne gehalten werden müßte, wenn ihm nicht seine Schwermuth und körperlichen Schmerzen zur Entschuldigung dienen. Eleve Schiller.

3. Unterthänigster Bericht von den Krankheits-Umständen des Eleven N. N. am 21. Juli —80.

Die moralischen und physikalischen Umstände des Patienten scheinen sich nun zu einer vollkommenen Besserung zu neigen, wenigstens kann ich von dem heutigen Tag nichts Anders als Gutes melden. Er war voll Munterkeit und Leben, zu klagen fand er gar nichts, wenn ich einige geringe Beschwerden über Uebligkeiten aus dem Magen, welche aber nichts als vorübergehende Folgen seiner Arzneien waren, ausnehmen will. Wie ich ihn in dieser günstigen Stimmung fand, auf die ich lange mit Sehnsucht gewartet hatte, so ergriff ich den Zeitpunkt und leitete den Discours auf seine vormaligen Forderungen und fragte ihn, was er jetzt gesonnen sei, ob er noch aus der Akademie begehre? — Ich that zugleich einen Seitenblick auf die vielen und großen Vortheile seines Hierbleibens und auf die vielen abschreckenden Folgen seines unzeitigen Hinauskommens, auf die Vorstellungen und gütigsten Ermahnungen Seiner Herzoglichen Durchlaucht vom vorigen Sonntag — — Da ich ihn dagegen gar nicht unempfindlich fand, so führte ich ihn weiter, stellte ihm das Vergnügen lebhaft vor Augen, das ihn im großen und schönen Feld der medicinischen Wissenschaften erwartete. Auf diese Art erweckte ich in ihm die lang' schon erstorbene Neigung zum Studiren wieder, welches ohnstreitig das einzige und auch dauerhafteste Mittel ist, sein Gemüth von sich selbst auf andere Gegenstände zu lenken; welches ihm zugleich äußerst nothwendig ist, da er bisher wegen seiner Krankheit nicht wenig zurückblieb. Er eröffnete mir nun sein ganzes Herz, räumte mir Vieles mit ein u. schloß mit der Versicherung, daß er sehr gern in der Akademie bleiben wolle, wenn ihm nur diejenigen Freiheiten gelassen würden, die sein körperlicher Zustand und die Richtung seiner Seele nothwendig machten. Nach und nach sprach er von seinem Hierbleiben als von einer bekannten Sache, dawider er doch vorhin immer mit der größten Heftigkeit gekämpft hatte, und versprach mir, gleich nach seiner Zurückkunft aus Teinach mit vollem Eifer wieder an sein Studiren zu gehen.

Mit größter Freude hört' ich dieses an, mit größter Freude

schreib' ich es hier nieder; denn ich sehe jetzt das erreicht, was die einzige gnädigste Absicht Seiner Herzoglichen Durchlaucht war — und finde zugleich auch meine bisherige Handlungsart gerechtfertigt, die, ob sie schon ganz allein auf jenen letzten Wunsch meines gnädigsten Vaters gerichtet war, dennoch, wie ich mit Schmerzen bemerken mußte, nicht ganz frei von einigem Verdacht einer heimlichen Begünstigung seiner Meinungen geblieben ist.

Daß vielleicht Augenblicke kommen, in welchen die alten Klagen unsers Hypochondristen wiederum aufwachen, dafür steh' ich nicht, dafür kann auch kein Mensch stehen; denn es ist fast eine physische Nothwendigkeit seines leidenden Körpers. Daß dieselben aber nur schwach, nur vorübergehend, daß sie durch eine schonende Behandlung bald unterdrückt sein werden, das getraue ich mir mit vieler Gewißheit zu behaupten. Indessen kommt das Meiste nur darauf an, daß demselben immer noch gewisse Freiheiten bleiben, die er gewiß niemals mißbrauchen wird; sonst dürfte der Sprung von seinem jetzigen Zustand auf einen entgegengesetzten, die Vergleichung seiner jetzigen Lage mit einem Zwang, der für die Gesunden vortrefflich sein kann, ihm allzu auffallend sein und einen Rückfall seiner alten Melancholie nach sich ziehen, der das letzte Uebel ärger machte als das erste.

Stuttgart, d. 21. Juli 1780. Eleve Schiller.

4.

Hochwohlgeborener Herr,
Hochgebietender Herr Obrist!

Gewisse Vorfälle bei der Krankengeschichte des Eleven N. N., welche mich etwas näher, als ich wünschte, anzugehen scheinten, haben mich so dreist gemacht, Euer Hochwohlgeboren mit einer schriftlichen Erklärung zu beschweren, welche Kühnheit nichts als meine vollkommenste Ueberzeugung von Euer Hochwohlgeboren billiger Gesinnung entschuldigen kann.

Ich bemerkte seit einigen Wochen, daß mein Umgang mit dem Patienten mehr als vorhin eingeschränkt und sorgfältig dahin gesehen wurde, daß ich ihn nicht leicht allein sprechen konnte. Es ist mir dies um so befremdender aufgefallen, da ich den von Euer Hochwohlgeboren mir selbst ertheilten gnädigen Befehl, beständig um ihn zu sein, noch nicht vergessen hatte, und es führte mich auf die Besorgniß irgend eines zu Grunde liegenden Verdachts auf meine Handlungsarten, der mir nichts weniger als gleichgiltig sein konnte. Es würde mir unendlich gefehlt sein, wenn ich

dazu schweigen müßte, da es für mich von Folgen sein könnte und meinem Charakter gänzlich zuwiderliefe; ich nehme mir daher die Freiheit, zur Rechtfertigung meines bisherigen Betragens einige noch geheim gehaltene Fälle Denenselben zu entdecken, welche über die Reinheit meiner Absicht einigen Aufschluß geben können.

Am 11. Juni, zwei Tage vorher, ehe die Krankheit unsers Hypochondristen zuerst bekannt wurde, kam er zu mir und wollte, daß ich ihm einen Schlaftrunk verschaffen sollte. Mich schreckten seine fürchterlich-ruhige Miene, seine veränderte Stimme, seine ungewohnten Geberden, daß ich Unrath merkte. Ich fragte ihn lächelnd: „Wozu?“ Danach habe ich nicht zu fragen, war die Antwort, ich solle es ihm nur anschaffen, falls ich jemals sein Freund gewesen. Endlich forschte ich das unglückliche Geheimniß aus ihm heraus, und er gestand mir, daß er nach reifer Ueberlegung nunmehr entschlossen sei, diese Welt zu verlassen, wo er nicht glücklich sein könnte. Mit Gründen einer vernünftigen Philosophie war nun nichts mehr auszurichten; denn ich habe schon in seinen gesunden Tagen über diesen Punkt etwas vergebens mit ihm gestritten; ich bat ihn also, doch wenigstens nur so lang' ruhig zu sein, bis er mit H. Prof. Abel[1]) gesprochen hätte. Zugleich drang ich in ihn, daß er auf das Krankenzimmer gehen möchte, weil ich diese schreckliche Melancholie einem verschlimmerten Zustand seines Unterleibs zuschrieb, und mir dort seine Gründe schriftlich entwickelte, weil ich hoffte, daß er dadurch Zeit gewinnen würde, seinen paradoxen Entschluß mit desto mehr Kälte zu prüfen. Er ließ sich bereden, nur bat er mich auf das Inständigste, bei unserer Freundschaft, von dem Allen Niemand kein

1) Jacob Friedrich Abel, geboren zu Vaihingen den 9. Mai 1751, 1772 Professor der militärischen Pflanzschule auf der Solitüde und dann an der Militär-Akademie, wo er Philosophie und Moral lehrte und namentlich die letztere mit hinreißender Beredsamkeit vortrug. Er wurde geadelt, 1811 Prälat und Generalsuperintendent zu Oehringen; starb am 7. Juli 1829 (Goedeke, I. S. 369). In Schiller's Leben und schriftstellerische Thätigkeit ist er auf mannichfache Weise verflochten. Er belebte seinen Vortrag durch Dichterstellen, die er als Beläge einflocht; darin ahmte ihm Schiller in seinem „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ nach. Durch ihn wurde Schiller auf das Studium Shakespeare's geführt. Er schrieb mit Schiller und Petersen zusammen an dem „Wirtembergischen Repertorium“, besuchte mit Batz, seinem Collegen, Schiller bei dessen zweitem Aufenthalte in Mannheim. Schiller widmete ihm seinen „Fiesko“. Dem „Verbrecher aus verlorner Ehre“ liegt ein Bericht Abel's zu Grunde. Er wollte Schiller als Professor nach Tübingen ziehen, im Jahre 1795, und er hat Aufzeichnungen über Schiller's Jugend hinterlassen, die besonders von Hoffmeister benutzt worden sind. Der Brief an Abel, worin Schiller die Berufung ablehnt, ist noch vorhanden.

Wort zu sagen, welches ich um so gerner halten konnte, da ich ihn privatim zurechtzubringen hoffte und kein Aufsehen in der Akademie machen wollte, welches vielleicht hätte von Folgen sein können. Das aber that ich, wie Euer Hochwohlgeboren sich zu erinnern gnädig belieben werden, daß ich Denenselben durch den Lieutenant Walter[1]) einen Wink davon geben ließ, worauf ich auch die gnädige Antwort erhielt, ein wachsames Auge fortan auf ihn zu haben und besonders auf seinen Unterleib Rücksicht zu nehmen, weil ich ohnehin viel daraus herzuleiten gewohnt wäre. Euer Hochwohlgeboren hatten auch die Gnade, mich öfters über sein Befinden zu befragen, und empfahlen mir ihn auf das Nachdrücklichste zu verschiedenen Malen und verordneten, daß die medicinischen Veteranen Tag für Tag seine Ordonnanzen sein sollten. Meine Bemühungen waren anfangs nicht ohne guten Erfolg — ich berufe mich auf meinen ersten Rapport — allein das Uebel nahm im Ganzen zu und spottete unserer Kräfte.

Bis dahin war ich der vollkommenen Meinung, daß ich mich vielleicht einiges Verdienstes um das Wohl des Patienten rühmen könnte, wenn es Verdienst ist, einen Menschen vom Abgrund zurückzuziehen und einen Selbstmord zu verhindern, der nach seinem eignen Geständniß noch denselbigen Abend auch ohne Schlaftrunk geschehen wäre. Bis dahin war ich der Meinung, die Vortheile der Akademie nach allen meinen Kräften betrieben zu haben; aber ich war es bald nicht mehr, und die nachfolgenden Aeußerungen Euer Hochwohlgeboren brachten mich beinahe dahin, daß es mich hätte reuen können, jemals meinen redlichen Eifer in dieser Sache bewiesen zu haben, wenn mich nicht das belohnende Bewußtsein, die Pflichten eines Akademisten und die Pflichten eines Freundes ohne Anstoß erfüllt zu haben, wegen aller unverdienten Begegnung schadlos halten könnte.

Euer Hochwohlgeboren hatten vorigen Sonntag die Gnade, mir den Unterfeldscher Maunhardt[2]) als Zeugen nachzuschicken, welcher auch nachher durch den Eleven Plieninger[3]) abgelöst wurde. Dies machte mich freilich nicht wenig stutzen, da

---

1) Heinrich Christoph Waltter, geb. 1746 zu Stuttgart, 1776 zweiter Vorgesetzter bei der ersten Abtheilung der Militär-Akademie, starb am 4. Oct. 1783 (Goedeke, I. S. 380).

2) Goedeke (I. S. 117 und 376) schreibt „Manhardt" (vielleicht die richtige Namensform); Wagner, dem wir folgen, schreibt in der „Gesch. der Karlsschule", I. S. 590 „Maunhardt", und II. S. 76 „Mauhart". Er wurde 1772 als Feldscherer an der Militär-Pflanzschule angestellt.

3) S. oben die Note 1 auf S. 66.

ich immer, wie auch der Eleve von Hoven,[1] zum besondern Gesellschafter des Kranken ausersehen worden war. Dazu kam noch, daß Euer Hochwohlgeboren Montag Abends in den Verweis, den Dieselben dem Kranken zu geben gnädig beliebten, die Worte einflochten: „Er traue Vielen, denen er gar nicht trauen sollte." Er klagte dieses nachher dem Eleven Plieninger, und supplirte die verschwiegnen Namen mit dem des Prof. Abel's, des Chirurgien-Majors Klein,[2] des Eleven von Hoven's und dem meinigen; denn nur Diesen, sagte er, könne er trauen, Diese also maßten nothwendig verstanden sein. Was für eine Wirkung dieser Seitenblick auf den Patienten gemacht hat, indem ihm dadurch seine Freunde, das Einzige, was ihn noch manchmal erheiterte, verdächtig gemacht wurden, das zu sagen, ist Verwegenheit; aber von da an traute er Niemandem und sagte selbst, er sei mit lauter Creaturen eines höhern Winks umgeben. Wir hatten viel Noth damit, unsere Niedergeschlagenheit unter die Maske der Heiterkeit zu verstecken.

Sollten Euer Hochwohlgeboren vielleicht vermuthen, daß ich neulich den Eleven Plieninger bei dem Patienten verrathen und verdächtig gemacht habe? Dieser Vorwurf ist mir so empfindlich, daß ich wider Willen gezwungen bin, dem wahren Urheber dieser Verleumdung nachzuforschen. Aber nein, ich will es nicht thun, ich will Euer Hochwohlgeboren nur die Gnade haben zu versichern, daß ich bald acht Jahre in der Akademie zu leben das Glück habe und in dieser Zeit noch keinem Menschen unter dem schändlichen Charakter eines Ohrenbläsers bekannt worden bin.

Oder sollte wol die besondere Anhänglichkeit des Eleven N. N. an den Eleven von Hoven und mich Euer Hochwohlgeboren den Argwohn eingeflößt haben, daß wir den Absichten Seiner Herzoglichen Durchlaucht entgegengearbeitet und den

---

1) S. oben die Note 1 auf S. 69.

2) **Christoph Konrad Klein**, geb 1741 zu Stuttgart, wurde 1774 zum ordentlichen Wundarzt und Lehrer der Anatomie und Chirurgie mit dem Charakter als Chirurgien-Major ernannt, nachher Leibarzt bis 17[illegible] (Goedeke, I. S. 375). v. Hoven schildert ihn (Biographie, S. 37) so: „Klein lehrte Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe, alle drei Fächer vortrefflich; denn er war einer der geschicktesten der damals lebenden Anatomen und ein ebenso guter theoretischer als praktischer Chirurg und Geburtshelfer; auch war er zugleich Leibchirurg des Herzogs, der ihn nicht nur wegen seiner Geschicklichkeit, sondern auch wegen seines geraden, treuherzigen, ächt schwäbischen Charakters hochschätzte, weswegen er ihn auch immer auf seinen Reisen begleiten und nicht nur den Arzt, sondern auch den Cassier, ja manchmal selbst den Quartiermacher machen mußte."

Grillen des Patienten geschmeichelt hätten? Ganz befremdet mich dieser Argwohn nicht; denn ich muß selbst gestehen, daß er fast nothwendig aufsteigen muß, wenn man bedenkt, wie sehr der Patient fast jeden Umgang floh; ich habe es ihm auch vorhergesagt und ihn um Alles gebeten, mich nicht zu seiner Gesellschaft nach Hohenheim auszubitten; allein ich habe doch vielmehr gehofft, daß dieses Vertrauen des Patienten zu uns Beiden vielmehr ein vortreffliches Mittel sein werde, jene gnädigsten und weisesten Absichten unsers Durchlauchtigsten Vaters um so leichter erreichen zu können, da wir Beide nur allzu wohl einsahen, wie sehr die Wünsche des Kranken von seinem wahren Besten abwichen.

Endlich rechtfertigte uns die jetzige Zufriedenheit und wahrhaftige Besserung des Patienten ganz. Freilich ging der Weg, den wir einschlugen, in etwas von dem gewöhnlichen ab; wir durften es ihn am Wenigsten merken lassen, daß wir auf Befehl reden; nur die Künste der Freundschaft waren uns erlaubt, die mehr nachgiebt als forcirt; und jener Tolle, der sich einbildete, er habe zwei Köpfe, war nicht durch ein dictatorisches Nein überwiesen, sondern man setzte ihm einen künstlichen auf, und diesen schlug man ihm ab. Das Vertrauen eines Kranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese Generalregel war auch die Richtschnur unsrer Behandlung. Widerspruch und Gewalt kann vielleicht dergleichen Kranke darniederschlagen, aber sie wird sie gewiß niemals curiren. Aus diesem Grunde hatte die Gelindigkeit und nachgebende Methode Seiner Herzoglichen Durchlaucht einen so heilsamen Einfluß auf den Kranken, sobald ihm seine Krankheit Ruhe ließ, darüber zu denken; er hatte es uns nachher öfters gestanden.

So hoffe ich und kann es von Euer Hochwohlgeboren edler Gesinnung mit Recht hoffen, daß Dieselben in diesem Stück günstiger von mir urtheilen werden, und habe die Ehre, in unterthänigem Respect zu verharren,

Hochwohlgeborner Herr,
Hochgebietender Herr Obrist,
Dero unterthäniger Diener

Stuttgart, d. 23. Juli 1780. Schiller, Eleve.

9.

Philosophie der Physiologie.[1])

Plan.

Erstes Capitel.	Das geistige Leben.
Zweites „	Das nährende Leben.
Drittes „	Zeugung.
Viertes „	Zusammenhang dieser drei Systeme.
Fünftes „	Schlaf und natürlicher Tod.

I. Das geistige Leben.

§. 1. Bestimmung des Menschen.

So viel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plane.

So wie es jetzt durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hinrann, und alle Kräfte wirken und in einander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig zusammenlautend in einer Melodie: so soll der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursache und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plane den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen, oder kürzer, erhabner klingend in unseren Ohren: der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt — Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal; aber der Geist ist ewig. Ewigkeit ist das Maaß der Unendlichkeit, das heißt, er wird ewig wachsen, aber es niemals erreichen.

---

1) Schiller schrieb diese Abhandlung zuerst deutsch und übersetzte sie sodann in das Lateinische. Von der deutschen Bearbeitung haben sich in der Familie seines Jugendfreundes Conz elf Paragraphen — in sauberer Abschrift von Schiller's Hand — erhalten, und diese hat Hoffmeister in seiner „Nachlese ꝛc." (Bd. IV. S. 43 ff.) zuerst veröffentlicht; die lateinische Uebersetzung, welche wahrscheinlich allein von Schiller abgeliefert wurde, kennen wir nur aus dem auf Veranlassung H. Wagner's in No. 70—72 des Morgenblattes 1847 abgedruckten Urtheile des Professor Consbruch. Wir theilen diese Fragmente des lateinischen Textes am Schlusse der Rede mit und geben den deutschen Text nach Goedeke (I. S. 71—93) auf Grund der von Meyer und Vollmer verglichenen Handschrift.

Eine Seele, sagt ein Weiser[1]) dieses Jahrhunderts, die bis zu dem Grade erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist die glücklichste Seele. Ein ewiges, ein großes, schönes Gesetz hat Vollkommenheit an Vergnügen, Mißvergnügen an Unvollkommenheit gebunden. Was den Menschen jener Bestimmung näher bringt, es sei nun mittelbar oder unmittelbar, das wird ihn ergetzen. Was ihn von ihr entfernt, wird ihn schmerzen. Was ihn schmerzt, wird er meiden, was ihn ergetzt, darnach wird er ringen. Er wird Vollkommenheit suchen, weil ihn Unvollkommenheit schmerzt; er wird sie suchen, weil sie selbst ihn ergetzt. Die Summe der größten Vollkommenheiten mit den wenigsten Unvollkommenheiten ist Summe der höchsten Vergnügungen mit den wenigsten Schmerzen. Dies ist Glückseligkeit. So ist es denn gleichviel, ob ich sage: Der Mensch ist da, um glücklich zu sein; oder — er ist da, um vollkommen zu sein. Nur dann ist er vollkommen, wenn er glücklich ist. Nur dann ist er glücklich, wenn er vollkommen ist.

Aber ein ebenso schönes, weises Gesetz, Nebenzweig des ersten, hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen, ja Menschen mit Thieren durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden. Liebe also, der schönste, edelste Trieb in der menschlichen Seele, die große Kette der empfindenden Natur, ist nichts Anders als die Verwechslung meiner selbst mit dem Wesen des Nebenmenschen. Und diese Verwechslung ist Wollust. Liebe also macht seine Lust zu meiner Lust, seinen Schmerz zu meinem Schmerz. Aber auch dieser Schmerz ist Vollkommenheit und muß also nicht ohne Vergnügen sein. Was wäre also Mitleiden sonst als ein Affect, gemischt aus Wollust und Schmerz? Schmerz, weil der Nebenmensch leidet, Wollust, weil ich sein Leiden mit ihm theile, weil ich ihn liebe, Schmerz und Lust, daß ich sein Leiden von ihm wende.[2])

Und warum die allgemeine Liebe, warum alle Vergnügungen der allgemeinen Liebe? — Einzig aus dieser letzten Grundabsicht, die Vollkommenheit des Nebenmenschen zu befördern. Und diese Vollkommenheit ist Ueberschauung, Forschung, Bewundrung des

---

1) Ferguson (Grundsätze der Moral-Philosophie, übersetzt von Garve, 1775): „Der Zustand einer Seele, die bis auf den Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist der Zustand der glückseligsten Seele." Garve erklärt diese Stelle (4. Theil. 3. Cap. 3. Abschnitt) für eine der schönsten des Ferguson.

2) Dieselben Gedanken führt Schiller weiter aus in der um dieselbe Zeit entstandenen „Theosophie des Julius" in den „Philosophischen Briefen".

großen Plans der Natur. Ja endlich, alle Vergnügungen der Sinne, von denen an seinem Ort die Rede sein soll, neigen sich durch mancherlei Krümmungen und anscheinende Widersprüche dennoch endlich alle zu demselben zurück. Unwandelbar bleibt diese Wahrheit sich immerdar selbst gleich; der Mensch ist bestimmt zur Ueberschauung, Forschung, Bewundrung des großen Plans der Natur.

§. 2. Wirkung der Materie auf den Geist.

Dies zum Grund gelegt, schreite ich weiter. Wenn der Mensch das Ganze aus dem Einzelnen hervorfinden soll, so muß er jede einzelne Wirkung empfinden. Die Welt muß auf ihn wirken. Diese ist nun theils außer ihm, theils in ihm. Was in den innern Labyrinthen meines eigenen Wesens vorgeht, ist mehr der Gegenstand einer allgemeinen Psychologie als einer Physiologie. Wir werden sie bei dem Leser voraussetzen und nur da, wo die Kette des Ganzen es fordert, einen Eingriff in dieselbige wagen.

Die Wirkungen, so außerhalb meinem Selbst vorgehen, sind Bewegungen der Materie. Alle Bewegung der Materie beruht auf der Undurchdringlichkeit, einer Eigenschaft derselben, die sie vom Geist, so viel wir von ihm wissen, besonders unterscheidet. Allein wenn der Geist nicht undurchdringlich ist, wie soll die Materie auf ihn wirken, die doch nur auf das Undurchdringliche wirkt? Todt muß ihm ja die lebenvolle Schöne der Schöpfung sein, todt schlummern seine thätigen Kräfte im unendlich fruchtbaren Wirkungskreis; aber todt schlummert er nicht im unendlich fruchtbaren Wirkungskreis. Todt ist ihm ja die lebenvolle Schöne der Schöpfung nicht. Er ist glücklich. Er ist thätig. So muß entweder der Geist undurchdringlich sein können, ohne Materie zu sein. Aber wer vermag den Begriff der Materie von der Undurchdringlichkeit der Materie zu sondern? — oder muß der Geist selbst Materie sein? Denken wäre also Bewegung. Unsterblichkeit wäre ein Wahn. Der Geist müßte vergehen. Diese Meinung, mit Gewalt ersonnen, die Erhabenheit des Geistes zu Boden zu drücken und die Furcht einer kommenden Ewigkeit einzuschläfern, kann nur Thoren undBöswichter bethören; der Weise verhöhnt sie. — Oder ist all unsere Vorstellung einer Welt ein einzig aus unserem eigenen Selbst hervorgesponnen Gewebe? Wir täuschen uns, wir träumen, so wir glauben, unsere Ideen und Empfindungen von außen zu empfangen. Wir sind unabhängig von der Welt. Sie ist unabhängig von uns. Wir deuten, kraft eines

von Ewigkeit festgesetzten Zusammenklangs, wie zwei gleich aufgezogene Uhren auf eine Secunde. — So ist also die Welt ohne Absicht da. Freiheit und moralische Bildung sind Phantome. Meine Glückseligkeit ist Traum. Diese Meinung ist nichts als ein witziger Einfall eines feinen Kopfs, die er selbst nimmermehr glaubte.

Oder ist es der unmittelbare Einfluß der göttlichen Allmacht, der der Materie die Kraft, auf mich zu wirken, giebt? Jede meiner Vorstellungen ist also ein Wunder und widerspricht den ersten Naturgesetzen. — Hat man dadurch den Schöpfer mächtiger vorstellen wollen, so hat man sich erstaunlich geirrt. Wunder verrathen einen Mangel im Plan der Welt. Schwach wie ein menschlicher Künstler, muß der Schöpfer an allen Orten helfen. Noch wäre er groß; aber ich kann mir ihn größer noch denken, noch vortrefflicher sein Werk. Er ist trefflich, aber nicht vollkommen; er ist groß, aber nicht der Unendliche.

Oder endlich muß eine Kraft vorhanden sein, die zwischen den Geist und die Materie tritt und beide verbindet, eine Kraft, die von der Materie verändert werden und die den Geist verändern kann. Dies wäre also eine Kraft, die einestheils geistig, anderntheils materiell, ein Wesen, das einestheils durchdringlich, anderntheils undurchdringlich wäre, und läßt sich ein solches denken? — Gewiß nicht!

Dem sei, wie ihm wolle, es ist wirklich eine Kraft zwischen der Materie (dieser nämlich, deren Wirkungen vorgestellt werden sollen) und dem Geiste vorhanden. Diese Kraft ist ganz verschieden von der Welt und dem Geist. Ich entferne sie: dahin ist alle Wirkung der Welt auf ihn. Und dennoch ist der Geist noch da. Und dennoch ist der Gegenstand noch da. Ihr Verlust hat einen Riß zwischen Welt und Geist gemacht. Ihr Dasein lichtet, weckt, belebt Alles um ihn — Ich nenne sie **Mittelkraft**.

§. 3. Mittelkraft.

Es mag nun diese Kraft ein von Materie und Geist verschiedenes Wesen sein oder nicht, oder sie mag vielmehr das Einfache von der Materie sein, dies ist jetzt ganz gleichgiltig. Mag sie dann auch selbst Stufe und Kette mehrerer, immer sich von der Masse mehr entfernender, immer dem Geiste verwandterer Kräfte sein, auch dies ist mir gleichgiltig. Auch gestehe ich gern, daß eine Mittelkraft undenkbar sein mag; ich sehe auch ein, warum sie es ist. Wenn ich mir bei jeder Vorstellung nicht die Mittelkraft

selbst, sondern nur ihre Veränderungen als Zeichen äußerlicher Veränderungen vorstelle, so ist sie ja von selbst aus dem Kreis meiner Vorstellungen ausgeschlossen. So sind alle meine Ideen eine Stufe unter ihr und also materiell. Die Materie kann ich mir vorstellen, weil sie mittelbar in mich wirkt. Einen Geist sogar kann ich mir leichter vorstellen, selbst vom Schöpfer Begriffe haben, weil ich sie aus den Wirkungen meiner Seele abziehen kann. Sie aber empfinde ich weder mittelbar noch unmittelbar. Und sollte dies der Grund für ihre Unmöglichkeit sein? — Ich bin nicht im Stande, mir eine Veränderung ohne Bewegung vorzustellen, und dennoch bin ich überzeugt, daß das Denken keine Bewegung ist. Wer ist so ungerecht, dies nicht auch von der Mittelkraft gelten zu lassen? Ganz philosophisch unmöglich ist sie also nicht, und wahrscheinlich braucht sie nicht zu sein, wenn sie nur wirklich ist.

Die Erfahrung beweist sie; wie kann die Theorie sie verwerfen?

§. 4. Mittelkraft. Mechanische Kraft. Organ.

Da aber der materiellen Kräfte so sehr verschiedene Gattungen sind, deren jede nach andern Gesetzen wirkt, so mußte jedwede Gattung besonders eine eigene Richtung gegen die Mittelkraft haben, die ihren eigenthümlichen Gesetzen entspricht. Und da ferner die Mittelkraft sich gegen jede Gattung anders verhält, so mußte auch sie gegen jede besonders eine eigene Richtung haben. Es wurden also mechanische Kräfte zwischen die Welt und die Mittelkraft gestellt, die ich die mechanischen Unterkräfte nenne; und da diese, ja selbst meine Mittelkraft, dem ewigen zerstörenden Einfluß äußerlicher Kräfte und selbst dem Uebermaaße des Objects ausgesetzt ist, so wurden andere mechanische Kräfte ihnen gleichsam zugeordnet, die sie beschützen. Dies sind die Schutzkräfte. Alle diese mechanischen Unter- und Schutzkräfte in Verbindung heißen wir den Bau. Bau und Mittelkraft in Verbindung heißen wir Organ. Es wird also von selbst erhellen, daß die Verschiedenheit der Organe nicht in der Kraft liege, sondern im Bau. Es hat demnach die Veränderung in der Welt zweierlei Wege zu durchlaufen, ehe sie dem Geiste mitgetheilt werden kann; d. h. von der materiellen Natur geht diese Kette von Kräften gegen den Geist innerwärts fort, die ihm zur Vorstellung unumgänglich nothwendig ist. Ohne die Mittelkraft kommt keine Vorstellung in die Seele, ohne den Bau wenigstens keine bestimmte.

Das ganze Werk der Vorstellung nennen wir Sensation, die Veränderung im Bau die Richtung, die Veränderung in der Mittelkraft die materielle Idee, die Veränderung des Geistes auf die Veranlassung der vorigen die Idee im strengsten Verstand.

§. 5. Eintheilung der vorstellenden Organe.

Es sind aber der vorstellenden Organe oder der Sinne zweierlei Hauptclassen. In der ersten wird das Object verändert durch den Bau; in der zweiten kommt es unverändert vor die Mittelkraft. Zu der ersten Classe rechnen wir die Organe nach der Verschiedenheit der äußerlichen Kräfte. Dem zitternden Licht entspricht das Auge, der zitternden Luft das Ohr, den feinsten Flächen der Körper das Organ des Geschmacks. Die zweite Classe enthält wiederum zwei Organe. Dem feinen Dunstkreis der Körper entspricht das Riechorgan oder die Nase, den gröbern Flächen der Körper das Fühlorgan oder die ganze Maschine. Die Summe aller dieser Organe bildet das System der sinnlichen Vorstellung.

System der sinnlichen Vorstellung.

§. 6. Nerve. Nervengeist.

Die Mittelkraft wohnt im Nerven; denn wenn ich diesen verletze, so ist das Band zwischen Welt und Seele dahin. Ob aber dieser Nerve eine elastische Saite sei und durch Schwingungen wirke, oder ob er Canal eines äußerst feinen geistigen Wesens sei und dies allein in ihm wirke, oder ob er ein Aggregat von Kügelchen sei und, ich weiß nicht wie, wirke — das ist eben die Frage. Ich bin in einem Feld, wo schon mancher medicinische und metaphysische Don Quixote sich gewaltig herumgetummelt hat und noch jetzt herumtummelt. Soll ich nun mit den alten Einwürfen die Geister der Todten in ihren Gräbern beunruhigen oder die reizbaren Seelen der Schriftlichtodten wider mich aufreizen oder eine neue Theorie auf die Bahn bringen und den Deum ex machina[1]) spielen wollen? Keines von allen Dreien

1) Die griechischen Tragiker erleichterten sich ihre Aufgabe öfter dadurch, daß sie den geschürzten tragischen Knoten nicht auflösten, sondern durch den Machtspruch eines Gottes zerhauen ließen. Dieser Gott erschien dann auf dem sogenannten theologeion, einer Nische in der halben Höhe der Bühne. Dies ist der Deus ex machina. Schiller gebraucht diesen Ausdruck öfter; z. B. begrüßt Franz in den „Räubern" (Akt 2, Scene 1) Hermann mit diesem Ausruf, als er in demselben Augenblick auftritt, wo Jener zur Ausführung seines teuflischen Planes gegen seinen Vater eines Werkzeugs bedarf.

will ich thun und mich begnügen, nur etwas Weniges festzusetzen, das ich zur Grundlage des Ganzen nicht entbehren kann, und das ich mit Ueberzeugung glaube. Ich setze also voraus, jeder meiner Leser kenne alle Theorien, die man bisher zur Erklärung der Nervenphänomene ersonnen hat; ich hoffe, er habe sie alle geprüft, alle auf der Wage der Vernunft und Unparteilichkeit abgewogen, zweifle auch nicht, er werde schon zu einer oder der andern sich neigen. Ich selbst bin durch tausend Zweifel einmal zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß die Mittelkraft in einem unendlich feinen, einfachen, beweglichen Wesen wohne, das im Nerven, seinem Canal, strömt, und welches ich nicht elementarisches Feuer, nicht Licht oder Aether, nicht elektrische oder magnetische Materie, sondern den Nervengeist heiße. Und also heiße in Zukunft die Mittelkraft. Ein ewiges Gesetz hat die Veränderungen des Nervengeists zu Zeichen der veränderten Kräfte gemacht.

Der Nervengeist ist eben der in allen Organen, und nur seine Richtung gegen die Objecte ist in jedem verschieden. Diese Richtung bekommt er durch den Nerven, seinen Canal, und selbst das Auge, wenigstens das gewaffnete, kann den Unterschied leichtlich entdecken. Anders nämlich beobachtet man die äußersten Enden des Nerven im Auge, anders im Ohr, anders auf der Zunge. Worinnen aber diese Verschiedenheit liege, ob in der größern oder geringern Anzahl der Geister, oder in der mehreren oder mindern Bloßstellung derselben, oder in der schnellern oder schwächern Bewegung? Dies sind Fragen, zu deren Auflösung die feinste Anatomie noch weit nicht hinreicht.

So viel von der Richtung der Mittelkraft gegen die Objecte. Jetzt noch etwas Weniges von den Richtungen der Objecte gegen die Mittelkraft.

§. 7. Die Richtung.

Unter den Organen, welche das Object verändern, ist das Auge das weiteste, schönste, edelste. Ich sehe die Körper, wenn ich das Zittern des Lichtes auf ihren Flächen gewahr werde. Und da nun meine Nervengeister nicht auf den Flächen dieser Körper existiren können, so mußten die Unterkräfte des Auges das Licht auf jenen ebenso zittern machen, als es auf den Flächen der Körper gezittert hat. Dies ist es, was man das Object malen heißt. Dies geschieht durch die Feuchtigkeiten des Auges. Die Kräfte, die diese Feuchtigkeiten bestimmen und erhalten, werden

Hilfskräfte genannt. Es sind die Membranen. Die Schutzkräfte sind die Augenlider, die Augbranen, die Härchen, die Thränen, die Augensalbe, der Stern u. s. w. Durch das Auge erfahre ich ursprünglich die Erleuchtung und Schattirung, die Farbe, die Gestalt der Körper, durch die Vergleichung mit andern Vorstellungen der andern Sinne ihre Größe und Entfernung.

Ich höre einen Schall, wenn ich das Zittern der Luft empfinde; da aber die Schwingungen der Luft immer mehr ermatten, je weiter sie sich von den zitternden Saiten entfernen, daß wir also kaum das Nächste empfinden würden, so mußten Unterkräfte des Ohrs die Schwingungen erhöhen und erhöht an meine Nervengeister bringen. Dazu die Knochen, die Knorpel, die gespannten Häute, die konischen Canäle des Ohrs u. s. w. Die Schutzkräfte des Ohrs sind wieder die Knochen, die Ohrhärchen, die Ohrensalbe, der Dunst. Dieser Dunst, in der Erstarrung des Todes verdickt und wegen der Lähmung der zurückführenden Gefäße nicht mehr eingesogen, wird in Form einer Feuchtigkeit in den Kammern des Ohrs erblickt und hatte den Cotunni[1]) zu der irrigen Hypothese verführt, daß die Luft nicht unmittelbar auf den Nervengeist wirke, sondern mittelbar durch die Feuchtigkeiten des Ohrs. Wer wird glauben, daß der Schall, das größte Product der Elasticität, durch das Wasser, das am Wenigsten elastisch ist, der Seele bezeichnet werde?[2]) — Durch das Ohr erfahre ich ursprünglich den Schall mit seinen Höhen und Tiefen, durch die Vergleichung mit andern sinnlichen Vorstellungen die Elasticität, Härte, Entfernung der Körper.

Der Geschmack unterrichtet mich von den feinsten Flächen der Körper; dies läßt sich besonders aus der Aehnlichkeit seines Baues mit dem Bau des Fühlorgans schließen. Die Vorstellungen sind von schmackhaft und unschmackhaft, scharf, süß, sauer, bitter u. s. w. Dieser Sinn aber gehört unter ein ganz anderes Capitel, daß ich ihn hier nicht zu zergliedern bedarf. Dort wird man auch einsehen, warum er unter die erste Classe der Sinne gerechnet worden ist.

Der Geruch giebt mir Vorstellungen von den feinsten Atmosphären gewisser Körper. Diese Atmosphären der Körper kommen

---

1) Ueber Cotunni vergl. das oben (S. 18) mitgetheilte Urtheil Klein's. Schiller schließt sich hier näher an Haller an. Siehe dessen Grundriß der Physiologie, übers. von Sömmering, 1788, S. 361; über die „zurückführenden Gefäße" ebend. S. 374. Doch scheint sich Haller über die neue Entdeckung des Cotunni noch kein festes Urtheil gebildet zu haben. Der Uebersetzer wenigstens nennt diese Feuchtigkeit einmal „Dunst", ein ander Mal „Wässerchen".

2) Vgl. die lateinische Uebersetzung dieser Stelle am Schlusse der Rede.

zwar unverändert vor die Nervengeister des Riechorgans; aber es waren dennoch mechanische Kräfte vonnöthen, die sie denselben entgegenführen. Dies sind die Kräfte des Odems. Die Knochen, die Knorpel, die Membranen der Nase und der Schleim sind die Schutzkräfte. Die Vorstellungen, die wir durch den Geruch erhalten, haben noch keine Namen und werden durch die Namen der des Geschmacks bezeichnet. Auch dieser Sinn hat eine nähere Beziehung auf mich, von welcher anderwärts.

Das Gefühl stellt mir die gröbern Flächen der Körper vor. Es ist das Organ des Gefühls das einfachste von allen, dessen Bau keine andere Bestimmung hat, als die Geister gehörig gegen die Objecte zu bestimmen und vor dem zerstörenden Einfluß äußerer Kräfte zu beschützen. Es giebt mehrere Arten des Gefühls. Entweder ist es allgemeines, stumpferes Gefühl, die ganze Fläche der Haut ist sein Organ, oder, ist es schärferes, besonderes Gefühl, die Fingerspitzen sind sein Organ. Von dem Gefühl der Empfindung und seinen besondern Organen ist hier gar nicht die Rede. Dies ist Gefühl des thierischen, jenes ist Gefühl des geistigen Lebens. Die Vorstellungen, die ich durch dieses erhalte, sind von Kälte und Wärme, Feinheit und Rauhigkeit, Härte und Weiche.

Das materielle Denken.

§. 8. Das Denkorgan. Materielle Phantasie. Theorien.

Vermittelst dieser fünf Organe hat die ganze materielle Natur freien, offenen Zugang zu der geistigen Kraft. Die äußeren Veränderungen werden durch sie zu innern. Durch sie wirft die äußere Welt ihr Bild in der Seele zurück. Und dies ist nun der erste Grundpfeiler des geistigen Lebens: Vorstellung. Vorstellung ist nichts Anders als eine Veränderung der Seele, die der Weltveränderung gleich ist, und wobei die Seele ihr eigenes Ich von der Veränderung unterscheidet. Ich bin also in dem Augenblick ganz dasselbe, was ich mir vorstelle, und nur die Persönlichkeit trennt mein Ich von demselben und lehrt mich, daß es eine äußere Veränderung ist. Vorstellung aber ist noch nicht Ueberschauung, Forschung der Kräfte, der Absichten; sie ist nur der Grund, worauf dieses Geschäft ruht, der Stoff, worin der Verstand wirkt und schafft. Das zweite, das Hauptgeschäft, wäre also die Thätigkeit des Verstandes in diesem dargebotenen sinnlichen Stoff, nämlich das Denken.

Da aber Vorstellung nichts als ein einziger Actus einer ein=

fachen Kraft ist, auf Veranlassung einer Veränderung des Nervengeistes bei der Sensation (siehe Garve's Abhandlung von den Neigungen in den Acten der Berliner Akademie, pag. 110, 111)[1] — da die letztere nichts Anders als die Folge einer Veränderung in den sinnlichen Organen, dieser das Resultat einer Veränderung in der materiellen Welt, diese aber vorübergehend und flüchtig ist, so würde die Vorstellung eines Gegenstandes ebenso schnell verschwinden, als ihre Ursache nimmer[2] ist, und wenn ich mit diesem beschäftigt wäre, würde jener dahin sein. So wäre mir dennoch der Verstand, der nur durch Gegeneinanderhaltung wirkt, ebenso unnütz, als er es ohne Mittelkraft, ohne Organ, ohne Welt nur immer würde gewesen sein.

Darum mußten neue Mittelkräfte vorhanden sein, jene sinnlichen Veränderungen des Nervengeistes bei der Sensation zu fesseln und bleibend zu machen, wenn auch ihre Ursachen, die Veränderungen in den sinnlichen Organen, lange schon aufgehört haben zu wirken. Ich komme also auf ein neues Organ, das weder Sinn noch Seele ist, man nennt es gemeiniglich das allgemeine Sensorium;[3] ich nenne es besser das Denkorgan oder das Instrument des Verstandes. In diesem Organ muß die große Welt, insofern sie nämlich schon den Weg der sinnlichen gegangen ist, im Kleinen bezeichnet ruhen und dem Verstande gegenwärtig sein. Ist es nun nicht zu vermuthen, daß selbst die Veränderung des Nervengeistes bei der Sensation an der Seele vorübergehe, und erst diese gleichartige Veränderung im Denkorgan auf sie wirke? daß also die Seele, wenn Rahmen sie einschließen, in diesem Organ wohne?

Fragt sich nun, was sind die materiellen Ideen des Denkorgans oder der Phantasie, und wie werden sie von den materiellen Ideen der Sensation erzeugt? Es sind darüber mancherlei Theorien erdacht worden, die ich jetzt genauer prüfen werde.

I. Sind sie Eindrücke in dem Canal des Nervengeistes, den Nerven, von des Nervengeistes Andrang verursacht? Dies wäre also eine Veränderung im

---

1) Gemeint ist: „L. Cochius' Untersuchung über die Neigungen, welche den von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1767 ausgesetzten Preis erhalten hat. Nebst andern dahin einschlagenden Abhandlungen. Berlin 1769. 4°." Garve's Abhandlung steht das. S. 86—186, und S. 110 u. 111 ist der von Schiller angeführte Gedanke ausgesprochen (Goedeke, I. S. 83).

2) „nimmer" gleichbedeutend mit „nicht mehr", wie z. B. im Gedichte „Der Taucher" (Werke, I. 1. S. 117): „er zeigt sich nimmer". — Vgl. auch Goedeke (V. 1. S. LXXXI).

3) Vgl. Haller's Grundriß der Physiologie, S. 422

gröbern Theil des Nerven im Bau. Für was also ein so feines, unmaterielles Wesen wie der Nervengeist, wenn doch die plumpe materielle Masse auf sie wirken soll? Aber ein Eindruck? Wer wird die erstaunliche Mannichfaltigkeit der Ideen, wer ihre unmeßbaren Abstechungen [1]) von Lebhaftigkeit zu Mattigkeit aus der Form oder der Tiefe des Eindrucks erklären? Wer begreift es, wie ein Eindruck, ein leidender, todter, ruhender Eindruck etwas Verneinendes auf die Seele wirkt? Ich muß mir ja schlechterdings alle Einwirkung als Bewegung vorstellen, und hier nehme ich gerade das Gegentheil an. Ferner: wie kommt es, daß nicht der Strom der Geister, der unaufhörlich an den Wänden der Nerven hinauf- und hinabeilt, diese Eindrücke nicht bald ausgelöscht hat? Entweder müssen sie so fein, und hingegen der Nervengeist so erstaunlich grob sein, daß er sie nicht auslöschen kann, oder muß umgekehrt der Nervengeist so außerordentlich fein, sie aber so grob gegen ihn sein, daß er sie darum nicht auslöschen kann. Im ersten Fall ist die Theorie vom Nervengeist umgestoßen; seine Geschwindigkeit, seine Wirksamkeit, seine geistige Natur ist nicht mehr. Selbst Haller wird das nicht zugeben. Im andern Fall — aber das Monstrum mag ich nicht aushecken. Noch mehr. Da auch die Nervencanäle von ihren Bestandtheilen verlieren, und neue Theile an der verlornen Stelle treten, so frage ich also: Sind diese Theile des Verlustes größer als der Umfang des Eindrucks, oder sind sie unendlich kleiner? Ist das Erste, so würde jeder Pulsschlag mehrere Ideen losreißen, Ideen wegschwemmen der Harn, Ideen wegdünsten der Schweiß. Ist das Zweite, so muß der Eindruck wieder erstaunlich grob angenommen werden, weil die Theile des Verlustes und des Ersatzes nicht mehr Elemente sind. Wird man sagen, die Narben erhalten sich ja auch, trotz Verlust und Ersatz, bis ins späteste Alter: sollten nicht auch die Eindrücke? Ohne Anstand; wer sich den Eindruck als Narben vorstellen kann; aber wehe Dir dann, schöner Organismus des Denkens, wehe Deiner Natur, einfacher Geist! Diese Meinung wird in der Folge noch mehr verlieren, wenn von der Association die Rede sein wird. Sie ist indeß ein Geschenk des Himmels für Leute, die sich lieber am Handgreiflichen halten, als die Sache selbst nach gesunden Begriffen wägen; denn diesen Vorzug muß ich dieser Theorie einmal lassen, daß sie sich mit Händen greifen läßt.

Vernünftiger schon denken Die, so die materielle Idee der

---

1) Goedeke vermuthet „Abstufungen" für „Abstechungen". Vergl. jedoch Grimm's Wörterbuch, I. Sp. 128.

Phantasie II. in Bewegungen des Nervengeistes setzen, harmonisch mit jenen ursprünglichen in den sinnlichen Geistern. So bleibt doch der gesunde Begriff von Nervengeist und Seele unangetastet und wird gerade da gewonnen, wo die erste verloren. Nämlich die Erfahrung lehrt, daß die Phantasie rascher und lebendiger ist, wenn das Blut mit Fluges Eile durch seine Adern eilt, daß unter heftigen Fieberwallungen Ideen oft bis zur Furie lebhaft werden, da im Gegentheil beim trägen Puls der Phlegmatischen die Folge der Ideen äußerst matt und langsam ist. Bestünden nun die materiellen Ideen in Eindrücken, so müssen sie um so matter sein, je schneller die Säfte wallen, weil sie dann ausgelöscht würden; ist aber die materielle Idee Bewegung, so ist Alles bewiesen. Zugleich kann ich mir doch einen thätigen Einfluß dabei denken; bei dem todten Eindruck konnte ich es nicht. Ich kann mir bei der Bewegung des Nervengeistes eine Einwirkung auf ein materielles Wesen denken; bei dem Eindruck in den Canal konnte ich es ohne Schamröthe nicht. Aber auch diese Theorie reicht nicht hin, alle Einwürfe wegzuräumen, alle Erscheinungen des materiellen Denkens zu erschöpfen. Auch sie wird uns im Artikel von der Association im Stiche lassen, wo wir ihrer doch am Meisten bedürfen.

Oder sind vielleicht die materiellen Ideen der Phantasie III. Schwingungen saitenartig gespannter Fibern, deren Summe und Zusammenhang das Denkorgan ausmacht? Wer wird glauben, daß die mehrere oder mindere Spannung dieser Fibern mit jener unbeschreiblichen Mannichfaltigkeit der sinnlichen und abstracten Ideen mit ihren mannichfaltigen Graden in Vergleichung komme? Die erstaunliche Mannichfaltigkeit der elastischen Körper giebt uns doch nur wenige wesentlich verschiedene Töne; die erstaunliche Mannichfaltigkeit von Körpern, die das Licht zittern machen, giebt uns doch nur sieben verschiedene Farben. Und doch sollen diese Denkfibern alle Töne, alle Farben, alle anderen unendlich mannichfaltigen sinnlichen und geistigen Vorstellungen bezeichnen können; auch hat die Zergliederungskunst und die Analogie und nichts im ganzen Bau des Menschen nur einen Wink zu dieser Theorie gegeben. Der Zergliederer hat das Denkorgan unter allen Theilen des Körpers am Wenigsten elastisch, am Weichsten gefunden. Sie ist lediglich nichts als nackte Theorie und wird im Artikel von den Associationen vollends ihr Haupt sinken lassen.

Aus der ungefähren Combination der drei Theorien, so ungefähr, wie sich die Elemente des Epicurus ergriffen haben

mochten, ist des Herrn **Bonnet's**[1]) Hypothese entstanden. Mit unverzeihlichem Leichtsinn hüpft der französische Gaukler über die schwersten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweisen kann, zieht Folgen daraus, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann. Seine Theorie mag seinem Vaterland gefallen; der schwerfällige Deutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen und unten nichts als Luft sieht.

§. 9. Association. Anwendung der Theorien.

Sind aber die materiellen Ideen der Phantasie immer in demjenigen Zustand der Lebhaftigkeit, daß sie der Seele Vorstellungen machen können, oder sind sie es nicht? Das Erste kann nicht sein, sonst müßten wir ja schlafend und wachend ununterbrochen denken, so könnten wir nicht mit Ordnung denken. Ist das Zweite, so müßten zukommende Ursachen sein, die die gleichsam schlummernden erwecken und vor die Seele bringen.

Und das sind nun neue, sinnliche oder durch diese anderen belebte Phantasie-Ideen, welche kraft einer Verwandtschaft von Zeit oder Ort oder Wirkung einen Bezug auf die schlummernden haben und durch die innere Mechanik des Denkorgans an dieselben geordnet werden. Es soll z. E. die materielle Idee einer Quelle im Denkorgan schlummern. Jetzt lassen wir durch den Weg der Sinne den Namen Quelle in das Denkorgan gelangen, so wird diese Veränderung in demselben auf Veranlassung des Namens Quelle durch die Mechanik desselben an die schlummernde materielle Idee der Quelle geordnet werden. Diese wird jetzt erweckt, wirkt auf die Seele und giebt ihr die Vorstellung einer Quelle, aber freilich schwächer, als die ursprünglich sinnliche gewesen. Aber die neu auflebende materielle Idee der Quelle wird jetzt die nächst an sie grenzende, meinetwegen eines Menschen, der damals am Baume stand, oder eines Schalles, der damals gehört ward, ebenso erwecken, als sie selbst von der sinnlichen erweckt ward, und die Seele wird eine Vorstellung von jenem Menschen oder jenem Schalle bekommen. Diese auflebende Idee wird ihre Nachbarin erwecken, diese wieder, die Seele wird wiederum Vorstellungen bekommen u. s. f., so unaufhörlich nach allen Seiten fort, bis wiederum eine neue sinnliche Idee anderer Art dieses Kettensystem unterbricht und ein neues beginnt. Und

---

1) **Bonnet**, geb. 1720 zu Genf, gest. 1793. Er schrieb 1764 „Considérations sur les corps organisés".

das ist nun die Reihe der Vorstellungen, gegründet auf die Association; diese aber ist auf die Verwandtschaft nach Zeit und Ort oder Wirkung gebaut. Jetzt wollen wir obige Theorien darauf anwenden und untersuchen, welche von allen uns am Meisten befriedigt.

Zuerst also von den Saitenschwingungen. Ich will einen analogischen Beweis von den Tönen und Farben entlehnen, der ihnen außerordentlich günstig scheint. Wenn ich in ein dunkles Zimmer allerlei Farben bringe und durch einen schwachen Ritz auf eine derselben, als z. E. die rothe ist, Licht einlasse, so werden alle rothen Farben im Zimmer sichtbar werden, die anderen alle unsichtbar bleiben. Wenn ich zwei Klaviere neben einander stelle und auf einem derselben eine Saite rühre und einen Ton angebe, so wird auf dem andern Klavier die nämliche Saite und keine andere ohne mein Zuthun zittern und eben den Ton, freilich matter, angeben.

Wir könnten also sagen: die Stelle des ersten Klaviers vertritt die Welt, so wie sie sich in den sinnlichen Organen befindet, die Stelle der Luft der Nervengeist, die Stelle des zweiten Klaviers das Denkorgan. So viel Saiten sind in der sinnlichen Welt als Objecte, so viel Fibern im Denkorgan als Saiten in der sinnlichen Welt, und beide, die Welt und das Denkorgan, und die Saiten in jener und die Fibern in dieser sich ebenso genau entsprechend, als die beiden Klaviere, als ihre Saiten sich entsprochen haben.

Es sollen also gewisse Saiten in den sinnlichen Organen zittern. Dieses Zittern pflanzt der Nervengeist bis an das Denkorgan fort. Die Seele empfindet es, das ist die sinnliche Idee. Jetzt, welche Fibern werden zittern? Keine andere als die, welche den Weltfibern gleich sind in Allem. Welche Idee wird die Seele bekommen? Keine andere als die nämliche, so wie die Saite des zweiten Klaviers nur den Ton des ersten angegeben hat. Die rothe Farbe wird mich nur an die rothe erinnern, so wie die rothe Farbe im dunkeln Zimmer nur die rothe wieder sichtbar macht. Ist das nun Association? Das ist nichts als ein Echo der nämlichen Idee, das zu nichts nütze ist.

Gesetzt aber, es fände wirklich eine Association bei dieser Mechanik statt, was folgt weiter? Man muß annehmen, daß alle Gegenstände entsprechende Fibern schon vorher im Denkorgan haben, ehe sie sinnlich empfunden werden. Gesetzt also, ich sehe das Meer; das Meer erinnert mich an ein Schiff, das Schiff

an den amerikanischen Krieg. [1]) Die Fibern dieser verschiedenen Ideen müssen also sich irgendwo gleich sein, daß die eine die andere in Bewegung setzt. Gesetzt aber, ich hätte noch kein Schiff gesehen, ich hätte noch von keinem amerikanischen Kriege gehört, so müßte ich mich also, wenn die Meerfiber in Bewegung kommt, an ein Schiff, an den amerkanischen Krieg erinnern, ehe ich sie sinnlich empfunden habe. Was Bonnet zur Beantwortung dieses Einwurfs vorbringt, findet hier gar nicht statt.

Von monströsern Folgen dieser Theorie will ich nichts mehr sagen; denn Jeder wird nun wol von ihrem Ungrund überzeugt worden sein. Ich habe nicht nöthig gefunden, sie anders als mit ihren eigenen Waffen anzugreifen, und meine Absicht ist erreicht.

Ich nehme also meine Zuflucht zu der zweiten; diese führt mich in eben den Labyrinth. Ich muß nothwendig annehmen, daß jede Idee, auch die einfachste, ihren eigenen Geistern, ihren eigenen Canälen entspreche. Diese Canäle haben einen bestimmten Platz, den sie so wenig verändern als die Blutadern den ihrigen. Zudem, so muß ich nach der schärfsten Beobachtung des Herrn von Haller's zugleich annehmen, daß kein Canal mit dem andern anastomosire, sondern jeder einzeln von der äußersten Spitze im sinnlichen Organ bis an das Ende der sondernden Ader fortlaufe. Nun aber sind die Associationen äußerst willkürlich, unendlich zufällig und mancherlei, und doch haben die Canäle nur einen bestimmten Platz, und doch anastomiren die Geister nicht.

Eben diese Schwierigkeit und noch mehr finden sich bei der Theorie von den Eindrücken. Hier ist noch das Unbegreifliche, wie ein Eindruck in Bewegung kommt, daß er der Seele eine Vorstellung macht. Ein Eindruck in Bewegung? Ich kann dies nicht weiter auseinandersetzen, wenn ich meinem Leser nicht das Denken absprechen will. Freilich ist es wahr, daß Mancher vermeiden wird, darüber zu denken, um die Blöße seiner Meinung nicht sehen zu dürfen und den Anker seines Verstandes in diesem sternlosen Meer nicht vollends zu verlieren. — Aber wie Haller so auf der Oberfläche schweben konnte, das begreife ich nicht. Haller ist zu groß, als daß er durch diesen Irrthum verlöre. Quandoque bonus dormitat Hallerus. [2]).

---

1) Den nordamerikanischen Freiheitskrieg von 1775—1783, für welchen Schiller sich lebhaft interessirte. Siehe „Kabale und Liebe, erläutert von Eckardt", S. 3 ff.

2) Nach dem Horazischen „Quandoque bonus dormitat Homerus" (Ars poët., 359). — Haller's Theorie findet sich in seinem „Grundriß der Physiologie", S. 558.

Da ich nun die materielle Association nicht aus der Mechanik des Denkorgans erklären kann, weil diese bestimmt und ewig, jene aber unendlich mannichfaltig und veränderlich ist, soll ich die Seele zum ordnenden Principio machen, soll ich annehmen, daß sie bei jeder sinnlichen Idee das ganze Heer der schlummernden im Denkorgan durchlaufe, um die ähnliche zu finden? So müßte sie sich also alle vorstellen, so müßte sie alle mit der sinnlichen vergleichen, sie müßte das ganze Werk des Denkens vollenden, um eine einzige Vorstellung zu bekommen. Nein, die Association muß schlechterdings in den materiellen Ideen ihren Grund haben, wenn wir sie schon nicht nach unseren mechanischen Gesetzen erklären können. Aber es verräth einen kranken Verstand, nur ein Bestreben zu äußern, diesen Mechanismus zu finden; ihm aber wirklich weiter nachzuhängen, wäre der nächste Weg, ihn vollends zu verlieren. In der That, ich habe den Kitzel nicht und finde es meiner Absicht gemäßer, Theorien umzustoßen, als neuere und bessere zu schaffen oder schaffen zu wollen. Thäte ich das, so wäre nicht erst ein Abdera nöthig, um mir mit Nießwurz aufzuwarten.[1])

§. 10. Wirkung der Seele auf das Denkorgan.

Die materielle Association ist der Grund, auf welchem das Denken ruht, der Leitfaden des schaffenden Verstandes. Durch sie allein kann er Ideen zusammensetzen und sondern, vergleichen, schließen und den Willen entweder zum Wollen oder zum Verwerfen leiten. Diese Behauptung dürfte vielleicht der Freiheit gefährlich scheinen. Denn wenn die Folge der materiellen Ideen durch den Mechanismus des Denkorgans, der Verstand aber durch die materiellen Ideen, der Wille durch den Verstand bestimmt wird, so folgte, daß zuletzt der Wille mechanisch bestimmt würde. Aber man höre weiter.

Die Seele hat einen thätigen Einfluß auf das Denkorgan. Sie kann die materiellen Ideen stärker machen und nach Willkür darauf haften, und somit macht sie auch die geistigen Ideen stärker. Dies ist das Werk der Aufmerksamkeit. Sie hat also Macht auf die Stärke der Beweggründe, ja, sie selbst ist es, die sich Beweg-

1) In Wieland's Roman „Die Abderiten“, der 1776 erschienen war, erbitten sich die Abderiten von dem Arzte Hippokrates ein Gutachten über den Geisteszustand ihres Landsmannes, des bekannten atomistischen Philosophen Demokritus. Hippokrates aber räth, jedem Bürger von Abdera sieben Pfund und den Rathsherrn vierzehn Pfund Nießwurz zu geben (welches, wie man glaubte, den Verstand hell machte). Siehe die Vorrede zu den „Räubern“ (Werke, II. S. 20).

gründe macht. Und jetzt wäre es ziemlich entschieden, was Freiheit ist. Nur die Verwechslung des ersten und zweiten Willens hat den Streit darüber verursacht. Der erste Wille, der meine Aufmerksamkeit bestimmt, ist der freie; der letzte, der die Handlung bestimmt, ist ein Sklave des Verstandes; die Freiheit liegt also nicht darin, daß ich das wähle, was mein Verstand für das Beste erkannt hat (denn dies ist ein ewiges Gesetz), sondern daß ich das wähle, was meinen Verstand zum Besten bestimmen kann. Alle Moralität des Menschen hat ihren Grund in der Aufmerksamkeit, d. h. im thätigen Einfluß der Seele auf die materiellen Ideen im Denkorgan.

Wird nun[1]) eine materielle Idee kraft dieses thätigen Einflusses öfters in starke Lebhaftigkeit gesetzt, so wird sie endlich eine gewisse Stärke auch nachher noch beibehalten und gleichsam deuteropathisch vor allen hervorstechen. Sie wird die Seele treffender rühren. Sie wird in allen Associationen dem Verstand heftiger sich aufdringen, ihn mächtiger bestimmen; sie wird die Tyrannin des zweiten Willens werden, da der erste Wille gar nicht ausgeübt war. So kann es Leute geben, die zuletzt mechanisch Gutes oder Böses thun. Anfangs hatten sie es frei, moralisch gethan, da nämlich ihre Aufmerksamkeit noch unbestimmt war. Jetzt aber ist die Idee auch ohne Aufmerksamkeit die lebhafteste, sie fesselt die Seele an sich, sie herrscht über den Verstand und Willen. Hierin liegt der Grund aller Leidenschaften und herrschenden Ideen und zugleich der Fingerzeig, beide zu entnerven.

Wenn die Seele ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Ideen heftet und solche in andere Associationen bringt, so sagt man: sie erdichtet. Wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf einzelnen Bestimmungen mehrerer Ideen ruhen läßt und solche aus ihren Associationen heraus denkt, so sagt man: sie sondert ab. Jene durch Erdichtung in neue Associationen hineingedachten, diese durch Absonderung aus ihren Associationen herausgedachten Ideen fesselt sie besonders im Denkorgan wieder, ja selbst das Bewußtsein ihrer selbst bei diesen Wirkungen scheint sie in materiellen Formen zu fesseln, weil sie dies Bewußtsein zugleich wieder mit den alten Ideen zurückbringt. In diesem Fall sagen wir: sie erinnert sich wieder. Wenn die Seele kraft ihrer Aufmerksamkeit eine materielle Idee stärker erschüttert, so wird diese die nächst an=

---

1) So hat Regnier, der französische Uebersetzer Schiller's, verbessert; im Text steht „Wiederum" statt „Wird nun".

grenzende auch stärker erschüttern. Die Association wird also rascher, lebhafter werden. Dies thun wir, wenn wir uns auf etwas besinnen oder unsere Phantasie spielen lassen. Die Aufmerksamkeit also ist es, durch die wir phantasiren, durch die wir uns besinnen, durch die wir sondern und dichten, durch die wir wollen. Es ist der thätige Einfluß der Seele auf das Denkorgan, der dies Alles vollbringt.

Und also ist das Denkorgan das wahre Tribunal des Verstandes, ebenso diesem unterworfen, als dieser ihm unterworfen ist. Ganz ist er dann abhängig bis auf die Aufmerksamkeit. Darum kann die Verwirrung der Geister in der Krankheit, wenn sie bis in dieses Organ hinein fortgepflanzt wird (und wie leicht wird sie das), den Weisesten zum lächerlichsten Thoren, den Denker zum Einfaltspinsel, den Sanftmüthigsten zu einer Furie umkehren. Ganz ist es abhängig von dem Verstand, bis auf den Einfluß der Sensation; darum kann ein richtiger Verstand das richtigste Gedächtniß hervorbringen, darum kann ein immer thätiger Verstand es durch Ueberspannung zerstören; Beides beweisen die Beispiele großer Denker, der Garves, der Mendelsohns, der Swifts, die das Instrument ihres Verstandes verstimmt haben, daß es keinen rechten Laut mehr von sich giebt. Und weil es denn so genau mit der Denkkraft zusammenhängt, so habe ich es Denkorgan genannt, und nicht, als ob ich das Denken als eine Folge des Mechanismus betrachtete.

§. 11. Empfindungen des geistigen Lebens.

Meine Seele ist nicht allein ein denkendes, sie ist auch ein empfindendes Wesen. Dies allein macht sie glücklich, jenes allein macht sie des Letztern fähig. Wir werden sehen, wie genau der Menschen-Schöpfer Denken an Empfinden gebunden hat. Empfindung ist derjenige Zustand meiner Seele, wo sie sich einer Verbesserung oder Verschlimmerung bewußt ist; darin also von der Vorstellung unterschieden, daß sie hier nur den Zustand ihres äußern Wesens, dort aber ihren eigenen empfindet.

Ich sehe den Sonnenhimmel, den Sternenhimmel; ich sehe einen verwirrten Haufen Steine; ich höre eine Quelle murmeln, ein Saitenspiel erschallen; ich höre Gekrächz eines Raben. In allen diesen Verwandlungen meines Zustandes ist etwas Allgemeines, die Vorstellung eines äußern Gegenstandes. Aber wie sehr verschieden ist nicht auf der andern Seite mein Zustand bei jeder dieser Vorstellungen? Den Sonnenhimmel sehe ich gern,

den Sternenhimmel sehe ich noch gerner. Von dem Steinhaufen kehre ich mein Auge weg. So höre ich auch der Quelle Gemurmel gern, noch gerner das tönende Saitenspiel. So wünsche ich mein Ohr vor dem Gekrächz des Raben zu verstopfen. Was mich ergeßt, nenne ich melodisch und schön; häßlich und unmelodisch, was mich verdrießt.

Aber kraft des ersten Gesetzes, das an der Spitze dieser Darstellung des Menschen steht, darf mich nichts ergeßen, als was mich vollkommner macht, nichts verdrießen, als was mich unvollkommner macht. Machte mich nun das Melodische, das Schöne vollkommener als das Unmelodische, das Häßliche? Oder mit andern Worten, ist es mein eigener Zustand, der verbessert oder verschlimmert wird? —

Wir lassen hier die in dem Consbruch'schen Gutachten enthaltenen Fragmente der lateinischen Uebersetzung folgen (vgl. Morgenblatt, 1847, S. 283):

§. 2. (Pag. 46. Z. 10) Warum sagt der Verfasser hier und überall haut statt haud?

§. 3. (Pag. 49. Z. 15) Vires directrices, tutrices etc. Diese Kräfte kommen mir nicht viel besser vor als die sogenannten qualitates occultae der Alten.

§. 6. Quis sibi persuadebit sonum, maximum elasticitatis productum, animae per aquam minime elasticam designari? Doch sind, wie der Autor wol weiß, in dem Innern des Gehör-Organs überall ausdünstende Gefäße, welche die Höhlen und Zwischenräume mit einem wässerigen Dunst erfüllen, und wenn schon die einsaugenden Gefäße ihn aufnehmen, so wirken auch die ausdünstenden fort.

§. 13. Quodsi Creator etc. Was hier gesagt wird, ist witzig, aber nicht physiologisch richtig.

§. 17. Degenerarum, muß heißen degenerum.

§. 18. Impulsit, man sagt impulit.

§. 21. Dantur animalia acephala. Mir ist kein Thier ohne Kopf bekannt.[1])

Ebendaselbst. An nescit — ferner: quasi haec omnia et plura innumera nesciret. Der Verfasser sagt in diesem Paragraphen viel Gutes und wohl Durchdachtes, doch muß ein junger Arzt gegen den verdienstvollen Haller eine gelindere Sprache führen, oder glaubt wol der Autor im Ernst, daß Haller Alles das, was er ihm hier mit so vielem Muth vorsagt, nicht gewußt habe? (Vgl. oben S. 99.)

§. 23. Nervi humoribus istis imbuti sunt sed animali modo, minime vero mechanico. Diese Stelle ist undeutlich, und ich sorge, der Verfasser habe sich bei dem animali modo imbuti nicht richtig genug ausgedrückt.

Ebendaselbst. Nicht fetum, sondern foetum.

Ebendaselbst. Scyatho, der Autor sage: cyatho. Der Fehler wird wiederholt in dem 41sten Paragraphen.

---

1) Vgl. jedoch Haller's Physiologie, II. S. 329: „Es beobachten auch die Lebenssäfte in vielen Thieren ihren hurtigen Umlauf, die doch nichts von einem Gehirne, oder was Kopf heißen könnte, bekommen haben, welches von der ganzen Abtheilung der Austern, der Keilmuscheln (mytulus) und anderer zweischaligen Muscheln gilt."

§. 24. Sceleris Architecta. Der Ausdruck ist hart, und wie schickt sich der gleich unten in der Note vorkommende Name des vortrefflichen Boerhaave's dazu?

§. 27. Quivis, quem exseris cogitandi conatus de spiritu cogitante consumit. Ich weiß wol, daß hier unter Spiritus die Lebensgeister verstanden werden, aber eben deswegen mißfällt mir der Ausdruck: Spiritu cogitante.

§. 30. Medidullio ist nicht recht, man schreibt meditullio.

§. 33. Prosiliat; das Wort ist hier bei einem Kind, das soeben geboren wird, übel angebracht.

§. 33. Partus quidem momento arcanum id animae cum corpore celebrari connubium plurima suadent. Daß die Seele erst während der Geburt in das Kind kommen solle, ist eine Meinung, die auch für einen Dichter zu kühn wäre. Die Vermuthung, daß die Seele schon in dem ersten Keim des Kindes liege, hat freilich auch ihre Schwierigkeiten; aber sie ist doch weit wahrscheinlicher als die Hypothese des Verfassers, und empfindet nicht die Mutter die Bewegung ihres Kindes eine geraume Zeit der Schwangerschaft hindurch? Der Verfasser sagt ferner, es seien viele Beweise für seine Meinung; er hätte also einen kleinen Verweis verdient, daß er sie der gelehrten Welt vorenthalten will.

Ebendaselbst. Annonciatum, besser annuntiatum.

§. 34. Nasui, nicht doch, sondern Naso.

§. 35. Drematur, statt es heißen sollte: Dirimatur.

§. 36. Cogitantes spiritus anima cogit, ut ipsi (spiritus) tremant ideas. Die cogitantes spiritus und die spiritus ideas trementes des Verfassers gefallen mir nicht.

§. 37. Flores odoramenta cohibent sole cadente etc. Dies wird aber doch nicht bei allen Blumen beobachtet.

§. 41. Quare frequenter sub pauperum tabernis [1]) etc. In dieser poetischen Stelle machen die tabernae pauperum mit den mollioribus Magnatum pulvinaribus einen unschicklichen Contrast.

10.

Themata zu einer Streitschrift. [2])

Ich kenne kein Thema aus der Medicin, das sich nicht ganz auf Erfahrung gründete. Folgende Materien sind aus dem philosophischen und physiologischen Fach und dieses ganze Jahr der hauptsächlichste Gegenstand meines Studirens gewesen, daß ich etwas Erträgliches davon versprechen kann.

I. Ueber den großen Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

II. Ueber die Freiheit und Moralität des Menschen.

Die erste läßt sich sehr physiologisch abhandeln.

Eleve Schiller.

---

1) Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres (Hor. Od., I. 4, 13).

2) Zuerst von H. Wagner im Morgenblatt (1847, S. 283) veröffentlicht.

11.

Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.[1])

> Natus homo est — sive hunc divino semine fecit
> Ille opifex rerum, mundi melioris origo;
> Sive recens tellus, retinebat semina coeli;
> Pronaque cum spectent animalia caetera terram
> Os homini sublime dedit, coelumque videre
> Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.
>
> OVID. II. Metamorph.[2])

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Ich sehe heute mit ausnehmendem Vergnügen den Wunsch erfüllt, Euer Herzoglichen Durchlaucht für die höchste Gnade und mehr als väterliche Führung, die ich schon acht Jahre in dieser ruhmvollen Stiftung zu genießen das Glück habe, öffentlich auf das Kindlichste danken zu dürfen. Die weisesten und vortrefflichsten Anstalten, welche Höchstdieselben zur Aufklärung unseres Verstandes und zu Verfeinerung unserer Empfindungen getroffen haben; die würdigen und einsichtsvollen Lehrer, welche Höchstdieselben mit dem durchdringenden Auge eines Menschenkenners aus der gemeinen Classe der Gelehrten herausgeforscht und zu den glücklichen Werkzeugen des großen unsterblichen Bildungsplans angeordnet haben; der unvergeßliche mündliche Unterricht eines Fürsten, der Seine Größe darein setzt, ein Lehrer unter Seinen

---

1) Erschien 1780 zuerst gedruckt unter dem Titel: „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung welche in höchster Gegenwart Sr. Herzoglichen Durchlaucht während den öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friderich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militair-Akademie. Stuttgard, gedrukt bei Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzlei-Buchdrukker." 4°. 4 Bl., u. 44 S. — Die Abhandlung wurde wieder abgedruckt in „Fr. Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte. Leipzig 1820", Heft 2. S. 2[illegible]8—2[illegible]3, und erst 18[illegible] in die Gesammt-Ausgabe der Werke, mit Weglassung des Motto, der Widmung und der Inhaltsangabe, aufgenommen.

2) Schiller hat hier die Verse 3—6 der betr. Stelle aus Ovid's Metamorphosen (Lib. I. 78—86) gekürzt. Vollständig lauten dieselben:

> Sive recens tellus, seductaque nuper ab alto
> Aethere, cognati retinebat semina coeli:
> Quam satus Japeto, mixtam fluvialibus undis,
> Finxit in effigiem moderantum cuncta deorum:
> Pronaque cum etc. etc.

Schülern — ein Vater unter Seinen Söhnen zu wandeln; — der Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen, in denen ich die Wege einer höhern Vorsicht bewundre, haben den Grund zu dem Glück meines ganzen Lebens gelegt, und nur dann wird es mir fehlen, wenn meine eigenen Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen.

Höchstdieselben haben mit eben dem tiefen Blick, mit dem Sie die Seele aller Ihrer Zöglinge durchschauen, auch mich geprüft und Einiges in mir zu bemerken geglaubt, das mich vielleicht fähig machte, meinem Vaterland dereinst als Arzt zu dienen. Ich freue mich dieser Bestimmung und werde um so mehr alle Nerven meines Geistes anstrengen, sie zu erreichen, da Euer Herzogliche Durchlaucht mir die günstigsten Aussichten dazu eröffnet haben.

Ein Arzt, dessen Horizont sich einzig und allein um die historische Kenntniß der Maschine dreht, der die gröbern Räder des seelenvollsten Uhrwerks nur terminologisch und örtlich weiß, kann vielleicht vor dem Krankenbette Wunder thun und vom Pöbel vergöttert werden; — aber Euer Herzogliche Durchlaucht haben die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brodwissenschaft in den höhern Rang einer philosophischen Lehre erhoben. Philosophie und Arzneiwissenschaft stehen unter sich in der vollkommensten Harmonie: diese leiht jener von ihrem Reichthum und Licht; jene theilt dieser ihr Interesse, ihre Würde, ihre Reize mit. Ich habe mich dieses Jahr mit beiden bekannter zu machen gesucht; diese wenigen Blätter seien die Rechtfertigung meines Unternehmens; sie seien dem Stifter meines Glücks geheiligt. Aber die Nachsicht des Vaters beschütze diesen schwachen Versuch vor den gerechten Forderungen des Fürsten.

Tief durchdrungen von dem innigsten Dankgefühl für die gnädigste Sorgfalt, womit Höchstdieselben mich stets vollkommener zu machen streben — hocherhoben von Eifer, diese Gnade verdienen zu lernen, ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigst-gehorsamster

Joh. Christoph Frid. Schiller, Eleve.

Stuttgart, den 30. Nov. 1780.

Inhalt.

Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.

§. 1. Einleitung.

Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzu sehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme.[1]) Wiederum ist von manchem Philosophen mehr oder weniger bestimmt die Meinung gehegt worden, daß Wissenschaft und Tugend nicht sowol Zweck als Mittel zur Glückseligkeit seien, daß sich alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers versammle.[2])

Mich däucht, es ist dies von beiden Theilen gleich einseitig gesagt. Letzteres System wird beinahe völlig aus unseren Moralen und Philosophien verwiesen sein und ist, scheint es mir, nicht selten mit allzu fanatischem Eifer verworfen worden,[3]) — es ist gewiß der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger finden; — — das Erstere ist wol im Ganzen am Mehrsten geduldet worden, indem es am Fähigsten ist, das Herz zur Tugend zu erwärmen, und seinen Werth an wahrhaftig großen Seelen schon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starksinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel's, den Gleichmuth eines Epiktet's und Seneca?[4]) Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als

---

1) Mendelssohn („Phädon", 1. Aufl. 1767, S. 120): „Die Gesellschaft des Leibes ist ihnen (den wahren Weltweisen) bei allen Gelegenheiten beschwerlich." Aehnlich Schiller in dem Gedichte „An einen Moralisten" (Werke, I. 1. S. 31):

> „Zwingt doch der irdische Gefährte
> Den gottgebornen Geist in Kerkermauern ein."

Vgl. auch Haller's Gedicht „Die Falschheit menschlicher Tugenden":

> „Der Mensch entflieht sich nicht, umsonst erhebt er sich;
> Des Körpers schwere Last zieht an ihm innerlich:
> So wenn der rege Trieb in halb bestrahlten Sternen
> Von ihrem Mittelpunkt sie zwingt sich zu entfernen,
> Ruft sie von ihrer Flucht ein ewig starker Zug
> Ins enge Gleis zurück und hemmt den frechen Flug."

2) Dies war die Meinung des Epikur und des Helvetius.

3) Vgl. z. B. Haller's letzte Anmerkung zu seinem Gedichte „Die Falschheit menschlicher Tugenden".

4) Diese Charaktere waren Schiller aus Haller und Klopstock bekannt. Vgl. Klopstock's Ode „Delphi", und Haller's Gedichte „Die Alpen" und „Die Falschheit menschlicher Tugenden".

eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das Allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen und des gesammten Geschlechts historisch wissen und philosophisch erklären können, schnurgerade zuwiderläuft und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt. Es ist demnach hier wie überall am Rathsamsten, das Gleichgewicht zwischen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit desto gewisser zu treffen. Da aber gewöhnlicherweise mehr darin gefehlt worden ist, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geisteskraft, insofern sie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintansetzung dieses letztern geschrieben hat, so wird sich gegenwärtiger Versuch mehr damit beschäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thierischen Empfindungssystemes auf das geistige in ein helleres Licht zu setzen. Aber darum ist das noch gar nicht die Philosophie des Epikurus, so wenig es Stoicismus ist, die Tugend für das höchste Gut zu halten.

* * *

Ehe wir die höheren moralischen Zwecke, die mit Beihilfe der thierischen Natur erreicht werden, zu erforschen suchen, müssen wir zuerst ihre physische Nothwendigkeit festsetzen und in einigen Grundbegriffen einig werden. Darum der erste Gesichtspunkt, aus welchem wir den Zusammenhang der beiden Naturen betrachten.

Physischer Zusammenhang.

Thierische Natur befestigt die Thätigkeit des Geistes.

§. 2. Organismus der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung.

Alle Anstalten, die wir in der sittlichen und körperlichen Welt zur Vollkommenheit des Menschen gewahrnehmen, scheinen sich zuletzt in den Elementarsatz zu vereinigen: Vollkommenheit des Menschen liegt in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans;[1]) und da zwischen dem Maaße der Kraft und

1) Vgl. den §. 1. der obigen Abhandlung „Philosophie der Physiologie" (S. 85).

dem Zweck, auf den sie wirkt, die genaueste Harmonie sein muß, so wird Vollkommenheit in der höchstmöglichsten Thätigkeit seiner Kräfte und ihrer wechselseitigen Unterordnung bestehen. Aber die Thätigkeit der menschlichen Seele ist — aus einer Nothwendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife — an die Thätigkeit der Materie gebunden. Die Veränderungen in der Körperwelt müssen durch eine eigene Classe mittlerer organischer Kräfte, die Sinne, modificirt und so zu sagen verfeinert werden, ehe sie vermögend sind, in mir eine Vorstellung zu erwecken; so müssen wiederum andere organische Kräfte, die Maschinen der willkürlichen Bewegung, zwischen Seele und Welt treten, um die Veränderung der ersteren auf die letztere fortzupflanzen; so müssen endlich selbst die Operationen des Denkens und Empfindens gewissen Bewegungen des innern Sensoriums correspondiren. Alles dieses macht den Organismus der Seelenwirkungen aus.

Aber die Materie ist ein Raub des ewigen Wechsels und reibt sich selbst auf, so wie sie wirkt; unter der Bewegung wird das Element aus seinen Fugen getrieben, verjagt und verloren. Weil nun im Gegentheil das einfache Wesen, die Seele, Dauer und Bestandheit in sich selber hat und in ihrem Wesen weder gewinnt noch verliert, so kann die Materie nicht gleichen Schritt mit der Geistesthätigkeit halten, und bald würde also der Organismus des geistigen Lebens, mit ihm alle Wirksamkeit der Seele dahin sein. Dies nun zu verhüten, mußte ein neues System organischer Kräfte zu dem ersten gleichsam angereiht werden, das seine Consumtionen ersetzt und seinen sinkenden Flor durch eine stetig an einander hangende Kette neuer Schöpfungen erhält. Dies ist der Organismus der Ernährung.

Noch mehr. Nach einem kurzen Zeitraum von Wirkung, nach dem aufgehobenen Gleichgewicht zwischen Verlust und Erneurung tritt der Mensch von der Bühne des Lebens, und das Gesetz der Sterblichkeit entvölkert die Erde. Auch hat die Anzahl empfindender Wesen, die die ewige Liebe und Weisheit in ein glückliches Dasein wollte gerufen haben, nicht Raum genug, in den engen Grenzen dieser Welt zumal zu existiren, und das Leben dieser Generation schließt das Leben einer andern aus. Darum ward es nothwendig, daß neue Menschen an die Stelle der weggeschiedenen alten treten und das Leben durch ununterbrochene Successionen erhalten würde. Aber geschaffen wird nichts mehr, und was nun Neues wird, wird es nur durch Entwicklung. Die Entwicklung des Menschen mußte durch Menschen geschehen, wenn

sie mit der Consumtion im Verhältniß stehen, wenn der Mensch zum Menschen gebildet werden sollte. Aus diesem Grund wurde ein neues System organischer Kräfte den zwei vorhergehenden zugeordnet, das die Belebung und Entwicklung des Menschenkeims zur Absicht hatte. Dies ist der Organismus der Zeugung. Diese drei Organismi, in den genauesten Local- und Realzusammenhang gebracht, bilden den menschlichen Körper.

§. 3. Der Körper.

Die organischen Kräfte des menschlichen Körpers theilen sich von selbst in zwei Hauptclassen: die erste enthält diejenigen, die wir nach keinen bekannten Gesetzen und Phänomenen der physischen Welt begreifen können, und dahin gehören die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels. Da es bisher unmöglich war, in die Oekonomie des Unsichtbaren einzudringen, so hat man die unbekannte Mechanik durch die bekannte zu erklären gesucht und den Nerven als einen Canal betrachtet, der ein äußerst feines, flüchtiges und wirksames Fluidum führt, das an Geschwindigkeit und Feinheit Aether und elektrische Materie übertreffen soll, und hat dieses als das Principium der Empfindlichkeit und Beweglichkeit angesehen und ihm daher den Namen der Lebensgeister gegeben. So hat man ferner die Reizbarkeit der Muskelfaser in einen gewissen Nisum gesetzt, sich auf Veranlassung eines fremden Reizes zu verkürzen und beide Endpunkte näher zu bringen. Diese zweierlei Principien machen den specifiken Charakter des thierischen Organismus.

Die zweite Classe begreift diejenigen, die wir den allgemeinen bekannten Gesetzen der Physik unterordnen können. Hieher rechne ich die Mechanik der Bewegung und die Chemie des menschlichen Körpers, woraus das vegetabilische Leben erwächst. Vegetation also und thierische Mechanik, auf das Genaueste vermischt, bilden eigentlich das physische Leben des menschlichen Körpers.

§. 4. Thierisches Leben.

Noch ist das nicht Alles. Da der Verlust mehr oder weniger in der Willkür des Geistes liegt, so mußte es auch nothwendig der Ersatz sein. Ferner, da der Körper allen Folgen der Zusammensetzung unterworfen und im Kreis der um ihn wirkenden Dinge unzähligen feindlichen Wirkungen bloßgestellt ist, so mußte es in der Gewalt der Seele stehen, ihn wider den schädlichen Einfluß dieser letztern zu beschützen und ihn mit der physischen

Welt in diejenigen Verhältnisse zu bringen, die seiner Fortdauer am Zuträglichsten sind; sie mußte daher von dem gegenwärtigen schlimmen oder guten Zustand ihrer Organe unterrichtet werden; sie mußte aus seinem schlimmen Zustand Mißvergnügen, aus seinem Wohlstand Vergnügen schöpfen, um ihn entweder zu verlängern oder zu entfernen, zu suchen oder zu fliehen. Hier also wird schon der Organismus an das Empfindungsvermögen gleichsam angeknüpft und die Seele in das Interesse ihres Körpers gezogen. Jetzt ist es etwas mehr als Vegetation, etwas mehr als todter Model und Nerven- und Muskelmechanik, jetzt ist es thierisches Leben.*)

Der Flor des thierischen Lebens ist, wie wir wissen, für den Flor der Seelenwirkungen äußerst wichtig und darf ohne die Totalaufhebung dieser letztern niemals aufgehoben werden. Er muß also einen festen Grund haben, der ihm nicht so leicht schwanke, das heißt: die Seele muß durch eine unwiderstehliche Macht zu den Handlungen des physischen Lebens bestimmt werden. Konnten also wol die Empfindungen des thierischen Wohl- oder Uebelstands geistige Empfindungen sein und durch das Denken erzeugt werden? Wie oft würde sie das überwaltende Licht der Leidenschaften verdunkeln, wie oft Trägheit oder Dummheit begraben, wie oft Geschäftigkeit und Zerstreuung übersehen? Ferner, würde nicht von dem Thiermenschen die vollkommenste Kenntniß seiner Oekonomie gefordert, müßte das Kind nicht in demjenigen Meister sein, in dem unsere Harvey, Boerhaave und Haller nach einer funfzigjährigen Untersuchung noch Anfänger geblieben sind? — Die Seele konnte also schlechterdings keine Idee von dem Zustand haben, den sie verändern soll. Wie wird sie ihn erfahren, wie wird sie in Thätigkeit kommen?

§. 5. Thierische Empfindungen.

Noch kennen wir keine andern Empfindungen als solche, die aus einer vorgängigen Operation des Verstandes entspringen;

*) Aber auch etwas mehr als thierisches Leben des Thiers. Das Thier lebt das thierische Leben, um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm, um das thierische Leben zu erhalten. Also es lebt jetzt, um morgen wieder zu leben. Es ist jetzt glücklich, um morgen glücklich zu sein. Aber ein einfaches, ein unsicheres Glück, das die Perioden des Organismus nachmacht, das dem Zufall, dem blinden Ohngefähr preisgegeben ist, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Mensch lebt auch das thierische Leben und empfindet seine Vergnügungen und leidet seine Schmerzen. Aber warum? Er empfindet und leidet, daß er sein thierisches Leben erhalte. Er erhält sein thierisches Leben, um ein geistiges länger leben zu können. Hier ist also Mittel verschieden vom Zweck, dort schienen Zweck und Mittel zu coincidiren. Dies ist eine von den Grenzscheiden zwischen Mensch und Thier.

aber jetzt sollen Empfindungen entstehen, bei denen der Verstand ganz exuliren muß. Diese Empfindungen sollen die gegenwärtige Beschaffenheit meiner Werkzeuge, wo nicht ausdrücken, doch gleichsam specifisch bezeichnen oder, besser, begleiten. Diese Empfindungen sollen den Willen rasch und lebhaft zu Abscheu oder Begierde bestimmen; diese Empfindungen sollen aber doch nur auf der Oberfläche der Seele schweben und niemals in das Gebiet der Vernunft reichen. Was also bei der geistigen Empfindung das Denken gethan hat, das thut hier diejenige Modification in den thierischen Theilen, die entweder ihre Auflösung droht oder ihre Fortdauer sichert; das heißt, mit demjenigen Zustand der Maschine, der ihren Flor befestigt, ist eine angenehme, und im Gegentheil mit demjenigen, der ihren Wohlstand untergräbt und ihren Ruin beschleunigt, eine schmerzhafte Rührung der Seele durch ein ewiges Gesetz der Weisheit verbunden, und so, daß die Empfindung selbst nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Beschaffenheit der Organe hat, die sie bezeichnet. So entstehen thierische Empfindungen. Thierische Empfindungen haben demnach einen zweifachen Grund, 1. in dem gegenwärtigen Zustand der Maschine, 2. im Empfindungsvermögen.

Nun läßt sich begreifen, warum die thierischen Empfindungen mit unwiderstehlicher und gleichsam tyrannischer Macht die Seele zu Leidenschaften und Handlungen fortreißen und über die geistigsten selbst nicht selten die Oberhand bekommen. Diese nämlich hat sie vermittelst des Denkens hervorgebracht; diese also kann sie wiederum durch das Denken auflösen und gar vernichten. Dies ist die Gewalt der Abstraction und überhaupt der Philosophie über die Leidenschaften, über die Meinungen, kurz, über alle Situationen des Lebens; jene aber sind ihr durch eine blinde Nothwendigkeit, durch das Gesetz des Mechanismus aufgedrungen worden; der Verstand, der sie nicht schuf, kann sie auch nicht auflösen, ob er dieselben schon durch eine entgegengesetzte Richtung der Aufmerksamkeit um Vieles schwächen und verdunkeln kann. Der hartnäckigste Stoiker, der am Steinschmerzen darniederliegt, wird sich niemals rühmen können, keinen Schmerz empfunden zu haben; aber er wird, in Betrachtungen über seine Endursachen verloren, die Empfindungskraft theilen, und das überwiegende Vergnügen der großen Vollkommenheit, die auch den Schmerz der allgemeinen Glückseligkeit unterordnet, wird über die Unlust siegen.[1]) Nicht Mangel der Empfindung war es, nicht Ver-

1) Vgl. nachfolgendes Gedicht von A. von Haller „An Herrn D. Geßner“:

nichtung derselben, daß Mucius,[1]) die Hand in lohen Flammen bratend, den Feind mit dem Römischen Blick der stolzen Ruhe anstarren konnte, sondern der Gedanke des großen ihn bewundernden Rom's, der in seiner Seele herrschte, hielt sie gleichsam innerhalb ihrer selbst gefangen, daß der heftige Reiz des thierischen Uebels zu wenig war, sie aus dem Gleichgewicht zu heben. Aber darum war der Schmerz des Römers nicht geringer als der des weichsten Wollüstlings. Freilich wol wird Derjenige, der gewohnt ist, in einem Zustand dunkler Ideen zu existiren, weniger fähig sein, sich in dem kritischen Augenblick des sinnlichen Schmerzes zu ermannen, als Der, der beständig in hellen, deutlichen Ideen lebt; aber dennoch schützt weder die höchste Tugend, noch die tiefste Philosophie, noch selbst die göttliche Religion vor dem Gesetz der Nothwendigkeit, ob sie schon ihre Anbeter auf dem einstürzenden Holzstoß beseligen kann.[2])

Eben diese Macht der thierischen Fühlungen auf die Empfindungskraft der Seele hat die weiseste Absicht zum Grunde. Der Geist, wenn er einmal in den Geheimnissen einer höhern Wollust eingeweiht worden ist, würde mit Verachtung auf die Bewegungen seines Gefährten[3]) herabsehen und den niedrigen Bedürfnissen

---

„Wie thöricht kommt mir Jener vor,
Der bei des Zeno buntem Thor
Verschwur die Menschheit und die Thränen!
Wie sehr er litt, so schrie er noch:
„Die Schmerzen sind kein Uebel doch,“
Und knirschte heimlich mit den Zähnen;“

zu welchem Haller als Anmerkung hinzufügt: „Possidonius, der, als Pompejus ihn an der Gicht liegend besuchte, schrie: vergebens wüthe seine Pein, er werde niemals bekennen, daß der Schmerz ein Uebel sei.“

Aehnlich Uz, in der „Kunst, stets fröhlich zu sein“:

„(Der Weise,)
Der seiner Schmerzen lacht, wenn ihn die Gicht entseelt.“

1) Die bekannte Sage von Mucius Scävola erzählt Livius (Buch II. Cap. 12).

2) Die Bewunderung der christlichen Märtyrer mag wol Schiller auf seine erste Idee zu einem Trauerspiele, welches den Titel „Die Christen“ führen sollte, gebracht haben. (Siehe Düntzer, „Schiller als lyrischer Dichter“, S. 3.)

Vgl. Haller, „Die Falschheit menschlicher Tugenden“:

„Er sieht die ganze Welt als eine Pilgerbahn,
Den Tod als eine Thür zu neuem Leben an;
Die Wahrheit, die ihn füllt, besiegelt er mit Blute,
Trotzt seine Peiniger, besteigt mit frohem Muthe
Ein glühendes Gerüst und glaubet sich verjüngt,
Wenn nur sein laues Blut der Kirche Acker düngt.“

3) Mendelssohn (Phaedon, S. 120—121): „Getrost und fröhlich vielmehr müssen wir dahin reisen, wo wir Hoffnung haben, unsere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überlästigen Gefährten los zu werden, der uns so vielen Kummer verursacht hat.“

des physischen Lebens nicht leicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thierische Gefühl dazu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen schweifte und in der Abstractionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus seinem intellectuellen Schlummer empor; den Physiker, der die Mechanik des Sonnensystems zergliedert und den irrenden Planeten durchs Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelstich zu seiner mütterlichen Erde zurück; den Philosophen, der die Natur der Gottheit entfaltet und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch seine baufällige Hütte streicht, zu sich selbst zurück und lehrt ihn, daß er das unselige Mittelding von Vieh und Engel ist. [1])

Wider die überhand nehmenden thierischen Fühlungen vermag endlich die höchste Anstrengung des Geistes nichts mehr, die Vernunft wird, so wie sie wachsen, mehr und mehr übertäubt und die Seele gewaltsam an den Organismus gefesselt. Hunger und Durst zu löschen, wird der Mensch Thaten thun, worüber die Menschlichkeit schauert, er wird wider Willen Verräther und Mörder, er wird Cannibal —

„Tiger! In Deiner Mutter Busen wolltest Du Deine Zähne setzen?“ [2])

So heftig wirkt die thierische Fühlung auf den Geist. So wachsam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maschine gesorgt; die Pfeiler, auf denen sie ruht, sind die festesten, und die Erfahrung hat gelehrt, daß mehr das Uebermaaß als der Mangel der thierischen Empfindung verdorben hat.

Thierische Empfindungen befestigen also den Wohlstand der thierischen Natur, sowie die moralischen und intellectuellen den Wohlstand der geistigen oder die Vollkommenheit. Das System thierischer Empfindungen und Bewegungen erschöpft den Begriff der thierischen Natur. Diese ist der Grund, auf dem die Beschaffenheit der Seelenwerkzeuge beruht, und die Beschaffenheit dieser letztern bestimmt die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeit selbst. Hier also ist schon das erste Glied des Zusammenhangs der beiden Naturen.

---

1) Haller, „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“:
„Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft, und Du gebrauchst sie nie.“

2) Aus Gerstenberg's „Ugolino“ (5. Aufz.). Ugolino spricht die Worte zu Anselmo, seinem zweiten Sohne, der sich aus Gier, sich zu sättigen, über den Leichnam seiner Mutter hergeworfen hat.

§. 6. Einwürfe wider den Zusammenhang der beiden Naturen aus der Moral.

Aber man wird dieses einräumen und weiter sagen: hier endet sich auch die Bestimmung des Körpers. Ueber diese hinaus ist er ein träger Gefährte der Seele, mit dem sie ewig zu kämpfen hat, dessen Bedürfnisse ihr alle Muße zum Denken rauben, dessen Anfechtungen den Faden der vertieftesten Speculation zerreißen und den Geist von seinen deutlichsten und hellsten Begriffen in sinnliche Verworrenheit stürzen; dessen Lüste den größten Theil unserer Mitgeschöpfe von ihrem hohen Urbild entfernen und in die Classe der Thiere erniedern, kurz, der sie in eine Sklaverei verstrickt, woraus der Tod sie endlich befreien muß. Ist es nicht widersinnig und ungerecht, dürfte man fortfahren zu klagen, das einfache, nothwendige, für sich Bestand habende Wesen mit einem andern Wesen zu verwickeln, das, in ewigem Wirbel umhergerollt, jedem Ungefähr preisgegeben, jeder Nothwendigkeit zum Opfer wird? — Vielleicht sehen wir bei kälterem Nachdenken aus dieser anscheinenden Verwirrung und Planlosigkeit eine große Schönheit hervorgehen.

Philosophischer Zusammenhang.

Thierische Triebe wecken und entwickeln die geistigen.

§. 7. Methode.

Die sicherste Methode, einiges Licht auf diese Materie zu werfen, mag vielleicht folgende sein: Man denkt sich vom Menschen Alles weg, was Organisation heißt, das ist, man trennt den Körper vom Geist, ohne ihm jedoch die Möglichkeit, zu Vorstellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorzubringen, abzuschneiden, und untersucht dann, wie er in Wirkung gekommen, wie er seine Kräfte entwickelt, was für Schritte er wol zu seiner Vollkommenheit würde gethan haben; das Resultat dieser Untersuchung muß durch Facta bestätigt werden. Man übersieht also die wirkliche Bildung des einzelnen Menschen und wirft einen Blick über die Entwicklung des gesammten Geschlechts. Zuerst also den abstracten Fall: es ist Vorstellungskraft und Wille da, es ist Kreis der Wirkung da und freier Uebergang von Seele zu Welt, von Welt zu Seele. Fragt sich nun: wie wird er wirken?

§. 8. Die Seele außer Verbindung mit dem Körper.

Wir können keinen Begriff setzen, ohne einen vorhergehenden Willen, ihn zu machen, keinen Willen, ohne die Erfahrung unsers durch diese Handlung verbesserten Zustands, ohne Empfindung. Keine Empfindung ohne vorhergehende Idee (denn wir schlossen ja zugleich mit dem Körper auch die körperlichen Empfindungen aus), also keine Idee ohne Idee.

Nun betrachte man das Kind, das hieße nach der Voraussetzung einen Geist, der die Fähigkeit, Ideen zu formiren, in sich begreift, aber diese Fähigkeit jetzt zum ersten Mal in Uebung bringen soll. Was wird ihn zum Denken bestimmen, wenn es nicht die daraus entspringende angenehme Empfindung ist? Was kann ihm die Erfahrung dieser angenehmen Empfindung verschafft haben? Wir sahen ja eben, daß dies wieder nichts als Denken sein konnte, und er soll nun zum ersten Mal denken. Ferner: was kann ihn zur Betrachtung der Welt einladen? Nichts Anderes als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit, insofern sie seinen Trieb zur Activität befriedigt und diese Befriedigung ihm Vergnügen gewährt; was kann ihn zu Uebung seiner Kräfte determiniren? Nichts als die Erfahrung ihres Daseins; aber alle diese Erfahrungen soll er ja zum ersten Mal machen. — Er müßte also von Ewigkeit her thätig gewesen sein, und dieses ist wider den angenommenen Fall, oder er wird ewig niemals in Thätigkeit kommen, gleichwie die Maschine ohne den Stoß von außen träg und ruhig bleibt.

§. 9. In Verbindung.

Jetzt setze man zu dem Geiste das Thier. Man verflechte diese beiden Naturen so innig, als sie wirklich verflochten sind, und lasse ein unbekanntes Etwas, aus der Oekonomie des thierischen Leibes geboren, die Empfindungskraft anfallen, — man versetze die Seele in den Zustand des physischen Schmerzens. Das war der erste Stoß, der erste Lichtstrahl in die Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf die Laute der Natur. [1]) Jetzt ist E m p f i n d u n g da, und E m p f i n d u n g war es ja auch nur allein, was wir vorhin vermißten. Diese Art von Empfindung scheint mit Absicht recht dazu gemacht zu sein, alle jene Schwierigkeiten zu heben. Dort konnten wir keine herausbringen, weil wir keine Idee voraussetzen durften; hier vertritt die Modification in dem körperlichen Werkzeug die Stelle der Ideen, und

[1]) S. oben, S. 20.

so hilft thierische Empfindung das innere Uhrwerk des Geistes, wenn ich so sagen darf, in den Gang bringen. Der Uebergang von Schmerz zu Abscheu ist Grundgesetz der Seele. Der Wille ist thätig, und die Thätigkeit einer einzigen Kraft ist hinlänglich, alle übrigen in Wirkung zu setzen. Die nachfolgenden Operationen entwickeln sich von selbst und gehören auch nicht in dieses Capitel.

§. 10. **Aus der Geschichte des Individuums.**

Nun verfolge man das Seelenwachsthum des einzelnen Menschen in Beziehung auf den zu erweisenden Satz und gebe Acht, wie sich alle seine Geistesfähigkeiten aus sinnlichen Trieben entwickeln.

a) Das Kind. Noch ganz Thier, oder besser: mehr oder auch weniger als Thier; menschliches Thier. (Denn dasjenige Wesen, das einmal Mensch heißen sollte, darf niemals nur Thier gewesen sein.) Elender als ein Thier, weil es auch nicht einmal Instinct hat. Die Thiermutter darf ihr Junges eh verlassen als die Mutter ihr Kind. Der Schmerz mag ihm wol Geschrei auspressen, aber er wird es niemals auf die Quelle desselben aufmerksam machen. Die Milch mag ihm wol Vergnügen gewähren, aber sie wird niemals von ihm gesucht werden. Es ist ganz leidend —

„Sein Denken steigt nur noch bis zum Empfinden,
Sein ganzes Kenntniß ist Schmerz, Hunger und die Binden.“ [1])

b) Der Knabe. Hier ist schon Reflexion, aber immer nur in Bezug auf Stillung thierischer Triebe. „Er lernt,“ wie Garve sagt, [2]) „die Dinge anderer Menschen und seine Handlungen gegen sie erstlich dadurch schätzen, weil sie ihm (sinnliches) Vergnügen gewähren.“ Liebe zur Arbeit, Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja selbst Liebe zur Gottheit geht durch den Weg der Sinnlichkeit in seine Seele. „Die [3]) allein ist die Sonne,“ wie Garve an einem andern Orte anmerkt, „die durch sich selbst leuchtet und wärmt, alle übrigen Gegenstände sind dunkel und kalt; aber sie können auch erleuchtet und erwärmt werden, wenn sie mit ihr in eine solche Verbindung treten, daß sie die Strahlen

1) Haller, in dem Gedicht „Ueber die Ewigkeit“:
„Mein Denken stieg nur noch bis zum Empfinden,
Mein ganzes Kenntniß war: Schmerz, Hunger und die Binden.“

2) Hier citirt Schiller: „Anmerkungen zu Ferguson's Moralphilosophie, S. 319“ (und an der unmittelbar folgenden Stelle: „Ebendaselbst, S. 393“). Das Citat bezieht sich auf die Ausgabe von 1772. Uebrigens läßt Garve dies die alten Philosophen (die Stoiker) sagen.

3) Unter „Die“ ist „die sinnliche Lust“ verstanden.

derselben bekommen können." Die Güter des Geistes erhalten beim Knaben nur durch Uebertragung einigen Werth, sie sind geistiges Mittel zu thierischem Zweck.

c) Jüngling und Mann. Oftmalige Wiederholung dieser Schlüsse macht sie nach und nach zur Fertigkeit, und Uebertragung will in dem Mittel selbst Schönheit gefunden haben. Er wird gerner darauf verweilen, ohne zu wissen, warum. Er wird unvermerkt hingezogen werden, darüber zu denken. Jetzt können schon die Strahlen der geistigen Schönheit selbst seine offene Seele rühren; das Gefühl seiner Kraftäußerung ergetzt ihn und flößt ihm Neigung zu dem Gegenstand ein, der bisher nur Mittel war; der erste Zweck ist vergessen. Aufklärung und Ideenbereicherung decken ihm zuletzt die ganze Würde geistiger Vergnügungen auf — das Mittel ist höchster Zweck worden. [1])

Dies lehrt mehr oder weniger die Individualgeschichte jedes Menschen, der nur einige Bildung hat, und einen bessern Weg konnte wol die Weisheit nicht wählen, den Menschen zu führen; wird nicht auch jetzt noch der Pöbel gegängelt wie unser Knabe? Und hat uns nicht der Prophet aus Medina ein auffallend deutliches Beispiel zurückgelassen, wie man den rohen Sinn der Sarazenen im Zügel halten sollte? [2])

† Hierüber kann nichts Vortrefflicheres gesagt werden, als was Garve in seinen Anmerkungen zu dem Capitel über die natürlichen Triebe [3]) in Ferguson's Moralphilosophie auf folgende Art entwickelt hat: [4]) „Der Trieb der Erhaltung und der Reiz der sinnlichen Lust setzt zuerst den Menschen wie das Thier in Thätigkeit; er lernt die Dinge andrer Menschen und seine Handlungen gegen sie erstlich dadurch schätzen, weil sie ihm Vergnügen verschaffen. So wie sich die Anzahl der Dinge erweitert, deren Wirkungen er erfährt, so breiten sich seine Begierden aus; so wie sich der Weg verlängert, auf welchem er zu diesen Wirkungen gelangt, so werden seine Begierden künstlicher. Hier ist die erste Grenzscheidung zwischen Mensch und Thier, und hier findet sich selbst ein Unterschied zwischen einer Thierart und der andern. Bei wenig Thieren folgt die Handlung des Fressens unmittelbar auf die

1) Schiller erinnert sich dabei des Gesprächs des Sokrates mit der Diotima im „Gastmahl" des Plato.

2) Schiller denkt an die sinnlichen Freuden mit den Huris im Paradiese, die Muhamed seinen Gläubigen versprach.

3) S. Th. I. Cap. 2, Abschn. 10, S. 61 ff.

4) Ebendas. S. 319—22.

Begierde des Hungers; die Hitze der Jagd oder der Fleiß des Sammelns geht vorher. Aber bei keinem Thiere erfolgt die Befriedigung der Begierde so spät auf die Anstalten, die es zu diesem Ende macht, als bei dem Menschen; bei keinem wird die Bestrebung des Thieres durch eine so lange Kette von Mitteln und Absichten fortgeführt, ehe sie bis an dieses letzte Glied gelangt. Wie weit sind die Arbeiten des Handwerksmannes oder des Ackerbauers, wenn sie gleich alle auf nichts weiter abzielen, als ihm Brod oder ein Kleid zu verschaffen, doch von diesem Ziele entfernt? Aber das ist noch nicht Alles. Wenn die Mittel der Erhaltung für den Menschen durch Errichtung der Gesellschaft reichlicher werden; wenn er Ueberfluß für sich findet, zu dessen Herbeischaffung er nicht seine ganze Zeit und Kräfte braucht; wenn er zugleich durch die Mittheilung der Ideen aufgeklärt wird: dann fängt er an, einen Endzweck seiner Handlung in sich selbst zu finden; dann bemerkt er, daß, wenn er auch völlig satt, bekleidet, unter einem guten Dach, mit allem Hausgeräthe versehen ist, doch noch für ihn etwas zu thun übrig bleibe. — Er geht noch einen Schritt weiter; er wird gewahr, daß in diesen Handlungen selbst, wodurch der Mensch sich Nahrung und Bequemlichkeit verschafft hat, insofern sie aus gewissen Kräften eines Geistes entstehen, insofern sie diese Kräfte üben,[1] ein höheres Gut liege als in den äußern Endzwecken selbst, die durch sie erreicht werden. Von diesem Augenblick an arbeitet er zwar in Gesellschaft mit dem übrigen menschlichen Geschlecht und mit dem Reich aller lebendigen Wesen dazu, sich zu erhalten und sich und seinen Freunden die Hilfsmittel des physischen Lebens zu verschaffen; — denn was wollte er Anders thun? welche andere Sphäre von Thätigkeit könnte er sich schaffen, wenn er aus dieser herausginge? Aber er weiß nun, daß die Natur nicht sowol diese vielen Triebe im Menschen erweckt hat, um ihm jene Bequemlichkeiten zu gewähren, als ihm vielmehr den Reiz jener Vergnügen und Vortheile aufstelle, um diese Triebe in Bewegung zu setzen, um einem denkenden Wesen Materie zu Vorstellungen, einem empfindlichen Geiste Stoff zu Empfindungen,

---

1) Vergl. den Anfang von Schiller's Gedicht „Die Künstler":

„Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit Dein Busen Dir verschwieg,
Herr der Natur, die Deine Fesseln liebet,
Die Deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter Dir aus der Verwildrung stieg."

einem wohlwollenden Geiste Mittel der Gutthätigkeit, einem thätigen Gelegenheit zu Beschäftigungen zu geben. — Dann nimmt jede Sache, leblose und lebendige, eine andere Gestalt für ihn an. Die Gegenstände und Veränderungen wurden zuerst von ihm nur angesehen, insofern sie ihm nur Vergnügen oder Verdruß machen; jetzt, insofern sie Handlungen und Aeußerungen seiner Vollkommenheit veranlassen. In jener Betrachtung sind die Vorfälle bald gut, bald böse; in dieser sind sie alle auf gleiche Weise gut. Denn es ist keiner, wo nicht die Ausübung einer Tugend oder die Beschäftigung einer besondern Fähigkeit möglich wäre. — Zuerst liebte er die Menschen, weil er glaubte, daß sie ihm nützen können; jetzt liebt er sie noch mehr, weil er das Wohlwollen für den Zustand eines vollkommenen Geistes hält." [1])

§. 11. Aus der Geschichte des Menschengeschlechts.

Nun noch ein gewagterer Blick über die Universalgeschichte des ganzen menschlichen Geschlechts — von seiner Wiege an bis zu seinem männlichen Alter — und die Wahrheit des bisher Gesagten wird in ihrem vollsten Lichte stehen.

Hunger und Blöße haben den Menschen zuerst zum Jäger, Fischer, Viehhirten, Ackermann und Baumeister gemacht. Wollust stiftete Familien, und Wehrlosigkeit der Einzelnen zog Horden zusammen. Hier schon die ersten Wurzeln der geselligen Pflichten. Bald mußte der anwachsenden Menschenmenge der Acker zu arm werden, der Hunger zerstreute sie in ferne Klimate und Lande, die dem forschenden Bedürfniß ihre Producte enthüllten und sie neue Raffinements, sie zu bearbeiten und ihrem schädlichen Einfluß zu begegnen, lehrten. Diese einzelnen Erfahrungen gingen durch Tradition vom Großvater zum Urenkel über und wurden erweitert. Man lernte die Kräfte der Natur wider sie selbst benutzen, man brachte sie in neue Verhältnisse und erfand — hier schon die ersten Wurzeln der einfachen und heilsamen Künste. Zwar immer nur Kunst und Erfindung für das Wohl des *Thieres*, aber doch Uebung der Kraft, doch Gewinn an Kenntniß, und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmensch seine Fische bratete, spähte nachher Boerhave in die Mischungen

---

1) Noch einmal (in der ersten Vorrede zu den „Räubern", Werke, II S. 7) citirt Schiller dasselbe Werk Garve's: „Auch ist, wie Garve lehrt, kein Mensch durchaus unvollkommen; auch der Lasterhafteste hat noch viele Ideen, die richtig, viele Triebe, die gut, viele Thätigkeiten, die edel sind. Er ist nur minder vollkommen." Die Stelle findet sich in dem angeführten Werke S. 377 f.

der Körper; aus eben dem Messer, mit dem der Wilde sein Wildpret zerlegte, erfand Lionet[1]) dasjenige, womit er die Nerven der Insecten aufdeckte; mit eben dem Cirkel, mit dem man anfangs nur Hufen maß, mißt Newton[2]) Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geist, auf die Erscheinungen um ihn her zu achten, so machte er ihm die Welt interessant und wichtig, weil er sie ihm unentbehrlich machte. Der Drang einer innern thätigen Natur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütterlichen Gegend, lehrte unsere Stammväter kühner denken und erfand ihnen ein Haus, worin sie im Geleit der Gestirne[3]) auf Flüssen und Oceanen sicher dahinglitten und neuen Zonen entgegenschifften. —

Fluctibus ignotis insultavere carinae.[4])

Hier wiederum neue Producte, neue Gefahren, neue Bedürfnisse, neue Anstrengungen des Geistes. Die Collision der thierischen Triebe stößt Horden wider Horden, schmiedet das rohe Erz zum Schwert, zeugt Abenteurer, Helden und Despoten. Städte werden befestigt, Staaten errichtet; mit den Staaten entstehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künste, Ziffern, Gesetzbücher, schlaue Priester — und Götter.

Und nun die Bedürfnisse ausgeartet in Luxus — welch unermeßliches Feld eröffnet sich unserm Auge! Jetzt werden die Adern der Erde durchwühlt, jetzt wird der Grund des Meeres betreten, Handel und Wandel blühen —

Latet sub classibus aequor.[5])

Der Ost wird in West, der West in Ost bewundert, die Geburten des Auslands gewöhnen sich unter künstlichen Himmeln, und die Gartenkunst bringt Producte von drei Welttheilen in einem

---

1) Pierre Lyonet oder Lyonnet, ein berühmter, besonders in der Insectenkunde ausgezeichneter Naturforscher, starb 1789 im Haag. (Viehoff, Schiller's Gedichte erläutert, 3. Aufl., I. S. 136; Schiller's Briefwechsel mit Goethe, 2. Aufl., II. S. 127, 130; Goethe's „Annalen", 1816; Haller's Grundriß der Physiologie, S. 361.)

2) Isaak Newton, geboren 1642, der berühmte Entdecker des Gravitationsgesetzes. Vgl. Briefwechsel mit Körner, I. S. 24; und Haller, „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben":

„Ein Newton übersteigt das Ziel erschaffner Geister,
Findt die Natur im Werk und scheint des Weltbaus Meister;
Er wiegt die innre Kraft, die sich in Körpern regt,
Den einen sinken macht und den im Kreis bewegt,
Und schlägt die Tafeln auf von ewigen Gesetzen,
Die die Natur gemacht und nimmer wird verletzen."

3) S. oben S. 99 „sternlosen Meer".

4) Ovid. Metamorph., I. 134.

5) Virgil. Aeneïs, IV. 582.

Garten zusammen. Künstler lernen der Natur ihre Werke ab, Töne schmelzen die Wilden, Schönheit und Harmonie veredeln Sitten und Geschmack, und die Kunst geleitet zu Wissenschaft und Tugend hinüber.[1] „Der Mensch," sagt Schlözer,[2] „dieser mächtige Untergott, räumt Felsen aus der Bahn, gräbt Seen ab und pflügt, wo man sonst schiffte. Durch Canäle trennt er Welttheile und Provinzen von einander, leitet Ströme zusammen und führt sie in Sandwüsten hin, die er dadurch in lachende Fluren verwandelt; er plündert dreien Welttheilen ihre Producte ab und versetzt sie in den vierten. Selbst Klima, Luft und Witterung gehorchen seiner Macht. Indem er Wälder ausreutet und Sümpfe austrocknet, so wird ein heiterer Himmel über ihm, Nässe und Nebel verlieren sich, die Winter werden sanfter und kürzer, die Flüsse frieren nicht mehr zu." — Und der Geist verfeinert sich mit dem feinern Klima.

Der Staat beschäftigt den Bürger für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens. Arbeitsamkeit giebt dem Staat Sicherheit und Ruhe von außen und innen, die dem Denker und Künstler jene fruchtbare Muße gewährt, wodurch das Zeitalter des August's zum goldenen Alter geworden. Jetzt nehmen die Künste einen kühneren, ungehinderten Schwung, jetzt gewinnen die Wissenschaften ein reines, geläutertes Licht, Naturgeschichte und Physik stürzen den Aberglauben, die Geschichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philosophie lacht über die Thorheit der Menschen.[3] Wie aber nun der Luxus, in Weichlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menschen zu toben anfängt und Seuchen ausbrütet und die Atmosphäre verpestet, da eilt der bedrängte Mensch von einem Reich der Natur zum andern, die lindernden Mittel auszuspähen; da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtig wirkenden Mercur[4] und preßt den kostbaren Saft aus dem orientalischen Mohn. Die verhohlensten Winkel der Natur werden durchsucht, die Scheidekunst zertrümmert die Producte in ihre letzten Elemente und schafft sich eigene Welten, Goldmacher

---

1) Statt dieses Satzes hieß es früher: „§. 7. Der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meißel, die Schlacht lärmt im Gesang." (Siehe oben S. 20).

2) Hier citirt Schiller: „Schlözer's Vorstellung seiner Universalhistorie, §. 6." Es ist S. 10 f. der zu Göttingen und Gotha 1772 erschienenen Ausgabe gemeint.

3) Man erzählt dies besonders von der Philosophie des Demokrit.

4) Früher hieß die Stelle: „§. 7. Dann grub er aus dem Bauch der Gebirge den allwirkenden Mercur" (s. oben S. 20).

bereichern die Naturgeschichte, der mikroskopische Blick eines Swammerdam's[1]) ertappt die Natur bei ihren geheimsten Prozessen. Der Mensch geht noch weiter. Noth und Neugierde überspringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Messer — und hat das größte Meisterstück der Natur, den Menschen, entdeckt. So mußte das Schlimmste das Größte erreichen helfen, so mußte uns Krankheit und Tod drängen zum *γνῶθι σεαυτόν*.[2]) Die Pest bildete unsere Hippokrate und Sydenhame,[3]) wie der Krieg Generale gebar, und der einreißenden Lustseuche haben wir eine totale Reformation des medicinischen Geschmacks zu verdanken.

Wir wollten den rechtmäßigen Genuß der Sinnlichkeit auf die Vollkommenheit der Seele zurückführen, und wie wunderbar drehte sich der Stoff unter unsern Händen! Wir fanden, daß auch ihr Uebermaaß, ihr Mißbrauch im Ganzen die Realitäten der Menschheit befördert hat. Die Verirrungen vom ersten Zwecke der Natur, Kaufleute, Eroberer und Luxus haben unstreitig die Schritte dahin unendlich beschleunigt, die eine einfachere Lebensart regelmäßiger wol, aber auch langsam genug würde gemacht haben. Man halte die alte Welt gegen die neue! Dort waren die Begierden einfach und ihre Befriedigung leicht. Aber wie abscheulich wurde auch über die Natur und ihre Gesetze geurtheilt! Jetzt ist sie durch tausend Krümmungen erschwert; aber welch volles Licht hat sich über alle Begriffe verbreitet!

Noch einmal also: der Mensch mußte Thier sein, ehe er wußte, daß er ein Geist war; er mußte am Staube kriechen, ehe er den Newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit.

Thierische Empfindungen begleiten die geistigen.

§. 12. Gesetz.

Der Verstand des Menschen ist äußerst beschränkt, und darum müssen es auch nothwendig alle Empfindungen sein, die aus

---

1) Vgl. Haller's Anfangsgründe der Physiologie, I. S. 919. — Auf S. 916 nennt Haller ihn „den ehemals sehr berühmten Zerleger."

2) „Lerne Dich selbst kennen", die bekannte Inschrift des Tempels zu Delphi.

3) Früher lautete die Stelle: „§. 7. So hat uns die Pest einen Sydenham geboren" (s. oben S. 20).

Sydenham's Werke wurden von den Lehrern der Militär-Akademie besonders zum Selbststudium empfohlen (Hoven's Biographie, S. 45).

seiner Thätigkeit resultiren. Diesen also einen größeren Schwung zu geben und den Willen mit gedoppelter Kraft zum Vollkommenen hinzuziehen und vom Uebel zurückzureißen, wurden beide Naturen, geistige und thierische, also eng in einander verschlungen, daß ihre Modificationen sich wechselsweise mittheilen und verstärken. Daraus erwächst nun ein Fundamentalgesetz der gemischten Naturen, das, in seine letzten Grundtheile aufgelöst, ungefähr also lautet: Die Thätigkeiten des Körpers entsprechen den Thätigkeiten des Geistes; d. h. jede Ueberspannung von Geistesthätigkeit hat jederzeit eine Ueberspannung gewisser körperlicher Actionen zur Folge, so wie das Gleichgewicht der erstern oder die harmonische Thätigkeit der Geisteskräfte mit der vollkommensten Uebereinstimmung der letztern vergesellschaftet ist. Ferner: Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt sie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Lust, Unvollkommenheit mit Unlust verbunden ist, so kann man dieses Gesetz auch also ausdrücken: Geistige Lust hat jederzeit eine thierische Lust, geistige Unlust jederzeit eine thierische Unlust zur Begleiterin.[1])

§. 13. Geistiges Vergnügen befördert das Wohl der Maschine.

Also eine Empfindung, die das ganze Seelenwesen einnimmt, erschüttert in eben dem Grade den ganzen Bau des organischen Körpers. Herz, Adern und Blut, Muskelfasern und Nerven, von jenen mächtigen wichtigen, die dem Herzen den lebendigen Schwung der Bewegung geben, bis hinaus zu jenen unbedeutenden geringen, die die Härchen der Haut spannen, nehmen daran Theil. Alles geräth in heftigere Bewegung. War die Empfindung angenehm, so werden alle jene Theile einen höhern Grad harmonischer Thätigkeit haben, das Herz wird frei, lebhaft und gleichförmig schlagen, das Blut wird ungehemmt, mild oder feurig rasch, je nachdem der Affect von der sanften oder heftigen Art ist, durch die weichen Canäle fließen; Coction, Secretion und Excretion wird frei und ungehindert von Statten gehen, die reizbaren Fasern werden im milden Dampfbad geschmeidig spielen, so Reizbarkeit als Empfindlichkeit wird durchaus erhöht sein.

---

1) Früher hieß es: „§. 9. geistiger Schmerz jederzeit thierische Unlust.“

Darum ist der Zustand der größten augenblicklichen Seelenlust augenblicklich auch der Zustand des größten körperlichen Wohls.[1])

So viel dieser Partialthätigkeiten sind (und ist nicht jeder Puls das Resultat von vielleicht tausenden?), so viel dunkle Sensationen werden sich zumal vor die Seele drängen, wovon jede Vollkommenheit anzeigt. Aus der Verworrenheit dieser aller bildet sich nun die Totalempfindung der thierischen Harmonien, d. h. die höchstzusammengesetzte Empfindung von thierischer Lust, die sich an die ursprüngliche intellectuelle oder moralische gleichsam anreiht und solche durch diesen Zutritt unendlich vergrößert. So ist demnach jeder angenehme Affect die Quelle unzähliger körperlicher Lüste.

Dieses bestätigen am Augenscheinlichsten die Beispiele der Kranken, die die Freude curirt hat. Man bringe Einen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelet verdorren gemacht hat, in sein Vaterland zurück, er wird sich in blühender Gesundheit verjüngen. Man trete in die Gefangenhäuser, wo Unglückliche seit zehn und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unraths wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf einmal Erlösung. Das einige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder gießen, die erstorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brod- und Wassermangel auf der ungewissen See siech und elend niedergeworfen hat, werden durch das einige Wort: Land! das der Steuermann vom Verdeck erspäht, halb gesund, und gewiß würde Der sehr irren, der hier den frischen Lebensmitteln alle Wirkung zuschreiben wollte. Der Anblick einer geliebten Person, nach der er lange geschmachtet hat, hält die fliehende Seele des Agonizanten noch auf; er wird kräftiger und augenblicklich besser. Wahr ist es, daß die Freude das Nervensystem in lebhaftere Wirksamkeit setzen kann, als alle Herzstärkungen, die man aus Apotheken holen muß, und selbst inveterirte Stockungen in den labyrinthischen Gängen der Eingeweide, die weder die Rubia durchdringt, noch selbst der Mercur durchreißt, durch sie zertheilt worden sind. Wer begreift nun nicht, daß diejenige Verfassung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu schöpfen und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weiß, auch den Verrichtungen der

---

[1]) Die Stelle lautete früher: „§. 11. Der Zustand der größten Seelen-Lust ist zugleich der Zustand der größten körperlichen Gesundheit."

Maschine am Zuträglichsten sein muß? Und diese Verfassung ist die Tugend. [1])

§. 14. Geistiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maschine.

Auf eben diese Weise erfolgt das Gegentheil beim unangenehmen Affect; die Ideen, die sich beim Zornigen oder Erschrockenen [2]) so intensiv stark herausheben, könnte man mit eben dem Recht, als Plato die Leidenschaften Fieber der Seele nannte, als Convulsionen des Denkorgans betrachten. Diese Convulsionen pflanzen sich schnell durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes fort, bringen die Kräfte des Lebens in jene Mißstimmung, die seinen Flor zernichtet und alle Actionen der Maschine aus dem Gleichgewicht bringt. Das Herz schlägt ungleich und ungestüm; das Blut wird in die Lungen gepreßt, wenn in den Extremitäten kaum so viel übrig bleibt, den verlornen Puls zu erhalten. Alle Processe der thierischen Chemie durchkreuzen einander. Die Scheidungen überstürzen sich, die gutartigen Säfte verirren und wirken feindlich in fremden Gebieten, wenn zu gleicher Zeit die bösartigen, die im Unrath dahingeschwemmt werden sollten, in den Kern der Maschine zurückfallen. Mit einem Wort: der Zustand des größten Seelenschmerzens ist zugleich der Zustand der größten körperlichen Krankheit.

Die Seele wird durch tausend dunkle Sensationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet und von einer ganzen Schmerzempfindung übergossen, die sich an die ursprüngliche geistige anheftet und solcher einen desto schärfern Stachel giebt.

§. 15. Beispiele.

Tiefe chronische Seelenschmerzen, besonders wenn sie von einer starken Anstrengung des Denkens begleitet sind, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenden Zorn, den man Indignation heißt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers und trocknen die Säfte des Lebens aus. Diese Leute sehen abgezehrt und bleich, und der innere Gram verräth sich aus den hohlen, tiefliegenden Augen. „Ich muß Leute um mich

---

1) Hier scheint ein § (nach der früheren Eintheilung §. 10) weggefallen zu sein, in welchem die Worte standen: „Also ist wenigstens die Möglichkeit anschauend deutlich, wie die Geschäfte des thierischen Lebens mit der Seele zusammenhängen.“ (Siehe Morgenblatt 1847, Nr. 72.)

2) Franz Moor's Monolog zu Anfang des 2. Aktes der „Räuber“ (Werke, II, S. 48).

haben, die fett sind," sagt Cäsar, „Leute mit runden Backen, und die des Nachts schlafen. Der Cassius dort hat ein hageres, hungriges Gesicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute sind gefährlich."[1]) Furcht, Unruh, Gewissensangst, Verzweiflung wirken nicht viel weniger als die hitzigsten Fieber. Dem in Angst gejagten Richard fehlt die Munterkeit, die er sonst hat, und er wähnt, sie mit einem Glas Wein wieder zu gewinnen.[2]) Es ist nicht Seelenleiden allein, das ihm seine Munterkeit verscheucht, es ist eine ihm aus dem Kern der Maschine aufgedrungene Empfindung von Unbehaglichkeit, es ist eben diejenige Empfindung, welche die bösartigen Fieber verkündigt. Der von Freveln schwer gedrückte Moor, der sonst spitzfindig genug war, die Empfindungen der Menschlichkeit durch Skeletisirung der Begriffe in nichts aufzulösen, springt eben jetzt bleich, athemlos, den kalten Schweiß auf seiner Stirne, aus einem schrecklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit[3]) eingesaugt und als Mann obsopirt hatte, haben den umnebelten Verstand unter dem Traum überrumpelt. Die Sensationen sind allzu verworren, als daß der langsamere Gang der Vernunft sie einholen und noch einmal zerfasern könnte. Noch kämpft sie mit der Phantasie, der Geist mit den Schrecken des Mechanismus.[4]) —

Moor. Nein, ich zittere nicht War's doch ledig ein Traum — Die Todten stehen noch nicht auf — Wer sagt, daß ich zittere und bleich bin? Es ist mir ja so leicht, so wohl.

---

1) Die Stelle ist aus Shakespeare's „Julius Caesar", I. 2:
„Let me have men about me that are fat;
Sleek-headed men and such as sleep o'nights:
Yond' Cassius has a lean and hungry look:
He thinks too much: such men are dangerous."

Die obige Uebersetzung, wie die der Stelle aus „Macbeth" (S. 144) ist von Wieland. Sie liegt uns nur in der verbesserten Mannheimer Ausgabe vor, die, wie Vollmer nachgewiesen hat, von Schiller für die Bearbeitung des „Macbeth" benutzt worden ist.

Vgl. auch „Geschichte des Abfalls der Niederlande", Buch I. (Werke, X. S. 76): „Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat."

2) Vgl. Shakespeare's „Richard I I." (Akt 5, Scene 3):
„Gebt mir doch einen Becher Wein! Mir fehlt
Die Munterkeit der Seele, jener Muth,
Den ich sonst hatte." (Wieland, Mannheim 1780, XX. S. 223.)

3) Vgl. den Monolog des Franz Moor in den „Räubern", 4. Akt, 2. Scene.

4) Hier citirt Schiller: „Life of Moor. Tragedy by Krake. Act V. Sc. 1." Es ist dies nichts Anderes als seine damals noch ungedruckten „Räuber". Der obige Text enthält mehrfache Abweichungen.

Bed. Ihr seid todesbleich, Eure Stimme ist bang und lallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader lassen. Sage Du nur, wenn der Priester kommt, ich habe das Fieber.

Bed. O, Ihr seid ernstlich krank.

Moor. Ja freilich, freilich, das ist's Alles; und Krankheit verstöret das Gehirn und brütet tolle, wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — Pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts — Ich hatte soeben einen lustigen Traum —

(Er sinkt ohnmächtig nieder.)

Hier bringt das plötzlich auffahrende Integralbild des Traums das ganze System der dunkeln Ideen in Bewegung und rüttelt gleichsam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entspringt eine ganze, äußerst zusammengesetzte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erschüttert und den ganzen Bau der Nerven per Consensum lähmt.

Die Schauer, die Denjenigen ergreifen, der auf eine lasterhafte That ausgeht oder eben eine ausgeführt hat,[1] sind nichts Anders als eben der Horror, der den Febricitanten schüttelt, und welcher auch auf eingenommene widerwärtige Arzneien empfunden wird. Die nächtlichen Jactationen Derer, die von Gewissensbissen gequält werden, und die immer mit einem febrilischen Aderschlag begleitet sind, sind wahrhaftige Fieber, die der Consens der Maschine mit der Seele veranlaßt, und wenn Lady Macbeth[2] im Schlaf geht, so ist sie eine phrenitische Delirantin. Ja, schon der nachgemachte Affect macht den Schauspieler augenblicklich krank, und wenn Garrick seinen Lear oder Othello gespielt hatte, so brachte er einige Stunden in gichterischen[3] Zuckungen auf dem Bette zu. Auch die Illusion des Zuschauers, die Sympathie mit künstlichen Leidenschaften, hat Schauer, Gichter[4]) und Ohnmachten gewirkt.

Ist also nicht Derjenige, der mit der bösen Laune geplagt ist und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht; ist nicht der Lasterhafte, der in einem steten chronischen Zorn dem

---

1) Schiller denkt wol auch hier, wie weiter unten, an Shakespeare's „Macbeth".

2) Vgl. „Macbeth", 5. Aufz., 1. Auftr. (Werke, VII, 155 ff.).

3) D. h. krampfhaften.

4) Ein schwäbischer Ausdruck für „Krämpfe". Schiller gebraucht ihn zuletzt in den in der „Thalia" mitgetheilten Scenen aus „Don Karlos":

„Das ist der Nerve, wo ich Gichter spüre."

Haß lebt, der Neidische, den jede Vollkommenheit seines Mitmenschen martert, sind nicht alle Diese die größten Feinde ihrer Gesundheit? Sollte das Laster noch nicht genug Abschreckendes haben, wenn es mit der Glückseligkeit auch die Gesundheit zernichtet?

§. 16. Ausnahmen.

Aber auch der angenehme Affect hat getödtet, auch der unangenehme hat Wundercuren gethan? — Beides lehrt die Erfahrung; sollte das die Grenzen des aufgestellten Gesetzes verrücken?

Die Freude tödtet, wenn sie zur Ekstase hinaufsteigt, die Natur erträgt den Schwung nicht, in den in einem Moment das ganze Nervengebäude geräth; die Bewegung des Gehirns ist nicht Harmonie mehr, sie ist Convulsion; ein höchster augenblicklicher Vigor, der aber auch gleich in den Ruin der Maschine übergeht, weil er über die Grenzlinie der Gesundheit gewichen ist (denn schon in die Idee der Gesundheit ist die Idee einer gewissen Temperatur der natürlichen Bewegungen wesentlich eingeflochten); auch die Freude der endlichen Wesen hat ihre Schranken, so wie der Schmerz; diese darf sie nicht überschreiten, oder sie muß untergehn.

Was den zweiten Fall betrifft, so hat man viele Beispiele, daß ein mäßiger Grad des Zorns, der Gewalt hat, frei auszubrausen, die langwierigsten Verstopfungen durchrissen, daß der Schrecken, z. E. über eine Feuersbrunst, alte Gliederschmerzen und unheilbare Lähmungen plötzlich gehoben hat. — Aber auch die Dysenterie hat Verstopfungen der Pfortader geschmolzen, auch die Krätze hat Melancholien und Tobsuchten geheilt — ist die Krätze darum weniger Krankheit, oder die Ruhr darum Gesundheit?

§. 17. Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maschine träger.

Da die Wirksamkeit des Geistes während den Geschäften des Tags nach dem Zeugniß des Herrn von Haller[1]) den abend-

1) Haller's Grundriß der Physiologie, übers. v. Sömmering, 1788, S. 121: „Bei einem erwachsenen Menschen bemerkt man des Morgens wenigstens 65, des Abends bis 80 Pulse in einer Minute, die Nacht durch wieder weniger, bis sie allmählig wieder auf die Anzahl des vorigen Morgens zurückkommen. Denn die Bewegung der Muskeln, die Wirkung der innern und äußern Sinne, die Wärme der Luft, Speise und Trank treiben das venöse Blut nach dem Herzen, daher ein häufigerer Reiz und mehrere Zusammenziehungen kommen."

lichen Puls zu beschleunigen vermag, wird ihre Trägheit ihn nicht schwächen, wird ihre Nichtthätigkeit ihn vielleicht nicht gar aufheben müssen? Denn obschon die Bewegung des Bluts nicht so sehr von der Seele abhängig zu sein scheint, so läßt sich doch nicht ohne allen Grund schließen, daß das Herz, welches doch immerhin den größten Theil seiner Kraft vom Gehirn entlehnt, nothwendig, wenn die Seele die Bewegung des Gehirns nicht mehr unterhält, einen großen Kraftverlust erleiden müssen. — Das Phlegma führt einen trägen, langsamen Puls, das Blut ist wässericht und schleimicht, der Kreislauf durch den Unterleib leidet Noth. Die Stupiden, die uns Muzell[1]) beschrieben hat, athmeten langsam und schwer, hatten weder Trieb zum Essen und Trinken, noch zu den natürlichen Excretionen, der Aderschlag war selten, alle Verrichtungen des Körpers waren schläfrig und matt. Die Erstarrung der Seele unter dem Schrecken, dem Erstaunen u. s. w. wird zuweilen von einer allgemeinen Aufhebung aller physischen Thätigkeit begleitet.[2]) War die Seele die Ursache dieses Zustands, oder war es der Körper, der die Seele in diese Erstarrung versetzte? Aber diese Materie führt uns auf Spitzfindigkeiten und muß ja auch gerade hier nicht entwickelt werden.

§. 18. Zweites Gesetz.

Nun ist das, was von Uebertragung der geistigen Empfindungen auf thierische gesagt worden, auch vom umgekehrten Fall, von Uebertragung der thierischen auf die geistige, giltig. Krankheiten des Körpers, mehrentheils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit, strafen an sich schon durch sinnlichen Schmerz; aber auch hier mußte die Seele in ihrem Grundwesen angegriffen werden, daß der gedoppelte Schmerz ihr die Einschränkung der Begierden desto dringender einschärfe. Ebenso mußte zu dem sinnlichen Wohlgefühl der körperlichen Gesundheit auch die feinere Empfindung einer geistigen Realverbesserung treten, daß der Mensch um so mehr gespornt werde, seinen Körper im guten Zustande zu erhalten. So ist es also ein zweites Gesetz der gemischten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der

---

1) Hier citirt Schiller: „Muzell's medicinische und chirurgische Wahrnehmungen." Die Stelle ist in Casus 10 ff. dieses zu Berlin 1772 in zweiter Auflage erschienenen Werkes zu finden. (Goedeke.)

2) Dies ist der Zustand des alten Grafen Moor, den Franz für den Tod hält. Vgl. „Die Räuber", 2. Akt, 2. Scene (Werke, II. S. 60).

Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derselbigen auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens sollte verbunden sein. Also kürzer: daß die allgemeine Empfindung thierischer Harmonie die Quelle geistiger Lust, und die thierische Unlust die Quelle geistiger Unlust sein sollte.

Man kann in diesen verschiedenen Rücksichten Seele und Körper nicht gar unrecht zweien gleichgestimmten Saiteninstrumenten vergleichen, die neben einander gestellt sind. Wenn man eine Saite auf dem einen rührt und einen gewissen Ton angiebt, so wird auf dem andern eben diese Saite freiwillig anschlagen und eben diesen Ton, nur etwas schwächer, angeben.[1]) So weckt, vergleichungsweise zu reden, die fröhliche Saite des Körpers die fröhliche in der Seele, so der traurige Ton des ersten den traurigen in der zweiten. Dies ist die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menschen gleichsam zu einem Wesen macht; der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen.

§. 19. Die Stimmungen des Geistes folgen den Stimmungen des Körpers.

Daher die Schwere, die Gedankenlosigkeit, das mürrische Wesen auf Ueberladungen des Magens, auf Excesse in allen sinnlichen Lüsten; daher die wunderthätigen Wirkungen des Weins bei Denen, die ihn mit Mäßigkeit trinken. „Wenn Ihr Wein getrunken habt," sagt Bruder Martin,[2]) „so seid Ihr Alles doppelt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so leicht unternehmend, noch einmal so schnell ausführend." Daher die gute Laune, die Behaglichkeit bei heiterem und gesundem Wetter, die zwar einestheils auch in der Association der Begriffe, mehrentheils aber in dem dadurch erleichterten Gang der natürlichen Actionen ihren Grund hat. Diese Leute pflegen sich gemeiniglich des Ausdrucks zu bedienen: „ich spüre, daß mir wohl ist," und zu dieser Zeit sind sie auch zu allen Arbeiten des Geistes mehr aufgelegt und haben ein offener Herz für die Empfindungen der Menschlichkeit und die Ausübung moralischer Pflich-

1) Vgl. oben S. 98.

2) Aus Goethe's „Götz von Berlichingen", Akt 1., mit einigen Abweichungen (Goethe's Werke, VI. S. 23).

ten. Eben dieses gilt von dem Nationalcharakter der Völker. Die Bewohner düsterer Gegenden trauern mit der sie umgebenden Natur; der Mensch verwildert in wilden, stürmischen Zonen, lacht in freundlichen Lüften und fühlt Sympathie in gereinigten Atmosphären. Nur unter dem feinen griechischen Himmel gab es einen Homer, einen Plato und Phidias; dort nur standen Musen und Grazien auf, wenn das neblichte Lappland kaum Menschen, ewig niemals ein Genie gebiert. Als unser Deutschland noch waldicht, rauh und sumpficht war, war der Deutsche ein Jäger, roh wie das Wild, dessen Fell er um seine Schultern schlug. Sobald die Arbeitsamkeit die Gestalt seines Vaterlandes umänderte, fing die Epoche seiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Charakters sei, aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrücksicht dahin genommen werden, seinen Himmel zu verfeinern.

Zerrüttungen im Körper können auch das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung bringen und den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüste ruinirter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden können als Der, der seinen Körper gesund erhält. Dies eben ist ein abscheulicher Kunstgriff Derer, die die Jugend verderben,[1]) und jener Banditenwerber[2]) muß den Menschen genau gekannt haben, wenn er sagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ Catilina war ein Wollüstling, eh er ein Mordbrenner wurde; und Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko[3]) nicht fürchten zu dürfen glaubte. Ueberhaupt beobachtet man, daß die Bösartigkeit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt.

In den Krankheiten ist diese Sympathie noch auffallender.

---

1) Dies erzählt Sallust von Catilina.

2) Spiegelberg sagt in den „Räubern“ (2. Akt, 3. Scene): „Denn incidenter muß ich Dir sagen, Du richtest nichts aus, wenn Du nicht Leib und Seele verderbst“ (Werke, II. S. 65). — Vgl. auch Ev. Matth., 10. 28.

3) Schiller folgt der Darstellung Robertson's (Goedeke, a. a. O. III. S. VI), dessen 3. Band der „Geschichte Karl's V.“ Schiller selbst in der Vorrede zu „Fiesko“ (Werke, II. S. 151) als seine Quelle angiebt. Die Stelle lautet in der Uebersetzung von Abele, Kempten 1783, S. 137 f.: —„Indem Fiesko diese wichtigen Schritte that, erhielt er seinen gewöhnlichen Anschein, als ob er auf nichts als Zeitvertreibe und neue Zerstreuungen dächte, so bewundernswürdig, und schmeichelte den beiden Dorias mit so listiger Geschicklichkeit, daß nicht allein der edle und vom Argwohn entfernte Geist des Andreas getäuscht, sondern auch selbst Gianettino, dem doch sein böses Gewissen und seine strafbaren Absichten Verdacht gegen die Anschläge andrer Personen hätten einflößen sollen, betrogen wurde.“

Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartigen nennt, und die aus der Oekonomie des Unterleibs hervorgehen, kündigen sich mehr oder weniger mit einer sonderbaren Revolution im Charakter an. Damals, wenn sie im Stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maschine schleichen und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahnungen voraus zu empfinden. Das ist mit ein großes Ingrediens zu demjenigen Zustand, den uns ein großer Arzt unter dem Namen der Vorschauer (Horrores) mit Meisterzügen geschildert hat. Daher die Morosität dieser Leute, davon Niemand die Ursache weiß [1]) anzugeben, die Aenderung ihrer Neigungen, der Ekel an Allem, was ihnen sonst das Liebste war. Der Sanftmüthige wird zänkisch, der Lacher mürrisch, und Der sich vorher im Geräusch der geschäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menschen und entweicht in düstere, melancholische Stille. Unter dieser heimtückischen Ruhe rüstet sich die Krankheit zum tödtlichen Ausbruch. Der allgemeine Tumult der Maschine, wenn die Krankheit mit offener Wuth hervorbricht, giebt uns den redendsten Beweis von der erstaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tausend Schmerzgefühlen zusammengeronnene Empfindung des allgemeinen Umsturzes der Organe richtet im System ihrer geistigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die schrecklichsten Ideen leben wieder auf. Der Bösewicht, den nichts gerührt hat, unterliegt der Uebermacht thierischer Schrecken. Der sterbende Winchester [2]) heult in wüthender Verzweiflung. Die Seele scheint mit Fleiß nach Allem zu haschen, was sie in noch tiefere Verfinsterung stürzt, und vor allen Trostgründen mit rasendem Widerwillen zurückzuschaudern. Der Ton der unangenehmen Empfindung ist herrschend, und wie dieser tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maschine entsprungen ist, so hilft er rückwärts diese Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen.

§. 20. Einschränkung des Vorigen.

Aber man hat tägliche Beispiele von Kranken, die sich voll Muth über die Leiden des Körpers erheben, von Sterbenden,

1) Hier wie an vielen Stellen von Schiller's Jugendarbeiten steht im Original die schwäbische Form „weißt“. Wir haben geglaubt, sie aufgeben zu müssen, merken dies jedoch besonders an zur Erklärung der Stellen, wo sie sich im Reime findet, wie Werke, I. 2. S. 80: „Ein großer Herre, wie man weißt“; ebenda 77: „Was doch ihr Mann daß gar nicht weißt“.

2) Vgl. Shakespeare's „Heinrich VI., Zweiter Theil“, Akt 3. Sc. 3.

die mitten in den Bedrängnissen der kämpfenden Maschine fragen: „Wo ist Dein Stachel, Tod?“ [1]) Sollte die Weisheit, dürfte man einwenden, nicht vermögend sein, wider die blinden Schrecken des Organismus zu waffnen? Sollte, was noch mehr ist als Weisheit, sollte die Religion ihre Freunde so wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beschützen können? Oder, welches ebenso viel heißt, kommt es nicht auch auf den vorhergehenden Zustand der Seele an, wie sie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt?

Dieses nun ist eine unleugbare Wahrheit. Philosophie und noch weit mehr ein muthiger und durch die Religion erhobener Sinn sind fähig, den Einfluß der thierischen Sensationen, die das Gemüth des Kranken bestürmen, durchaus zu schwächen und die Seele gleichsam aus aller Cohärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Universum, so auch im Tode webet, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vorgefühle einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Thoren und Ungläubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechanismus umnachtet wird. Wenn auch unwillkürliche Schmerzen dem Christen und Weisen sich aufdrängen (denn ist er weniger Mensch?), so wird er selbst das Gefühl seiner zerfallenden Maschine in Wollust auflösen. —

> The Soul, secur'd in her existence, smiles
> At the drawn dagger, and defies its point,
> The stars shall fade away, the sun himself
> Grow dim with age, and nature sink in years,
> But thou shalt flourish in immortal youth,
> Unhurt amidst the war of Elements,
> The wreck of Matter, and the crush of Worlds. [2])

Eben diese ungewöhnliche Heiterkeit der tödtlich Kranken [3]) hat mehrmals auch eine physische Ursache zum Grunde und ist äußerst

---

1) 1. Korinther, 15. 5.

2) Aus Addison's „Cato“, V. 1.

3) Haller sagt am Schlusse seines „Grundrisses der Physiologie“: „Sehr viele Menschen geben, wenn die Kräfte ihres Körpers aufgelöst sinken, Zeichen eines sehr heitern, lebhaften und selbst frohen Gemüths.“ Diese Wahrnehmung will Haller als Beweis für die Unsterblichkeit der Seele verwenden; Meckel macht dazu die Anmerkung: „Das Unzulängliche dieses Beweises zeigt Hr. Pr. Kemme vortrefflich in seiner Abhandlung: Von der Heiterkeit des Geistes bei einigen Sterbenden, Halle 1774.“ Vielleicht fügte Schiller diesen Paragraphen erst ein auf einen Einwurf seiner Lehrer zu dem jetzigen §. 13 (siehe Morgenblatt a. a. O.): „Wer oft mit Kranken umgeht, wird finden, daß nicht selten die Seele des Menschen, in den

wichtig für den praktischen Arzt. Man findet sie oft in Gesellschaft der tödtlichsten Zeichen des Hippokrates, [1]) und ohne sie aus irgend einer vorgängigen Krisis begreifen zu können; diese Heiterkeit ist bösartig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das Schärfste waren angefochten worden, haben jetzt ihre Empfindlichkeit verloren, die entzündeten Theile, weiß man wol, hören auf zu schmerzen, sobald sie brandig werden; aber es wäre ein unglücklicher Gedanke, sich Glück zu wünschen, daß die Entzündungsperiode nunmehr überstanden sei. Der Reiz weicht von den todten Nerven zurück, und eine tödtliche Indolenz lügt baldige Genesung. Die Seele befindet sich in der Illusion einer angenehmen Empfindung, weil sie einer lang' anhaltenden schmerzhaften los ist. [2]) Sie ist schmerzenfrei, nicht weil der Ton ihrer Werkzeuge wiederhergestellt worden ist, sondern weil sie den Mißton nicht mehr empfindet. Die Sympathie hört auf, sobald der Zusammenhang wegfällt.

§. 21. Weitere Aussichten in den Zusammenhang.

Wenn ich nun erst tiefer hineingehn — wenn ich vom Wahnsinn selbst, vom Schlummer, vom Stupor, von der fallenden Sucht und der Katalepsis u. s. f. sprechen dürfte, wo der freie und vernünftige Geist dem Despotismus des Unterleibs unterworfen wird, wenn ich mich überhaupt in das große Feld der Hysterie und Hypochondrie ausbreiten dürfte, wenn es mir erlaubt wäre, von Temperamenten, Idiosynkrasien und Consensus zu reden, welches für Aerzte und Philosophen ein Abgrund ist, — mit einem Wort, wenn ich die Wahrheit des Bisherigen von dem Krankenbett aus beweisen wollte, welches immerhin eine Hauptschule des Psychologen ist, so würde mein Stoff sich ins Unendliche dehnen. Genug, däucht es mich, ist es nunmehr bewiesen, daß die thierische Natur mit der geistigen sich durchaus vermischt, und daß diese Vermischung Vollkommenheit ist.

---

traurigen Augenblicken, wenn sich der Körper seiner Auflösung nähert, unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die selige Ewigkeit empfindet. Der große Haller wußte dieses Wonnegefühl des sterbenden Christen als einen starken Beweis für die Unsterblichkeit der Seele zu benutzen." (Morgenblatt, 1847. S. 287.)

1) Hippokrates führt dieselben im VIII. Abschnitt seiner Aphorismen (aus welchem Schiller auch das Motto zu seinen „Räubern" entlehnt hat) von No. 10 bis zu Ende auf.

2) Vgl. die Worte des sterbenden Attinghausen im „Wilhelm Tell", 4. Aufz., 2. Scene (Werke, VI. S. 85):

„Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch.
Das Leiden ist so wie die Hoffnung aus."

Körperliche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geistes.

§. 22. Physiognomik der Empfindungen.

Eben diese innige Correspondenz der beiden Naturen stützt auch die ganze Lehre der Physiognomik. Durch eben diesen Nervenzusammenhang, welcher, wie wir hören, bei der Mittheilung der Empfindungen zum Grunde liegt, werden die geheimsten Rührungen der Seele auf der Außenseite des Körpers geoffenbart, und die Leidenschaft dringt selbst durch den Schleier des Heuchlers. Jeder Affect hat seine specifiken Aeußerungen und, so zu sagen, seinen eigenthümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar ist dies ein bewundernswürdiges Gesetz der Weisheit, daß jeder Edle und Wohllwollende den Körper v e r s c h ö n e r t, den der Niederträchtige und Gehässige in v i e h i s c h e Formen zerreißt. Je mehr sich der Geist vom Ebenbild der Gottheit entfernt, desto näher scheint auch die äußere Bildung dem Viehe zu kommen, und immer demjenigen am Nächsten, das diesen Haupthang mit ihm gemein hat. So ladet das sanfte Außenbild des Menschenfreundes den Hilfsbedürftigen ein, wenn der trotzige Blick des Zornigen Jeden zurückscheucht. Dies ist der unentbehrlichste Leitfaden im gesellschaftlichen Leben. Es ist merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit die körperlichen Erscheinungen mit den Affecten haben; Heldenmuth und Unerschrockenheit strömen Leben und Kraft durch Adern und Muskeln, Funken sprühen aus den Augen, die Brust steigt, alle Glieder rüsten sich gleichsam zum Streit: der Mensch hat das Ansehen des Rosses. Schrecken und Furcht erlöschen das Feuer der Augen, die Glieder sinken kraftlos und schwer, das Mark scheint in den Knochen erfroren zu sein, das Blut fällt dem Herzen zur Last, allgemeine Ohnmacht lähmt die Instrumente des Lebens. Ein großer, kühner, erhabener Gedanke zwingt uns, auf die Zehen zu stehen, das Haupt empor zu richten, Nase und Mund weit aufzusperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Aussicht in einen weiten, offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unsere Arme aus, wir wollen ins Unendliche ausfließen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachsen, auf Stürmen und Wellen dahinbrausen; jähe Abgründe stürzen uns schwindelnd hinunter; der Haß äußert sich im Körper gleichsam durch eine zurückstoßende Kraft, wenn im Gegentheil selbst unser Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen

harmonisch sich mischen;[1]) der Stolz richtet den Körper auf, so wie die Seele steigt; Kleinmuth senket das Haupt, die Glieder hangen; knechtische Furcht spricht aus dem kriechenden Gang; die Idee des Schmerzens verzerrt unser Gesicht, wenn wollüstige Vorstellungen eine Grazie über den ganzen Körper verbreiten; so hat ferner der Zorn die stärksten Bande zerrissen, und die Noth beinahe die Unmöglichkeit überwunden. — Durch was für eine Mechanik, möcht' ich nun fragen, geschieht es, daß gerade diese Bewegungen auf diese Empfindungen erfolgen, gerade diese Organe bei diesen Affecten interessirt werden? Ist dies nicht ebenso viel, als wollt' ich wissen, warum gerade eine solche Verletzung der Bandhaut die untere Kinnlade erstarren mache?

Wird der Affect, der diese Bewegungen der Maschine sympathetisch erweckte, öfters erneuert, wird diese Empfindungsart der Seele habituell, so werden es auch diese Bewegungen dem Körper. Wird der zur Fertigkeit gewordene Affect dauernder Charakter, so werden auch diese consensuellen Züge der Maschine tiefer eingegraben; sie bleiben, wenn ich das Wort von dem Pathologen entlehnen darf, deuteropathisch zurück und werden endlich organisch. So formirt sich endlich die feste perennirende Physiognomie des Menschen, daß es beinahe leichter ist, die Seele nachher noch umzuändern als die Bildung. In diesem Verstande also kann man sagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer[2]) zu sein, und die ersten Jugendjahre bestimmen vielleicht die Gesichtszüge des Menschen durch sein ganzes Leben, so wie sie überhaupt die Grundlage seines moralischen Charakters sind. Eine unthätige und schwache Seele, die niemals in Leidenschaften überwallt, hat gar keine Physiognomie, wenn nicht eben der Mangel derselben die Physiognomie der Simpel ist. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerschuf und die Nutrition vollendete, dauern unangetastet fort. Das Gesicht ist glatt, denn keine Seele hat darauf gespielt.[3])

---

1) Vgl. das Gedicht „Phantasie an Laura" (Werke, I. 1. S. 5):
„Körper will in Körper überstürzen,
Lodern Seelen in vereinter Gluth."

2) Stahl leitete alle Bewegungen des Körpers von der Seele her. Vgl. Haller's Physiologie, I. S. 919. „Georg Ernst Stahl, ein berühmter Arzt und Naturforscher (geb. 1660, gest. 1734), suchte die versumpfte Wissenschaft der Medicin auf rationelle Grundsätze zurückzuführen, besonders in seinem Buche: Theoria medica vera, Halle 1737. (Boas, Schiller's Jugendjahre, II. S. 116 f.)

3) Vgl. Wallenstein's Urtheil über Isolani in „Wallenstein's Tod", 3. Aufzug, 7. Auftr. (Werke, IV. S. 177):

Die Augbraunen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affect hat sie zerrissen. Die ganze Bildung behält eine Ründe, denn das Fett hat Ruhe in seinen Zellen; das Gesicht ist regelmäßig, vielleicht auch sogar schön; aber ich bedaure die Seele.

Eine Physiognomik organischer Theile, z. E. der Figur und Größe der Nase, der Augen, des Mundes, der Ohren u. s. w., der Farbe der Haare, der Höhe des Halses u. s. f. ist vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wol so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater[1]) noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Wer die launichten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestraft und mütterlich beschenkt hat, unter Classen bringen wollte, würde mehr wagen als Linné, und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannichfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eines werde.

† Noch eine Art von Sympathie verdient bemerkt zu werden, indem sie in der Physiologie von großer Erheblichkeit ist; ich meine die Sympathie gewisser Empfindungen mit den Organen, aus denen sie kamen. Ein gewisser Krampf des Magens erregte in uns die Empfindung von Ekel; die Reproduction dieser Empfindung bringt rückwärts diesen Krampf hervor. Wie geschieht das?

Auch der Nachlaß der thierischen Natur ist eine Quelle von Vollkommenheit.

§. 23. Scheint sie zu hindern.

Noch kann man sagen, wenn auch der thierische Theil des Menschen ihm alle die großen Vortheile gewährt, von denen bisher gesprochen worden, so bleibt er doch immer noch in einer andern Rücksicht verwerflich. Nämlich die Seele ist also sclavisch an die Thätigkeit ihrer Werkzeuge gefesselt, daß die periodische Abspannung dieser letztern ihr eine thatenlose Pause vorschreibt und sie gleichsam periodisch vernichtet. Ich meine den Schlaf,

---

„Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Busens stillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte;
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide."

1) Auch in den „Räubern", der „Anthologie" und noch später spottet Schiller über Lavater's Physiognomik. Lavater hatte die Solitude besucht und dabei seiner neuen Wissenschaft bedenkliche Blößen gegeben.

der, wie man nicht leugnen kann, uns wenigstens den dritten Theil unsers Daseins raubt. Ferner ist unsere Denkkraft von den Gesetzen der Maschine äußerst abhängig, daß der Nachlaß dieser letztern dem Gang der Gedanken plötzliches Halt auferlegt, wenn wir eben auf dem geraden, offenen Pfade zur Wahrheit begriffen sind. Der Verstand darf kaum ein Wenig auf einer Idee gehaftet haben, so versagt ihm die träge Materie; die Saiten des Denkorgans erschlaffen, wenn sie kaum ein Wenig angestrengt worden; der Körper verläßt uns, wo wir sein am Meisten bedürfen. Welch erstaunliche Schritte, dürfte man einwenden, würde der Mensch in Bearbeitung seiner Fähigkeiten machen, wenn er in einem Zustand ununterbrochener Intensität fortdenken könnte? Wie würde er jede Idee in ihre letzten Elemente zerfasern, wie würde er jede Erscheinung bis zu ihren verhohlensten Quellen verfolgen, wenn er sie unaufhörlich vor seiner Seele festhalten könnte? — Aber es ist nun einmal nicht so; warum ist es nicht so?

§. 24. Nothwendigkeit des Nachlasses.

Folgendes wird uns auf die Spur der Wahrheit leiten.

1) Die angenehme Empfindung war nothwendig, den Menschen zur Vollkommenheit zu führen, und er ist ja nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.

2) Die Natur eines endlichen Wesens macht die unangenehme Empfindung unvermeidlich. Das Uebel exulirt nicht aus der besten Welt, und die Weltweisen wollen ja darin Vollkommenheit finden. [1])

3) Die Natur eines gemischten Wesens bringt sie nothwendig mit sich, weil sie größtentheils darauf ruht.

Also: Schmerz und Lust sind nothwendig.

Schwerer scheint es, aber es ist dennoch nicht weniger [2]) wahr,

4) Jeder Schmerz wächst seiner Natur nach, so wie jede Lust, ins Unendliche.

5) Jeder Schmerz und jede Lust eines gemischten Wesens zielt auf seine Auflösung.

---

1) Wie Leibnitz in seiner „Theodicee". Vgl. die Worte des Posa in „Don Karlos", 3. Akt. 10. Auftr. (Werke, III. S. 247):

„Er (Gott) — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt des Uebels grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben."

2) Das Wort „weniger" fehlt in der ersten sowie auch in den meisten spätern Ausgaben; erst J. Meyer hat es zugesetzt.

§. 25. Erklärung.

Nämlich das will so viel sagen: Es ist ein bekanntes Gesetz der Ideenverbindung, daß eine jede Empfindung, welcher Art sie auch immer sei, alsogleich eine andere ihrer Art ergreife und sich durch diesen Zuwachs vergrößere. Je größer und vielfältiger sie wird, desto mehr gleichartige weckt sie nach allen Directionen des Denkorgans auf, bis sie nach und nach allgemein herrschend wird und die ganze Fläche der Seele einnimmt. So wächst demnach jede Empfindung durch sich selbst; jeder gegenwärtige Zustand des Empfindungsvermögens enthält den Grund eines nachfolgenden ähnlichen heftigern. Dies ist an sich klar. Nun ist, wie wir wissen, jede geistige Empfindung mit einer ähnlichen thierischen vergesellschaftet, d. i. mit andern Worten, jede ist mit mehr oder wenigern Nervenbewegungen verknüpft, die sich nach dem Grad ihrer Stärke und Ausbreitung richten. Also so wie die geistigen Empfindungen wachsen, müssen auch die Bewegungen im Nervensystem zunehmen. Dies ist nicht minder deutlich. Aber nun lehrt uns die Pathologie, daß kein Nerve jemals allein leide, und sagen: hie ist Uebermaaß von Kraft, ebenso viel heiße als: dort ist Mangel der Kraft. Also wächst zugleich noch jede Nervenbewegung durch sich selbst. Ferner ist oben gesagt worden, daß die Bewegungen des Nervensystems auf die Seele zurückwirken und die geistigen Empfindungen verstärken; die verstärkten Empfindungen des Geistes vermehren und verstärken wiederum die Bewegungen der Nerven. Also ist hier ein Zirkel, und die Empfindung muß stets wachsen, und die Nervenbewegungen müssen in jedem Moment allgemeiner und heftiger werden. Nun wissen wir, daß die Bewegungen der Maschine, welche die Empfindung des Schmerzens verursachen, dem harmonischen Ton zuwiderlaufen, durch den sie erhalten wird, das heißt, daß sie Krankheit sind. Aber Krankheit kann nicht ins Unendliche wachsen, also endigen sie sich mit der totalen Destruction der Maschine. In Absicht auf den Schmerz ist es also erwiesen, daß er auf den Tod des Subjects abzielt.

Aber die Bewegungen der Nerven unter dem Zustand des angenehmen Affects sind ja so harmonisch, der Fortdauer der Maschine so günstig; der Zustand der größten Seelenlust ist ja der Zustand des größten körperlichen Wohls; — sollte nicht vielmehr umgekehrt der angenehme Affect den Flor des Körpers ins Unendliche verlängern? — dieser Schluß ist sehr übereilt. In

einem gewissen Grade der Moderation sind diese Nervenbewegungen heilsam und wirklich Gesundheit. Wachsen sie über diesen Grad hinaus, so können sie wol höchste Activität, höchste augenblickliche Vollkommenheit sein, aber dann sind sie Exceß der Gesundheit, dann sind sie nicht mehr Gesundheit. Nur diejenige gute Beschaffenheit der natürlichen Actionen heißen wir Gesundheit, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher liegt, d. h. die die Vollkommenheit der darauf folgenden Actionen befestigen; also gehört die Bestimmung des Fortdauernden wesentlich mit in den Begriff der Gesundheit. So hat z. E. der Körper des entkräftetsten Wollüstlings im Momente der Ausschweifung seine höchste Harmonie erreicht; aber sie ist nur augenblicklich, und ein desto tieferer Nachlaß lehrt zur Genüge, daß Ueberspannung nicht Gesundheit war. So kann man denn mit Recht behaupten, daß der übertriebene Vigor der physischen Actionen den Tod so sehr beschleunigt als die höchste Disharmonie oder die heftigste Krankheit.[1] Und also reißen uns beide, Schmerz und Vergnügen, einem unvermeidlichen Tod entgegen, wenn nicht etwas vorhanden ist, das ihr Wachsthum beschränkt.

§. 26. Vortrefflichkeit dieses Nachlasses.

Und eben dieses leistet nun der Nachlaß der thierischen Natur. Eben diese Einschränkung unserer zerbrechlichen Maschine, die unsern Gegnern einen so starken Einwurf wider ihre Vollkommenheit schien geliehen zu haben, mußte es auch sein, die alle die üblen Folgen verbesserte, die der Mechanismus anderwärts unvermeidlich macht. Eben dieses Hinsinken, dieses Erschlaffen der Organe, worüber die Denker so klagen, verhindert, daß uns unsere eigene Kraft nicht in kurzer Zeit aufreibt, und läßt es nicht zu, daß unsere Affecte in immer steigenden Graden zu unserm Verderben fortwachsen. Sie zeichnet jedem Affect die Perioden seines Wachsthums, seiner Höhe und seiner Defervescenz, wenn er nicht gar in einer totalen Relaxation des Körpers erstirbt, die den empörten Geistern Zeit läßt, wiederum ihren harmonischen Ton zu nehmen, und den Organen, sich wiederum zu erholen. Daher die höchsten Grade des Entzückens, des Schreckens und

---

1) Die Stelle lautete früher: „§. 14. VIII.: Die erhöhteste Gesundheit des Körpers beschleunigt seine Auflösung so sehr als die heftigste Krankheit." (Morgenblatt, 1817. S. 287.)

des Zorns ebendieselben sind, nämlich Ermattung, Schwäche oder Ohnmacht. —

„Jetzo mußt' er entweder ohnmächtig niedersinken" [1]) — —

Noch mehr gewährt der Schlaf, der, wie unser Shakespeare sagt, „den verworrenen Knäuel der Sorgen aus einander löst, das Bad der wunden Arbeit, die Geburt von jedes Tages Leben, der zweite Gang der großen Natur ist." [2]) Unter dem Schlaf ordnen sich die Lebensgeister wiederum in jenes heilsame Gleichgewicht, das die Fortdauer unsers Daseins so sehr verlangt; alle jene krampfichten Ideen und Empfindungen, alle jene überspannten Thätigkeiten, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden jetzt in der allgemeinen Erschlaffung des Sensoriums aufgelöst, die Harmonie der Seelenwirkungen wird wiederum hergestellt, und ruhiger grüßt der neuerwachte Mensch den kommenden Morgen.

Auch in Hinsicht auf die Einrichtung des Ganzen können wir den Werth und die Wichtigkeit dieses Nachlasses nicht genug bewundern. Eben diese Einrichtung brachte es nothwendig mit sich, daß Manche, die nicht minder glücklich sein sollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert wurden und das Loos der Unterdrückung davontrugen. Ebenso mußten wiederum Viele, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geistes- und Leibeskraft in rastloser Anstrengung foltern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde. So ferner die Kranken, so das unvernünftige Vieh. Der Schlaf versiegelt gleichsam das Auge des Kummers, nimmt dem Fürsten und Staatsmann die schwere Bürde der Regierung ab, gießt Lebenskraft in die Adern des Kranken und Ruhe in seine zerrissene Seele; auch der Taglöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, [3]) und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyranneien der Menschen. Alle Sorgen und Lasten der Geschöpfe begräbt der Schlaf, setzt Alles ins Gleichgewicht, rüstet Jeden mit neugebornen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen.

---

1) Klopstock's Messias, Ges. IV. Vers 271. Es ist von dem über die Schutzrede des Gamaliel aufgebrachten Philo die Rede.

2) Die Stelle ist aus Shakespeare's „Macbeth", II. 2, nach Wieland's Uebersetzung. Wieland las birth (Geburt) statt death (Tod), nach Warburton, und übersetzte: „Die Geburt von jedes folgenden Tages Leben." In seiner Bearbeitung des „Macbeth" nahm Schiller beide Lesarten auf (s. Werke, VII. S. 119 f.)

„Der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen."

3) Hiob, 3. 18: „Da haben doch mit einander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers."

§. 27. **Trennung des Zusammenhangs.**

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geist den Zweck seines Daseins in diesem Kreise erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch seinen Körper unfähig gemacht, weiter sein Werkzeug zu sein. Alle Anordnungen zur Aufrechthaltung des körperlichen Flors scheinen nur bis auf diese Epoche zu reichen; die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unserer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß ungeachtet der steten Compensationen doch die Consumtion immer das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben wie aus seinem Keime sich entwickle.[1]) Die Materie zerfährt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, andern Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in andern Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im Geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommener hätte verlassen können; aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verstehen; aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser.

---

1) Vgl. das Gedicht „Melancholie an Laura" (Werke, I. 1, S. 10):
„Aus dem Leben, wie aus seinem Keime,
Wächst der ew'ge Würger nur."

Dritter Abschnitt.

12.

Avertissement zu der ersten Aufführung der „Räuber“.

Die Räuber, ein Schauspiel.[1])

Das Gemälde[2]) einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Vortrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer[3]) Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß[4]) und majestätisch im Unglück und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Vortrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. —

Einen heuchlerischen, heimtückischen[5]) Schleicher wird man entlarvt erblicken und gesprengt sehen[6]) in seinen eigenen Minen. Einen allzu schwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater.[7]) — Die[8]) Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man[9]) auch nicht

---

1) Erschien zuerst im „Morgenblatt. Erster Jahrgang. Tübingen, 1807. No. 247. Donnerstag, den 15. October 1807“, S. 956, als Beilage zu dem Briefe Schiller's an Dalberg vom 12. Dec. 1781; wiederholt in „Friedrich Schiller's Briefe an den Freih. Heribert von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785“, Carlsruhe und Baden 1819, S. 38—40. —

Der oben mitgetheilte Text nach dem Abdruck von 1807 ist der ursprüngliche Schiller'sche; nachstehend die Dalberg'schen Aenderungen (s. oben S. 22):

2) „Die Räuber — das Gemälde.“

3) „der“ bei Hoffmeister und Goedeke.

4) „doch erhaben und ehrwürdig, groß“.

5) „Franz Moor — ein heuchlerischer, heimtückischer“.

6) Die Worte „wird man entlarvt erblicken“ und „sehen“ fehlen.

7) Dieser Satz lautet: „Der alte Moor, ein allzu schwacher, nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.“

8) „In Amalien die“.

9) „Man wird“.

ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen und auf der Bühne unterrichtet werden,[1]) wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm[2]) nicht tödten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaudere — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen;[3]) der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch[4]) der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von[5]) dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten[6]) und Gerichte brauche[7]) und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Dalberg'sche Aenderungen:

1) „wahrnehmen" statt „auf der Bühne unterrichtet werden". (Bei Hoffmeister u. Goedeke „aus der Bühne" 2c. 2c., nach dem zweiten Druck von 1819.)
2) „Gewissenswurm". — Vgl. Jes., 66. 24, und Ev. Marc., 9. 44.
3) Die Stelle von „Der Zuschauer" bis „beugen" fehlt.
4) „auch" fehlt.
5) „aus" bei Hoffmeister u. Goedeke, nach dem zweiten Druck von 1819.
6) „Absicht".
7) „brauchen".

13.

Widmung der „Anthologie“.[1]

Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeschrieben.

Großmächtigster Czar alles Fleisches,
Allezeit Vermindrer des Reichs,[2]
Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur!

Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich, Deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges[3]) zu küssen und dieses Büchlein vor Deinem dürren Calcaneus[4]) in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, Dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, hart an Deiner Nase vorbei ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie Dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten; denn auch an Dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: „Gestohlen Brod schmeckt gut.“ Nein, dediciren will ich Dir's lieber; so bin ich doch gewiß, daß Du's — weit weglegen werdest.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir Zwei kennen uns genauer denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem Aeskulap'schen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall,[5]) bin ich gestanden an Deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilcar's den sieben Hügeln,[6]) geschworen unsterbliche Fehde Deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit Medicamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu schla-

---

1) No. 13 u. 14 in der „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedrukt in der Buchdrukerei zu Tobolsko.“ 8°. 8 Bl. 271 S. Diese von Schiller herausgegebene Sammlung erschien in Stuttgart, bei Johann Benedikt Mezler. Der Verleger der Anthologie veranstaltete im Jahre 1798 zur Ostermesse eine neue Titelausgabe mit Angabe des Herausgebers. (S. Schiller's Recension der Anthologie, S. 197.)

2) Parodie des bekannten Titels der Habsburgischen Kaiser: „Allezeit Mehrer des Reichs“.

3) Die Fingerknöchel.

4) Fersenbein.

5) Man hat scherzhaft die Erschaffung der Eva aus der Rippe Adam's die erste Operation genannt.

6) Hannibal war der geschworne Feind Rom's. S. Livius, XXI. 1: „Auch geht das Gerücht, daß Hannibal als Knabe von ungefähr 9 Jahren seinen Vater Hamilcar kindlich geliebkos't habe, um nach Spanien mitgenommen zu werden, und

gen, um die Stahlische Seele[1]) aus dem Feld zu schlagen mit Sturm, die trotzige, die Deine Sporteln schmälert und Deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplatz des Archäus hoch zu bäumen Deine mitternächtliche Kreuzstandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre ist werth der andern) wirst Du mir auswirken den köstlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorüber geleitet —

Jusque datum sceleri —[2])

Ei ja doch! Thue Das, goldiger Mäcenas![3]) Denn siehst Du, ich möchte doch nicht gern, daß mir's ginge wie meinen tollkühnen Collegen und Vettern, die, mit Stilet und Sackpuffer[4]) bewaffnet, in finstern Hohlwegen Hof halten oder im unterirdischen Laboratorium das Wunderpolychrest[5]) mischen, das, wenn's hübsch fleißig genommen wird, unsere politischen Nasen über kurz oder lang mit Thronvacaturen und Staatsfiebern kitzelt. — D'Amiens[6]) und Ravaillac![7]) — Hu! hu! hu! — Es ist ein gut Ding um gerade Glieder!

Ob Du auch Deinen Zahn auf Ostern und Michaelis gewetzt hast? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — juchheisa, Dürrer! — wird ein königlich Fressen geben. Deine fertigen Mäkler, Völlerei und Brunst, liefern Dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbst der Ehrgeiz, Dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Pest, Deine gewaltigen Jäger, haben Dir schon so manche fette Menschenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurst, Deine mächtigen Kellermeister, trinken Dir ganze schwimmende Städte im sprudelnden Kelch des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man Dir die raresten Gerichte mit Festtagsgepränge auf die Tafel gesetzt hat.[8]) — Und doch — wer hat Dich je satt gesehen oder über

---

als Dieser, im Begriff, nach Vollendung des africanischen Krieges das Heer dorthin überzuführen, opferte, an die Altäre gezogen und unter Berührung der Heiligthümer durch einen Schwur verpflichtet worden sei, daß er, sobald er könnte, ein Feind des Römischen Volkes sein würde."

1) Siehe oben S. 138.

2) Lucan. Pharsal., 1. 2.

3) Gleichbedeutend mit „Gönner".

4) D. i. Pistole.

5) Eine alchymistische Arznei für alle Krankheiten; hier ironisch für „Gift".

6) D'Amiens machte ein verunglücktes Attentat auf Ludwig XV. und wurde von Pferden aus einander gerissen.

7) Ueber Ravaillac s. oben S. 41.

8) Der Dichter scheint an Spanien zu denken; vgl. die Stelle aus den „Räubern" (2. Akt, 3. Scene): „Stürmen wider den Geiz und haben Peru um goldner Spangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen ge-

Indigestionen klagen gehört? — Eisern ist Deine Verdauung, grundlos Deine Gedärme!

Puh — Ich hätte Dir noch so Manches zu sagen; aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — Du bist ein garstiger Schwager. — Geh — Du machst Dir Rechnung, höre ich, eine Generalcollation zu erleben, wo Dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philosophien und Putzwerk in Rachen fliegen sollen. — Guten Appetit, wenn's so weit kommt! — Doch, Hungerwolf, der Du bist, siehe zu, daß Du Dich da nicht überessest und Deinen ganzen Fraß haarklein wiedergeben müssest, wie Dir's ein gewisser Athenienser, [1]) der Dir gar nicht wohlwill, prophezeiht hat.

Y.

---

spannt" (Werke, II. S. 77), und „Don Karlos" (2. Akt, 5. Scene) in der „Thalia":

„Der Geiz des Spaniers — hat man Dir nie
Davon erzählt? — zerriß in Mexico
Des Indiers lebendiges Gedärme,
Weil Gold darin zu finden war."

1) Sokrates, der im „Phaedon" die Unsterblichkeit der Seele beweist.

14.

Vorrede zur „Anthologie“.

Tobolsko, den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones.[1]) —

Blumen[2]) in Sibirien? — Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn Ihr Euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht anders; — wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefsöhnen der Sonne gekommen und durch unsern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unsern Ahnen — wir wollen sie selbst sammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet sie nicht, Ihr Söhne des milderen Himmels!

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, forderte einen stärkeren Hebel als den Enthusiasmus einiger Wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion als die Schultern von zweien oder drei Patrioten. Doch, wenn schon auch diese Anthologie Euch leckerhafte Europäer so wenig als — wenn ich den Fall setze — unser Musenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall setzen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weit entlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmack den Genickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn Eure Homere im Schlafe reden, und Eure Hercules Mücken mit ihren Keulen erschlagen[3]) — wenn Jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vocation auf den Helikon auslegt — wird man

1) Ovid. Metamorph., II. 171.

2) Anspielung auf den Titel „Anthologie“, d. i. Blumenlese.

3) „Man hat gesagt, es ließe sich dem Hercules eher seine Keule als dem Homer ein Vers abringen“ (Lessing, in der „Hamburg. Dramaturgie“, 73stes Stück; Werke, VII. S. 362).

uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leyerklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar möget Ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischen Rubels finden; aber Krieg und theure Zeit entschuldigen Alles.

So geh denn hin, sibirische Anthologie! — Geh — Du wirst manchen Süßling beseeligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden und zum Dank ihre alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuß verrathen. — Geh — Du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langenweile ausfüllen und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. — Geh — Du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie werden Dein Licht fliehen und sich gleich den Käuzlein in Deinen Schatten zurückziehen. — Hu! hu! hu! — Schon hör' ich das ohrzerfetzende Geheule im unwirthbaren Forst und hülle mich angstvoll in meinen Zobel.

Y.

Vierter Abschnitt.

15.

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.[1])

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehends in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, daß man noch nie so oft Seelengröße zu beklatschen und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat als eben in dieser Epoche — Schade, daß dies nur auf der Bühne ist! Die Aegyptier bestellten für jedes Glied einen eigenen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht seiner Aerzte zu Grunde — Wir halten jeder Leidenschaft ihren eigenen Henker und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Mich däucht, es verhalte sich damit wie mit den unterirdischen Schätzen in den Gespenstermärchen: „Beschreiet den Geist nicht!" ist die ewige Bedingung des Beschwörers. — Mit Stillschweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter sinkt zehntausend Klafter die Kiste.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminirt und fresco[2]) zurückwerfen, wo alle Evolu-

---

1) Zuerst gedruckt in: „Wirtembergisches Repertorium der Litteratur. Eine Vierteljahr-Schrift. Erstes Stück. Auf Kosten der Herausgeber. 1782." S. 93 bis 106, mit U. unterzeichnet; von Körner 1812 unvollständig in die Gesammt-Ausgabe der Werke aufgenommen.

2) Fresco-Gemälde werden bekanntlich auf die Tünche der Wand aufgetragen; Schiller aber scheint mit diesem Worte einen andern Sinn zu verbinden, vielleicht (da fresco eigentlich „frisch" bedeutet): „in lebendigen, naturfrischen Farben". S. „Fiesko", 1. Aufzug, 13. Auftr. (Werke, II. 177), wo von einem transportablen Gemälde die Rede ist. (J. Meyer, „Neue Beiträge", S. 60.)

tionen von Tugend und Laster, alle verworrensten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der obersten Vorsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses Alles in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet; — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinern Begriffe von Glückseligkeit und Elend um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist denn nur Tradition und Sentenzen. Sollte, sage ich; — und was sollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was sollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten sie verdaute, wenn nur seinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quixotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie gucken, so viele Tartüffes[1]) ihre Masken, so viele Falstaffe[2]) ihre Hörner; und doch deutet Einer dem Andern ein Eselsohr[3]) und beklatscht den witzigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemälde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflösen — Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Spinneweben eines hysterischen Nervensystems reißen — Situationen voll schwankender Erwartung, die den leisern Odem fesselt und das beklommene Herz in ungewissen Schlägen wiegt — Alles dieses, was wirkt es denn mehr als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle? — Der ganze Himmel scheint in der Fluth zu liegen. — Ihr stürzt Euch wonnetrunken hinein und — tappt in kalt Wasser. Wenn der teufelische Macbeth, die kalten Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinschauerndem Auge aus der Schlafkammer

---

1) Tartüffe ist der Name eines Scheinheiligen in dem nach ihm benannten Stücke Molière's.

2) In Shakespeare's „Lustigen Weibern von Windsor" wird Falstaff von den „lustigen Weibern" beredet, sich als „Jäger Herne" mit einem Hirschgeweih auf dem Kopf zu maskiren. Mit einem solchen tritt er dann in der 4. Sc. des 5. Aufzugs auf.

3) So viel als „verspottet ihn". Gleichbedeutend ist die Redensart: Jemandem einen Esel bohren. Vgl. das Gedicht „Zum Geburtstage des Hofrath Leber" (Werke, I. 2. S. 104), und „Die Räuber", 2. Akt, 3 Scene (Werke, II. S. 62). Es ist damit eigentlich die verspottende Geberde gemeint, mit der man die Daumen an die Schläfe legt, die beiden hintersten Finger einzieht und die beiden vordersten auf und nieder bewegt.

wankt, wo er die That gethan hat[1]) — welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch, welcher Macbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verderben eilt. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Sampson[2]) ihren Fehltritt mit Gift büßt? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil der Mohr von Venedig[3]) sich so tragisch übereilte? Tyrannisirt etwa die Convenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reuig, vor Euren Ohren das rasende Gelächter trillert?[4]) — Ich könnte die Beispiele häufen. Wenn Odoardo[5]) den Stahl, noch dampfend vom Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Mätresse so zugeführt hat — welcher Fürst giebt dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn Euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal stärker schüttelt. — Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg.[6]) — Ja, glücklich genug, wenn Eure Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachlässig schön dahinsinkt, so voll Delicatesse und Grazie ausröchelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunte entzündet[7]) und Eurer tragischen Kunst aus dem Stegreif hinter den Coulissen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden und die Machinisten ermuntern, die Garrick'schen Künste in ihre hölzernen Helden zu verpflanzen,

---

1) Siehe oben S. 129, und „Macbeth", 2. Aufz. 4. Auftr. (Schiller's Werke, VII. S. 119.)

2) Miß Sara Sampson wird von ihrer Nebenbuhlerin Marwood vergiftet. S. Lessing's „Miß Sara Sampson", 5. Aufz. 10. Auftr. (Werke, II. 170).

3) Shakespeare's Othello tödtet seine geliebte Gattin Desdemona aus ungegründeter Eifersucht.

4) „Schiller sandte am 15. Juli 1782 Wagner's Bearbeitung des „Macbeth" an Dalberg zurück. Von demselben Verfasser ist auch das Schauspiel: „Die Reue nach der That" (Frankf. 1775); am Schluß des Stücks hat die „unnatürliche Mutter", die Justizräthin, unter Anderm zu sagen: „kein Mensch will lachen, und ich bin doch so aufgeräumt — Tral-tal-de-ral-de-tal-lera", und versucht, sich dann zu erschießen. Das Wagner'sche Schauspiel hat viele Züge zu Schiller's „Kabale und Liebe" hergegeben." (Goedeke.)

5) Vgl. Lessing's „Emilia Galotti", 5. Aufz. 7. Auftr. (Werke, III. S. 69).

6) Die Stelle „Ich könnte die Beispiele häufen" bis „Rührung hinweg" fehlt in den meisten Ausgaben.

7) Emilia Galotti (5. Aufz. 7. Auftr.) sagt unter Anderm: „Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als Eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude" (Lessing's Werke, a. a. O.).

so würde doch die Aufmerksamkeit des Publicums, die sich gewöhnlichermaßen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem letztern zurücktreten und sich mehr auf dem ersten versammeln. Eine abgefeimte italienische Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weiß mit einem schelmischen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerstören; Iphigenia und Aulis sind weggehaucht, die Sympathie stirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerin. Wir sollten ja die Neigungen des schönen Geschlechtes aus seiner Meisterin kennen; die hohe Elisabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majestät als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben[1]) — Sollte eine Actrice philosophischer denken? Sollte diese — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm außerhalb den Coulissen als hinter denselben bedacht sein? Ich zweifle gewaltig. So lang' die Schlachtopfer der Wollust durch die Töchter der Wollust gespielt werden, so lang' die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, mit einem Wort, so lang' die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verwöhnter Wollüste spielen muß — ich will weniger sagen — so lang' das Schauspiel weniger Schule als Zeitvertreib ist — mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müssiggänger mit dem Schaume der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lang' es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu sein. Bevor das Publicum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wol schwerlich die Bühne ihr Publicum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publicum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen! Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äußersten Enden, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich[2]) hör' ich auf offener Bühne über seine Ver-

1) Schiller erinnerte sich hierbei wol der Schilderung, die Lessing von dem Charakter der Elisabeth in demselben [illegible] Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" entwirft, auf welches sich Schiller auch in der Vorrede zum „Fiesko" beruft (s. Werke, II. S. 151). — 2) In Corneille's „Cid".

legenheit Vorlesung halten und seine Gemüthsbewegungen sorgfältig, wie eine Pariserin ihre Grimassen vor dem Spiegel, durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten. — Ihr Kothurn ist in einen niedlichen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (doch auch hier nicht bälder, als bis Goethe[1]) die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur, wenn ich so reden darf, ihre Scham[2]) auf, vergrößert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes, die muthwillige Phantasie glühender Poeten lügt sie zum Ungeheuer und trommelt von ihr die schändlichsten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten, zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Granen und schneidet die Speisen des Geistes diätetisch vor, den zärtlichen Magen einer schmächtigen Marquisin zu schonen; wir Deutsche muthen uns, wie die starkherzigen Briten, kühnere Dosen zu; unsere Helden gleichen[3]) einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantisch, für die Entfernung gemalt. Zu einer guten Copie der Natur gehört Beides, eine *edelmüthige Kühnheit*, ihr Mark auszusaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine *schüchterne Blödigkeit*, um die grassen Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum wie die Ameise vor einem großen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insectenblick verweilt auf *diesem* Flügel und findet vielleicht *diese* Säulen, *diese* Statuen übel angebracht; das Auge eines bessern Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kameradinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen, von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen und lasse uns letztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der *Welt*, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt sein will.

Bei der *getreuesten* Copie der Natur, so weit unsere

---

1) Besonders durch seinen „Götz von Berlichingen" (1773), den Schiller fast auswendig wußte. — 2) 1. Mos., 9. 21 f. — 3) Im ersten Druck steht „gleich".

Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.[1])

Aber auch der Dichter kann schuldlos sein, wenn der Zweck des Dramas mißlingt. Man trete auf die Bühne selbst und gebe Acht, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im Spieler verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer, aber nothwendig. Einmal muß er sich selbst und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des Letztern reflectiren und die Natur mäßigen. Zehnmal finde ich das Erste dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Acteurs nicht Beides ausreichen kann — möchte er immerhin gegen dieses zum Vortheil jenes verstoßen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrscht eben die schnelle und ewig bestimmte Succession als von Wetterleuchten[2]) zu Donnerschlag, und bin ich des Affectes voll, so darf ich so wenig den Körper nach seinem Tone stimmen, daß es mir vielmehr schwer, ja unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des letztern zurückzuhalten. Der Schauspieler befindet sich einigermaßen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwischen Beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der Letztere bei einer anscheinenden völligen Abwesenheit des Bewußtseins in der Grabesruhe der äußern Sinne auf seinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichsten Bestimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die größte Geistesgegenwart des Wachenden auffordern würde — kann die Gewohnheit seine Tritte so wunderbar sichern, kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsre Zuflucht nehmen müssen — kann eine Sinnesdämmerung, eine superficielle und flüchtige Bewegung der Sinne so viel zu Stande bringen: warum sollte der Körper, der doch sonst die Seele in allen ihren Veränderungen so getreulich begleitet, in diesem Falle so zügellos über seine Linien schweifen, daß er ihren Ton mißstimmte? Erlaubt sich die Leidenschaft keine Extravagation (und das kann sie nicht, wenn sie ächt ist, und das soll sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiß ich gewiß, daß auch die Organe in kein Monstrum verirren. Sollte dann bei der größten Abwesenheit der Per-

---

1) Eine weitere Ausführung der von Lessing im 70. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" hingeworfenen Gedanken.

2) „Wetterleuchten" schwäbisch für „Blitz". Vgl. das Gedicht „Die Schlacht": „Schon fleugt es fort wie Wetterleucht'."

ception, deren die Illusion der Spieler [1]) nur fähig macht, nicht ebenso gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler ebenso leicht an dem Ueberspannten und Unanständigen vorbei über die schmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelstand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage sorgsam und ängstlich unterhält und das künstliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiß, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Geberden hangen, daß ebenso viel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen. — Ich war einst zugegen, als dieser unglückliche Gedanke: „Man beobachtet mich!“ den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung schleuderte. — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf jäher Dachspitze schwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine — aber der steilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erschrockene Spieler stand steif und albern — die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beugung — als ob er sich eben ein Kleid wollte anmessen lassen. — Die Sympathie der Zuschauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jedes Genus von Leidenschaft eine aparte Leibesbewegung einstudirt, die sie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affecte vorspringt, an den Mann zu bringen wissen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achsel und das Anstemmen des Ellenbogens selten. — Der Zorn sitzt in einer geballten Faust und im Knirschen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewissen Theater ordentlicherweise durch einen Stoß mit dem Fuße charakterisiren gesehen; — die Traurigkeit der Theaterheldinnen retirirt sich hinter ein weißgewaschenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am Kürzesten wegkommt, wirft sich auf dem nächsten dem besten Block seine Bürde und dem Publicum einen — Stümper vom Halse. Die Spieler starker tragischer Rollen — und dies sind gewöhnlich die Bassisten, die Matadore der Bühne — pflegen ihre Empfindung murrköpfisch herzuzanken und ihre schlechte Bekanntschaft mit dem Affect, den sie wie einen Missethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die sanften, rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotonischen

---

1) Die meisten Ausgaben lesen „den Spieler“ (s. Goedeke, a. a. O., II. S. VIII).

Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Declamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehrsten Schauspieler scheitern gehen, und Declamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illusion. Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unsern Herzen. — Musik hat den rauhen Eroberer Bagdad's bezwungen, wo Mengs und Correggio alle Malerkraft vergebens erschöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu schließen, als die mißhandelten Ohren — mit Baumwolle zu verstopfen.*)

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publicum falliren, so dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garstiger Bruch zurückbleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wiederfindet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übt. — Ein edles, unverfälschtes Gemüth fängt neue, belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohern Haufen summt doch zum Mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach. U.

---

*) Es ist noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler von Handwerk gewinne? Bei dem Letztern wenigstens geht die Empfindung so bald als bei einem occuvirten Practicus in der Heilkunst das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechanische Fertigkeit, eine Affectation, eine Koketterie mit den Grimassen der Leidenschaft. Man wird sich erinnern, wie glücklich die Rolle der Zaïre[1]) in Frankreich und England durch angehende und ungeübte Spielerinnen gerathen ist (s. Lessing's „Hamburgische Dramaturgie", 16tes Stück, S. 121. 122). Möchte man aller Orten von dem Vorurtheile zurückkommen, daß theatralische Uebungen Personen von Stand und Ehre schänden; gewiß würde dies den guten Geschmack allgemeiner verbreiten und die Emrfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, sowie zugleich auch Spieler von Profeſſion mit einem schärfern Wetteifer den Ruhm ihres Standes zu erhalten sich befleißen würden.[2])

---

1) „Zaïre", ein Trauerspiel von Voltaire.

2) Die Stelle „Man wird sich erinnern" bis „sich befleißen würden" fehlt in den meisten Ausgaben.

16.

Der Spaziergang unter den Linden.[1])

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Geräusch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Muße die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der Glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Mißgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Maientag spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgenden Gespräches:

Edwin. Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgeheitert, und Sie so nachdenkend, Wollmar?

Wollmar. Lassen Sie mich! Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzuekeln?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen malt sich jetzt die Natur wie ein rothwangigtes Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelegte[2]) Matrone, rothe Schminke auf ihren gründelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion,[3]) ebenso parfümirt und ebenso bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur mit dem Abtrag[4]) von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder und stutzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Es ist ein unfläthiges Ungeheuer, das von seinem eigenen Koth, viele tausend Mal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Stoffe zusammenflickt und groß thut und sie zu Markte trägt und wieder zusammen-

---

1) Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (1782, Erstes Stück, S. 111—119), mit K. unterzeichnet; von Körner 1812 unvollständig in die Gesammt-Ausgabe der Werke aufgenommen.

2) Die meisten Ausgaben lesen „abgelebte" (s. Goedeke, a. a. O. II. S. VIII).

3) D. h. vor der Sündfluth. Deukalion ist der Noah der griechischen Sündfluth-Sage.

4) Die meisten Ausgaben lesen „den Abtrag" statt „mit dem Abtrag".

reißt in garstige Lumpen.[1]) Junger Mensch, weißt Du wol auch, in welcher Gesellschaft Du vielleicht jetzt spazierst? Dachtest Du je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal Deiner Ahnen ist? daß Dir die Winde, die Dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius[2]) in die Nase blasen? daß Du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unsrer großen Heinriche kostest?[3]) — Pfui! Pfui! Die Erderschütterer Rom's, die die majestätische Welt in drei Theile[4]) rissen, wie Knaben einen Blumenstrauß unter sich theilen und an die Hüte stecken, müssen vielleicht in den Gurgeln ihrer verschnittenen Enkel einer wimmernden Opern-Arie frohnen.[5]) — Der Atome, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzt der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale[6]) oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerstreut. Schändlich! Schändlich! Wir haben aus der geheiligten Asche unserer Väter unsere Harlekinsmasken zusammengestoppelt; wir haben unsere Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert.[7]) Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie! Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Scenen. Wie? wenn unsre Körper nach eben den Gesetzen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet?[8]) Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsetzen müßten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten, gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos?[9])

---

1) Dieser mit den Worten „Es ist ein unfläthiges Ungeheuer" beginnende Satz fehlt in den meisten Ausgaben.

2) Es ist Hermann der Cherusker, der Besieger der Römer, gemeint.

3) Vgl. das Gedicht „Melancholie an Laura":

„Deine Quellen weinen
Aus dem Becken einer — Menschengruft."

4) Es sind Cäsar, Pompejus und Crassus gemeint, die das erste Triumvirat bildeten.

5) Der mit den Worten „Pfui! Pfui! Die Erderschütterer Rom's" beginnende Satz fehlt in den meisten Ausgaben. — Vgl. hierzu die ersten Worte, die Karl Moor in den „Räubern" (1. Akt, 2. Scene) spricht.

6) Sardanapal, ein König von Assyrien, der, durch die Wollust erschlafft, von Rebellen vom Throne gestoßen wurde und sich selbst verbrannte.

7) Der mit „Schändlich!" beginnende Satz fehlt in den meisten Ausgaben.

8) Die Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose) war im Alterthum von Pythagoras aufgestellt worden.

9) Virg. Aeneïs, VI. 654; s. auch oben S. 26.

Wollmar. So mag die Asche des Lykurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen![1])

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele schlagen? Wie? wenn sie die Urne von Tibull's Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts? Flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephyr ein Atome Anakreon's? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibsel der Wucherer im hundertjährigen Rost an die verscharrten Münzen gefesselt liegen? ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Presse zu ächzen und den Unsinn ihrer Collegen verewigen zu helfen? Wer kann mir beweisen, daß der schmerzliche Blasenstein unsers Nachbars nicht der Rest eines ungeschickten Arztes ist, der nunmehr zur Strafe die ehemals mißhandelten Gänge des Harns, ein ungebetener Pförtner, hütet, so lang' in diesen schimpflichen Kerker gesprochen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünschten Prinzen erlöst?[2]) Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittere Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

Wollmar. Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Man sage es doch unsern Fürsten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen. — Man sage es unsern Schönen, die mit einer farbigten Landschaft im Gesicht unsre Weisheit zur Närrin machen wollen. — Man sage es den süßen Herrchen, die eine Hand voll blonde Haare zu ihrem Gott machen. — Mögen sie zusehen, wie die Schaufel des Todtengräbers den Schädel Yorick's so unsanft

---

1) „Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, so lange sie Lykurgus' Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt sein. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblicke an auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte." (Schiller's 12. Brief über „Don Karlos"; Plutarch, übers. von Schirach, I. S. 225. 233.)

2) Dieser mit den Worten „Wer kann mir beweisen" beginnende Satz fehlt in den meisten Ausgaben.

streichelt. Was dünkt sich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Cäsar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten?[1])

Edwin. Aber wo hinaus denn mit dem Allem?

Wollmar. Armselige Katastrophe einer armseligern Farce! — Sehen Sie, Edwin! Das Schicksal der Seele ist in die Materie geschrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß.

Edwin. Gemach, Wollmar! Sie kommen ins Schwärmen. Sie wissen, wie gern Sie da die Vorsicht mißhandeln.[2])

Wollmar. Lassen Sie mich fortfahren! Die gute Sache scheut die Besichtigung nicht.

Edwin. Wollmar besichtige, wenn er glücklicher ist!

Wollmar. O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine waschhafte Mäklerin, die in jedem Hause schmarotzen geht und geschmeidig in jede Laune[3]) plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verleumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verschwätzt diesen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Teufel vergöttern. Wenn unsere Launen die Modelle unserer Philosophien sind, — sagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weise sein, wenn Sie erst finster werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht, um weise zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort „glücklich" genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit ist die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel fliegen ausgespannt, die glückliche Insel zu suchen im gestadlosen Meere[4]) und dieses

---

1) Vgl. Shakespeare's „Hamlet" (Akt 5. Scene 1):

„Hamlet. Ja, ja, und nun Junker Wurm: eingefallen und mit einem Todtengräberspaten um die Kinnbacken geschlagen. — Erster Todtengräber. Dieser Schädel da war Yorik's Schädel, des Königs Spaßmacher. — Hamlet. Nun begieb Dich in die Kammer der gnädigen Frau und sage ihr, wenn sie auch einen Finger dick auflegt: „so'n Gesicht muß sie endlich bekommen. — —"

„Der große Cäsar, todt und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wol vor dem rauhen Norden.
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!"

2) Diese Stelle von den Worten an „Man sage es doch unsern Fürsten" fehlt in den meisten Ausgaben.

3) Im ersten Druck „jene Laune".

4) D. h. im Weltmeere, im Ocean, der nach dem Glauben der Alten die Erde rings umschließt, und jenseits dessen ewiges Dunkel ist. Die „glückliche Insel", die Insel der Seligen, wird schon von Homer erwähnt. Vgl. „Wilhelm Tell" (3. Aufz. 2. Scene):

„Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?"

goldene Vließ zu erobern. Sage mir doch, Du Weiser, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Ring des Bedürfnisses herumgewirbelt, ewig von diesem Ufer stoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu stoßen. Sie tummelt sich in den Vorhöfen ihrer Bestimmung, kreuzt furchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen und das Takelwerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind Diejenigen, die heute sich abmüden, auf daß sie sich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte geschmolzen. Wieder Andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. — Es sind Diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daseins verschwenden, den Schweiß der Vorigen zu genießen. Man rechne sie weg, und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und schüchtern segelt es ohne Compaß im Geleit der betrüglichen Sterne auf dem furchtbaren Ocean fort; schon flimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste; „Land!" ruft der Steuermann, und siehe, ein elendes Brettchen zerberstet, das lecke Schiff versinkt hart am Gestade. Apparent rari nantes in gurgite vasto.[1]) Ohnmächtig kämpft sich der geschickteste Schwimmer zum Lande; ein Fremdling in der ätherischen Zone, irrt er einsam umher und sucht thränenden Auges seine nordische Heimath.[2]) So ziehe ich von der großen Summe Eurer freigebigen Systeme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen sich auf den Harnisch der Männer, und diese weinen, daß sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unsers Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! Rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf; antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Töpfer ist schon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.[3])

Wollmar. Antworten Sie!

---

1) Virg. Aeneïs, I. 118.

2) Diese Stelle citirt Schiller in einem Briefe an Körner (I. S. 23) so: „Fremdlinge in der ätherischen Zone, irren wir einsam umher und sehen mit thränenden Augen nach unserer nordischen Heimath zurück."

3) Vgl. Jesaias, 64. 8: „Aber nun, Herr, Du bist unser Vater, wir sind Thon; Du bist unser Töpfer, und wir sind Alle Deiner Hände Werk;" und „Semele", 2. Scene: „Wie kann vor seinem Thon der Töpfer liegen?"

Edwin. Ich sage: wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den malerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbeifliegen, Edwin? Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an spitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüste einem dreifachen Tode um den Rachen zu schwanken! — Reden Sie nichts mehr! mein Gram ist beredter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und soll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wolkenlosen Bläue, die mir hernach seine stürmische Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht. — —

Wollmar. Umsonst! Vergebens! Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insecten. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdammniß empor. Es ist ein betrügliches Lotto; die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten.[1]) Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jeden Atomen[2]) les' ich die trostlose Aufschrift: „Vergangen!"

Edwin. Und warum nicht: „Gewesen?" Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe. — Wollmar, an dieser Linde küßte mich meine Juliette zum ersten Mal.

Wollmar (heftig davongehend). Junger Mensch! Unter dieser Linde hab' ich meine Laura verloren.

(Vielleicht Fortsetzungen.) K.

---

1) „Nieten sind der Auszug" (Karl Moor in den „Räubern", 3. Akt, 2. Scene).

2) „jeden Atomen" kann der Dativ des Singulars wie des Plurals sein (s. Goedeke, I. S. 360, und II. S. 353). Die meisten Ausgaben lesen „jedem Atomen".

17.

Schreiben eines schwäbischen Paters an einen Reisenden.[1])

Nach einer halbstündigen Bekanntschaft.

(In den Brief, welcher bis auf die Orthographie getreu von dem Original copirt ist, war ein Amulet eingeschlossen.)

Monsiegnueur,
Herr Bruder!

Versprechen macht halten, Dero Kleiner aufenhalt in meinem Zimmer machte mich Zeithero allzeit errinneret desjenigen, was ich bald zu schickhen Dero wehrtesten Person versprache, Hr. Bruder! Da ist es — belieben sie es nach Dero guten art zu gebrauchen, ich versichere dessen obsorg und in vorfallenten unglücksfällen so wohl im reiten als fahren nebst göttligen schuz jederzeit bewahrt zu seyn. Die hinreys leztens nacher hauf zweifle nit glücklig alf gesund gewesen zu seyn, gott continuire dessen fernere gesundheits-umstände, so werden sie allzeit gesicheret seyn, das ich bin und bleibe meines Hrn. Bruders

G.[2]) den 6. Junij.
1781.

P. S. Mein höfliges Compliment wo es angelegt ist. Um zu conserviren belieben Sie es mit einem Leder zu überziehen und bey sich zu tragen,

Treü-geflissener
Bruder Pater Spl.[3])
Agtiner.

Eben der Pater schenkte dem Reisenden ein Stück Wachs, welches seinen Betheurungen nach die Wunderkraft hatte, daß, sobald man das Eck des Fensters damit bestriche, der Teufel mit seinem ganzen Troß sichtbar hinausfahren müsse. — Auch ein Beitrag zu der gegenwärtigen Mönchenhistorie!

---

1) Aus dem „Wirtembergischen Repertorium" (Erstes Stück. 1782. S. 132—133). Nach einer Aufzeichnung von Petersen ist dieses „Schreiben" von Schiller.
2) Gmünd (Petersen).
3) Spiegel (Petersen).

18.

Selbstrezension der Räuber.

Die Räuber. Ein Schauspiel von Friedrich Schiller.[1])

(Ich nehme es nach der neuesten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim ist vorgestellt worden.)[2])

Das einzige Schauspiel auf württembergischem Boden gewachsen. Die Fabel des Stücks ist ungefähr diese: Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor, ist Vater von zwei Söhnen, Karl und Franz, die sich an Charakter sehr unähnlich sind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talenten und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel liederlicher Brüder, stürzt in Excesse und Schulden, muß zuletzt mit einem Trupp seiner Spießgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hause beim Vater, und da er heimtückischer, schadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Liederlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vortheil zu verschlimmern, seine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachtheiligen Inhalts unterzuschieben und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab und ihn enterbte.

Karl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räubercomplot, wird ihr Anführer und führt sie in böhmische Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Karl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters und hätte auch durch zudringliches Bitten zuletzt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der

---

1) Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (Erstes Stück. 1782. S. 134—164), mit K....r. unterzeichnet; von Körner in die Gesammt-Ausgabe der Werke Schiller's nicht aufgenommen.

2) Wie bekannt, enthält die Bühnen-Ausgabe (Trauerspiel) bedeutende Abweichungen von der Literatur-Ausgabe (Schauspiel). S. d. Anmerkungen auf S. 177—182.

von diesem Schritt Alles zu besorgen hatte, der nebendem noch Absichten auf Amalien hegte, durch eine ersonnene List Alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen seiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freundes von Karln die erdichtete Zeitung vom Tod dieses Letztern zu bringen, und versah ihn hiezu mit den tüchtigsten Documenten. Der Streich gelang; die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbett und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zustand verfiel, den Jedermann für den Tod erklärte. — Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht.— Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen erhärtet hatte, benutzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß und brachte den Vater mit Hilfe seines gedungenen Handlangers in einen abgelegenen Thurm, ihn alldort, fern von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodann in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Karl Moor an der Spitze seiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dolch schreckte die kleineren Tyrannen und autorisirten Beutelschneider; aber sein Beutel war der Nothdurft geöffnet und sein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er sich spitzbübische Dieberei; sein Weg ging gerade; er hätte sich bälder zehn Mordthaten als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Thaten forderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt; aber der zur Verzweiflung gehetzte Abenteurer schlug sich mit wenigem Verlust herzhaft durch und entrann glücklich aus Böhmen. Jetzt verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte und ihn zu dem Entschluß bewog, Vaterland und Geliebte wiederzusehen, welchen er auch schleunig ins Werk setzte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner Büberei. Nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstigen Bestürmungen. Karl erscheint unter einem vorgeblichen Namen — Wilde Lebensart, Leidenschaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht; nur die Liebe, die sich niemals verleugnet, verweilt über dem sonderbaren Fremdling. Sinn-

liches Anschauen überwältigt die Erinnerung. Amalia fängt an, ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verräth sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsichtigen Furcht entrinnt Keines von Beiden. Franz wird aufmerksam, vergleicht, erräth, überzeugt sich und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweiten Mal will er den Arm seines Handlangers dingen, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt. Franz, selbst zu feig, einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche That. Unterdeß war schon der Eindruck von Karl so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß auf Seiten des Ersten vonnöthen war, ihn zu vertilgen. Er mußte Die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte und doch nicht mehr besitzen konnte. Er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Wald. Es war der nämliche, worin sein Vater im Thurme verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Hermann (so hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den er mit Hilfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte, mühsam errettet wird. Karl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurme zu verhungern. Nun entdeckt sich Karl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen und wird hier von den streifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Karl ist gezwungen, sein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater vor Entsetzen stirbt. Auch jetzt ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff, der Glücklichste zu werden; aber die schwürige Bande steht wider ihn auf und erinnert ihn an den feierlich geschwornen Eid. Karl, auch im größten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr besitzen kann, verläßt die Bande, die er durch dieses unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist, daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz

uninteressant fließen, daß es in den Händen eines bessern Kopfs ein Originalstück werden müsse. Fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der Wahl der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte.[1] Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer ebenso großen Dosis von Geisteskraft als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen nach der reinsten Moral durchaus kein Knoten, kein Labyrinth stattfindet; daß sich seine Werke und Schicksale nothwendigerweise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim Ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander[2] sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst Alles ausmacht); außerdem daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen — ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht[3]) — außerdem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe. Denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber; und

---

1) Zu dieser Stelle giebt Schiller noch folgende Anmerkung: „Schriften von H. P. Sturz. In den Denkwürdigkeiten von Rousseau", zu deren Verständniß Goedeke (a. a. O. III. S. V) bemerkt: „Die erste Anregung zum „Fiesko" erhielt Schiller im letzten Jahre seines akademischen Aufenthalts durch die Denkwürdigkeiten J. J. Rousseau's, die H. P. Sturz in der ersten Sammlung seiner Schriften (Leipzig, 1779) bekannt gemacht hatte. Es heißt dort (S. 145 f.): „Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb große Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende giebt, sondern große Tugendhafte und erhabene Verbrecher. In der neuen Geschichte gab es einen Mann, der seinen Pinsel verdient, und das ist der Graf von Fiesque, der eigentlich dazu erzogen wurde, um sein Vaterland von der Herrschaft der Doria zu befreien. Man zeigte ihm immer den Prinzen auf dem Throne von Genua; in seiner Seele war kein anderer Gedanke als der, den Usurpator zu stürzen. Tyrannen, die im Blutvergießen, im Menschenquälen Wollust finden, sind Traumgeschöpfe der Dichter."

2) Mäander ist ein Fluß in Phrygien, der in vielen Windungen fließt.

3) Besonders im ersten Gesang des „Verlornen Paradieses." Vgl. Schiller, „Ueber das Pathetische": „Selbst Milton's Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum ersten Mal umsieht, durchdringt uns dieser Seelenstärke wegen mit einem Gefühl von Bewunderung." — Aehnliches auch in der Vorrede zu den „Räubern" (Werke, II. S. 12 und 19).

Einer, der auch Räuber niederwägt, ein **schleichender** Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisiren, je weniger wir Gehilfen darin haben; daß wir Dem, den die Welt ausstößt, unsere Thränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Crusoe[1]) auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Dies wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die so äußerst unmoralischen Gaunerhorden festbindet. Eben dieses eigenthümliche Corpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formiren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, Alles lockt uns näher zu ihnen. Aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unsern Beitritt — welches zugleich auch unserm Stolze schmeichelt — ihre leichte, unmoralische Schale so lang' beschweren zu müssen, bis sie wagerecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entferntern Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto nähern hat unser Herz mit ihnen. — Ein Mensch, an den sich die ganze Welt knüpft, der sich wiederum an die ganze Welt klammert, ist ein Fremdling für unser Herz. — Wir lieben das Ausschließende in der Liebe und überall.

Der Dichter führte uns also in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unsere Aufmerksamkeit weilt. Wir haben eine so ziemlich vollständige Oekonomie der ungeheuersten Menschenverirrung, selbst ihre Quellen sind aufgedeckt, ihre Ressorts angegeben, ihre Katastrophe ist entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der sittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als ebendenselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern. Eine Rose in der sandigen Wüste entzückt uns mehr als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten. Bei Verbrechern, denen das Gesetz als Idealen moralischer Häßlichkeit die Menschheit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, so wie wir im Gegentheil all unserm Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, Alles

---

1) In Daniel de Foe's weltberühmtem Roman „Robinson Crusoe", dem die Abenteuer eines gewissen Alexander Selkirk zu Grunde lagen, und der unzählige Nachahmer fand. Bei uns ist er am Meisten durch Campe's Bearbeitung eingebürgert worden. (S. „Briefwechsel mit Körner", I. S. 82; „Briefe", I. S. 393.)

in dem Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunstgriff benutzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen schleichenden entgegensetzte, der seine scheußlichern Verbrechen mit günstigerem Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Art legen wir nach unserer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Begünstigten und vermindern sie in der Schale des Bestraften. Der Erste ist um so viel schwärzer, als er glücklicher, der Zweite um so viel besser, als er unglücklicher ist. Endlich hat der Verfasser vermittelst einer einzigen Erfindung den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft. — Der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und Cervantes,*) die durch den eigenen Geist des Dichters nach Shakespearischer Manier in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt sind. In der Vorrede zum ersten Plan ist der Hauptriß von diesem Charakter entworfen. Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preisgiebt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheuerm Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feurig liebt, als sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, als ein Sclave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremd; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! —

---

*) Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote. 1)

1) Eckardt, „Schiller's Räuber erläutert", S. 51 f.: „Petersen erzählt: Den Grundgedanken zu diesem Schauspiel hat Schiller nicht aus sich selbst geschöpft. Die Geschichte des Räubers Roque im Don Quixote u. s. w. führte ihn darauf. — — Cervantes erzählt im „Don Quixote" (Th. II. Cap. 60), wie Dieser mit Roque Guinart zusammentrifft. Derselbe ist ein stattlicher Mann, 34 Jahre alt, der auf gewaltigem Rosse und im stählernen Panzerhemd einer Schaar von vierzig Verworfenen gebietet. Rachsucht hat ihn zum Räuber gemacht, obwol er von Natur sanft, seine Hand lieber mild als grausam ist; durch Verkettung der Umstände ist er auch der Rächer Anderer, der Schützer Hilfloser geworden, die, wie Claudia Forte, ihn und seinen Beistand aufsuchen. Er nimmt in Don Quixote's Gegenwart gefangenen Officieren und Damen nur ein Lehen, nach Rom wallfahrenden Pilgern gar nichts ab und hofft, daß ihm Gott noch einen glücklichen Ausgang aus dem Labyrinthe seiner Verirrungen gestatten werde."

Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen!"[1]) Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben,[2]) sagt er zu einem Freiwilligen:[3]) „Verlaß diesen schrecklichen Bund! — Lern erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh Du hineinspringst! Folge mir! mir! und mach Dich eilig hinweg!" Eben diese Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth und eine erstaunenswerthe Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn umzingelt in den böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner Wenigen eine Armee wirbt. — Den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung und eine rastlose Thätigkeit des Geistes. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fordert, sich zu sammeln, und eine Ewigkeit, sie zu entwickeln![4]) — Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist. Er ging auf wie ein Meteor und schwindet wie eine sinkende Sonne.[5])

Einen überlegenden Schurken, dergleichen Franz, der jüngere Moor, ist, auf die Bühne zu bringen — oder besser (der Verfasser gesteht, daß er nie an die Bühne dachte), ihn zum Gegenstande der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt, als das Ansehen Shakespeare's, des größten Menschenmalers, der einen Jago und Richard[6]) erschuf, entschuldigen, mehr gewagt, als die unglückseligste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es — so gewiß diese letztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendste Phantasie des Caricaturisten hinter sich läßt, so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreuesten Copisten nicht selten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen, so wenig wird sie jedoch diese Idee unsers Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen.

---

1) Moor. „Reue, und keine Gnade! O, ich möchte den Ocean vergiften u. s. f." („Die Räuber", 1. Akt. 2. Scene. — Im Trauerspiel „das Weltmeer" statt „den Ocean".)

2) Solamen miseris, socios habuisse malorum.

3) Kosinsky.

4) „Wenn Du mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließest, den Du aus Deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — — Ich würde dann das schweigende Leere mit meinen Träumen bevölkern und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern." („Die Räuber", 4. Aufz., 5. Auftr.)

5) „Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht! — Moor. So stirbt ein Held." („Die Räuber", 3. Aufz., 2. Auftr.)

6) Jago im „Othello" und Richard III.

Dazu kommt, wenn auch die Natur nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung so unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich dies auch zugeben könnte: sündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze, der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglingsseele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sei so möglich: — wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme Labyrinthe der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verletzen müssen, um sie geringschätzen zu lernen — tausend Rührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? Mit einem Wort, wird er nicht erst alle Auswege versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche non plus ultra mühsam zu erklettern? Die moralischen Veränderungen kennen ebenso wenig einen Sprung als die physischen. Auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu sehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, eh ich ihr eine solche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: „Der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen!" — ich glaub' es nicht, ich denke vielmehr überzeugt zu sein, daß der Zustand des moralischen Uebels im Gemüth eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sei, welchen zu erreichen zuvörderst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation — wenn ich so sagen darf — aufgehoben sein muß, so wie das ganze System der thierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durch einander geworfen sein müssen, eh die Natur einem Fieber oder Convulsionen Raum giebt. Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen, schuldlosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie? Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet. Wir finden zu all den abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund als das armselige Bedürfniß des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffiren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpirt, an den Pranger gestellt hat.

Es sind nicht sowol gerade die Werke, die uns an diesem grundbösen Menschen empören; es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie, — es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion — unser inneres Gefühl empört sich dabei. Aber wir glauben noch immer unter Menschen zu sein, so lang' wir uns

überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjecte, die unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen;*) und doch schüttelt uns dieser Charakter so sehr. Man kann sagen: Dort wissen wir nur die Facta, unsre Phantasie hat Raum, solche Triebfedern dazu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien wol nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt. Unsre Phantasie wird durch historische Facta gefesselt; wir entsetzen uns über den gräßlichen Sophismen; aber noch scheinen sie uns zu leicht und luftig zu sein, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderei; tausend Mordthaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten, ist leicht. Aber es ist eine Herculische Arbeit, einen einzigen Todtschlag wirklich zu begehen. Franz sagt uns in einem Monologen einen wichtigen Grund: „Verflucht sei die Thorheit unserer Ammen und Wärterinnen, die unsere Phantasie mit schrecklichen Märchen verderben und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsere kühnste Entschlossenheit sperren"[1]) u. s. f. Aber wer weiß es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unvertilgbar sind? In der neuen Auflage des Stücks hat sich der Dichter gebessert. Der Bösewicht hat seinen Helfershelfer verloren und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu brauchen. — „Wie? wenn ich selbst hinginge und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? Ein verwundeter Mann ist ein Knabe! — Frisch! ich will's wagen!" (Er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) „Wer schleicht hinter mir? — Gesichter, wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller!" (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) „Durch meine Knochen

*) Man erzählt von einem Spitzbuben in unsern Gegenden, der mit Gefahr seines Lebens Personen, die er nicht einmal kannte, auf die abscheulichste Weise massakrirte. — Wiederum von einem andern, der, ohne einigen Mangel an Nahrungsmiteln zu haben, die Kinder der Nachbarschaft an sich lockte und verzehrte.

1) Diese Stelle aus dem Monologe des Franz Moor (4. Akt, 2. Scene) fehlt in der Bühnen-Ausgabe (Trauerspiel).

Zermalmung! Nein! ich will's nicht thun" u. s. f.[1]) Der größte Weichling kann Tyrann und Mörder sein; aber er wird seinen *Bravo*[2]) an der Seite haben und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft ist dies Feigheit; aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann sind auch die Räsonnements, mit denen er sein Lastersystem aufzustutzen versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn nothwendig veredeln sollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag' und kein Ende![3]) Sonst ist dieser Charakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst. Der Dichter hat Alles gethan, was er thun konnte, *nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte.* Dieser Charakter ist ein eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunarischen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartirt wissen möchte. Seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen. Beim Vater hört man ihn beten, schwärmen neben dem Mädchen und neben dem Handlanger lästern. *Kriechend*, wo er zu bitten hat, *Tyrann*, wo er befehlen kann; *verständig* genug, die Bosheit eines Andern zu verachten, *nie so gerecht*, sie bei sich selbst zu verdammen; an *Klugheit* dem Räuber überlegen, aber *hölzern* und *feig* neben dem empfindsamen Helden; vollgepfropft von schweren, entsetzlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnwitz für einen Verräther hält. „(Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbst gebracht ward:) *Was hab' ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab' eine Lüge gesagt, es sei, was es wolle.*" Endlich in der unglücklichen Katastrophe seiner Intrigue, wo er *menschlich* leidet? — Wie sehr bestätigt dies die

---

1) Iffland commentirte diesen Monolog in seinem „Almanach für Theater ꝛc. ꝛc. auf 1807" und ließ sich ebendaselbst abbilden, wie er die Worte spricht: „Wer schleicht hinter mir?" (Boas, Schiller's Jugendjahre, II. S. 28.)

2) „Bravo" ist ein gedungener Meuchelmörder. Vgl. „Don Karlos", 1. Ausg. (1787), S. 486:

„Das Blut,
Das unsrer Ehre glorreich fließen sollte,
Hat eines Bravo Hand verspritzt."

3) „Doch Kritik und kein Ende!" (Lessing in der „Hamburg. Dramaturgie", 9. Stück.)

allgemeine Erfahrung wieder! Wir rücken ihm näher, sobald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen. Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herabwünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben. Er versuchte durch einen Pinselstrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier, nimm diesen Degen! Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott aus mir!"[1]) Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine, kriechende Seele![2])

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer; man erwartet also billig im Charakter dieser Einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abenteurer steht; wenigstens wird man von den wilden, stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberscenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stücks; der lärmende Waffenton hat den leisern Flötengesang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen, saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen: das sanfte, leidende, schmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zu wenig. Ihr Roman bleibt durch die drei ersten Acte immer auf ebenderselben Stelle

1) Beide Ausgaben haben hier: „jag mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir."

2) Das gilt freilich mehr von der Literatur- als von der Bühnen-Ausgabe. In der letztern stirbt er nicht, sondern wird von den Räubern gefangen genommen. Bei der Literaturausgabe schwebte dem Dichter das Ende Saul's vor (1. Sam., 31. 4): „Da sprach Saul zu seinem Waffenträger: Ziehe Dein Schwert aus und erstich mich damit, daß nicht diese Unbeschnittenen kommen und mich erstechen und treiben ihren Spott aus mir. Aber sein Waffenträger wollte nicht; denn er fürchtete sich sehr. Da nahm Saul das Schwert und fiel darein."

stehen (sowie, beiläufig zu sagen, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt). Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger[1]) aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat; und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder durch einen Andern zu ersetzen. Ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahne auch nicht, was etwa mit ihr geschehen könnte. Kein zukünftiges Schicksal ist angekündet oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur letzten Zeile des — dritten Acts kein halbes Wörtchen von ihr fallen.[2]) Dieses ist schlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist. Aber vom vierten Act an wird er ganz wieder er selbst. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strahle, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken und ist ein Weib neben dem Mann. Die Scene im Garten, welche der Verfasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbstgespräch, worin sie gegen die Liebe zu Karln (der unter einem fremden Namen ihr Gast ist) als gegen einen Meineid kämpft, erscheint er selbst:

Räuber Moor. Ich kam, um Abschied zu nehmen. Doch, Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — bleiben Sie — Glücklich! glücklich![3]) Wären Sie nur jetzt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

R. Moor. Glücklich wären Sie dann gewesen? — Leben Sie wohl![4])

Amalia.[5]) Um Gottes willen! bleiben Sie — Das war nicht meine Meinung! (Die Hände ringend.) Gott! und warum war sie

---

1) Im ersten Druck steht „dem Betrüger".

2) Der Dichter irrt sich hier, vielleicht mit Absicht, über sein eigenes Stück; denn schon in der 2. Sc. des 1. Acts sagt Karl Moor: „Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen." (Werke, II. S. 35.)

3) In der Bühnen-Ausgabe: „O mir Glücklichen" statt „Glücklich! glücklich!"

4) In der Bühnen-Ausgabe steht noch: „(dreht sich plötzlich um zu gehn)".

5) In der Bühnen-Ausgabe folgt hier: „(hält ihn auf)."

es nicht?[1]) — Graf, was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerstören?

R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz so[2]) rein, eh meine Augen Sie sahen! — O daß sie verblindeten, diese Augen, die mein Herz verkehrt[3]) haben!

R. Moor. Mir! mir diesen Fluch, mein Engel! Diese Augen sind unschuldig wie dies Herz.[4])

Amalia. Ganz seine Blicke! — Graf, ich beschwöre[5]) Sie, kehren Sie diese Blicke von mir, die mein Innerstes durchwüthen![6]) — Ihn — ihn selbst heuchelt sie mir in diesen Blicken vor, Phantasie, die Verrätherin. — Gehen Sie! Kommen Sie in Krokodilgestalt wieder, und mir ist besser.

R. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügst, Mädchen!

Amalia (zärtlicher). Und solltest Du falsch sein, Graf? Solltest Du kurzweilen mit meinem schwachen weiblichen Herzen? — Doch wie kann Falschheit in einem Auge wohnen, das seinen Augen aus dem Spiegel gleicht? — Ach! und erwünscht, wenn es auch[7]) wäre! Glücklich, wenn ich Dich hassen müßte! — Weh mir, wenn ich Dich nicht lieben könnte!

R. Moor (drückt[8]) ihre Hand wüthend an den Mund).

Amalia. Deine Küsse brennen wie Feuer.

R. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh — noch ist es Zeit! noch! — Stark ist die Seele des Mannes! — Feure auch mich an[9]) mit Deinem Muth, Mann mit der starken Seele!

R. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier — (das Haupt an ihre Brust gedrückt),[10]) und hier will ich sterben.

Amalia.[11]) Weg! laß mich! — Was hast Du gemacht, Mann? — Weg mit Deinen Lippen![12]) Gottloses Feuer schleicht in meinen Adern. (Sie sträubt sich ohnmächtig gegen seine Bestür-

---

Abweichungen der Bühnen-Ausgabe:

1) „sie das nicht?"
2) „war so".
3) „verunreinet".
4) „Ihre Augen sind unschuldig wie Ihr Herz".
5) „bitte".
6) „empören".
7) „so".
8) „preßt".
9) „Leuchte mir vor" statt „Feure auch mich an".
10) Die Parenthese lautet: „(sein Gesicht an ihren Busen verbergend)."
11) Folgt: „(sehr zerstört)."
12) Hier folgt noch: „(Sie kämpft ohnmächtig gegen seine Bestürmung)."

mungen.)[1] Und mußtest Du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerstören,[2] die dem Tode trotzte? (Sie drückt ihn fester an die Brust.) Gott vergebe Dir's, Jüngling! u. s. f.

Der Ausgang dieser Scene ist höchst tragisch, sowie sie überhaupt zugleich die rührendste und entsetzlichste ist. Der Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Nun ist er mit ihr am Ziele — wo er sie verlassen und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt, war sehr interessant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Scene endet also:

R. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, daß[3] sie Dich von sich stieß!

R. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.[4]

Amalia.[5] O, dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie sei meine Schwester, und dann noch[6] eine bessere Welt —

R. Moor. Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt. — Ewigkeit heißt ihr Name — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter).[7] Sind es Alle, die Dich lieben und Amalia heißen?

R. Moor. Alle — wenn sie wähnen, einen Engel zu umhalsen, und ein Todtschläger in ihren Armen liegt.[8] — Wehe meiner Amalia! sie[9] ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung).[10] Ich beweine sie!

R. Moor (nimmt stillschweigend[11] ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über Dich selber! (und[12] stürzt hinaus).

Amalia (niedergesunken).[13] Karl! Himmel und Erde![14]

Abweichungen der Bühnen-Ausgabe:

1) Diese Parenthese lautet: „(zärtlich und unter Thränen)".
2) „stürzen".
3) „weil".
4) „Unglücklich — weil sie mich zwiefach umarmt".
5) Folgt: „(mit sanftem Schmerz)".
6) „Aber noch giebt es" statt „und dann noch".
7) „leichtfertig" statt „bitter".
8) „einen Todtschläger in den Armen finden".
9) „Meine Amalia" statt „sie".
10) Diese Parenthese lautet: „(im Ausbruch der schmerzlichsten Empfindung)".
11) „stillschweigend" fehlt.
12) „er" statt „und".
13) „(hat den Ring erkannt) Karl! Karl! O".
14) „Karl! Karl! O Himmel und Erde! (sinkt nieder)".

Noch wär' ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man frägt, war es tragisch, daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet? war es in dem gegebenen Falle natürlich? war es nothwendig? war kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das Letzte zuerst antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wäre eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese letzte möglich und schön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerst widrig auf Seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen und sich trösten über das, was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals über Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter selbst und beantworte sich dann gelegenheitlich auch die übrigen Fragen. R. Moor hat Amalien auf einen Stein gesetzt und entblößt ihr den Busen.

R. Moor. Schaut diese Schönheit, Banditen![1] — Schmelzt sie Euch nicht?[2] — Schaut mich an, Banditen! Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt, angebetet! Bis ans Thor des Paradieses bin ich gekommen.[3] — Sollten mich meine Brüder zurückschleudern?

(Räuber stimmen ein Gelächter an.)

R. Moor (entschlossen). Genug! Bis hieher Natur! Jetzt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegen mit Majestät)[4] Euer Hauptmann! Mit dem Schwert wollt Ihr mit Eurem Herrn[5] rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme) Streckt die Gewehre! Euer Herr spricht mit Euch!

(Räuber lassen zitternd ihre Waffen fallen.)[6]

R. Moor. Seht! Nun seid Ihr nichts mehr als Knaben,[7] und ich — bin frei. Frei muß Moor sein, wenn er groß sein will.

Abweichungen der Bühnen-Ausgabe:

1) „Ihr Männer“ statt „Banditen“. Folgt: „(zärtlich traurig)“.
2) „Schmelzt sie Banditen nicht? (nach einer Pause sanfter)“ statt „Schmelzt sie Euch nicht?“
3) Hier steht noch die Parenthese: „(weich und bittend)“.
4) „unbeschreiblicher Hoheit“ statt „Majestät“.
5) „Hauptmann“.
6) Die Parenthese lautet: „(werfen erschrocken ihre Waffen zur Erde)“.
7) „Kinder“.

Um ein Elysium voll[1]) Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil.[2]) — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was Ihr das Herz nicht habt, Größe zu nennen. Der Witz des Unglücks[3]) überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit. — Thaten wie diese überlegt man, wenn sie gethan sind. Ich will hernach davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)[4])

Die Räuber preisen den Sieg ihres Fürsten. Aber nun seine Empfindungen nach der That!

R. Moor. Nun ist sie mein (indem er sie mit dem Schwert bewacht) — Mein[5]) — oder die Ewigkeit ist die Grille eines Dummkopfs gewesen. Eingesegnet mit dem Schwert, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß![6]) — Und er muß süß gewesen sein, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (sterbend im Blut). Süß! (Streckt die Hand[7]) aus und stirbt.)

R. Moor (zu der Bande).[8]) Nun, Ihr erbärmlichen Gesellen! Habt Ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das schon nicht mehr Euer war,[9]) ein Leben voll Abscheulichkeit und Schande. — Ich hab' Euch einen Engel geschlachtet,[10]) Banditen! Wir sind quitt. Auf[11]) dieser Leiche liegt meine Handschrift zerrissen. — Euch schenk' ich die Eurige, u. s. f.

Offenbar krönt diese Wendung das ganze Stück und vollendet den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll zärtlich und schwach sein, und ist klagend und kindisch. Man sieht es

---

Abweichungen der Bühnen-Ausgabe:

1) „der" statt „voll".

2) Hier steht noch die Parenthese: „(er zieht den Degen)".

3) „der Verzweiflung" statt „des Unglücks".

4) Diese Parenthese lautet: „(Er stürzt auf Amalien zu und wirft sie mit einem Degenstoß nieder)".

5) „R. Moor (stellt sich vor Amalien und bewacht sie mit ausgestrecktem Degen). Nun ist sie mein! — Mein!"

6) Hier steht noch: „(Von ihr weg mit stolzen Schritten) Noch manchen Tanz darf die Erde um die Sonne thun, ehe sie eine zweite That wie diese erschwingt. (Zärtlich zu Amalien)".

7) „Sie streckt ihre Hand".

8) Die Parenthese lautet: „(zu der Bande mit Majestät)".

9) Die Stelle: „Habt Ihr noch was zu fordern" bis „das schon nicht mehr Euer war" lautet: „Nicht wahr? So hoch schwindelte Eure Schurkenforderung nie? — Ein Leben habt Ihr mir geopfert, ein Leben, das schon verfallen war —"

10) Hier steht noch die Parenthese: „(wirft den Degen mit Verachtung unter sie)".

11) „Ueber" statt „Auf".

schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Charakter kam freilich dem Dichter zu Statten, um Franzen zum Zweck kommen zu lassen. Aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß, allem Ansehen nach, seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden. Ueberhaupt muß ich in der Kritik dieses Letztern noch nachholen, daß sein Kopf mehr verspricht, als seine Intriguen erfüllen, welche, unter uns gesagt, abenteuerlich, grob und romanhaft sind. So mischt sich in die Bedauerniß über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um Vieles schwächt. So gewiß zwar eine gewisse Passivität des Beleidigten unsern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhitzt als eine Selbstthätigkeit des Erstern, so gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessiren — und wenn diese Hochachtung nicht auf intellectuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht sie sonst? — Auf die moralischen? — Aber man weiß, wie genau sich diese letztern mit den ersten amalgamiren müssen, um anziehend zu sein. Ueberdies ist der alte Moor mehr Betschwester als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und unsrer Meinung nach hätte Dieser, wenn er auch dem zweiten Acte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann, das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben.

In den contrastirenden Charakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Kosinsky, Schweizer ist der Verf. glücklicher gewesen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, Jeder das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Herrmann's, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Acts die beiden Schurken an einander zerschlagen. So wie sich der Charakter Herrmann's erhob, wurde der Charakter des alten Daniel's in Schatten gestellt. [1])

---

1) Vgl. Schiller's Brief an Dalberg, Stuttgart, den 6. October 1781: „Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu und, meiner Meinung

Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben und im Ganzen weniger poetisch sein. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumige Sprache verzeihen wir nur der erhitzten Phantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt sein. Das Mädchen hat mir zu viel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am Wahrsten fühlte und am Durchdringendsten bewegte, sprach er wie Unsereiner. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des deutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeschnitten; die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entstand ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlequins; alle Personen sprechen um viel zu studirt; jetzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften.[1])

---

nach, das ganze Stück werth. Darunter gehören: Herrmann's Gegenintriguen, die Franzens Plan untergraben, seine Scene mit Diesem, die in der ersten Ausarbeitung (nach dem vollkommenen Sinn meines Erfurter Recensenten) gänzlich und sehr unglücklich vergessen worden. Doch hat mein Recensent den Ausgang dieser Unterhandlung anders erwartet; aber ich bin überzeugt, mit weniger Gründen, als ich ihn, so wie er jetzt ist, für recht hielt." — Die Recension erschien im 35. Stück der „Erfurtischen gelehrten Zeitung" 1781. Der Verfasser, der sich mit „—e." unterzeichnete, war der in Erfurt wohlbekannte Dichter Timme. Er sagt in derselben: „In Hermann's Charakter kann ich mich nicht finden. Er ist boshaft und rachgierig genug, um sich von Franzen zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen, und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, der gutherzige Retter der Leidenden. Zum Ersten ist hinlänglicher Grund und Veranlassung da; zum Letzten nicht. Der alte Daniel ist ganz überflüssig; denn zu Franzens Vertrauten schickte er sich durchaus nicht. Wie war es möglich, daß ein so listiger Bösewicht, wie Franz, einem so alten einfältigen, frommen Mann so bedenkliche Aufträge geben konnte? Das ist offenbar Widerspruch. Warum wählte er nicht auch hierzu den Hermann? Hermann hatte ihm blutige Rache gelobt; jetzt war es Zeit, Gebrauch davon zu machen. Das war natürlich, und der Leser wurde einiger langweiliger Scenen zwischen Daniel und Franz und Daniel und Karl überhoben."

1) An diesen Widersprüchen war Schiller unschuldig; Dalberg hatte es so gewollt. Vgl. Schiller's Brief an ihn vom 8. November 1781: „Wenn ich Ihnen

Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet sein. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene.[1] Der Verf. kann vorwenden: Ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern, wär' ein Versehen gegen die Natur — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert?

Nun das Stück von Seiten seiner Moral! — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (besonders, wenn er sie mitbringt); Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich confisciren.

Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen sein; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem württembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis[2]) ebenso lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehen Pferde als meine Frau zur Cur übergeben.

K . . . . r.

---

auf die Frage: ob das Stück nicht mit Vortheil in spätere Zeiten zurückgeschoben werden könnte? meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gestehe ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Charaktere sind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde." Dalberg bestand aber darauf, und so mußte Schiller sich fügen.

1) Vgl. Lessing's „Laokoon", Cap. 1.

2) Brechmitteln.

19.

Anhang über die Vorstellung der „Räuber“.[1])

Das Stück ist zu verschiedenen Malen in Mannheim gespielt worden. Ich hoffe meine Leser zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mittheile, den mir mein Correspondent, der dem Schauspiel zu Gefallen dahin abgereist war, auf Ansuchen darüber geschrieben hat.

„Worms, den 15. Jenner —82.

„Vorgestern endlich ging die Vorstellung der Räuber des Herrn Schiller's vor sich. Ich komme soeben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck, setze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich erstaunen, welche unübersteiglich scheinende Hindernisse der Herr Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publicum das Stück auftischen zu können. Der Herr Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geist Dalberg's beseelt; für alle übrigen, die ich wenigstens kenne, bleibt es nach wie vor ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bei den fünf Acten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Scenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen; man spielte Zwischenacte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche Decorationen waren ganz für das Stück gemacht; Herr Danzy hatte auch die Zwischenacte neu aufgesetzt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Ducaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden, und mich däucht, die Schauspieler hatten sich noch beeilt.

„Doch — Sie werden ungeduldig sein, vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichste Wirkung. Herr Böck, als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des

---

1) Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium“ (Erstes Stück. 1782. S. 165—169), mit N. unterzeichnet.

Affects gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief und nach Maaßgabe seines Laufs ein natürliches schreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Herr Böck für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht sein) am Vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh' ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatte ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den letzteren Scenen als Meister gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstund, das ruchlose N e i n sagen und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken: „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!" [1]) — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knien liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten. — Wenn nur Herr Iffland seine Worte nicht so verschlänge und sich nicht im Declamiren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden. Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer spielte den Hermann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum Mindesten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle; denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delicat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affectationen und ermüdende, weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

„Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — Dieses Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht; er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh sein. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen

1) Vgl. „Die Räuber", 5. Akt, 1. Scene.

können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist dies die beste Gewähr für den Geist des Verfassers. Bald werden wir es gedruckt haben. Herr Hofkammerrath Schwan,[1] der zur Aufnahme des Stücks sehr viel beigetragen hatte und ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben. Ich habe die Ehre, zu sein u. s. f.

N.

---

1) Schiller hatte die Aushängebogen der Literatur-Ausgabe der „Räuber" an Schwan geschickt, und Dieser hatte sie Dalberg vorgelesen (s. Schwan's Brief an Schiller vom 11. August 1781). Schwan verlegte die Bühnen-Ausgabe der „Räuber".

20.

Bücher-Recensionen
aus dem
„Wirtembergischen Repertorium“.

Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. F. Stäudlin. Zu haben bei Cotta.[1])

Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen (Seuche darf ich sie doch nicht nennen; denn man streitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht schon gehabt haben, und Musenalmanache hatten sie doch wol nicht), bei der so empfindsamen Witterung im ganzen Deutschland ist eine württembergische Blumenlese kein Phänomen mehr. Man beschuldigt sonst die Schwaben, daß sie erst anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieser Hinsicht — Gesegnet sei die endliche prophetische Ankunft des schwäbischen Musenalmanachs!

Bücher dieser Art lassen sich nur von drei Seiten ansehen. Entweder sie sind die Freistatt angehender schüchterner Schriftsteller, die hinter dieser Tapete Ruf oder Abschreckung vom Publicum erwarten. Man billigt sie in dieser Rücksicht, nur muß letzterer Gehorsam geleistet und jener — nicht vorausgesetzt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage: Sind denn unser Klopstock und Seinesgleichen wiederum neuerdings begierig worden, das Maaß ihres Genies zu wissen, daß ich auch sie in der Gesellschaft[2]) finde, und lassen sie sich gleich alten Grenadieren im hohen Alter noch messen, um zu erfahren, um wie viel sie zurückschlugen?) — Oder ein Almanach ist der unfläthige Canal, der die Indigestionen der Musen durch die Nasen des Publicums flößt? Pfui ihm, wenn er das wäre! — vielleicht die Bude verlegener Waaren; und da lobte ich mir unsere pfiffigen Schöngeister, die ihren abgestumpften Witz gelegenheitlich bei dieser letzten Instanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles

---

1) „Wirtembergisches Repertorium“, Erstes Stück. 1782. S. 189—192, mit Gz. unterzeichnet.

2) Nämlich in der Gesellschaft der Musenalmanache, aber nicht des Schwäbischen, in welchem keine Beiträge Klopstock's stehen (Goedeke).

und abgetragene Kleider nach Auctionen schickt, um ihrer mit Vortheil noch loszuwerden? — Oder endlich, will man dem schönen Geschlecht ein Präsent damit machen? Unnöthiger Aufwand! Eben das thut ein Bißchen Seife, in Wasser aufgelöst; hübsch durch ein Strohhälmchen dreingeblasen, treibt Bläschen auf, blau, grün, roth, violett und — ei! da freuen sich die Kinder!

Doch daran mag jetzt wahr sein, was wolle, gegenwärtiger Almanach ist immerhin nicht der schlechteste in Deutschland. Mir sind schon Kameraden von ihm zu Gesicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dürften. Wenn also ein Musenalmanach der Maaßstab der Provincialcultur ist, so mag Schwaben sich immerhin getrost an die Sachsen und Rheinländer anreihen. Aber der Heerführer der schwäbischen Musen, Herr Stäudlin, gürtet sein Schwert um, dem ganzen unschwäbischen Deutschland ein Generaltreffen zu liefern, und dieses soll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entscheiden. Audaces fortuna juvat![1]) Mag sich der Ausländer verschanzen, so gut er kann — heißköpfige Nordländer sind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, seine eigene heroische Person einem Gärtner zu vergleichen, der einen Versuch in seinem nordischen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe?[2]) Wahr ist's, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, sehr viel Begießen und Sonnen, — viel ein wohlangebrachter Schnitt — Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten![3])

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequäke der Reimer, hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehrsten Gedichte von Hrn. Thill,[4]) die „Schwermuth"[5]) vom Herausgeber selbst,

1) Virgil. Aeneïs, X. 284.

2) „Sagen Sie mir, ob wir armen Schwaben denn unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen kann." (In der Vorrede des Musenalmanachs.)

3) „Spiegelberg. Ueberhaupt aber, muß ich Dir sagen, macht das Klima nicht sonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das Uebrige, Bruder — ein Holzapfel, weißt Du wol, wird im Paradies-Gärtlein selbst ewig keine Ananas." Die „Räuber", 2. Akt, 3. Scene.

4) Thill war Magister und aus Groß-Heppach. (Goedeke.)

5) Dieß Gedicht „An die Schwermut" ist im Musenalmanach S. 15—20 mitgetheilt.

„Laura“[1]) vom Verf. der „Räuber“, einige Arbeiten von Reinhardt[2]) und Conz,[3]) einige Epigramme von . . . g,[4]) O,[5]) und Armbruster[6]) verdienen den besten ihrer Art an der Seite zu stehen. . . . . g ist für das Sinngedicht gemacht und sollte diese Anlage nicht versäumen. Armbruster ist ganz ohne Bildung; aber er verdiente, gebildet zu werden. Reinhardt's Poesien verrathen die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers (er hat sich auch an eine Uebersetzung des Tibull[7]) gemacht und wird zuverlässig darin glücklich sein). Conz hat den Klopstock studirt und hat einen kühnern, männlichern Ton. Die Uebrigen machen die Masse.

Dem Almanach ist ein Titelkupfer[8]) vorgesetzt und stellt den **Aufgang der Sonne überm Schwabenland vor.** Potz! was wir Zeitgenossen des 178sten Jahrzehends nicht erleben! Der Stäudlin'sche Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte prophezeiht — so sehe doch der Epochemacher zu, daß ihr rother, feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende, und er — in der Finsterniß taumelnd — an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße.

Gz.

---

1) Das Gedicht „Die Entzückung an Laura“.

2) Karl Friedrich Reinhard, Magister, geboren in Schorndorf 1761,, 1802 französischer Gesandter in Hamburg, wurde geadelt, dann in den Grafenstand erhoben, lernte 1807 Goethe in Karlsbad kennen und knüpfte später mit ihm einen Briefwechsel an, der herausgegeben worden ist. (S. Goethe's „Annalen“ vom Jahre 1807.)

3) Karl Philipp Conz, der Jugendfreund Schiller's, geb. 1762 zu Lorch gest. in Tübingen 1827.

4) Chr. Friedrich Haug, Schiller's Freund auf der Militär-Akademie und Mitarbeiter an der „Anthologie“, Epigrammatiker, geb. 1761 zu Niederstotzingen, starb in Stuttgart 1829.

5) O. ist unbekannt.

6) J. M. Armbruster, geb. 1761 zu Sulz, 1775 als Gärtnerzögling in die Pflanzschule aufgenommen, 1779 Gärtner in Hohenheim, später Amanuensis von Lavater, gestorben im Württembergischen 1815.

7) Der Titel dieser Uebersetzung lautet: „Gedichte des Tibull's nebst einer Probe aus dem Properz und den Kriegsliedern des Tyrtäus, in der Versart der Urschrift, nebst einem Anhang von eigenen Gedichten. Zürich, 1783.“

8) Das Titelkupfer war von V. Heideloff (gleichfalls einem akademischen Freunde Schiller's) gezeichnet und von N. Heideloff gestochen.

Nanine oder das besiegte Vorurtheil.

Aus dem Französischen des Herrn von Voltaire von Pffr. Stuttgart bei Mäntler. 1781.[1])

Der Uebersetzer beweist aus dem „Götz von Berlichingen", dem „Hofmeister",[2]) und den „Räubern", daß „Nanine" das einzige Lustspiel in seiner Art sei.[3]) Uebrigens ist die Uebersetzung so gar schlecht nicht, als es die Vorrede schließen läßt. Der Uebersetzer ist ein — Kameralist und findet sich also verpflichtet — den vaterländischen Handelsmann mit Maculatur zu versehen.

Gz.

Kasualgedichte eines Wirtembergers.

Stuttgart bei J. B. Mezler. 1782. 28 Bogen. 8.[4])

Müssen nach dem Zirkel, für den sie ursprünglich bestimmt waren, geschätzt werden; jeder Andere, als der die Beziehungen und locale Anspielungen versteht, wird einseitig und ungerecht davon urtheilen. Der Verfasser, ein vortrefflicher Kopf, hat seine eigene komische Laune, die ihn unstreitig zu etwas Besserm als Kasualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen sich selbst wäre. Schade, daß er sein herrliches Dichtertalent an dem unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verschwendet; wir hätten aus seiner Feder einen guten komischen Roman zu erwarten. Sein Witz ist munter und treffend; seine Verse fließen frei und harmonisch; seine lebhafte Phantasie arbeitet

---

1) „Wirtembergisches Repertorium", Erstes Stück. 1782. S. 192, mit Gz. unterzeichnet.

2) Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie. (Von Johann Michael Reinhold Lenz.) Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1774.

3) Der Schluß ist insofern auffallend, als „Götz von Berlichingen" und „Die Räuber" keine Lustspiele sind.

4) „Wirtembergisches Repertorium", Erstes Stück. 1782. S. 196—198, mit Gz. unterzeichnet.

auch aus dem kärglichsten Gegenstand Interesse hervor. Mehr Kasualgedichte von diesem Werth könnten uns mit diesen Bastardtöchtern der Musen versöhnen. Weniger glücklich ist der Verf. in Elegien; wo er tragisch sein will, wird er oft gothisch und burlesk, prosaisch, wo er erhaben sein soll. Gleich das erste Gedicht auf den Tod seines Vaters ist ein Beweis davon, das, so kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch biblische Ausdrücke und gemeine Redensarten hie und da von seinem poetischen Werthe verliert.

Eben dieses Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an: Er fordert ein Lied von dem Schmerzen —

„Ein Waisenlied, nicht, wo die Trauer prahlt,
Der Gram sich zeigt, und Boy [1]) wie Flitter strahlt,
Und an der Gruft, so lang' die Lampen scheinen,
Die Muse weint, wie Klageweiber weinen.

„Mein Vater stirbt! Mein Vater! Welcher Raub!
Blut, werde Du, wie seins, zu Todtenstaub!
Du, Puls, zum Erz, Du, fleischern Aug', zum Steine!
Wo nicht, o Gott! so dulde — daß ich weine!

„Und Du — ach Du! Wenn droben Pausen sind,
So höre jetzt! — Nein, höre nicht Dein Kind!
Und fahre fort, am hohen Lied zu trinken,
Du flogst zu hoch, zum Gram herabzusinken."

Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegischen Gedichten auszuzeichnen (die komischen muß man ganz lesen, die Wahl würde mir auch zu schwer sein, unter so vielen guten das beste zu finden). Die versprochene Stelle kommt aus einem langen historischen Gedicht, worin der Verf. eine unglückliche Reise beschreibt. Der Wagen hatte umgeschlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen: —

(S. 397:) „Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte sein gebrochnes Rohr. —

„Zweifach war des Rohres Bruch,
Schauervoll des Mannes Spruch:
„„Herr, da sieht Er meinen Fuß;
Sag Er, ob ich sterben muß!""

1) „Boy, ein tuchartiges Gewebe, in Deutschland am Häufigsten von schwarzer Farbe, daher gemeiniglich zur Trauer gebraucht und den Dichtern als ein Sinnbild dieser Empfindung, leider, nur gar zu oft bekannt." (Adelung.)

„Winselnd streckt er dann den Arm,
Mich zu fassen: „„Gott erbarm'!
Sieben Kinder! Dieser Fuß!
Glaubt Er, daß ich sterben muß?““

An dergleichen vortrefflichen Schilderungen ist dieses Gedicht, so wie viele andere, fruchtbar. Doch hätte mir im Ganzen eine strengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfasser scheint sich in die Alten studirt zu haben und wenig auf das Lesen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht thue, entscheid' ich nicht. — Doch ist das gewiß, er wird auf diesem Wege gewisser zum Ziele kommen als sein Herr Vorgänger in dieser Bibliothek[1]) — — auf dem andern.

Schließlich lege ich den Lesern eine schon oft gemachte Frage vor: Warum unterdrücken unsere bessern Köpfe so oft ihr glücklichstes Talent, mit dessen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeschrei macht — Ist es schwäbische Blödigkeit? Ist es Zwang ihrer Lage?

Gz.

Vermischte teutsche und französische Poesien, von *.

Vermehrte und verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig. (Oder eigentlich: Stuttgart und Tübingen.) 1782. 8. 7 Bogen.[2])

Von der ersten Auflage[3]) habe ich weder gesehen noch gehört, ich nehme also so lange das Buch für neu. Der anonymische Verfasser gab nur in Nebenstunden den Musen Gehör; er fand an soliden Wissenschaften mehr Geschmack, hat Philosophen und Mathematiker studirt und hätte, wie es scheint, gern, daß dies auch seine Leser wüßten. So lang' er also nicht für die Dichtkunst allein vorhanden zu sein ausgiebt, so lange bleiben seine Verse

---

1) Man erinnere sich, daß diese Recensionen aus dem Anhange zum „Repertorium“ stammen, der den Titel „Bibliothek“ führte. — Unter dem „Vorgänger“ ist wol Pfeiffer zu verstehen; denn die Lectüre der Franzosen wollte Schiller damals durchaus nicht behagen.

2) „Wirtembergisches Repertorium“, Erstes Stück. 1782. S. 205—208, mit Gz. unterzeichnet.

3) Von dem Verfasser, Joh. Christoph Schwab, waren früher „Zwölf Gedichte von ***. Bern 1775“ erschienen.

lobenswerth und gut; falls er aber seinen alten Beruf zum Helikon weiter urgiren wollte, hätten wir einige Bestellungen an ihn, wie folgt:

Allerdings sind seine Poesien rein, angenehm und fließend versificirt. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung und ebenso wenig an Gedanken — aber neu sind sie eben nicht, selbst nicht in der Form. Originalität muthet man freilich nicht Jedem zu, aber überrascht will man doch sein. Ich meine das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche als starke Empfindung, einen mildern, gemäßigtern Schwung der Phantasie (nicht den feurigen, heftigen unserer Kraftmänner, der mehr umreißt als rührt), gute Lectüre und ein metrisches Ohr. Die Gedichte an seine Daphne sind voll herzlicher, süßer Empfindungen und verdienen, von Jedermann gelesen und empfunden zu werden. Freilich mag das Publicum das große und warme Interesse dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er selbst nicht vorbeiläßt anzumerken. Die Ode, Stimme der Philosophie, hat etliche sehr glückliche Strophen, die ich beinah hier beisetzen möchte. Das Brautgedicht des Verfassers, sein Dasein, und einige Sinngedichte haben uns sehr wohlgefallen, ob sie schon nur mir allein hätten gefallen sollen.

Was der Verfasser mit Misogallen[1]) will, verstehen wir nur halb. Gute französische Poesien wird kein Deutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten sein, der den Geschmack seines Vaterlandes mit dem Dreschprügel rettet.

Was aber die französischen Poesien des Herrn Verfassers betrifft, so kommt es mir hiebei ein klein Wenig verdächtig vor. Es ist wahr, er kann sein Französisch so ziemlich (und wie? wenn wir eben das bei dieser Gelegenheit hätten erfahren sollen?); aber zuweilen scheint es auch nur ein schlauer Behelf zu sein, Werkeltagsgedanken mit gallischen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une belle
N'est pas un petit malheur."

Das fließt ja scharmant im Original! Der Deutsche hat die

1) Franzosenfeinden.

üble Gewohnheit, seine Meinung von der Brust weg zu sagen; er drückt also diesen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeständigkeit einer Schönen
Ist kein kleines Unglück."

Der Fuchs finde die Poesie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump deutsch:

„Aber das Ding bei Nahem besehen,
Bist Du vielleicht, wenn man Alles rechnet,
Selbst die Ursache
Ihrer Untreu'."

Da hat's der Herr! Hätte sich das nicht besser französisch sagen lassen?

„Mais voyons de près la chose,
Peut-être, tout bien compté,
Tu seras toi-même cause
De son infidélité."

Sonst hab' ich an dem Verfasser noch wahrgenommen, daß er sein Publicum gar zu einfältig voraussetzt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht Alles begreiflich macht! In seinem Gedicht an die Genfer ist er gar zu besorgt gewesen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverän gemacht haben, wenn er sich auch die Note erspart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jacob Rousseau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Genève ist ausgebrütet worden, so müssen dort wol nicht alle Gedanken so römisch sein.

Gz

Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben.

Drittes Stück. Augsburg bei Stage. 1782. 17 Bogen in 8.[1])

Pardon dem Herausgeber!
Er will ja aufhören.

H.

---

1) „Wirtembergisches Repertorium", Erstes Stück. 1782. S. 208, mit H. unterzeichnet.

21.

Selbstrecension der Anthologie.

Anthologie auf das Jahr 1782.

Gedruckt in einer Buchdruckerei zu Tobolsko. Mit einem schönen Apollokopf. 18 Bogen. 8.[1])

Schon wieder eine württembergische Blumenlese? — Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra![2]) Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern gespielt, husch! springt schon ein zweiter, großer und trotziger, aus dem Rumpfe. —[3]) Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren Entrepreneurs nicht alle verfallen! Auch den Norden verschonen sie nicht und beschmutzen das schuldlose Sibirien mit ihrer poetischen Tinte. Warum der Anthologist sein Vaterland verleugnet, mag er wissen. Sonst trompetet er sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anspielung ist: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones." In der Vorrede wird verhoffentlich über die andern Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft und auf den schwäbischen Almanach, als den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Herrn Städele[4]) nicht hold sein und zupft ihn, wo er kann; mag er Recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeschrieben, und der Autor verräth sich, daß er ein Arzt ist.

Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura[5]) gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da be-

1) Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (Erstes Stück. 1782. S. 214—216), mit Gz. unterzeichnet.

2) In Goethe's „Götz von Berlichingen" (3. Akt): „Kaiser. Wieder neue Händel! Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra."

3) Der Kampf gegen die Lernäische Hydra wurde dem Hercules dadurch erschwert, daß immer ein neuer Kopf an der Stelle des abgeschlagenen emporsprang.

4) Schwäbische Aussprache für „Stäudlin". (Vgl. Strauß, Schubart's Leben, I. S. 433.)

5) Diese acht Gedichte sind: 1) „Phantasie"; 2) „Laura am Klavier"; 3) „Die seligen Augenblicke" (Entzückung); 4) „An die Parzen"; 5) „Vorwurf"; 6) „Meine Blumen" (Die Blumen); 7) „Das Geheimniß der Reminiscenz"; 8) „Melancholie". Den „Triumph der Liebe" hat Schiller nicht mitgezählt.

merke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle, in Platonischen Schwulst verschleiert.[1]) Das Gedicht „An Rousseau", die „Elegie auf einen Jüngling", „An die Sonne", „An Gott", „Größe der Welt", „In einer Bataille", „Die Freundschaft", „Fluch eines Eifersüchtigen", „Die schlimmen Monarchen"[2]) u. s. f. enthalten starke, kühne und wahr poetische Züge. Zärtlich weich und gefühlvoll sind „Die Kindsmörderin", „Der Triumph der Liebe" (wahrscheinlich auf Veranlassung der Nachtfeier der Venus von Bürger geschrieben), „An mein Täubchen", „An Minna", „Morgenphantasie", „Der Unterschied", „An Fanny", „An den Frühling".[3]) In einigen andern, als z. E. dem „Fragment an einen Moralisten", vorzüglich den „Kastraten und Männern",[4]) der „Vergleichung" und einigen Sinngedichten fällt ein schlüpfriger Witz und Petronische[5]) Unart auf. Einige darunter sind launisch und satirisch, als „Bacchus im Triller", „Der hypochondrische Pluto", „Die Rache der Musen", „Bauernständchen"[6]) u. s. f. Doch sehr oft ist der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen sind fast alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erstickt. Die meisten der „Sinngedichte" scheinen mehr da zu sein, die Lücken zwischen größern auszufüllen, und sagen nichts. „Der wirthschaftliche Tod", „An den Galgen zu schreiben", „Spinoza", „Die Alten und Neuen"[7]) und einige wenige sind treffend und gut. Auch merke ich, daß sich ein Verfasser[8]) hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohlgethan; aber so gar fein ist dieses Stratagem eben nicht

1) Dies gilt besonders von dem „Geheimniß der Reminiscenz", dessen Grundgedanke aus Plato's „Gastmahl" entlehnt ist.

2) Mit Ausnahme des Gedichtes „Fluch eines Eifersüchtigen" sind alle hier gelobten Gedichte von Schiller. Das Gedicht „In einer Bataille" hat jetzt die Ueberschrift „Die Schlacht".

3) Die meisten dieser Gedichte sind gleichfalls von Schiller. Das Gedicht „Morgenphantasie" hat jetzt die Ueberschrift „Der Flüchtling".

4) Die Gedichte „An einen Moralisten" und „Kastraten und Männer" (Männerwürde) sind ebenfalls von Schiller. — Ueber das Gedicht „Vergleichung" s. Boas, „Schiller's Jugendjahre", II. S. 181.

5) Petronius Arbiter, ein Schriftsteller aus der Zeit Nero's, schrieb einen sittenlosen Roman „Satyricon".

6) Auch diese Gedichte mögen wol alle von Schiller sein. „Der hypochondrische Pluto", mit P. unterzeichnet, wird Hoven zugeschrieben.

7) Von diesen Gedichten ist wol nur „Spinoza", mit O. unterzeichnet, von Schiller. Vgl. Boas, „Schiller's Jugendjahre", II. S. 182 f. Die Verfasser der übrigen sind unbekannt.

8) „Also nur ein Verfasser, der sich dieser Kriegslist bediente", bemerkt Boas (a. a. O., II. S. 214) zu dieser Stelle. Die am Meisten beglaubigten Chiffern Schiller's sind: Y., M., W. D., O., R., W.

ausgefallen. Viele Stellen sind von edelm Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine strengere Feile wäre indeß durchaus nöthig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl. — Aber das Buch mußte eben d i c k werden und seine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen[1]) und Gänseblumen bindet? — Dessen ungeachtet hat diese Sammlung manche ihrer Schwestern in Schatten gestellt, und zu wünschen wäre es immer, daß Deutschland mit keiner schlechtern heimgesucht würde. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstands nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprellen; — möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen K l e i s t, U z und G e l l e r t[2]) wieder zur Hand nehmen; — möchten sie — doch was sollten sie nicht Alle mögen! Unsere modischen Scribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entrée zu bekommen. — Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht, jedermänniglich zu gefallen, hätte, schlimm betrogen zu finden; denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.

Gz.

---

1) Stäudlin, der sich nicht vorstellen konnte, daß dieses freimüthige Urtheil von Schiller selbst herrührte, wurde von diesem Ausdruck zu folgendem Epigramm begeistert, mit welchem er dem Recensenten secundiren wollte:

> „Ein Dichter band 'mal einen Blumenstrauß
> Von Oden, Liedern und Satiren,
> Und bracht' ihn, wie sich's that gebühren,
> Apolln zum Opfer dar! — Fi! sprach Der, wie heraus
> Das Unkraut stinkt! das rott' Er förderst aus!
> Erlauben Sie, rief stotternd der Poet,
> Das Pflänzchen heißt — Originalität."
> („Schwäbische Blumenlese für 1783", S. 36.)

2) Diese drei Dichter gehörten bekanntlich zu Schiller's Lieblingen in seiner Jugend.

22.

Schreiben über einen Versuch in Grabmälern nebst Proben.[1])

Meine Beschäftigung hat eigentlich blos Deutsche zum Gegenstande, die durch Verdienst, durch Unglück und durch Größe merkwürdig und interessant sind. Diejenigen, welchen ich bereits nachgesonnen habe, sind Kaiser Karl der Große, Herzog Ernst von Gotha, Franz von Sickingen, Luther, Melanchthon, Leibnitz, Thomasius, Spener, Klopstock, Haller, Lambert; von Württembergern aber insbesondere sind es Herzog Christoph, Keppler, Valentin Andreä — und von jetzt Lebenden — ein Landgeistlicher. —

Um Ihnen meine Behandlungsart in etwas anschaulich zu machen, setze ich hier die Beschreibung einiger Grabmäler als Proben her.

Luther.

Ueber seinem Sarge, der an der Wand auf einem Felsen steht, ist hinter der aufgeschlagenen Bibel der Sonnen-Aufgang in musivischer Arbeit gemalt. Ein starke Guirlande von Eichenlaub und Palmen bekränzt Sarg und Medaillon.

Die Inschrift heißt:

MARTINVS LVTHERVS
IN TERRA NOTVS
ET COELO ET INFERNO.

Das Denkmal steht auf einem freien, erhabenen Platz.

Keppler.

Die Urne, mit mathematischen Instrumenten umgeben, steht auf einem vollkommenen Würfel, wo in einem Basrelief Keppler vorgestellt ist, welchem die in die Sphären deutende Astronomie Flügel giebt. Newton folgt der Fackel nach, die ihm Keppler darhält. Im Vorgrund sitzt das Glück, das Kepplern den Rücken kehrt. Auf der entgegengesetzten Seite weint die Nach-

1) Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (Zweites Stück. 1782, S. 221 ff.). S. oben Vorbemerkung, S. 29.

welt, und auf den zwei andern Seiten sind seine Werke mit Lorbeern umwunden.

IOANNES KEPPLERVS
FORTVNA MAIOR
NEVTONI
PER SIDERA
DVCTOR.

Der Platz ist in einer einsamen, melancholischen Gegend.

Haller.

Ueber dem Sarge zerreißt die Philosophie den Schleier, der über die Natur herabhing. Seine Werke, mit Lorbeer in den Schlangenstab und eine Leyer gebunden, liegen auf dem Sarge umher. Auf der entgegengesetzten Seite weint Hygiäa[1]) über sein Medaillon hin.

Die Inschrift heißt:

CORPORI LEGES
ANIMO OFFICIA
ASSIGNAVIT.

Der Platz ist auf einem Hügel außer dem Kirchhof.

Klopstock.

An einer hohen, einfachen Pyramide, worauf seine Urne steht, über welcher ein Adler ruht, der zum Himmel sieht, hängt die Religion eine Harfe auf. Vor der Religion liegt kniend mit zerbrochenen Ketten Abbadonna,[2]) der mit der rechten Hand das Kreuz faßt, mit der linken auf das Medaillon hin zeigt. Am Fuß der Pyramide steht die Inschrift:

GRATIAM
CECINIT
TERRIS ET INFERIS.

Der Platz ist seinem Wunsche nach in einem feierlichen Eichenhaine.

J. A—l.[3])

(Die Fortsetzung künftig.)

---

1) Die Göttin der Gesundheit.

2) In Klopstock's „Messias“ der bereuende Teufel, der beim Weltgerichte begnadigt wird.

3) Jacob Atzel. S. oben Vorbemerkung, S. 29.

23.

Eine großmüthige Handlung,

aus der neuesten Geschichte.[1])

Schauspiele und Romane eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Gluth, worein es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puff's[2]) bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiß, ob nicht eben diese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsre Existenz in der wirklichen untergräbt? Wir schweben hier gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zweien Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. Ich hoffe, daß sie meine Leser wärmer zurücklassen werde als alle Bände des Grandison[3]) und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb.,[4]) hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr. verliebt, ohne daß der Eine um des Andern Leidenschaft wußte. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön und zur Empfindung geschaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil Keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniß, und so hintergingen sich Beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

---

1) Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (Zweites Stück. 1782. S. 268—273), mit **33**. unterzeichnet.

2) Eine Person aus dem, später in den „Xenien" verspotteten, Roman von Hermes: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen." Leipzig 1769—1773.

3) „Geschichte Herrn Carl Grandison. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa." Der Verfasser ist S. Richardson.

4) S. oben Vorbemerkung, S. 29.

Schon war die Liebe eines Jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affect, der im Geschlechte der Menschen beinah so grausame Verwüstungen angerichtet hat als sein abscheuliches Gegentheil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wol von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschließend für Einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampf der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen so allzeit fertig entscheiden und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß Du mein Mädchen liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe Du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, daß ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie Dein, und der Himmel segne Deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh auch Du hin — und thu ein Gleiches!“ [1])

Er verließ jählings Deutschland und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahinschwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam; dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Aerzte zweifelten für sein Leben; nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wiederzugeben, riß ihn mühsam aus den Armen des Todes. Halb verwest, ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers, kam er in seiner Vaterstadt an, — schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders. „Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß Der im Himmel. — Mehr kann ich nicht.“ Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da: „Bruder, Du trugst

1) Ev. Lucä, 10. 37.

Deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen, ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich Dir weiter schreibe! Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als Du, — in Gottes Namen, so sei sie Dein, und der Himmel segne Eure Liebe! Bin ich es nicht, — nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl! Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia" — Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Am Herzen Dieses zerrten beide: Liebe und Verlust des edelsten Mannes.[1]) Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Packet. Es war eine vollgiltige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte.

Der Ueberwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen: „Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich Deiner und unsrer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuen Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert; Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen; Dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein ist das Fräulein. Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder! Bruder! Schwer wälze ich sie auf Deine Seele. Vergiß nicht, wie schwer sie Dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt Deine junge Liebe Dich lehrt — Behandle sie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den Deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl! Schreibe mir nicht, wenn Du Deine Brautnacht feierst! Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich Du bist! — Meine That ist mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird."

1) Diesen Satz, von den Worten „Am Herzen" ab, änderte Körner wie folgt: „Auf den zurückbleibenden stürmte die Liebe und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes."

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen. — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrautesten[1]) das unglückseligste Geheimniß ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia und gedieh zum glücklichen, glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

33.

---

1) „Damit ist ohne Zweifel Frau Henriette von Wolzogen geb. Marschall gemeint." (Goedeke.) Siehe oben Vorbemerkung, S. 29.

24.

Der Jüngling und der Greis.

Versuch eines Nichtstudirten.[1])

Selim. Wie der Strom in der Ferne braust, während der Sturm sich sammelt! Ein begeisterndes Getöse, eine Thatenahnung; Almar, die Seele schwillt mir.

Almar. Jüngling, warum weilt Dein Auge nicht lieber an jener noch heiteren Strecke des Himmels, Dein Ohr nicht am sanften Gemurmel dieser Quelle?

Selim. Oft war Ruhe meine Sehnsucht; ich nannte mich thöricht, nach Phantomen zu jagen, die gleich den Hydraköpfen bei ihrem Untergang wiederum gefährlicher hervorschießen.[2]) Aber, o Almar! was sind wir für zweideutige Geschöpfe! Ruhe ist nicht die Bestimmung unserer Natur; unaufhaltsam lispelt und ruft eine geheime Stimme nach unbekannten, dunklen Scenen. Unter grauen Haaren würd' ich mich feige schelten, hätt' ich, gleitend ins unbekannte Land, nur die Hälfte meines Wegs zurückgelegt, indessen vorwärts und um und um Regionen blüheten, die ich öde gelassen.

Almar. Ich bedaure Dich, mein Lieber! Dein Kopf ist noch von Romanen erhitzt; Deine Ideen von Bestimmung und Thätigkeit sind Irrwische. Sieh! die Natur läßt überall Rosengebüsche wachsen und lehrt die Unschuld ihren frohen Gesang; werden glänzende Trophäen oder das Triumphgetön der Trompete unser Leben besser verherrlichen als jenes? Deine eitlen Wünsche, glaub es einem Greisen, sind nicht in Dir entsprossen, und ein Traum wird Dich verzehren.

Selim. Eine Moral, die ich oft gehört habe, die aber allein für Dich paßt, in Deiner sich neigenden Natur entspringt; verzeihe mir dieses Wort, mein Vater! Bist Du glücklich, Almar? Wünschest Du nichts mehr?

Almar. Ich bin glücklicher, weil ich genügsamer worden bin.

---

1) Zuerst gedruckt im „Wirtembergischen Repertorium" (Zweites Stück. 1782. S. 387—390), mit Schlln. unterzeichnet.

2) Vgl. oben S. 197, Anmerkung 2.

Selim. Armer! dies ist Dein Glück, daß Du nicht siehst, was Du am Tausche verlorst. Du bückst Dich nicht mehr nach der Blume, weil Deine Nerven starr worden sind. Du wähnst Dich glücklich, weil Du es nicht mehr in einem hohen Grade sein kannst. Laß mich warm davon reden; ich zittre vor dem Augenblick, wo ich ohne Wunsch und Hoffnung entschlummern und erwachen müßte. Unaufhaltsames Streben ist das Element der Seele. Beim Worte Genügsamkeit zersplittern die Stufen in der unendlichen Leiter der Wesen. Dieser Durst, diese Unruhe, mein Schmerz über meine Schwachheit entschleiert meine Hoheit. Ich weine, nur ein Mensch zu sein; ich jauchze, ein Gott sein zu können.

Almar. Und Du bist nur ein Sklav. Sieh die Fläche des Flusses, er ist jedem Säuseln preisgegeben, und der Wind jagt ihn über die Ufer.

Selim. Aber ohne Säuseln und ohne Sturm würden seine Wasser verderben. Es giebt Minuten, wo mein Geist stillen Gewässern gleicht; kein wohlthätiger Wind vermag das drückende Gleichgewicht aus einander zu schaukeln; der Puls der Natur macht eine Pause; gekrümmt über mich selbst, winde ich mich rastlos wie Einer, der im Grab erwacht; ein Insect erbittert mich; ich suche dann mit Gewalt mein Leben wieder; ich vegetire in einem hohen Grade, ich schwelge.

Almar. Du sprichst so viel von Wünschen und Streben; wo bleibt dann Dein Genuß? Nach Deinen Paradoxen wird dessen Fülle wol ein Unglück sein.

Selim. Allerdings, wenn sie anhaltend wäre. Wenn Du's überlegst, ist nur die Ahnung, die Hoffnung des Genusses die Würze des Vergnügens; der Genuß selbst ist sein Tod. Im Arme des schönsten Mädchens bin ich am Meisten zu bedauern, wenn ich am Nächsten der höchsten Wonne bin. Dieses scheint mir das schönste Vorrecht des Menschen zu sein und ein wesentlicher Unterschied vom Thiere. Ich wünsche und ahne den Genuß und bin glücklich. Dem Thiere behagt es blos, wenn es genießt.

Almar. Jetzt ertappe ich Dich auf einem Widerspruch. Du jagst einem Ziele nach, das Du zu erreichen fürchtest.

Selim. Ich fürchte es nicht; aber die Seele hört auf zu glühen; die Schwingen der Imagination sinken am Ziele; der Zauber verschwindet; der Tumult von Associationen macht der dringenden, lauten Wirklichkeit Platz; die Seele ist dann am Meisten leidend und am Wenigsten glücklich. Ich fürcht' es nicht, Almar, weil neue, erhabnere Ziele mir wieder entgegenwinken;

meine Laufbahn ist die Ewigkeit. Durch die Hoheit und Zahl meiner Wünsche werd' ich mich in der Geister Gewühl stehlen, die nach der Gottheit hin zücken.

Almar. Halt ein, Schwärmer, nun hab' ich Dich, wo ich wünschte; Du sagtest, der Zauber verschwinde am Ziele Deines Wunsches; Du hast also ein leeres Phantom verfolgt.

Selim. Aber der Weg war nicht verloren, und laß es auch Phantomen sein, wenn nur mein Schöpfer mir eine glühende Seele nach ihnen gab. Wehe dem Frechen, der mit frevelnder Hand den Schleier wegzieht[1]) von diesem magischen Tumult! Er kommt dem Alter in diesem traurigen Vorrecht zuvor. Elysium sinkt ihm zu einem Küchengarten herab.

Almar. Lebe wohl, Träumer! das nächste Mal werd' ich reden, und Du wirst mir antworten, wenn Du unterdessen auf Deinem Fluge in keinen Sumpf stürzest. Ich gehe in meinen Garten, um mich am wiederkehrenden milden Sonnenschein zu weiden.

Selim. Ich weine, Elysium zu ahnen und nicht zu finden. Du lächelst noch aus Lust; aber vor Lust weinst Du nicht mehr.

Schstn.

---

1) Vgl. das Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais".

Zweites Buch.

1783—1785.

(Mannheim.)



Uebersicht des Inhalts.

Schiller's Hoffnung, in Mannheim eine Stelle als Theaterdichter zu finden, scheiterte zunächst an dem Bedenken, welches Dalberg trug, einen Flüchtling, der möglicherweise die Ungnade des Herzogs von Württemberg sich zugezogen hatte, offen zu begünstigen. In der stillen Einsamkeit von Bauerbach, wohin sich Schiller von dort aus wandte, wurde sein drittes Drama, „Kabale und Liebe", vollendet, der Plan zum „Don Karlos" entworfen, mehrere andere dramatische Süjets in Erwägung gezogen. Dalberg erfuhr durch Schiller's Mannheimer Freunde von der fruchtbaren Thätigkeit unsers Dichters, und da auch eine Verfolgung von Seiten des Herzogs nicht länger zu befürchten war, so suchte er ihn für sein Theater zu gewinnen und bot ihm auf ein Jahr eine Stelle als Theaterdichter an. War auch das Gehalt nur spärlich, so hatte Schiller doch seine Gründe, dieselbe anzunehmen.

Erster Abschnitt.

Der Theaterdichter.

Dem von Dalberg gestifteten und sehr segensreich wirkenden Theater-Ausschuß trat Schiller Mittwoch, den 15. October 1783, wo derselbe seine dreizehnte Sitzung hielt, bei und trug in der sechzehnten Sitzung desselben, den 14. Januar 1784, vor:

25. Referat über „Kronau und Albertine, nach dem Französischen."

In der siebzehnten und achtzehnten Sitzung vom 2. April und 14. Mai (1784) bekam Schiller zur Beurtheilung zugetheilt: „Der englische Spion" (von Franz Michael Vierthaler), „Tugend ist nicht immer Tugend", und „Cleopatra und Antonius" (von H. v. Ayrenhof), deren Beurtheilung er jedoch schuldig blieb. Er wohnte nur noch einer rasch extemporirten Sitzung vor der plötzlich eintretenden Abreise Dalberg's bei (am 28. Mai), und in der zwanzigsten

Sitzung vom 17. November 1784 zeigte der Regisseur Rennschüb an, „daß der ehemals bei hiesigem Theater als Dichter gestandene Herr Schiller eine Zwei-Monatschrift, unter der Benennung „Rheinische Thalia“ dem Publicum angekündigt habe.“ So schreibt A. Schloenbach im Dresdner Schiller-Buch S. 146—147. Doch sollen, nach A. v. Keller (Beiträge, S. 42), in Mannheim noch mancherlei Papiere von Schiller aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts verwahrt werden, darunter Kritiken über Stücke, welche dem Theater zur Aufführung eingesandt worden sind. Von einer Veröffentlichung derselben hat bisher noch nichts verlautet.

Der Contract wurde nach Ablauf des Jahres, weil Schiller nur zwei von den drei versprochenen Stücken hatte liefern können (das dritte, der „Don Karlos“, war noch nicht vollendet), nicht wieder erneuert, und Schiller sah sich, um zu existiren, zum zweiten Male auf das Fach der Publicistik angewiesen. Gewissermaßen den Uebergang dazu aus seiner früheren Stellung machen die beiden folgenden Nummern:

26. Ueber Iffland's Spiel des „König Lear“.

Schiller legte dieses Referat einem Briefe vom 23. August 1784 an den bekannten Dichter Göckingk bei, mit der Bitte, dasselbe in sein „Journal von und für Deutschland“ aufzunehmen, und trug sich ihm damit zum Mitarbeiter an. „Lassen Sie mich wissen,“ schreibt er ihm, „wo und wie ich Ihnen am Brauchbarsten sein kann, und verlassen Sie Sich auf meinen thätigsten Antheil. Wahrscheinlich haben Sie in Mannheim Ihren Correspondenten schon; doch könnte es leicht sein, daß dieser oder jener Artikel von einem Andern vollständiger und richtiger angegeben würde.“

27. Plan zu einer dramaturgischen Monatsschrift.

Dieser auf Dalberg's Anregung entstandene Entwurf war einem Briefe Schiller's an Dalberg (vom 2. Juli 1784) beigeschlossen.

Die von Schiller von der Theater-Intendanz für die projectirte Monatsschrift geforderte Unterstützung von 50 Ducaten wurde nich bewilligt, und die Ausführung des Unternehmens unterblieb. Schiller gründete hierauf selbstständig ein umfassenderes Organ durch die Herausgabe der „Rheinischen Thalia“, worin er später einen Theil des obigen Planes (in dem Aufsatze „Repertorium des Mannheimer National-Theaters“ — s. Nr. 33) mittheilte.

Zweiter Abschnitt.

Der Publicist.

Die folgenden Nummern:

28. **Ankündigung der „Rheinischen Thalia“,**
welche vom 11. November 1784 datirt und fast gleichzeitig in das „Deutsche Museum“ eingerückt wurde;
29. **Widmung der „Rheinischen Thalia“ an den Herzog Karl August von Weimar;**
30. **Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?**
31. **Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache (nach Diderot);**
32. **Brief eines reisenden Dänen (Der Antikensaal in Mannheim);**
33. **Repertorium des Mannheimer National-Theaters;**
34. **Wallensteinischer Theaterkrieg;**
35. **Dramaturgische Preisfragen;**
36. **Entschuldigung,**

welche die Aufsätze der „Rheinischen Thalia“ enthalten, finden ihre Erläuterung unter dem Text.

Aus diesem zweiten Abschnitt nahm Schiller, abgesehen von dem später vielfach veränderten und besonders verkürzten „Don Karlos“, nur Nr. 30: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ und auch diesen Vortrag mannichfach verändert und verkürzt, in die Sammlung seiner „Kleineren prosaischen Schriften“ auf unter dem Titel: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, aus denen er dann in die Ausgaben seiner Werke unter der letzteren Form überging.

Wieder unterbrach, wie es schon beim „Wirtembergischen Repertorium“ der Fall gewesen war, Schiller's Entfernung von seinem bisherigen Wohnort seine publicistische Thätigkeit; doch nahm er dieselbe in Gohlis und Dresden wieder auf und führte die „Rheinische Thalia“ unter dem Titel „Thalia“ weiter.



Erster Abschnitt.

25.

Referat über das Drama „Kronau und Albertine“. [1])

Ein Drama in fünf Akten, aus dem Französischen. Sehr interessante Situationen, einfache, natürliche Verwickelung. Die Ausführung nachlässig und matt, und die Leidenschaften nach französischem Geschmack, mit vielem Anstand und wenig Wärme gezeichnet. Einige rührende Auftritte, wie die Verführung eines alten, ehrlichen Bedienten zu einem Diebstahl, und die Erkennung zwischen Vater und Sohn in einem Zustand, worin der Letzte Ehre und Leben auf dem Spiel hat, machen die vielen langweiligen und weinerlichen Scenen einigermaßen wieder gut. Uebrigens würde das Stück auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein; denn solche Situationen wie diese rühren, auch wenn sie höchst mittelmäßig ausgeführt sind, schon durch sich selbst, ohne die Hilfe eines lebhaften Pinsels.

---

1) Schiller-Buch. Dresden. 1860. S. 146—147: „Schiller als Mitglied des Ausschusses (des Mannheimer Nationaltheaters), und ein Referat von ihm.“ Von A. Schloenbach. Von Schiller in der 16. Sitzung am 14. Januar 1784 vorgetragen. Ein zweiter genaurer Abdruck von diesem Referat, den wir oben mittheilen, erschien in „Iffland und Dalberg. Von W. Koffka. Leipzig 1865.“ S. 361.

Schiller wohnte als Theaterdichter am 15. October 1783 zum ersten Mal der 13. Sitzung des Ausschusses bei.

Die unter dem Titel „Kronau und Albertine“ in Wien 1783 erschienene Uebersetzung von Monvel's „Clementine et Désormes“ war von dem berühmten Fr. L. Schröder, der bei der ersten Aufführung des Stückes am 21. April 1783 zur Eröffnung des Wiener Hoftheaters die Rolle des „Grafen Saalburg“ gab. In Mannheim kam das Stück nicht zur Darstellung; in Berlin das erste Mal den 12. April 1784 und wurde öfter wiederholt.

26.

Ueber Iffland's Spiel des „König Lear". [1])

Mannheim. Am 19. des Augusts ist auf der Nationalschaubühne dargestellt worden „König Lear" von Shakespeare, nach der Schröder'schen Veränderung. Dieses Stück blieb mehre Jahre liegen, weil es keiner der hiesigen Schauspieler wagte, den Lear zu spielen, nachdem Herr Schröder das Aeußerste in dieser Rolle erreicht und durch sein großes meisterhaftes Spiel das ganze Publicum gegen mindere Kunst verwöhnt hatte. [2]) Herr Iffland mußte zuletzt dem Verlangen des Publicums nach-

---

1) Aus dem „Journal von und für Deutschland. 1784. Herausgegeben von v. Bibra und Goeckingk. Ellrich. October." S. 262—263. Der Anfang der Recension lautet hier: „Am 19. August wurde vorgestellt: König Lear" u. s. w. — Wiederholt abgedruckt nach Schiller's Handschrift in: „Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 62. Donnerstag, 13. März 1851." S. 247, als Beilage zu einem hier zuerst gedruckten Briefe Schiller's an Goeckingk aus Mannheim vom 23. August 1784, worin es heißt: — — „Ich habe einige Kleinigkeiten beigeschlossen, die ich in dem nächsten Hefte abgedruckt wünschte. Da sie wenig Platz wegnehmen, so schadet es meiner Meinung nach nichts, wenn sie auch für das ganze Deutschland nicht interessant sind. Für die Lage meiner Freunde sind sie es desto mehr." In den „Blättern für literar. Unterhaltung" ist die Bemerkung hinzugefügt: „Beigelegt ist diesem Briefe ein kurzer Bericht über die dem Schauspieler Beck von der Deutschen gelehrten Gesellschaft zu Mannheim zuerkannte Preismedaille, die von Herrn v. Dalberg auf die beste Beantwortung dramaturgischer Fragen gesetzt war. Er wird in dem Goeckingk'schen Journale abgedruckt sein; so auch der folgende Artikel (über König Lear), der indeß interessant genug ist, um fast nach 70 Jahren noch einmal abgedruckt zu werden." — Der Bericht über die Preismedaille ist in dem „Journal von und für Deutschland" nicht abgedruckt worden. — Der oben mitgetheilte Beitrag zur Schillerliteratur ist dem fleißigen Herausgeber der „Schiller-Bibliothek", Paul Trömel, unbekannt geblieben; ebenso fehlt er in der von Karl Goedeke herausgegebenen Hist.-kritischen Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Schriften.

2) Koffka, „Iffland und Dalberg", S. 66: „Schröder's Gastspiel erstreckte sich vom 16. Juni bis 2. Juli 1780 auf neun Gastrollen, die er an neun hinter einander folgenden Theaterabenden spielte. Darunter war zweimal der Hamlet, zweimal der Lear und der Odoardo; „Lear" und „Emilia Galotti" erschienen mit ihm überhaupt zum ersten Male. Am 27. Juli kam Schröder von einer inzwischen nach Paris unternommenen Reise zurück und spielte dann noch an vier auf einander folgenden Abenden viermal, darunter wiederum den Lear."

Vgl. Schiller's Urtheil über dieselbe Rolle, unten S. 288, und Dalberg's Urtheil bei Koffka, „Iffland und Dalberg", S. 371 f.: „Der allgemeine Beifall, den Herr Iffland sich von Seiten des Publicums in der Rolle des Lear erworben hat, entkräftet die über diese Rolle zu fällende Kritik. Ich füge daher nur einige Zweifel statt aller Kritik bei, die ich der Prüfung des Schauspielers selbst übergebe:

1) Würden die folgenden Stellen, nach dem Fluch des Lear, nicht mehr dazu beigetragen haben, das Mitleiden des Publicums gegen den alten Mann zu

geben und erschien in dieser Rolle mit so viel Glanz und Vollkommenheit, daß eben die Zuschauer, denen noch das lebhafte Bild der Schröder'schen Darstellung vorschwebte, die ersten und feurigsten seiner Bewunderer waren. Unstreitig weicht dieser große Künstler keinem einzigen Deutschlands. Sein Spiel ist geistvoll und wahr, nicht bloße Arbeit der Lunge und Gurgel, womit unsere Theaterhelden gewöhnlich dem Publicum Furcht und Erstaunen, wie Straßenräuber dem Reisenden das Geld mit gespannter Pistole, abtrotzen. Sein Fach ist das ganze Gebiet aller zärtlichen und feinen Empfindungen, des feierlichen Ernstes wie des satirischen Spottes. Seine Darstellung ist ganz; keine Grimasse, keine Bewegung des unbedeutenden Muskels straft die andern Lügen. Sprache und Mienenspiel vereinigen sich bei ihm, die gewagteste Täuschung hervorzubringen; nichts erinnerte uns, daß dieser Lear der Franz Moor sei, den wir zwei Monate vorher mit schaudernder Bewunderung anstarrten. Zuverlässig hängt es nur von ihm selbst ab, worin er groß sein will, und vielleicht fehlt es ihm nur an einem britischen Publicum, um den Geist des unerreichten Garrick zurückzurufen.

---

spannen, wenn der Fluch als das Ultimatum der Kräfte des Lear etwas heftiger, die darauf folgenden Stellen aber mit immer mehr abnehmender Entkräftung in Stimme und Bewegung gesagt worden wären?

2) Ließe sich im Gewitter nicht ein höherer Grad von Verzweiflung und Begeistrung anbringen? Obschon Herr Iffland in dieser Stelle weit mehr als Schröder geleistet hat.

3) Wäre es nicht zuträglich, die Stelle des Lear zu seinen Töchtern: „Ich gab Euch Alles!" etwas im Ausdruck zu erhöhen?"

27.

Entwurf des Plans einer dramaturgischen Monatschrift.[1]

Friedrich Schiller erbietet sich gegen eine jährliche Gratification von 50 Ducaten, eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters in Druck zu liefern und Kurfürstl. Theatral-Intendance eine bestimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu lassen.

P. N.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer Dramaturgischen Monatschrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beschaffenheit dem ganzen deutschen Publicum vorlegt, entschloß ich mich, dieses Werk anzugreifen und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von diesem Journal wäre ungefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geschichte des hiesigen Theaters von seinem ersten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit seinen Hauptrevolutionen und dem Verdienst seiner Unternehmer.

2) Dann folgte eine General-Uebersicht von Direction, Oekonomie, Polizei und dem gegenwärtigen herrschenden Geschmack auf derselben.

---

1) Friedrich Schiller's Briefe an den Freiherrn Heribert v. Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785. Ein Beitrag zu Schiller's Lebens- und Bildungsgeschichte. . . . . Carlsruhe und Baden, in der D. R. Marx'schen Buchhandlung 1819. S. 118—124:

„Mannheim, den 2. Juli 1784. Ich befolge den Befehl E. E. und schicke Ihnen den kurzen schriftlichen Aufsatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unsere Bühne macht und die letzte Hand an das große Werk legt, unser Theater in Deutschland herrschend zu machen und seinen Ruhm zu befestigen, so fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingnisse, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abschrecken werden. Sonst bin ich schlechterdings außer Stand, auch nur einen einzigen Schritt in der Sache zu thun, und der angenehme Traum kann nie in Erfüllung gehen. Ich erwarte von E. E. eine beschleunigte Antwort und werde, im Fall sie meinen Wünschen gemäß ist, auf der Stelle meine Maßregeln nehmen und Briefe, die schon bereit liegen, der Post übergeben."

An dem Scheitern dieses Unternehmens scheint eine gewisse Eifersucht Dalberg's die Hauptschuld zu tragen. Aber man sieht, daß Schiller bemüht war, für Mannheim das zu werden, was Lessing für Hamburg gewesen war.

3) Das Personal der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschichte, Rollenfach, Debüts, und die individuelle Kritik über einen Jeden besonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichsten auf dieser Bühne bisher gegebenen Stücke mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publicum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats und die Beschließungen des Ausschusses oder Theatersenats.

6) Aufsätze über dramatische Kunst, theils von Schauspielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze System dieser Kunst enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entscheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miscellaneen ausgesetzt.

Den Herausgeber dieses Werks in die Verfassung zu setzen, daß er es mit dem ganzen Maaß seiner Kräfte und freiem unbefangenem Kunstgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er, durch eine anständige Vergütung von Seiten des Theaters unterstützt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen. Wenn also die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, so Ihr aus Vollendung dieses Werks zufließen, mit einem Aufwand von funfzig Ducaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, so ist der Plan seiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichst vollkommenen Ausarbeitung dieser Schrift; verspreche, solche mit Anfang des Augusts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des Uebrigen der Intendanz abzunehmen und ihr jeden Monat eine bestimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürstl. hohe Theatral-Intendanz hat also bei dem ganzen Unternehmen nichts zu thun, nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieses Entwurfes den Herausgeber zur Ausführung desselben zu bestimmen.

Gegeben Mannheim am 2ten Julius 1784.

Fridrich Schiller.

Zweiter Abschnitt.

28.

Ankündigung der Rheinischen Thalia.[1])

Rheinische Thalia.

Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publicum diese neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Speculation eines Kaufmanns sich flüchtete. — Der Receß meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Macbeth seine Hexen beschuldigt, unserm Ohr Wort gehalten, aber unserer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publicums ist das Einzige, woran ich noch appelliren kann. — Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Ausschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient.[2]) Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem

---

1) Erster Druck 2 Blatt in 4°. (S. 1—4.) — Abgedruckt in: „Deutsches Museum". Zweiter Band. 1784. S. 564—570. Vergl. Schiller's Brief an die Leipziger Freunde vom 7. December 1784: „Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung eines Journals. Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will; aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit Ihrer Vorstellung aus. Ueberdem zwingt ja das deutsche Publicum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser „Thalia" alle meine Kräfte hingeben; aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben."

2) Schiller redet wie sein Marquis Posa: „Ich kann nicht Fürstendiener sein."

Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen; denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen; denn hier kam nur eine zur Reife, eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. [1]) — Ich meine die „Räuber". Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. — Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die „Räuber" eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.

Die „Räuber" kosteten mir Familie und Vaterland. — — In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines

---

1) In demselben Jahre erschien im „Pfälzischen Museum" folgendes Epigramm:

„Dem Genius gebar Madame Subordinatio
Ein zügelloses, aber herrliches Kind: die Räuber:
Fiesko, Millerin sind von Miß Freiheit und Frau Pensio.
Herr Genius, changiren Sie nicht mehr die Weiber!"

(Palleske, „Schiller's Leben", I. S. 375.)

Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam, untersagte man mir in meinem Geburtsort bei Strafe der Festung — zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das Uebrige, weil ich es in keinem Falle für anständig halte, gegen Denjenigen mich zu stellen, der bis dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranz dieses Fürsten reißen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.

Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehör' ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren als an die menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden; und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Die Rheinische Thalia wird jedem Gegenstand offen stehen, der den Menschen im Allgemeinen interessirt und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also Alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen. — — Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem

Menschen durch jede Decoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten.[1]) Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger als die todten Schätze im Cabinet des Antikensammlers oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit aufladet.

II. Philosophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. — Reisende, besonders aus dem nordischen Deutschland, haben uns Beides beneidet,[2]) und die merkwürdigen Gegenden am Rhein, wie die herrlichen Monumente der Kunst, mit Bewunderung verlassen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin seines Schlosses, der Garten zu Schwetzingen,[3]) die Bildergalerie, der Saal der Antiken,[4]) die Jesuiterkirche zu Mannheim und Mehreres bleiben auch noch in der Schilderung

---

1) Vgl. „Don Karlos" in der „Thalia", I. S. 113:

„So, Bösewicht? — und an mein Herz willst Du
Die Wünschelruthe halten, daß sie Dir
Anschlage, wo der Zauber liegt?"

2) Schiller an Dalberg, Mannheim, den 4. Juni 1784: „Es sind einige Fremde hier, unter Andern ein Baron v. Straubelnsdorf aus Berlin, der sich eben bei mir ansagen lassen."

3) Schiller an Frau v. Wolzogen, Mannheim, den 11. August 1783: „Die nächste Woche will ich in Gesellschaft nach Heidelberg und Schwetzingen fahren." An Dieselbe den 7. Juli 1784: „Neulich, wie ich im Schreiben begriffen war, lassen mich Fremde in den Pfälzer Hof bitten und bereden mich zu einer Reise nach Heidelberg."

In Schwetzingen verbrachte Schiller die heißesten Wochen des Sommers 1784. Siehe seinen Kalender S. 88 und seine Biographie von Charlotte bei Urlichs, „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", I. S. 97: „Er besuchte — — den Kirchenrath Mieg in Heidelberg. Er lebte auch einen Sommer in Schwetzingen, in einer der anziehendsten Ebenen, die mit Wald und dem schönen Rhein und Neckar durchschnitten ist. Die erhabene Bergstraße und die blauen Vogesen machen den bedeutendsten Gesichtspunkt in den Riesenalleen, die nach den steifen französischen Anlagen pyramidenförmige hundertjährige Linden bilden. In den hohen Gitterwänden der Gartenanlagen, die eine reiche Vegetation üppig bedeckt, wird es Einem wunderbar wohl; sie durchschneiden wieder die Canäle, auf deren Teppich die großen Flußgötter mit ihren Attributen auszuruhen scheinen. Die vielen Springbrunnen, Wasserkünste — Alles dieses vermischt sich so anmuthig mit der Natur, daß man den Zwang der Kunst leichter erträgt. Man kann sich denken, daß die Scene im „Karlos", wo Marquis Posa ihm die Zusammenkunft mit der Königin verschafft, in des Dichters Gemüth sich zum Bilde ausmalte."

4) Siehe No. 32.

interessant, wenn nur Geschmack und Empfindung den Pinsel führen.

IV. Deutsches Theater. — Was die Stadt Mannheim in Rücksicht auf schöne Kunst vorzüglich auszeichnet, ist ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinern Geschmack, bessern Ton und das wahre, geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publicums auffordert. Dennoch ist diese Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutschland gekannt. Ihre Geschichte und Dramaturgie wird einen ansehnlichen Platz in dieser „Thalia" behaupten, und dies um so mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit solcher steht, also keine Rücksicht sein Urtheil binden oder verfälschen kann. Unter dem zahllosen Heer deutscher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardspielers [1]) oder das blinde Fatum wie die Atomen des Epikurus zusammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herumschleichen [2]) und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausstellen — ist die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entstanden und durch ein gewisses Kunstsystem dauern. Es versteht sich also, daß keiner der Krämerkniffe, womit sonst nur die Rädelsführer von Komödiantenbanden ihrer schlechten Sache zu Hilfe kommen (modische Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Speculationen auf den herrschenden Geschmack, wenn dieser auch aus Lappland und Sibirien stammte), daß keine der Taschenspielerkünste, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofessionisten sich durch das Publicum bettelt, bei der hiesigen Bühne stattfinden kann. Der Geist der Kunst muß hier natürlicherweise das Ganze beseelen; höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz unterliegen. — Und nach eben diesem großen Maaßstab, unter welchen sich diese Bühne von selbst schon gestellt hat, wird auch die Kritik sie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke dem sittlichen und ästhetischen Werth nach beurtheilen, die Vertheilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zusammensuchen und dann den Beifall oder Tadel des Publicums sorgfältig prüfen. In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gerne mit der Stimme der Wahrheit verwechselt — kann die Kritik nicht streng genug sein. Mehr als einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich

1) „Hasardspieles" im Original offenbar Druckfehler. 2) Psalmen, 91. 6.

der nach Lob geizende Künstler sein Spiel — und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung — auf die Geisteschwäche seines Publicums ausrechnete und seinen bessern Genius dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann sein, daß er insgeheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.

Ueberzeugt, daß Bewunderung selten — gerechter Tadel immer verbessert — daß der größere Künstler zugleich der bescheidnere ist und mit Schamröthe zuhört, wenn die bestochenen Zuschauer sich in seiner Glorie übereilen — fest versichert, daß der stolzere Kopf ein Rauchwerk[1]) verachten werde, worin nur schlechtere Bühnen ihre todtkranken Götzen baden, werde ich in dieser Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muster nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauspieler und Schauspieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entschiedenes Verdienst soll genannt werden — usurpirten Ruhm werde ich freimüthig widerlegen — den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn sein schreckliches Exempel belehren kann.[2])

Uebrigens gebe ich zum Voraus die Erklärung, daß ich die Grenzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner scheiden, und eine unergründliche Kunst, wie zuverlässig die theatralische, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angestecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Ueber den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung — über den Schauspieler nur die Mehrheit der Kenner sprechen, und eben darum werden die Urtheile in dieser „Thalia“ (wenn sie entscheiden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen sein, die sich in einem Ausspruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Charakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch Derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende diejenigen vor-

1) 2. Mos., 30. 7.

2) Vgl. Lessing am Schluß der „Antiquarischen Briefe“: „Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.“

aus, deren Verfasser hier leben, „die Verschwörung des Fiesko", „Verbrechen aus Ehrsucht" und „Franz von Sickingen".[1]) — Jedem, der mir zu antworten Lust hat oder von meiner Kritik an das Publicum appelliren will, steht die „Thalia" offen. Mündlich aber auch nicht eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken.

VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geständnisse von mir selbst.

VIII. Correspondenzen — Anzeigen — Miscellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in groß Octav broschirt und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beim Verfasser zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löbl. Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Jänners. Die Exemplare empfängt man, soweit die kaiserliche Reichspost geht, frei. — Im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Collecteur wird gebeten, die Namen und Charaktere der Subscribenten (denn sie sollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Postamt zu geben, so ihm am Nächsten zur Hand ist, und dieses wird so gefällig sein, jede Nachricht sogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen zu lassen. — Privatversendungen übernimmt der Verfasser nicht. Die kaiserliche Post besorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geschieht die Bezahlung.

Eh ich schließe, noch dieses Einzige. — Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war als seine Werke — und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser „Thalia" meine vorzügliche Absicht war — zwischen dem Publicum und mir ein Band der **Freundschaft** zu knüpfen.

Mannheim den 11. November 1784. F. Schiller.

---

1) Schiller, Iffland und v. Klein. — Vgl. Schiller an Dalberg, Mannheim, den 29. September 1783: „Meine Kritik über Sickingen wollte ich bisher nicht gern aus einem kranken Gehirn herauszimmern; sie wird also später, aber desto gewissenhafter und vollständiger erscheinen. Immer däucht es mich eine Freiheit zu sein, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch sogar bei gleichen Fähigkeiten — richten soll."

29.

Widmung der Rheinischen Thalia an den Herzog Karl August von Weimar.[1])

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Herrn Karl August, Herzog zu Sachsen rc. rc.,

regierenden Herzog zu Weimar und Eisenach

unterthänigst gewidmet

von

dem Herausgeber.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr!

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herablie ßen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt des Dom[2]) Karlos, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu unterwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzu tief unter

---

1) Rheinische Thalia, herausgegeben von Schiller. Erstes Heft. Lenzmonat 1785. Mannheim, auf dasigem kaiserl. freien R. Postamt, und in der Schwanischen Hofbuchhandlung zu haben. 8. Bl. 1—4.

Den wesentlichen Inhalt dieses ersten Heftes bildet ein Theil des „Don Karlos", erster Akt, von welchem hier zum ersten Mal etwas gedruckt erschien, und hierauf bezieht sich die obige Widmung.

Schiller war vom 23. bis 29. December 1784, mit Empfehlungen von Herrn und Frau v. Kalb und von Dalberg versehen, in Darmstadt gewesen und hatte dort, wahrscheinlich am Abend des 26., dem am dortigen Hofe als Gast sich aufhaltenden Herzog von Weimar den ersten Akt des „Karlos" vorgelesen. Am folgenden Tage ernannte ihn der Herzog zum Weimarischen Rath.

2) Statt „Don" schreibt Schiller stets in der „Thalia" und in der ersten Ausgabe des „Karlos" (1787) „Dom". Er fand diese Form in allen seinen Quellen, so in St. Réal und Brantome. Die Uebersetzung des St. Réal (Eisenach, 1784), die er erst später kennen lernte, schreibt „Don". Später nahm Schiller auch diese Form auf, weil ihn Wieland darauf aufmerksam machte, daß „Dom" nur bei den Benedictiner-Mönchen von der Congregation de St. Mauro, als Abkürzung von **Dominus**, üblich sei.

der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden — ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall, den Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie theuer ist mir zugleich der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als **meinen** Fürsten jetzt auch lieben darf.

Ich ersterbe mit unbegrenzter Verehrung
Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst gehorsamster
Friederich Schiller.

Mannheim, den 14ten des Lenzmonats 1785.

30.

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

(Vorgelesen bei einer öffentlichen Sitzung der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahr 1784.) [1]

[Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wol das Erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Theil unsrer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geistes sich vertrage und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabner das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Dann nur, wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben, was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblasen oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es denn aber — diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen, seitdem ich Menschen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesetzten Verhältniß mit dem wahren Verdienste steht? daß die Meisten ihre Anforderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? —

---

1) Zuerst erschienen in: „Rheinische Thalia, herausgegeben von Schiller. Erstes Heft. Lenzmonat 1785. Mannheim.“ 8. S. 1—27, unter dem Titel: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? Eine Vorlesung, gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft am 26sten des Junius 1784, von F. Schiller, Mitglied dieser Gesellschaft, und Herzogl. Weimarischen Rath.“ — Wiederholt mit obigem veränderten Titel in: „Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Vierter Theil. Leipzig 1802. Bei Siegfried Lebrecht Crusius.“ 8. S. 3—27. In der „Thalia“ geht die durch Klammern bezeichnete Einleitung (S. 229 bis 232) vorher.

Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister, der das Steuerruder des Landes führt und das große System der Regierung mit Riesenkraft wälzt, neben dem kleinen Histrionen, der seine Verordnungen zu Papier bringt — wie bescheiden der große Gelehrte, der die Grenzen des menschlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Welttheilen schimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist? — Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? — Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Facultäten auf freie Künste heruntersehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, inwiefern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt: „Was wirkt die Bühne?“ — Die höchste und letzte Forderung, welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes Augenmerk sein, was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes. Bedürfniß des Thiermenschen ist älter und drängender — Bedürfniß des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwidersprechlich beweisen kann, daß die Schaubühne Menschen- und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst setzt mehr voraus als jede andre von ihren Schwestern. Das höchste Product dieser Gattung ist vielleicht auch das höchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung [1]) und Shakespeare's Julius Cäsar — es steht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geister die menschlichen wägen, um einen mathematischen Punkt überschlagen wird. Wenn dies entschieden ist — und entschied

1) Das Newton'sche Gravitationsgesetz. Vgl. das Gedicht „Die Freundschaft“.

nicht der unbestechlichste Richter, die Nachwelt? — warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflissen sein, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? — Es ist Verbrechen gegen sich selbst, Mord der Talente, wenn das nämliche Maaß von Fähigkeit, welches dem höchsten Interesse der Menschheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird. Ist es wirklich noch zweifelhaft, ob Du vom Himmel herabstammst, sind alle Deine geprahlten Einflüsse wirklich nur schöne Chimären Deiner Bewunderer, ist die Menschheit nicht Deine Schuldnerin — o so zerreiße Deinen unsterblichen Lorbeer, Thalia, laß Deine Posaune von ihr schweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia[1]) war nichts als ein schwacher Augenblick ihres Schöpfers, der seiner Würde vergaß — der gepriesene Hamlet nichts als eine Majestätsverletzung des Dichters gegen den himmlischen Genius.

Ueber keine Kunst ist — so viel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden als über diese, über keine weniger entschieden. Die Welt hat sich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit ging verloren durch Uebertreibung. Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtsinn, die Frechheit, auch selbst die Abscheulichkeit Derer, die sie ausüben, kann der Kunst selbst nicht zur Last fallen. Die meisten Eurer dramatischen Schilderungen, und selbst die am Meisten gepriesenen, was sind sie anders, spricht man, als feine, versteckte Giftmischerei, künstlich aufgeputzte Laster, weichliche oder großsprechende Tugenden? — Eure Repräsentanten der Menschheit, Eure Künstler und Künstlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den sie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menschheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die letzte Zuflucht des gesättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satire? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Christus' Religion war das Feldgeschrei, als man Amerika entvölkerte — Christus' Religion zu verherrlichen, mordeten Damiens[2]) und

---

1) Die Iphigenia in Aulis des Euripides, die Schiller später übersetzte; die Goethe'sche war noch nicht erschienen. Siehe oben S. 155, u. Werke, VII. S. 3 ff.
2) Siehe oben S. 148.

Ravaillac, und schoß Karl der Neunte auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die sanftmüthigste der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit sich feierlich lossagen würde? [1])

Ebenso wenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist, was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist, was unter Aspasia [2]) und Perikles. Genug für sie, daß sie es damals gewesen, und daß die Nation, bei welcher sie blühte, noch jetzt unser Muster ist — Aber ich schreite zur Untersuchung selbst.]

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat, nach Sulzer's Bemerkung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. [3]) Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs und von Sinnlichkeit gesättigt, mußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unsre Natur, gleich unfähig, länger im Zustande des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte und den wechselsweisen Uebergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nun der ästhetische Sinn oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk sein muß, unter zwei Wirkungen die höchste herauszulesen, so wird er sich nicht begnügen, die Neigungen seines Volks nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen und in Quellen von Glückseligkeit zu

---

1) Siehe oben S. 159 f.

2) Geliebte des Perikles.

3) In der „Thalia“: „nach Sulzer's Ausdruck, die Bühne hervorgebracht.“ — Die Bemerkung Sulzer's, von der hier die Rede, befindet sich in dessen „Allgemeiner Theorie der schönen Künste“ und lautet: „Daß die Menschen einen starken Hang nach allen Gattungen der Schauspiele haben, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, es hier zu zeigen. Mit großer Begierde und Lebhaftigkeit versammelt sich die Menge überall, wo sie etwas Besonderes und Außerordentliches zu sehen oder zu hören glaubt, ob sie gleich kein anderes Interesse dabei hat, als die Neuzierde zu befriedigen oder eine Zeit lang sich in einem etwas lebhaften leidenschaftlichen Zustand zu fühlen.“ (S. d. Artikel „Schauspiel“, zu Anfang.)

verwandeln bemüht sein, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staats festeste Säule Religion sei,[1]) daß ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen[2]) Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Aeußerungen des Willens, nur Thaten sind ihnen unterthan — diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist — wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschenherz einräumen, wird sie oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme[3]) vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten — und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit

---

1) Vgl. den Prolog zu Eröffnung der Hamburger Bühne in Lessing's Dramaturgie, an welche sich Schiller überhaupt in diesem Aufsatz anlehnt.
2) In der „Thalia": „ganzen".
3) „Probleme" etwa Druckfehler statt „Embleme"?

und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt,[1] wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen,[2] alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus[3] Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage[4] und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea[5] noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird Jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen.[6] So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger

---

1) Die Worte „ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt" fehlen in der „Thalia".

2) Vgl. Schiller's Gedicht: „Die Macht des Gesanges":

„Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt."

3) Aeacus, Minos und Rhadamanthus sind die drei Seelenrichter in der Unterwelt nach der griechischen Mythologie.

4) Die Symbole der Gerechtigkeit. Vgl. „Wallenstein's Lager" 11. Auftr.: „Das Schwert ist nicht bei der Wage mehr".

5) Von Euripides.

6) In der „Thalia" folgt hier: „Wer von uns sah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Gluth zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als, aufgeschreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer sprang, als er, die Donner des erwachten Gewissens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung leug-

wirkt als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier unterstützt sie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes, lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung aus! — Wenn der gütige August dem Verräther Cinna, der schon den tödtlichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, groß wie seine Götter, die Hand reicht: „Laß uns Freunde sein, Cinna!"[1]) — wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen,[2]) auf dem Wege, einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Feste, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schicksal!

Ebenso häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Töchter pocht, wenn er sein weißes Haar in die Lüfte streut und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wüthender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: „Ich gab Euch Alles!"[3])

---

nete, und seine gepreßte Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? — Es ist nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in Eins zusammenfließen und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal ein Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abscheu vor schlechten Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: „Der Mensch ist ein Franz Moor." Diese Eindrücke sind unauslöschlich, und bei der leisesten Berührung steht das ganze abschreckende Kunstgemälde im Herzen des Menschen wie aus dem Grabe auf."

1) Corneille's „Cinna" V 3 „Soyons amis, Cinna, c'est moi qui t'en convie."

2) Von A. v. Klein. Siehe oben S. 226.

3) Shakespeare, King Lear, II. 3: „I gave you all". Das Vorige in III. 2.

— wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! [1]) —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird ebenso sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zartesten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehnmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichniß von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer und mein Register von Thoren vollzähliger und länger. [2]) Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheuren Extreme von Laster, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei dem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen sein? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen großen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Classe von Thoren den Spiegel vorhält und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satire. Wenn wir es

---

1) In der „Thalia" folgt: „Unsre Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausstehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakespeare's Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen, und so gewiß ich den Menschen vor allem Andern zuerst im Shakespeare aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakespeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen. Es ist wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben."

Vgl. Schiller an Dalberg, 24. August 1784: „Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter „Macbeth" und „Timon" und einige französische sind."

2) Dieser Ausspruch Schiller's bezeichnet eine Umwandlung seiner früheren Anschauungen über die Menschen. In der Vorrede zu den „Räubern" sagte er: „Ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß ich hier nichts denn Caricaturen geliefert hätte, muß aber gestehen, so fruchtbarer meine Weltkenntniß wird, so ärmer wird mein Caricaturen-Register."

unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsre Feigheit; aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satire. Gesetz und Gewissen schützen uns oft vor Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen, feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatze üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsre Sitten und unser Herz anzugreifen; aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsre Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsre Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsre Schwächen belachen, weil sie unsrer Empfindlichkeit schont und den schuldigen Thoren nicht wissen will — Ohne roth zu werden, sehen wir unsre Larve aus ihrem Spiegel fallen und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, daß vielleicht Molière's Harpagon noch keinen Wucherer besserte, daß der Selbstmörder Beverley[1]) noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, daß Karl Moor's unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sicherer machen wird — aber wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht sein wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn sie die Summe der Laster

---

1) „Beverley oder der Spieler", Schauspiel von F. L. Schröder (nach Moore und Saurin). Schwerin, 1791. — Die hier entwickelten Gedanken sind entlehnt aus Lessing's „Hamburgischer Dramaturgie", St. 29.

Vgl. besonders: „Zugegeben, daß der Geizige des Molière nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebessert habe; eingeräumt, daß das Lachen diese Thoren gar nicht bessern könne: desto schlimmer für sie, aber nicht für die Komödie."

weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab und entdeckte das Netz, womit uns List und Kabale umstrickten. Betrug und Falschheit riß sie aus krummen Labyrinthen hervor und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, daß die sterbende Sara[1]) nicht einen Wollüstling schreckt, daß alle Gemälde gestrafter Verführung seine Gluth nicht erkälten, und daß selbst die verschlagene Spielerin diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist — glücklich genug, daß die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, daß die Bühne sie lehrte, seinen Schwüren mißtrauen und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht blos auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letztern lenken wir, dem erstern müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Fassung finden, wenn unser Muth, unsre Klugheit sich einst schon in ähnlichen übten und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen Ariadne[2]) durch das widerhallende Naxos, steigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolino's[3]) hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unsre Seele in leisen Ahnungen fühlte, die überraschte Natur laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunst

---

1) In Lessing's „Miß Sara Sampson." Siehe oben S. 154.

2) „Ariadne auf Naxos", Kantate von H. W. v. Gerstenberg. 1774 u. 1780.

3) „Ugolino", Tragödie von H. W. v. Gerstenberg. Hamb. 1768 (nach Dante's „Hölle": Ugolino Gherardesca wurde sammt seiner Familie von seinem Feinde Ruggieri zu Pisa in einen Thurm geworfen und dem Hungertode preisgegeben).

seiner Königin.[1]) — Jetzt, da er sterben soll, entfliegt dem geängstigten Moor[2]) seine treulose sophistische Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimnisse zu offenbaren, die kein Lebendiger wissen kann, und der sichere Bösewicht verliert seinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.[3])

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender als das Verbrechen des Diebs — aber mischen wir nicht Alle eine Thräne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruhberg[4]) die That vollbringt? — Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut; wenn aber, bestürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, bestürmt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, Mariane[5]) den Gift trinkt, wer von uns will der Erste sein, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menschlichkeit und Duldung fangen an, der herrschende Geist unsrer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle, und noch weiter — in das Herz unsrer Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Classe von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.

So groß und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze

---

1) „Essex“ von Banks, oder von Thomas Corneille. Essex war der Günstling der Königin Elisabeth von England. Siehe über beide Stücke und die zu Grunde liegende Geschichte Lessing's „Hamburgische Dramaturgie“, St. 22—25. 54 ff. Das englische Stück von Banks gab J. G. Dyk Leipzig 1777 übersetzt heraus. Siehe unten S. 286.

2) (Franz.) „Sterben, siehst Du? sterben!“ (Räuber, 5. Akt, 1. Scene.)

3) In Shakespeare's „Hamlet“ und „Macbeth“.

4) In Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht“. Mannheim 1784.

5) „Mariane“, bürgerliches Trauerspiel von Gotter (nach La Harpe's Melanie). Gotha 1776.

Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten und findet, wie sclavisch die größere Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegenarbeiten — daß die reinern Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Canal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Secten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Sarazene beschämten und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so gar nicht abhängig sei[1]) — ehe noch Joseph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Hasses bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz; die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab.[2]) Mit ebenso glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie

---

1) Lessing's „Nathan der Weise", III. Aufz. 1. Scene:
(Recha.) „Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt."

2) „Olint und Sophronia" von Cronegk. (Vgl. Lessing's Dramaturgie, St. 1.)

es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden, erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unsre Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsre Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten und den zarten Schößling in Philanthropinen[1]) und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.[2])

Nicht weniger ließen sich — verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen seine Klagen, noch ehe sie laut werden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Classen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest

---

1) So hießen die von Basedow gegründeten Erziehungsanstalten.

2) In der „Thalia“ folgt: „Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Naierei, Menschen zu drechseln und es Deukalion gleichzuthun (mit dem Unterschied freilich, daß man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie Jener aus Steinen Menschen), verdiente es mehr als jede andere Ausschweifung der Vernunft, den Geißel der Satire zu fühlen.“

an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts Anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staates, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne — ein Verdienst, das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermuthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen sein wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft — daß sie unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergetzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen; die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern, auserlesenern Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müssiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat so großmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte, zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsre einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsre Seele drücken und unsre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt

hier zum ersten Mal zu empfinden an. Und dann endlich — — welch ein Triumph für Dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu sein.

31.

Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuscript des verstorbenen Diderot gezogen.)[1]

Der Marquis von A . . .[2]) war ein junger Mann, der seinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens so so von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand sich eine Dame, die ihm ziemlich zu schaffen machte. Sie nannte sich Frau von P . . .,[3]) eine reiche Wittwe von Stande, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, aber stolz und von hohem Geist.

Der Marquis brach alle seine vorigen Verbindungen ab, um nur allein für diese Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Geflissenheit, brachte ihr alle ersinnliche Opfer, sie von der Heftigkeit seiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich sogar seine Hand an. Aber die Marquisin, die es noch nicht vergessen konnte, wie unglücklich ihre erste Heirath gewesen, wollte sich lieber jedem andern Ungemach des Lebens als einer zweiten aussetzen.

Diese Frau lebte sehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verstorbenen Mannes gewesen; sie hatte ihm damals den Zutritt gestattet, und auch nachher verschloß sie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibische Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit seiner Bewerbung, von seinen persönlichen Eigenschaften begleitet, seine Figur, seine Jugend, der Anschein der innigsten, wahrhaftigsten Liebe und dann wiederum die einsame Lebensart dieser Dame, ein Temperament, zur zärtlichen Empfindung geschaffen, mit einem Wort, Alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier seine Wirkung. Frau von P . . . ergab sich endlich nach einer

1) Rheinische Thalia. Erstes Heft. 1785. S. 27–94. Im Inhaltsverzeichniß findet sich noch der Zusatz: „übersetzt vom Herausgeber"; indeß hat hier Schiller nicht blos das Verdienst des ersten Uebersetzers, sondern auch des Bearbeiters. Die obige Erzählung ist nämlich in dem Diderot'schen Roman: „Jacques le fataliste et son maître" (in 2 Bdn., zuerst im Druck erschienen Paris, chez Buisson, an V de la république) mit Fragen, Antworten und Reflexionen vielfach durchflochten und weicht in Schiller's Bearbeitung von dem Original wesentlich ab. In den gewöhnlichen Ausgaben der Werke Schiller's fehlt dieselbe.

2) Im französischen Original: Arcis. 3) Pommeraye.

monatlangen fruchtlosen Gegenwehr und dem hartnäckigsten Kampf mit sich selber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders sein Herz den zärtlichen Gesinnungen, die es damals so feierlich angelobte, und die ihm so zärtlich erwidert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren so hingeflossen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er schlug ihr vor, in Gesellschaft zu gehen — sie that's — Besuche anzunehmen — sie willigte ein — Tafel zu geben — auch darin gab sie ihm nach. Endlich und endlich fing ein Tag, fingen mehrere Tage an zu verstreichen, und kein A . . . ließ sich sehen. Er fehlte bei der Mittagstafel, beim Abendessen. Geschäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war; er fand für nöthig, seinen Besuch diesmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, streckte sich im Sopha, ergriff etwa diese oder jene Broschüre, warf sie weg, schäkerte mit seinem Hund oder schlief zuletzt gar ein. Es wurde Abend — seine schwächliche Gesundheit rieth ihm, zeitlich nach Haus zu gehen, das hatte ihm Tronchin[1]) ausdrücklich befohlen — und Tronchin, das ist wahrhaftig und wahr, Tronchin ist ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut und wischte fort, vergaß in seiner Zerstreuung auch wol gar, Madame beim Abschied zu umarmen. Frau von P . . . empfand, daß sie nicht mehr geliebt ward; aber sie mußte sich überzeugen, und das machte sich ungefähr auf folgende Art:

Einmal, als sie eben abgespeist hatten, fing sie an:

„Warum so in Gedanken, Marquis?"

„Warum Sie, gnädige Frau?"

„Es ist auch wahr, und noch dazu in so traurigen."

„Wie denn das?"

„Nichts."

„Das ist nicht wahr, Madame! Frei heraus —" und dabei gähnte er — „gestehen Sie mir, was ist Ihnen? — das wird uns Beide aufmuntern."

„Hätten Sie das hier so nöthig?"

„Nicht doch — Sie wissen ja — man hat so gewisse Stunden —"

„Wo man verdrießlich sein muß?"

---

1) Der Name ist historisch; es war ein berühmter Arzt in Paris zur Zeit Ludwig's XVI.

„Nein, Madame, nein, nein — Sie haben Unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben Unrecht! Es ist nichts, ganz und gar nichts. Es giebt manchmal so Augenblicke — ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll."

„Lieber Freund, schon eine Zeit lang drückt mich etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen wollte; aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen."

„Mich beleidigen? Sie?"

„Vielleicht — aber Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wissen hat sich das nach und nach so gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes sein, der dem ganzen Menschengeschlecht gilt, weil auch ich — ich selbst sogar keine Ausnahme mache."

„Ach, Madame, — Sie besorgen etwa — hm — und was ist es denn?"

„Was es ist? — O, ich bin unglücklich — auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, besser, ich schweige still."

„Reden Sie frei, meine Liebe! Sollten Sie vor mir Geheimnisse haben? Sollten Sie nicht mehr wissen, daß es die erste Bedingniß unsrer Vertraulichkeit war, einander nichts zu verschweigen?"

„Das eben ist's, was mir Kummer macht. Was Sie mir jetzt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit aufs Höchste zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin ist? — Ich habe keine Lust zum Essen und Trinken mehr. Auch sogar schlafen mag ich nicht mehr. Unser vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich selbst: Ist er denn nicht mehr so liebenswürdig? — Er ist, wie er war. — Hast Du Ursache, Dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeste. — Vielleicht besucht er verdächtige Häuser? — Nichts weniger. — Oder findest Du ihn vielleicht minder zärtlich als ehedem? — Ganz und gar nicht. — Aber wenn Dein Freund noch der alte ist, so müßtest Du ja verwandelt sein? — Du bist's, o gestehe Dir's, Du bist's. Da ist kein Funke der Sehnsucht mehr, mit der Du sonst ihn erwartetest, kein Schatten der Freude mehr, womit Du ihn damals empfingest, keine Spur der süßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der süßern Aufwallung, wenn er wiederkam, wenn Du hörtest seiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das Alles ist vorbei — es ist dahin, er ist Dir fremder geworden."

„Wie, Madame?"

Hier drückte die Dame beide Hände vors Gesicht, ließ den Kopf herabsinken und schwieg eine Zeit lang still. Endlich sagte sie wieder:

„Ich weiß, was Sie mir antworten können; ich bin darauf gefaßt, Sie erstaunt zu sehen — mir das Bitterste von Ihnen sagen zu lassen. — Aber schonen Sie, Marquis — doch nein, nein, schonen Sie nicht! Sagen Sie mir Alles! Ich hab' es verdient. Ich muß mir's gefallen lassen. Ja, lieber Marquis, so ist es — es ist wahr — aber ist es nicht schrecklich genug, daß es so weit kommen mußte — sollte ich auch noch zu der Schande herabgesunken sein, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie sind, was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie so sehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt ist, die geheimsten Regungen ihres Herzens zu prüfen, sich nirgends zu täuschen, diese Frau kann sich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen ist. Dieses Bekenntniß — o, ich fühl' es — es ist das entsetzlichste, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich, eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis! Verwünschen Sie mich; verdammen Sie mich; brandmarken Sie mich mit den verhaßtesten Namen! Ich hab' es selbst schon gethan. Alles, Alles kann ich von Ihnen anhören, nur das Einzige nicht, daß ich heuchle; denn das verdien' ich nicht."

Hier drehte sich Frau von P . . . im Sopha herum und fing laut an zu weinen.

Der Marquis warf sich ihr zu Füßen.

„Treffliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine mehr finden wird! Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtschaffenheit beschämen mich, rühren mich — ich möchte vor Scham sterben. Wie groß stehen Sie in diesem Augenblick neben mir; wie klein steh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang gemacht, zu bekennen — ich machte den Anfang, zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich sein, wenn ich einen Augenblick anstünde, sie zu erwidern. Ja, Madame, ich kann es nicht leugnen — die Geschichte Ihres Herzens ist Wort für Wort auch die Geschichte des meinigen. Alles, Alles, was Sie Sich gesagt haben, hab' ich auch mir gesagt. Doch ich duldete und schwieg — hätte vielleicht noch lange geschwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären."

„Ist das wirklich wahr, Marquis?"

„Wahr, Madame — und wir können uns also Beide Glück

wünschen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenschaft Meister wurden, die so vergänglich wie die unsrige war."

„In der That, Marquis, ich würde sehr zu beklagen sein, wenn meine Liebe später erloschen wäre als die Ihrige."

„Sie können Sich darauf verlassen, Madame — ich war der Erste, bei dem sie aufhörte."

„Wirklich, mein Herr? Ich fühle so etwas."

„O meine beste Marquisin! Noch nie fand ich Sie so reizend, so liebenswürdig, so schön als in dem jetzigen Augenblick. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht schüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde als jemals."

Er nahm, indem er dies sagte, ihre beiden Hände und küßte sie lebhaft. Frau von P . . . unterdrückte den tödtlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

„Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir Beide, dächte ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Ansprüche auf meine Achtung wie ehedem — auch ich hoffe, mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu sehen? Wollen wir unsre Liebe in die zärtlichste Freundschaft verwandeln? — Das wird uns künftig alle die traurigen Auftritte ersparen, alle die kleinen Treulosigkeiten, alle die kindischen Neckereien, all den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenschaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beispiel in unserer Gattung sein. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reisen wir zusammen durch die Welt. Sie machen mich bei jeder neuen Eroberung zu Ihrer Vertrauten; ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — versteht sich, wenn ich welche erlebe; denn ich fürchte sehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein klein Wenig scheu gemacht haben. — Und so müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterstützen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen. — Und am Ende, — wer weiß, was geschehen kann?"

„Allerdings, Madame, und es ist dann so gut als schon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zuletzt Alles, Alles wird überwiesen haben, die Marquisin von P . . . sei die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, so ist es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten."

„Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wissen ja, man ist oft wunderlich, Marquis

— der Fall könnte kommen, daß mich Eigensinn — Laune — Leidenschaft für einen Andern anwandelte, der nicht einmal so viel in Ihren Augen gälte."

„Allerdings würde mich das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schicksal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wiederzuvereinigen wissen wird, wenn das so sein soll."

Auf dieses Gespräch folgte eine langweilige Predigt über den Unbestand des menschlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen schieden Beide von einander.

So groß der Zwang gewesen, den sich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, so fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war.

„Also ist es wahr," schrie sie laut aus, „es ist mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr!" — Nachdem ihre ersten Aufwallungen vorüber waren und sie in stiller Wuth über dem erlittenen Schimpfe gebrütet hatte, beschloß sie eine Rache, die ohne Beispiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die sich gelüsten lassen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und diese Rache führte sie aus.

Die Marquisin hatte ehemals mit einer gewissen Frau aus der Provinz in Bekanntschaft gestanden, die eines Processes wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung, nach Paris gezogen war. Jetzt hatte sie erfahren, daß diese Frau mit ihrem Proceß ihr ganzes Vermögen verloren hatte und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zusammen, man spielte, man speiste zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gästen die Nacht über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nun Lust hatte, sich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquisin ließ durch einige Bediente diesen Weibspersonen nachspüren, sie wurden ausfindig gemacht und zur Frau von P . . . — ein Name, den sie sich kaum noch zurückrufen konnten — auf einen Besuch gebeten. Die Frauenzimmer, welche sich zu Paris für eine Madame und Mademoiselle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand sich die Mutter bei der Marquisin ein, welche das Gespräch sogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

„Frei heraus, gnädige Frau," antwortete die Alte, „wir leben von einem Handwerk, das leider sehr wenig einträgt, gefährlich

und mißlich und noch obendrein eins von den schimpflichsten ist. Mir selbst ist es noch dazu in den Tod zuwider; aber Noth bricht Eisen, wie das Sprichwort sagt. Ich war schon halbwegs entschlossen, meine Tochter bei der Opera anzubringen; aber ihre Stimme taugt höchstens für eine Kammersängerin, und außerdem tanzt sie schlecht. Auch habe ich sie, während meines Processes und auch nachher, bei den Vornehmen dieser Stadt, bei den obrigkeitlichen Personen, bei den Pächtern und geistlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie das nun geht, accordirten immer nur auf eine Zeit lang, und am Ende blieb sie mir denn so sitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob sie nicht schön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verstand noch Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunstgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten."

„Sind Sie denn sehr bekannt hier?" frug die Marquisin.

„Leider Gottes, nur zu sehr!" sagte die Alte.

„Und, wie ich merke, scheinen Sie Beide wenig Lust und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?"

„Ganz und gar nicht, und am Wenigsten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, sie davon wegzunehmen oder lieber ums Leben zu bringen. Obendrein hat sie noch ihre melancholischen Stunden, wo sie vollends gar nicht zu brauchen ist."

„Wenn ich mir also zum Beispiel in den Kopf setzen wollte, ihr Schicksal auf eine glänzende Art zu verbessern, würden Sie mir wol Beide wenig Schwierigkeiten machen?"

„Das meint' ich auch."

„Aber die Frage ist, ob Sie mir werden versprechen können, allen Vorschriften, die ich für gut finden könnte, Ihnen zu geben, mit der strengsten Genauigkeit nachzuleben?"

„Darauf können Sie zählen, Madame. So hart sie auch sein mögen."

„Und Ihr Gehorsam ist mir also gewiß, so oft es mir einfallen wird, zu befehlen?"

„Wir werden mit Ungeduld darauf warten."

„Das ist gut. Jetzt, Madame, gehen Sie nach Hause! Sie sollen gleich meine fernern Verfügungen hören. Unterdessen schaffen Sie Alles fort, was Sie an Hausgeräth haben; auch Ihre Kleider schaffen Sie fort, die besonders, welche von frecher

oder schreiender Farbe sind. Das Alles würde mir nur meinen Anschlag vereiteln."

Jene ging. Frau von P . . . warf sich in den Wagen und ließ sich in die Vorstädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am Weitsten entlegen schienen. Hier miethete sie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine schlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgershause und ließ solche auf das Sparsamste meubliren.

Dahin lud sie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirthschaft und legte ihnen einen schriftlichen Aufsatz von den Lebensregeln vor, die sie künftighin zu befolgen hatten. Sie waren folgende:

„Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr; denn es liegt daran, daß Sie von Niemand entdeckt werden!

„Sie nehmen keine Besuche an, auch selbst aus Ihrer Nachbarschaft nicht; denn es muß das Ansehen haben, als hätten Sie der Welt gänzlich entsagt!

„Gleich von dem morgenden Tag an müssen Sie andächtige Kleider tragen.

„Zu Hause werden keine andre als geistliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall sich aussetzen.

„Ihrem Gottesdienst müssen Sie jeden Werk- und Feiertag mit brünstigem Eifer obliegen.

„Sie müssen dahin trachten, daß Sie Sich in das Sprachzimmer dieses oder jenes Klosters Eingang verschaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

„Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geistlichen müssen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von ihnen verlangte.

„Des Monats müssen Sie wenigstens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

„Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer ist und Nachfrage deswegen geschehen könnte.

„Von Zeit zu Zeit streuen Sie kleine Almosen aus; aber ich verbiete Ihnen schlechterdings, welche anzunehmen. Man soll Sie weder für reich, noch für dürftig halten.

„Zu Hause beschäftigen Sie Sich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

„Ihre Lebensordnung sei äußerst mäßig. Einige schmale Portionen aus dem Gasthaus sind Alles, was ich Ihnen erlauben kann.

„Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Kosten verursacht, so unterlassen Sie es nie.

„Aber einmal für allemal: weder Pfaffen noch Mönche, noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

„Gehen Sie über die Gasse, so schlagen Sie die Augen jederzeit sittsam zu Boden. In der Kirche sehen Sie nirgends hin als auf Gott.

„Ich will gern glauben, daß diese Einschränkung hart ist. Aber in die Länge kann sie nicht dauern, und die Entschädigung wird außerordentlich sein. Gehen Sie nun mit Sich selbst zu Rath. Wenn Sie besorgen, daß Ihre Kräfte diesen Zwang nicht aushalten, so gestehen Sie es jetzt frei heraus — es kann mich weder beleidigen noch befremden. Ich vergaß vorhin, noch anzumerken, daß es sehr wohlgethan sein würde, wenn Sie Sich die Sprache der Mystiker angewöhnten und die Redensarten der heiligen Schrift recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit lassen Sie Ihren Groll gegen die Weltweisen aus, und Voltairen erklären Sie für den Antichrist.[1])

„Nunmehr leben Sie wohl! Hier in Ihrem Hause werden wir uns schwerlich wiedersehen. Ich bin ja nicht würdig, mit so heiligen Frauen in Gesellschaft zu leben. Doch seien Sie deswegen unbesorgt. Sie sollen mich desto öfter in der Stille besuchen, und dann wollen wir das Verlorene bei verschlossenen Thüren hereinbringen. Aber, um was ich Sie bitte — sehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heilig-Thun nicht im Ernst heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirthschaft wird meine Sorge sein. Glückt unser Anschlag, so bedürfen Sie meines Beistandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verschuldung, mißlingen, so habe ich Vermögen genug, Ihr Schicksal erträglich zu machen und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jetzt mir zu Gefallen entsagen. Aber vor allen Dingen — Gehorsam, blinden, unumschränkten Gehorsam gegen meine Befehle, oder ich kann Ihnen weder für Jetzt noch fürs Künftige stehen."

Unter der Zeit, daß unsere zwei Andächtigen nach Vorschrift die Welt erbauten und der gute Geruch ihrer Heiligkeit sich ringsum verbreitete, fuhr Frau von P . . . nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher

1) Offenb. 13.

Freundschaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, so oft er sich sehen ließ, nie mürrisch oder ungleich von ihr empfangen, selbst dann nicht, wenn er sich lange hatte vermissen lassen, kramte er alle seine kleinen Abenteuer bei ihr aus, welche sie mit der unbefangensten Lustigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit schenkte sie ihm ihre Theilnehmung, ihren Rath — unter der Hand ließ sie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Tone der uneigennützigsten Freundschaft, der auf sie selbst nicht die geringste Beziehung zu haben schien. Wandelte es den Marquis in gewissen Augenblicken an, galant gegen sie zu sein und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweisen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von so genauer Bekanntschaft sich nie ganz hinwegsetzen kann — so antwortete sie mit einem Lächeln oder schien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund wie er, behauptete sie dann, reiche zur Glückseligkeit ihres Lebens hin — ihre erste Jugend wäre vorüber, ihre Leidenschaften ausgelöscht.

„Wie, Madame!" antwortete er voll Verwunderung, „Sie sollten mir also nichts mehr zu beichten haben?"

„Nicht das Mindeste mehr."

„Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir sonst so gefährlich war?"

„Diesem habe ich meine Thüre verschlossen. Ich seh' ihn nimmermehr."

„Das ist aber wunderlich, Madame, und warum denn?"

„Weil er mir zuwider ist."

„Gestehen Sie, Madame, gestehen Sie! Ich lese in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer?"

„Das könnte wol sein."

„Und zählen auf meine Wiederkehr?"

„Warum sollt' ich nicht dürfen?"

„Und wenn mir also das Glück — oder das Unglück? — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie Sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu Gute thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?"

„Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit."

„O, Madame, nach dem, was Sie bereits schon gethan haben, traue ich Ihnen jede Heldenthat zu."

„Das soll mir unendlich lieb sein."

„Auf Ehre, Madame, Sie sind eine gefährliche Frau. Das ist ausgemacht."

So standen die Sachen noch, als schon der dritte Monat ver-

strichen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erschienen sei, ihre Federn einmal spielen zu lassen. An einem schönen Sommertag, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl sie den beiden Aisnon, im königlichen Garten spazieren zu gehen. Der Marquis erschien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man speiste kostbarer, die Unterhaltung war die munterste. Nach Tische brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorschlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber versäumte. Es traf sich gerade, daß an eben dem Tag weder Schauspiel noch Oper war. Dies gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerst auf den Einfall kam, das königliche Cabinet zu besehen. Nichts konnte der Dame willkommener sein. Die Bestellung wird gemacht ohne Zeitverlust. Die Pferde sind vorgespannt. Man wirft sich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten und findet sich auf einmal in einem Gedränge von Welt, begafft Alles und sieht nichts, wie das gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Nachdem Beide das königliche Cabinet verlassen hatten, mischten sie sich unter die andern Spazierenden. Der Weg führte sie durch eine Allee nach der Baumschule, wo Frau von P . . . auf einmal ein lautes Geschrei erhub. — „Sind sie's? Sie sind's! Nein, ich täusche mich nicht! Es sind wirklich dieselben!" — Und mit den Worten entspringt sie dem Marquis und fliegt unsern beiden frommen Schwestern entgegen. Die junge Aisnon war heute zum Bezaubern; der bescheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anschauen der Person hinzuschmelzen. —

„Ah! sind Sie es, Madame?"

„Ich bin's. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie ist es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her ergangen?"

„Sie wissen unser Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeschränkt, haben uns nach der Decke gestreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl gesagt, in welcher wir mit dem vorigen Anstand nicht mehr auftreten konnten."

„Aber mich zu verlassen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört und sie nachgerade so abgeschmackt findet, als sie es auch in der That ist! Das war nicht artig, meine Kinder."

„Mißtrauen, gnädige Frau, ist von jeher die Begleitung des Unglücks gewesen. Die Unwürdigen fürchten so gern überlästig zu sein — —"

„Ueberlästig? Sie mir? Wissen Sie auch, daß ich Ihnen das mein Leben lang nicht mehr vergeben werde?"

„Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau! Wol hun-

dertmal habe ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau von P . . .? Laß es gut sein, meine Tochter! An uns denkt kein Mensch mehr."

„Wie ungerecht! Aber setzen wir uns! Lassen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. — Hier, meine Freundinnen. Der Marquis von A . . ., ein sehr guter Freund von mir, und der uns nicht im Mindesten stören wird. — Aber sieh doch, wie Mademoiselle groß geworden ist, wie schön, seitdem wir uns das letzte Mal sahen!"

„Das danken wir unsrer Armuth, Madame, die wenigstens unsre Gesundheit behütet. Schauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie diese Arme. Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewissen, und das ist auch nichts Kleines, gnädige Frau." —

Man setzte sich, man plauderte vertraulich zusammen. Die ältere Aisnon sprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geistlichen Demuth, doch ohne sich zu zieren oder zu übertreiben. Lange vorher, eh es noch Abend wurde, machten die beiden frommen Schwestern den Aufbruch. Man drang in sie, zu bleiben — man stellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre; aber die Mutter lispelte der Marquisin — ziemlich laut, versteht sich — in das Ohr, daß sie noch eine Andachtsübung zu verrichten hätten, die sie niemals versäumten. Sie waren schon eine ziemliche Strecke von einander, als Frau von P . . . sich auf einmal besann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich sprengte der Marquis zurück, dieses Versehen wieder gut zu machen. Die Adresse der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen; aber alle Bemühungen des Marquis waren umsonst, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen seinen Wagen anzubieten, — ein Umstand, der ihm doch, wie er der Frau von P . . . nachher selbst gestand, oft genug auf der Zunge schwebte.

Sein Erstes war, daß er sich bei der Marquisin umständlicher erkundigte, wer denn eigentlich diese Frauenzimmer wären. — „Zwei Geschöpfe," war die Antwort, „die wenigstens glücklicher sind als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Gesundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angesicht? die Unschuld, die Sittsamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, sieht man nicht, hört man in unsern Zirkeln nicht. Wir bedauern die Andächtigen, die Andächtigen bedauern uns, und am Ende — wer weiß, ob sie Unrecht haben?"

„Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht selbst eine Betschwester werden wollen?"

„Warum das nicht?"

„Ich beschwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unser Bruch, wenn es ja einer sein soll, Sie bis zu der Raserei führen werde?"

„Also sähen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?"

„Tausendmal lieber."

„Und riethen mir's am Ende wol noch selbst an?"

„Ohne Bedenken."

Frau von P . . . erzählte dem Marquis, was sie von dem Herkommen und den Schicksalen ihrer Freundinnen wußte, und mischte so viel Interesse, als nur möglich war, in diese Geschichte. Endlich setzte sie hinzu:

„Sie finden hier zwei weibliche Geschöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Gestalt, wie das Mädchen sie hat, sehen Sie selbst ein, würde ihre Besitzerin zu Paris nie Noth leiden lassen, wenn sie Lust hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber diese Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem schimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Rest ihres Vermögens ist so klein, daß ich bis diese Stunde nicht begreifen kann, wie sie nur damit auskommen mögen. Da ist Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm geboren worden, ist eine Tugend, deren tausend Menschen fähig sind — aber von dem höchsten Ueberflusse plötzlich zur höchsten Nothdurft heruntersinken und zufrieden sein und sich obendrein noch glücklich schätzen, ist eine Erscheinung, die ich nimmermehr erklären kann. — Sehen Sie, Marquis, so etwas kann nur die Religion. Die Weltweisen haben gut schwatzen. Die Religion ist etwas Herrliches."

„Für den Unglücklichen ganz gewiß."

„Und wer ist das nicht — mehr oder weniger — früher oder später?"

„Ich will sterben, Marquisin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden."

„Als wenn das Unheil so entsetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dies Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?"

„Aber Sie reden ja schon wie ein Apostel."

„Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt!

Wenn uns die Freuden und Schrecken jener Welt lebhafter vorschwebten, wie klein würden die Reichthümer dieser Erde vor unsern Augen zusammenschrumpfen? — Wer sonst als ein Rasender würde Lust bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte: ich kann in ihrer Umarmung sterben und ewig verdammt sein?" —

„Und doch ist dies etwas Alltägliches."

„Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen ist."

„Oder, Madame, weil unsre Sitten mit unsrer Religion nichts zu schaffen haben. Aber, liebe Marquisin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln sich ja über Hals und Kopf zu dem Beichtstuhl?"

„Ich sollte freilich wol etwas Klügeres thun."

„Gehen Sie, Sie sind eine Närrin. Sie haben noch schöne zwanzig Jahre ganz allerliebst wegzusündigen. Lassen Sie die erst genossen sein, und dann bereuen Sie meinethalben oder prahlen damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unser Gespräch hat eine so schwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantasie, Madame, wird ganz unerträglich finster, und das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abscheulichen Klosterleben. Folgen Sie mir, Madame, — lassen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seligkeit und Seele, Sie sehen weder Hölle noch Teufel mehr und sind auf einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen sollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen; dann hätten Sie Sich ja, einem eigensinnigen Traum zu Gefallen, um die süßeste Zeit Ihres Lebens betrogen — und — soll ich's gerade heraussagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvorgethan zu haben, ist so viel Aufopferung nicht einmal werth."

Noch einige Gänge durch die Allee, und sie stiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Frau von P . . . von Neuem an:

„Wie Einen das doch alt machen kann! Es denkt mir [1]) noch, wie das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum ersten Mal nach Paris kam."

---

1) D. h. „ich erinnere mich", il me souvient. Ebenso „Don Karlos" (4. Act 4. Auftr.):

„Ganz ohne Beispiel, Prinz,
So lang' mir denkt, daß ich dem König diene."

„Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?"

„Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, das erinnert mich an einen Garten, wo frische Rosen immer die verwelkten ablösen. Haben Sie sie auch recht ins Auge gefaßt?"

„Ich habe nicht ermangelt."

„Nun — und was halten Sie von ihr?"

„Es ist der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael, auf den Leib seiner Galathee gestellt. — O, und die unaussprechlich melodische Stimme —"

„Und die Bescheidenheit im Auge!"

„Und der Anstand, die Grazie in jeder Geberde!"

„Und die Würde ihres Vortrags, die man doch sonst an keinem Mädchen Ihresgleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!"

„Ja, wenn die Anlage schon so trefflich ist."

Der Marquis brachte Frau von P . . . nach Hause. Diese konnte es kaum erwarten, ihren beiden Creaturen die Zufriedenheit zu bezeigen, welche sie über die glückliche Eröffnung des Possenspiels empfand.

Von dieser Zeit fing der Marquis an, seine Besuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie schien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete *sie* das Gespräch auf die beiden Frauenzimmer, *er* mußte immer zuerst davon anfangen, und dies that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künstlichen Gleichgiltigkeit, welche ihm aber immer verunglückte.

„Sahen Sie heute Ihre zwei Freundinnen?"

„Nein."

„Wissen Sie aber, daß Sie gar nicht artig sind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen; diese zwei Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie sind nicht einmal so höflich, ihnen zuweilen Ihren Tisch anzubieten?"

„Ich hätte doch gemeint, der Marquis von A . . . sollte sich mit meiner Denkungsart besser bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wol mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen; jetzt aber hilft mir die Freundschaft nur mit Schwachheiten aus. Wol zehnmal habe ich sie indessen zu Tische bitten lassen; aber immer schlugen sie es aus. Sie haben ihre besondern Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Besuch gebe, so thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gasse halten lasse und zuvor Schmuck und Schminke und jede Kostbarkeit von mir lege. Wundern Sie Sich über diese grillenfängerische Behut-

samkeit nicht! Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tag, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun."

„Bei den Frommen besonders."

„Wo der geringste Vorwand davon lossprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmischte, gleich würde es heißen: Frau von P . . . ist ihre Gönnerin — sie brauchen keine Beisteuer mehr — und die Almosen hörten auf."

„Was? die Almosen?"

„Ja, mein Herr, die Almosen."

„Diese Frauenzimmer sind Ihre Bekannte und leben vom Almosen?"

„Dacht ich's doch! — Lieber Marquis, da seh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben, mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Theil Ihrer Achtung zugleich verloren. Wer sagt Ihnen denn, daß die Schuld mein sein muß, wenn diese Frauenzimmer vom Opfergeld leben?"

„Verzeihung, Madame! Ich war voreilig. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Aber was für Ursachen hätten sie denn, den Beistand einer guten Freundin auszuschlagen?"

„O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verstehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; sie halten es nicht für schicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterschied anzunehmen."

„Aber, da berauben sie uns ja des einzigen Mittels, unsere unsinnigen Verschwendungen hie und da wieder gut zu machen."

„Das seh' ich nicht ab. Gesetzt, daß der Marquis von A . . . das Schicksal dieser zwei Geschöpfe zu Herzen nähme, könnte er seine Gaben nicht durch würdigere Hände an sie gelangen lassen?"

„Würdigere — nicht wahr? und desto weniger sichere?"

„Das könnte wol sein."

„Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen z. B. ein zwanzig Louis schicken wollte — würde man mein Geschenk wol zurückweisen?"

„Nichts gewisser — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein solcher Eigensinn bei der Mutter eines so schönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht scheinen?"

„Glauben Sie, daß ich in Versuchung war, hinzugehen?"

„O ja, sehr gerne — Marquis! Marquis! seien Sie auf Ihrer Hut! Es regt sich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir sehr unerwartet und verdächtig scheint."

„Mag's — aber sagen Sie mir, hätte man meinen Besuch angenommen?"

„Zuverlässig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufsehen von Bedienten, der Anblick eines schönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarschaft in Alarm zu bringen und die armen Unschuldigen zu Grund zu richten."

„Sie thun mir weh, Madame; denn auf meine Ehre, das waren meine Absichten nicht. Also muß ich mir das Vergnügen versagen, sie zu sehen und ihnen Gutes zu thun."

„So scheint es."

„Aber wenn ich meine Geschenke durch Ihre Hand gehen ließe?"

„Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die so zweideutig aussieht."

„Das ist aber ja ganz abscheulich."

„Abscheulich! Sie haben ganz Recht."

„Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal gesehen habe —"

„Nehmen Sie Sich in Acht, sag' ich Ihnen! Sie sind auf dem Wege, Sich unglücklich zu machen. Lassen Sie mich lieber jetzt Ihren Schutzengel als nachher Ihre Trösterin sein. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Creaturen zu thun haben, wie Sie deren sonst kennen lernten? — Verwechseln Sie nichts, guter Marquis! Frauenzimmer wie diese versucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man nicht. Sie verstehen den Wink nicht; sie laufen nicht in die Falle."

Auf einmal besann sich der Marquis, daß er noch etwas Drängendes zu verrichten habe. Er stand mit Ungestüm auf und ging mürrisch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verstreichen, ohne Frau von P . . . zu sehen; aber er kam, warf sich in den Sopha, gab keinen Laut von sich; Frau von P . . . führte das Wort allein; der Marquis blieb eine Viertelstunde und verschwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hause. Nach Verfluß dessen zeigte er sich wieder, aber schwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau von P... erschrak bei seinem Anblick.

„Wie sehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie diese ganze Zeit über an Ketten gelegen?"

„Schier so, bei Gott! — Aus Verzweiflung stürzt' ich mich in das abscheulichste Schlaraffenleben."

„Wie das? Aus Verzweiflung?"

„Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung."

Mit den Worten lief er hastig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat er an ein Fenster, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf einmal vor ihr stehen, ging zur Thüre, rufte einen seiner Leute, hieß ihn wieder gehen, stellte sich aufs Neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau von P... saß mittlerweile still an ihrem Arbeitstisch, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte sie Erbarmen mit seinem Zustand und fing an:

„Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang sieht man Sie nicht, und nun kommen Sie und sehen aus wie Einer, der dem Leichentuch entsprungen ist, und treiben sich herum wie eine Seele im Fegfeuer!"

„Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie sollen Alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o, sie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, Alles hab' ich angewandt, sie zu vergessen, doch umsonst! Je mehr ich sie bekämpfte, desto tiefer grub sich die Erinnerung. Dieser Engel hat mich ganz dahin — Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen."

„Nun?"

„Es ist umsonst. Ich muß — ich muß sie wiedersehen, und Ihnen, o, nur Ihnen kann ich das zu danken haben. Ich habe meine Bedienten in fremde Kleider gesteckt — ich habe ihnen auflauern lassen. Ihr ganzer Aus- und Eingang ist in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hause und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich ihnen zu Fuß in den Weg gestellt, sie haben mich auch nicht einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt. Sie zu vergessen, bin ich auf eine Zeitlang der liederlichste Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und funfzehn Tage hat mich keine Messe vermißt — O, welche Gestalt, meine Freundin! wie reizend! wie unaussprechlich schön!"

Frau von P... war von Allem unterrichtet. — „Das heißt," gab sie dem Marquis zur Antwort, „Sie haben Alles angewandt, um gescheit zu werden, und nichts unterlassen, um ein Narr zu sein, und das Letztere ist Ihnen gelungen."

„O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade.

Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verschaffen, diesen Engel wiederzusehen?"

„Die Sache will Ueberlegung — ich werde sie schlechterdings nicht übernehmen, Sie versprechen mir denn auf das Heiligste, diese arme Unglückliche in Ruhe zu lassen und ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man sich sehr empfindlich über Ihre Zudringlichkeit gegen mich schon geäußert hat. — Wollen Sie diesen Brief ansehen?"

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände spielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Ansehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geschrieben. Zugleich unterließ man nicht, so viel Edles und Zärtliches, so viel Geist und Geschmack einzuweben, als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf; jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung flossen aus seinen Augen.

„Gestehen Sie nun selbst, daß man nicht göttlicher schreiben kann! O Madame, ich verehre das Frauenzimmer, das so schreibt und empfindet."

„Das ist auch Ihre Pflicht."

„Ich will Ihnen Wort halten, ich schwöre es Ihnen; aber ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, thun Sie ein Gleiches."

„Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald als der größere Narr von uns Beiden vor. Es ist nicht anders — Sie müssen eine unumschränkte Gewalt über mich haben, und das erschreckt mich."

„Wann seh' ich sie also?"

„Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Vor allen Dingen muß man es so vorbereiten, daß kein Verdacht dabei aufsteigt. Die Frauenzimmer wissen um Ihre Leidenschaft — überlegen Sie selbst, in welchem Lichte meine Freundschaft erscheinen würde, wenn sie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverstanden sei. — Aber, offenherzig, lieber Marquis, wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? ob Sie ein Thor sind oder ein Kluger? — Lösen Sie selbst Ihren Knoten auf! Die Rolle, die Sie mich wollen spielen lassen, ist wahrlich auch sehr sonderbar."

„Ich bin verloren, meine Beste, wenn Sie mich im Stich lassen. Ich will mich selbst nicht in Anschlag bringen — ich weiß, daß es Sie nur beleidigen würde — aber bei diesen theuren,

diesen guten, diesen himmlischen Geschöpfen will ich Sie beschwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie sie vor den Rasereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, das werd' ich; ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre sprengen, mit Gewalt werde ich hineintreten, ich werde mich niedersetzen, ich werde sagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich sagen will, was ich thun will? — aber in dieser Lage meines Herzens bin ich fürchterlich."

Jedes dieser Worte war ein Dolchstoß in das Herz der Frau von P . . . Sie erstickte von Unwillen und innerlicher Wuth, und mit Stottern redete sie weiter:

„Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber — Ja! wenn i ch — ich mit dieser Leidenschaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt' ich eigentlich ja auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Herr Marquis mir wenigstens Zeit lassen werde."

„Die kürzeste, die nur möglich ist."

„O, ich leide," rief die Dame, als er weg war, „ich leide schrecklich; aber ich leide nicht allein. Abscheulichster der Menschen! noch zwar ist es ungewiß, wie lang diese meine Qual noch dauert; aber ewig, ewig, ewig soll die Deine währen."

Einen ganzen Monat lang wußte sie den Marquis in der Erwartung der versprochnen Zusammenkunft hinzuhalten. Während dieser Zeit hatte er volle Muße, sich abzuhärmen, zu berauschen und seine Leidenschaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte sich nach dem Vaterland, dem Herkommen, der Erziehung und den Schicksalen dieser Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und frug immer wieder, und ließ sich immer von Neuem unterrichten und dahinreißen. Die Marquisin war schelmisch genug, ihn jeden Fortschritt seiner Leidenschaft bemerken zu lassen, und unter dem Vorwand, ihn zurückzuschrecken, gewöhnte sie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieses Romans, den sie ihm bereitet hatte.

„Sehen Sie Sich vor," sprach sie, „das könnte Sie weiter führen, als Sie wünschen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundschaft, die Sie jetzt so unerhört mißbrauchen, weder vor mir selbst, noch vor der Welt mich entschuldigen dürfte. Freilich wol geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine rasende Posse unter dem Monde zu Stande käme; aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte fast, daß dieses Frauenzimmer niemals oder nur unter Bedingungen Ihre wird, die bis hieher wenigstens ganz und gar nicht nach Ihrem Geschmacke waren."

Nachdem Frau von P . . . den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich zubereitet fand, kartete sie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu speisen, und mit dem Marquis redete sie ab, sie in Reisekleidern da zu überfallen, welches auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gang, als der Marquis sich melden ließ. Er, Frau von P . . . und beide Aisnon spielten die Rolle der Bestürzung meisterlich.

„Madame," sagte er zur Frau von P . . ., „ich komme soeben von meinen Gütern an; es ist zu spät, daß ich jetzt noch nach Hause gehe, wo man sich schwerlich auf mich gerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gast zu sein." —

Unter diesen Worten holte er sich einen Sessel und nahm an der Tafel seinen Platz. Die Eintheilung war so gemacht, daß er neben die Mutter und der Tochter gegenüber zu sitzen kam — eine Aufmerksamkeit, wofür er der Frau von P . . . mit einem verstohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten sich von der ersten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern, man ward sogar aufgeräumt; der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichsten Aufmerksamkeit und die Tochter mit der feinsten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der possirlichste Auftritt, die Aengstlichkeit anzusehen, mit welcher der Marquis Alles vermied, was sie nur entfernt hätte in Verlegenheit setzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganzer Stunden lang gottselig schwatzen zu lassen, und zuletzt sagte Frau von P . . . zu ihm:

„Ihre Gespräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen doch nie. Wahrhaftig, Sie sind so tief in die Geheimnisse der geistlichen Liebe gedrungen, daß man vermuthen muß, Sie wären Ihr Leben lang in Klöstern gewesen. — Waren Sie nie in Versuchung, ein Quietist[1]) zu werden?"

„Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame." —

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß unsre beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit, aller verführerischen Grazie würzten. Nur im Vorübergehen berührte man das Capitel von Leidenschaften, und Mademoiselle

---

1) Eine von dem Spanier Molinos (1640—1697) gegründete und von Frau de la Mothe Guyon (1648—1717) weiter ausgebildete, von Bossuet bekämpfte, von Fenelon unterstützte katholische Sekte, die das „Stillhalten gegen Gott" und die „uneigennützige Liebe zu Gott" zu ihrem Lebensprincipe machte.

Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieser Meinung stimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwischen Sechs und Sieben brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Versuch, sie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau von P . . . und die Mutter Duquenoi thaten den Ausspruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müsse, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewissensbissen sich endigen sollte. Beide also gingen zum großen Verdruß des Marquis nach Hause, und er sah sich jetzt wieder mit Frau von P . . . unter vier Augen allein.

„Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas Aehnliches thäte!"

„Nein, Madame! Nein! Nein!" — und hier warf er sich ihr zu Füßen — „die ganze Welt hat Ihresgleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beschämt mich. Sie sind die einzige wahre Freundin, die auf dieser Erde zu finden ist."

„Sind Sie auch sicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren stets so beurtheilen werden?"

„Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich sein, wenn ich je meine Meinung veränderte."

„Also von etwas Anderm. — Wie steht's jetzt mit Ihrem Herzen?"

„Soll ich es Ihnen frei heraussagen? — Dieses Mädchen muß meine sein, oder ich bin verloren."

„Allerdings muß sie das, aber um welchen Preis, ist die Frage."

„Wir wollen sehen."

„Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne diese Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden."

Zwei Monate lang erschien der Marquis nicht wieder; unterdessen war er thätiger als je. Er hing sich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit seiner Wollust durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieser Pfaffe, verschmitzt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit seiner Lehre diesem niederträchtigen Anschlag entgegensetzte, verkaufte die Würde seines Amtes so theuer, als möglich war, und gab sich endlich für die Gebühren zu Allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erste Büberei, die der Mann Gottes sich erlaubte, bestand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen und dem Pfarrherrn des Kirchsprengels vorzuspiegeln, daß die Schutzergebenen der Frau von P . . . sich widerrechtlich

ein Almosen zueigneten, dessen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Absicht ging dahin, ihre standhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtstuhl daran, Uneinigkeit zwischen Mutter und Tochter zu stiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, so wußte er die Verschuldungen der Letztern immer größer zu machen und die Erbitterung der Erstern noch mehr anzureizen. Klagte die Jüngere, so gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß die elterliche Gewalt ihre Grenzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlassen würden, so könnte die heilige Kirche für nöthig finden, sie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einstweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein ander Mal lenkte er das Gespräch auf ihre Gestalt und behauptete, daß das gefährlichste Geschenk, so der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit sei. Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem sichern[1]) Biedermann fallen, der sich davon habe hinreißen lassen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden und auf die unüberschwängliche Langmuth des Himmels gegen gewisse Menschlichkeiten, die das Erbtheil des Fleisches wären — auf die gewaltige Herrschaft gewisser Begierden, denen auch die heiligsten unter den Menschen nicht ganz entlaufen könnten. Dann frug er sie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünsche sich regten? — ob sie nicht zuweilen Wallungen spürte? — ob sie nicht sichere Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannspersonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob sich ein Frauenzimmer der Leidenschaft eines Mannes widersetzen oder lieber preisgeben solle? ob es zu wagen wäre, einen Menschen sterben zu lassen, für welchen doch das kostbare Blut des Erlösers so gut als für jeden Andern geflossen sei? und diese Frage getraute er sich nicht zu beantworten. Er beschloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte seine Augen zum Himmel und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn seiner Wege gehen und hinterbrachte dies Alles treulich ihrer Mutter und der Frau von P . . ., welche ihr noch immer mehr Geständnisse einbliesen, dem frommen Heiligen desto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts Gewisseres, als daß der Mann

1) Nach heutigem Sprachgebrauch: „von einem gewissen" (certain). Siehe weiter unten: „sichere Träume".

Gottes über kurz oder lang sich brauchen lassen würde, seiner geistlichen Tochter einen Liebesbrief zuzustellen, und diese Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutsam griff er das an! — Erst wußte er eigentlich selbst nicht, aus wessen Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in seiner Gemeine unter der Decke stecke, die, von ihrem Elend gerührt, sich würde erboten haben, ihnen Beistand zu leisten. Dergleichen Aufträge hätte er schon öfters zu übernehmen gehabt.

„Im Uebrigen, Mademoiselle," fuhr er jetzt fort, „werden Sie vorsichtig handeln. Ihre Frau Mutter ist eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beisein erbrechen."

Mademoiselle steckte den Brief zu sich und händigte ihn sogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau von P . . . überschickte. Die Marquisin, jetzt im Besitz eines unverwerflichen Zeugnisses, ließ den Beichtvater zu sich holen, wusch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang seinen Obern zu melden, wenn sie je noch ein Wort von ihm hören sollte.

Der Brief floß von lauter Lobsprüchen des Marquis, in Betreff seiner eignen Person und der Mademoiselle, über. Er malte ihr darin seine Leidenschaft mit den lebendigsten und schrecklichsten Farben ab, machte ungeheure Verheißungen und sprach sogar von Entführung.

Nachdem Frau von P . . . dem Pfaffen den Text recht gelesen hatte, bat sie auch noch den Marquis zu sich und erklärte ihm, wie sehr sein Betragen den Mann von Ehre beschimpfe, und wie nachtheilig er sie selbst mit hineinmische; dann zeigte sie ihm seinen Brief und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichsten Freundschaft, die zwischen ihm und ihr bisher geherrscht hätte, sie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit selbst gegen ihn zu Hilfe zu rufen, wenn seine Verfolgungen weiter gehen sollten.

„Marquis, Marquis," setzte sie hinzu, „die Liebe macht einen schlimmen Menschen aus Ihnen. Sie müssen bösartig auf die Welt gekommen sein, weil dasjenige, was jeden Andern zu großen Thaten spornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten Ihnen diese armen Frauenzimmer Leides, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieses Mädchen schön ist und sich entschlossen hat, auf ihrer Tugend standhaft zu beharren, so wollen Sie ihr Verfolger sein? so wollen Sie Ursache werden, daß sie das beste

Geschenk des Himmels verfluche? — Und womit hab' denn ich es verdient, daß ich eine Mitschuldige Ihrer Schandthaten sein soll? — Undankbarster der Menschen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, schwören Sie mir zu, meine unglücklichen Freundinnen von jetzt an in Frieden zu lassen!" — — Der Marquis versprach, ohne Vorwissen der Frau von P . . . keinen Schritt mehr zu thun; aber dies Mädchen müsse er besitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugesagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geschichte; daher trug er jetzt kein Bedenken mehr, sich unmittelbar an sie selbst zu wenden. Er gestand die Abscheulichkeit seines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, sprach von den glänzendsten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete seinen Brief mit einem Kästchen voll der kostbarsten Steine.

Die drei Frauenzimmer hielten geheimen Rath unter einander. Mutter und Tochter schienen sehr geneigt, den Kauf einzugehen; doch dabei fand Frau von P . . . ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte sie an die ersten Artikel ihres Vertrages und drohte sogar, den ganzen Betrug zu verrathen, wenn sie sich weigern würden, ihr zu gehorsamen. Zum großen Leidwesen der beiden Heiligen, der Tochter besonders, die, so langsam als sie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr so schön ließen, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend sprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau von P . . . machte dem Marquis über seine Wortbrüchigkeit die bittersten Vorwürfe. Er nahm zur Entschuldigung, daß er es nicht hätte wagen mögen, sie mit einem Auftrage dieser Art zu erniedrigen. „Lieber Marquis," sagte sie zu ihm, „ich habe Sie gleich anfangs gewarnt und will es Ihnen jetzt wiederholen. Sie sind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie hinarbeiten — aber nun ist es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; das würden jetzt nur verlorene Worte sein. Für Sie ist ganz und gar keine Rettung mehr."

Der Marquis antwortete, daß seine Hoffnungen noch immer die besten wären, und er sich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen letzten Versuch noch wagen zu dürfen. — Dieser war, daß er sich anheischig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, sein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen und ihnen, so lange sie lebten, eines von seinen Häusern zu Paris und ein andres auf seinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen. „Machen Sie, was Sie wollen,"

sagte die Marquisin, „nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtschaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, sind über jeden Krämertax erhaben. Ihr neuestes Gebot wird kein besseres Glück haben [1]) als Ihre vorigen — ich kenne meine Leute und unterstehe mich, für ihre Tugend zu haften."

Diese neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung der drei Frauenzimmer vor. Madame und Mademoiselle erwarteten schweigend das Endurtheil aus dem Munde der Frau von P . . . — Diese ging einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saal auf und nieder. — „Nein! nein! nein!" rief sie endlich, „das ist viel zu gnädig — Nein! das ist viel zu wenig für mein wundes Herz" — und alsobald sprach sie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen sich weinend ihr zu Füßen, flehten und stellten vor, welche Grausamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das sie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau von P . . . gab mit Kaltsinn zur Antwort: „Bildet Ihr Euch ein, daß Alles das, was bisher geschehen, etwa Euch zu Lieb' geschehen ist? Wer seid Ihr denn? Was hab' ich gegen [2]) Euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich Euch nicht, die Eine so gut als die Andre, zu Eurem Handwerk zurücksende? — Ich will gern glauben, daß diese Anerbietungen für Euch zu viel sind; aber für mich sind sie viel zu wenig. Setzen Sie Sich, Madame! — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich sie Ihnen dictiren werde, und daß sie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe!" —

Die Beiden gingen, noch bestürzter als mißvergnügt, nach Hause.

Der Marquis zeigte sich der Frau von P . . . sehr bald wieder.

„Nun," rief sie ihm zu, „Ihre neuen Geschenke?"

„Angeboten und ausgeschlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt' ich sie aus meinem Herzen reißen, diese unglücksvolle Leidenschaft, könnt' ich mein Herz selbst mit herausreißen, mir würde wohl sein! Sagen Sie mir doch, Marquisin, finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Gesicht dieses Mädchens mit dem meinigen?" —

„Ich habe Ihnen nie davon sagen mögen. — Freilich find' ich deren welche; aber davon ist jetzt die Rede nicht. Was beschließen Sie?"

---

1 u. 2) Bei Schiller fehlen diese beiden Worte. Doch läßt der französische Urtext (Vos nouvelles offres ne réussiront pas mieux que etc. etc. u. Qui êtes-vous? Que vous dois-je?) keinen Zweifel, daß hier ein Druckfehler vorliegt, den wir durch die erfolgte Einschaltung zu berichtigen versucht.

„Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt der Gelust mich an, in die erste beste Postchaise mich zu werfen und dahinzueilen, so weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick darauf verläßt meine Kraft mich. Ich bin gelähmt. Mein Kopf schwindelt. Meine Sinne vergehen. Ich vergesse, was ich bin, was ich werden soll."

„Das Reisen stellen Sie immer ein! Es verlohnt sich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heimzugehen."

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P . . ., worin er meldete, daß er nach seinem Landgut gereist wäre und sich da aufhalten würde, so lang ihm sein Herz das verstattete — und worin er sie zugleich auf das Inständigste ersuchte, seiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ sich bei der Marquisin absetzen. Sie war ausgefahren. Als sie wiederkam, fand sie ihn mit geschlossnen Augen, in der schrecklichsten Erstarrung auf dem Sopha ausgestreckt liegen.

„Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluft, scheint es, hat Ihnen also nicht ganz bekommen wollen?"

„O Madame, mir ist nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, sehen Sie mich entschlossen, Madame, die ungeheuerste Thorheit zu unternehmen, die ein Mann von meinen Umständen, meinem Rang, meiner Geburt, meinem Geld nur begehen kann. — Aber eher Alles, Alles, als ewig auf dieser Folter sein. — Ich heirathe."

„Marquis! Marquis! der Schritt ist bedenklich und will Ueberlegung haben."

„Ueberlegung? — ich habe nur e i n e gemacht, aber sie ist die gründlichste von allen — ich kann nicht elender werden, als ich jetzt schon bin."

„Das können Sie so gewiß noch nicht sagen." —

„Nun, Madame, dies, denke ich, ist doch endlich ein Geschäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nun hin, besprechen Sie Sich mit der Mutter, erforschen Sie das Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor!"

„Gemach, lieber Marquis! Zwar habe ich diese beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade so für sie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückseligkeit meines Freundes hinaus will, so wird er mir wenigstens erlauben, die Sache etwas näher zu besehn. Ich werde mich zuvor in ihrer Provinz nach ihnen erkundigen und ihrer Auf-

führung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit ihres hiesigen Aufenthalts nachfolgen."

„Eine Vorsicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt scheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück so standhaft auf Ehre hielten und meiner Verführung so beherzt widerstunden, müssen nothwendig Geschöpfe der seltensten Gattung sein. Mit meinen Geschenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchsetzen müssen. — Und überdem, sagten Sie mir nicht selbst —"

„Ja doch! ja, ja, ich sagte Alles, was Ihnen belieben mag; demungeachtet werden Sie aber doch jetzt so gnädig sein und mir meinen Willen lassen."

„Und warum heirathen Sie nicht auch, meine liebe Marquisin?"

„Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?"

„Wen? — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf, Geld und ist von der besten Familie."

„Und wer steht mir für seine Treue? — Sie vermuthlich?"

„Das wol nicht; aber bei einem Ehemann pflegt man das nicht so genau mehr zu nehmen."

„Meinen Sie? Vielleicht aber wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachsüchtig, Marquis."

„Nun ja doch! Rächen sollen Sie Sich immer; das versteht sich am Rande. Wissen Sie was, Marquisin? Wir Vier wollen dann gemeinschaftlich bei einander wohnen und den artigsten Clubb von der Welt zusammen ausmachen."

„Das Alles läßt sich vortrefflich hören; aber ich heirathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —"

„Bin doch ich nicht, Madame?"

„Jetzt kann ich Ihnen ohne Gefahr dies Bekenntniß thun."

„Jetzt? Warum jetzt erst? Warum sagten Sie mir das nicht eher?"

„Daran habe ich sehr wohl gethan, wie die Umstände mich jetzt überzeugen. Und überhaupt — Diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betrachte besser für Sie als ich."

Frau von P . . . brachte ihre Nachforschungen mit größter Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptstadt die schmeichelhaftesten Zeugnisse von seiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er sich zu ernstlicher Ueberlegung der Sache noch vierzehn Tage

Zeit nehmen sollte. Diese vierzehn Tage däuchten ihm eine Ewigkeit zu sein, und Frau von P... sah sich endlich gezwungen, seiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächste Zusammenkunft war bei den beiden Duquenoi; die Verlobung ging vor sich, das Aufgebot geschah, der Marquis beschenkte die Frau von P...mit einem kostbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erste Nacht ging nach Wunsche vorüber. Den andern Morgen schrieb Frau von P... dem Marquis ein Billet, worin sie ihn, eines dringenden Geschäfts wegen, auf einen Augenblick zu sich bat. Er ließ nicht lange auf sich warten. Man empfing ihn mit einem Gesicht, worauf Schadenfreude und Entrüstung mit schrecklichen Farben sich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lang.

„Marquis," sagte sie zu ihm, „es ist Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn Andre meines Geschlechts sich selbst genug hochschätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden seltener sein. Eine edle Frau hat sich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben sie nicht zu erhalten gewußt — ich bin diese Frau. Aber sie hat vergolten, Verräther, und Dich auf ewig mit Einer verbunden, die Deiner würdig ist. Geh von hier aus quer über die Straße nach dem Gasthof zur Stadt Hamburg — dort wird man Dir ausführlicher von dem schändlichen Gewerb zu erzählen wissen, das Deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Mademoiselle Aisnon getrieben haben."

Keine Beschreibung erreicht das Entsetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden sank. Seine Sinne verließen ihn — aber seine Unentschlossenheit dauerte nur so lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hause; er schweifte in den Straßen umher. Seine Gemahlin und seine Schwiegermutter fingen an zu argwöhnen, was etwa geschehen war. Auf den ersten Schlag, der an die Thüre geschah, entsprang die Letztere in ihr Zimmer und schob beide Riegel vor. Nur seine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Gesicht verkündigte die Wuth seines Herzens, als er hereintrat. Sie warf sich zu seinen Füßen, stieß mit dem Angesicht auf den Boden des Zimmers und gab keinen Laut von sich.

„Fort, Nichtswürdige!" rief er fürchterlich; „fort von mir!"

Sie versuchte, sich aufzurichten; aber ohnmächtig stürzte sie auf ihr Angesicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden gespreitet

„Gnädiger Herr," sagte sie zu ihm, „stoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir, was Sie wollen; aber Gnade, Gnade für meine Mutter!"

„Hinweg!" rief er abermals. „Fort, Verfluchte, aus meinen Augen! — Ist es nicht genug, daß Du mich mit Schande bedeckst? Willst Du mich auch noch zwingen, ein Verbrecher zu werden?" —

Das arme Geschöpf beharrte unbeweglich und stumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Sessel, den Kopf zwischen beide Arme geworfen und mit halbem Leib zu den Füßen seines Bettes hingesunken, und brach zuweilen, ohne sie anzusehen, in ein gebrochenes Heulen aus: „Hinweg von mir, sag' ich!" — Das Stillschweigen dieser Unglücklichen, die noch immer wie in todter Erstarrung lag, erschöpfte seine Geduld. „Entferne Dich!" rief er lauter und schrecklicher, bückte sich zu ihr nieder und war im Begriff, ihr einen grausamen Schlag zu geben. — Doch indem fand er, daß sie ohne Bewußtsein und beinah ohne Leben lag. Er faßte sie um die Mitte des Leibes, legte sie auf ein Canapee und betrachtete sie eine Zeit lang mit Augen, aus welchen wechselsweise Wuth und Mitleiden hervorbrachen. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein. Man rief ihre Weiber.

„Nehmt Eure Frau zu Euch," sagte er diesen; „ihr ist etwas zugestoßen. Führt sie auf ihr Zimmer und springt ihr bei!" — Bald darauf schickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man bracht' ihm die Nachricht, daß zwar ihre erste Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die so häufig kämen und so lange anhielten, daß man Ursache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine Stunde darauf schickte er, so heimlich wie das erste Mal, wieder. Sie lag in schrecklichen Beängstigungen, zu welchen sich ein gichterischer Schlucken gesellte, der von der Gasse herauf gehört werden konnte. Als er das dritte Mal schickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß sie sehr viel geweint habe und die übrigen Zufälle sich nach und nach zu legen anfingen.

Jetzt ließ er anspannen und verschwand vierzehn Tage lang, daß kein Mensch um seinen Aufenthalt wußte. Vor seiner Abreise hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigsten versehen wurden, und seine Dienerschaft hatte Befehl, der Mutter wie ihm selbst zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abwesend war, wohnten die Beiden, beinahe ohne sich zu sprechen, in der traurigsten Verstimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzer und Thränen oder fing plötzlich laut zu schreien an,

rang die Hände, raufte sich die Haare aus, daß selbst ihre Mutter es nicht wagen durfte, sich ihr zu nähern und ihr Trost zuzusprechen. Diese zeigte nichts als Verhärtung, Jene war das traurigste Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung.

Tausendmal rief sie: „Kommen Sie, Mama, lassen Sie uns fliehen, lassen Sie vor seiner Rache uns schützen!“ — Tausendmal widersetzte sich die Alte und erwiderte: „Nicht doch, mein Kind! Laß uns bleiben, laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird! Umbringen kann uns dieser Mensch doch nicht.“ — „O, daß er's möchte!“ rief Jene wieder, „daß er's längst schon gethan haben möchte!“ — „Schweig,“ sagte die Mutter, „und hör einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern.“

Der Marquis kam zurück und schloß sich in sein Cabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an seine Frau, den andern an seine Schwiegermutter schrieb. Die Letztere reiste noch an eben dem Tag in ein Kloster ab, wo sie nicht lange darnach starb. Die Tochter kleidete sich an und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er sie beschieden hatte. An der Schwelle sank sie auf die Knie. Er befahl ihr, aufzustehen. Sie stand nicht auf, sondern wälzte sich in dieser Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet, und ihre Augen, die von Thränen flossen, begegneten den seinigen.

„Ich sehe, gnädiger Herr,“ rief sie schluchzend aus, „ich sehe es, Ihre Wuth ist besänftigt, so gerecht sie war. Ich unterstehe mich, zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber nein! — Uebereilen Sie Sich nicht! — So viele tugendhafte Mädchen wurden lasterhafte Frauen; lassen Sie mich versuchen, ob ich ein Beispiel des Gegentheils werden kann. Noch bin ich es nicht würdig, die Ihrige zu sein; aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht! Lassen Sie mich ferne von Ihnen wohnen; seien Sie wachsam auf meinen Wandel und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unaussprechlich glücklich werd' ich sein, wenn Sie Sich's nur zuweilen gefallen lassen wollen, daß ich vor Ihnen erscheinen darf. Nennen Sie mir einen düstern Winkel in Ihrem Hause, den ich bewohnen soll, ohne Murren will ich dort gefangen sitzen. — Schwachheit, Verführung, Ansehen, Drohungen haben mich zu dieser schimpflichen That hingerissen; aber lasterhaft bin ich niemals gewesen. — Wär' ich das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jetzt wagen, Sie anzusehen, wagen, mit Ihnen zu reden! — Könnten Sie in meiner Seele lesen, könnten Sie Sich überzeugen,

wie meine vorigen Verbrechen ferne von meinem Herzen sind, wie abscheulich mir die Sitten Derer sind, die ich einst Meinesgleichen nannte! — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt; aber mein Herz hat sie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelassen, nur ein Wort hätt' es mir gekostet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entscheiden Sie nach Gefallen über mich! Rufen Sie Ihre Bedienten! Lassen Sie mir diesen Schmuck, diese Kleider abreißen! Lassen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen! Alles, Alles will ich leiden. Welches Schicksal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einsamkeit auf dem Lande, die Stille eines Klosters werden mich Ihren Augen auf ewig entreißen. Befehlen Sie, und ich gehe! Ihre Glückseligkeit ist noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergessen."

„Stehen Sie auf!" rief der Marquis mit sanfter Stimme, „ich vergebe Ihnen; stehen Sie auf! Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre das, so bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören sollen. Denken Sie stets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es selbst zu werden. Seien Sie edel und gut — seien Sie glücklich, und sorgen Sie dafür, daß auch ich es werde! Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie sind nicht an Ihrer Stelle, Marquisin, stehen Sie auf! — — Steh auf, meine Gemahlin, und laß Dich umarmen!"

Während daß der Marquis das sagte, lag sie noch immer, den Kopf auf seine Knie gebeugt, ihr Gesicht in seinen Händen verborgen. Aber auf den Namen seiner Gemahlin sprang sie lebhaft auf, warf sich ihm um den Hals und drückte ihn mit wüthender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ sie von Neuem ihn los, stürzte zur Erde und war Willens, seine Füße zu küssen.

„Was wollen Sie?" unterbrach er sie sehr bewegt. „Habe ich Ihnen nicht schon Alles vergeben? Warum glauben Sie mir denn nicht?"

„Lassen Sie, lassen Sie!" gab sie zur Antwort. „Ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben."

„Bei Gott!" rief der Marquis, „ich fange an, zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Diese Frau von P... hat mir Verdruß und Leiden zugedacht; aber ich sehe ein, sie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin! Kleiden Sie Sich an, unterdessen daß ich Anstalten zu unsrer Abreise mache.

Wir ziehen auf meine Güter, wo wir so lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat."

Drei ganzer Jahre lang lebten sie ferne von Paris — das glücklichste Ehepaar ihrer Zeiten.

Leser oder Leserin — ich sehe Dich bei dem Namen der Frau von P... unwillig auffahren; ich höre Dich ausrufen: „Welche abscheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin!" — Keine Aufwallung, lieber Leser, keine Parteilichkeit! — Laß die Waage der Gerechtigkeit entscheiden!

Schwärzere Thaten, als diese war, geschehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Absicht und Seele. Hassen und fürchten kannst Du die Marquisin, doch verachten wirst Du sie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache; aber Eigennutz befleckte sie nicht. Hätte diese Dame eben das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte sie ihre Tugend einem Staatsminister oder auch nur seinem ersten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte sie sich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlassen, das Alles würdest Du sehr natürlich finden, die Allgewalt der Gewohnheit spräche dafür. Aber jetzt — jetzt, da sie an einem Treulosen Rache nimmt, empören sich Deine Gefühle. Nicht, weil Dein Herz für diese Handlung zu weich ist — weil Du es der Mühe nicht werth achtest, in die Tiefe ihres Kummers hinabzusteigen, weil Du zu stolz bist, weibliche Tugend anzuerkennen, findest Du ihre Ahndung abscheulich. Hast Du Dich auch wol erinnert, welche Opfer sie ihrem Liebling gebracht hatte? — Ich will nicht in Anschlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die seinige war, daß er Jahre lang ihre Tafel genoß, Jahre lang in ihrem Hause wie in dem seinigen aus- und einging. — Vielleicht spottest Du darüber — aber sie hatte sich zugleich nach allen seinen Launen geschmiegt, hatte seinem Geschmacke sclavisch gehuldigt; ihm gefällig zu sein, hatte sie den ganzen Plan ihres Lebens zerstört. — Ganz Paris sprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jetzt war sie, ihm zu Lieb, zu dem gemeinen Haufen heruntergestürzt. Jetzt murmelte die Verleumdung sich in die Ohren: „Endlich ist diese P..., dieses Wunder der Welt, geworden wie Unsereine!" —

Sie hatte dieses höhnische Lächeln mit ihren Augen gesehen, diese Schmähreden mit ihren Ohren gehört und oft genug mit Schamröthe den Blick zur Erde geschlagen. Jede Bitterkeit hatte sie verschlungen, welche die Lästerung für eine Frau in Bereit-

schaft hat, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laster um so sichtbarer machte — Sie hatte das laute Gelächter ertragen, womit sich der muthwillige Haufe an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktschreierisch an alle Pfeiler schlagen — Stolz und empfindlich, wie sie war, hätte sie lieber in todter Dunkelheit ihr Leben hinweggeseufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt betreten, wo ihre verscherzte Ehre nur schadenfrohe Lacher, ihre verschmähte Liebe nur peinigende Tröster fand. Sie näherte sich einer Epoche, wo der Verlust eines Liebhabers nicht so schnell mehr ersetzt wird — ein Herz wie das ihrige konnte dieses Schicksal nur in gramvoller Einsamkeit ausbluten.

Wenn ein Mensch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederstößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß sie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft? Wahrlich, lieber Leser, Du bist ebenso streng in Deinem Tadel, als Du oft in Deinem Lobe flüchtig bist. „Aber," wirfst Du ein, „nicht die Rache selbst, nur die Wahl der Rache find' ich so verdammenswerth. Mein Gefühl sträubt sich gegen ein so weitläuftiges Gewebe durchdachter Abscheulichkeit, gegen diese zusammenhängende Kette von Lügen, die beinahe schon ein Jahr durchdauert." — Also der ersten augenblicklichen Aufwallung vergiebst Du Alles? Wie nun aber, wenn die erste Aufwallung einer Frau von P... und einer Dame ihres Charakters ihr ganzes Leben lang währte?

Ich sehe hier nichts als eine Verrätherei, die nur weniger alltäglich ist; und willkommen sei mir das Gesetz, welches jeden gewissenlosen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern!

Diderot's ganze Beredsamkeit wird dennoch schwerlich den Abscheu hinwegräsonniren, den diese unnatürliche That nothwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieser Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die schmucklose Eleganz der Beschreibung haben mich in Versuchung geführt, eine Uebersetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze ist aus einem (so viel ich weiß, in Deutschland noch unbekannten) Aufsatz des Herrn Diderot: Jacob und sein Herr oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim besitzt die Originalschrift, und seiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieser Thalia Gebrauch davon machen durfte.

32.

Brief eines reisenden Dänen.

(Der Antikensaal zu Mannheim.) [1])

Mannheim.

Der heutige Tag war mein seligster, so lang ich Deutschland durchreise. — Du weißt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genossen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenstrahl zu fröhlicher Weisheit einladet, die freudegebende Traube kocht und die göttlichen Früchte des Genies und der Begeisterung zeitigt. Ich habe vielleicht das Höchste der Pracht und des Reichthums gesehen. Der Triumph einer Menschenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraschte mich öfters — aber das nahe wohnende Elend steckte bald meine wollüstige Verwunderung an. Eine hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigen Promenaden eines fürstlichen Lustgartens anbettelt — eine sturzdrohende Schindelhütte, die einem prahlerischen Palast gegenüber steht — wie schnell schlägt sie meinen auffliegenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemälde. Ich sehe jetzt die Flüche von Tausenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieser großsprechenden Verwesung wimmeln. — Das Große und Reizende wird mir abscheulich. — Ich entdecke nichts mehr als einen siechen, hinschwindenden Menschenkörper, dessen Augen und Wangen von fiebrischer Röthe brennen und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen.

---

1) Rheinische Thalia. Erstes Heft. 1785. S. 176—184. Mit der Unterzeichnung: T=====ee.

Da Schiller für das erste Heft der „Thalia" noch keinen Mitarbeiter hatte, so ist auch dieser „Brief", abgesehen von Inhalt und Stil, ihm mit Sicherheit zuzuschreiben. In die Sammlung seiner „kleineren prosaischen Schriften" wurde derselbe von Schiller nicht aufgenommen, ebenso auch nicht von Körner in die Ausgabe der sämmtlichen Werke.

Dieser berühmte Antikensaal wurde von dem Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbayern 1767 eingerichtet. Goethe besuchte denselben 1771 auf seiner Rückreise von Straßburg, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt: „In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehen, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmann'schen und Lessing'schen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören" — — Lessing, aufgefordert, die Organisation des Theaters in Mannheim zu übernehmen, kam erst 1777 dahin.

Dies, mein Bester, sind so oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reisenden zu bewundern giebt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anstalt in Beziehung auf die Glückseligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele Größen werden in diesem Spiegel so klein — wie viele Schimmer erlöschen!

Heute endlich habe ich eine unaussprechlich angenehme Ueberraschung gehabt. Mein ganzes Herz ist davon erweitert. Ich fühle mich edler und besser.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souveräns die edelsten Denkmäler griechischer und Römischer Bildhauerkunst in einem kurzen, geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkteste Freiheit, diesen Schatz des Alterthums zu genießen; denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ diese Abgüsse nicht deswegen mit so großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden, eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder, wie so viele andere Fürsten, den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen. — Der Kunst selbst brachte er dieses Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen.

Schon die Aufstellung der Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Lessing[1]) selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehrere Vortheile gewährte als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster oder zu hoch oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte.

Empfangen von dem allmächtigen Wehen des griechischen Genius, trittst Du in diesen Tempel der Kunst. Schon Deine erste Ueberraschung hat etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Eine unsichtbare Hand scheint die Hülle der Vergangenheit vor Deinem Auge wegzustreifen; zwei Jahrtausende versinken vor Deinem Fußtritt; Du stehst auf einmal mitten im schönen, lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an, wie sie, vor romantischen Göttern.

---

1) Eine solche Aeußerung Lessing's ist aus seinen Schriften nicht bekannt; er hatte sie wol mündlich, vielleicht gegen Schwan, gethan, von dem sie Schiller vernommen haben mag. Was Schloenbach im Schiller-Buch S. 156 von Lessing's „Briefen über den Laokoon" sagt, ist ein Mißverständniß.

Dein erster Blick fällt auf die kolossalische Figur des Farnesischen Hercules — die ungeheuer-schöne Darstellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Größe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die strengste Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet! Wer hat den starren, widerstrebenden Stein in so weiche, so geschmeidige Fleischmassen hingegossen? — Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff seinen Hercules im Momente schlafender (vielleicht erschöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieser Erschlaffung das ungeübteste Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantasie leiht dem Kolossen Bewegung. Ich sehe eine Figur wie diese auf den Nemeïschen Löwen fallen, und Schrecken und Erstaunen reißen mich schwindelnd fort.

Zunächst an dieser fesselt Dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde Dir über dies Meisterstück der antiken Kunst wenig Neues mehr sagen; Du kennst sie bereits, und der Anblick selbst überwältigt alle Beschreibungskraft. Dieser hohe Schmerz im Auge, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Brust — ein Augenblick, ein Zustand, wo die Natur selbst sich so gern vergißt, so gern ins Gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit so angenehm, bei aller Treue so delicat behandelt, daß sich das verwöhnteste Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie schmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordneten Figuren der hilflosen Kinder, welche durch die schreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenschaft und die ganze Gruppirung lassen dem forschenden Auge nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken diesen ganzen Ausdruck des Leidens, denke Dir eben diese Figuren außer dem gewaltsamen Zustande des Affects, und noch immer werden sie Muster der höchsten Wahrheit und Schönheit sein. Der griechische Künstler hat nichts aufgeopfert — die unbeschreibliche Harmonie der Gruppe kostet uns auch nicht das leiseste Mißfallen über vernachlässigte Theile in den beiden Knaben. So schuf das Alterthum.

Unter allen Figuren, die dieser Saal enthält, ist der vaticanische Apoll die vollkommenste. — Zwei Blicke auf denselben sind genug, Dir mit entscheidender Gewißheit zu sagen, Du stehest vor einem Unsterblichen. Die reizendste Jünglingsfigur, die sich eben jetzt in den Mann verliert, Leichtigkeit, Freiheit, Rundung und die reinste Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen erklären ihn zu dem Ersten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Diese himmlische Mischung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernst, Majestät und

Milde kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Brust ist nach dem übereinstimmenden Gefühl aller Künstler die vollkommenste, die je ein Meißel geschaffen hat, Schenkel und Füße ein Muster der edelsten Schönheit. Den geübtesten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch contrastirende Schlangenlinien in einander schmelzen, nur für das Auge nachzuahmen; denn der griechische Meister hat ebenso delicat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die letztere ist der ersteren untergeordnet, und obgleich kein Muskel vergessen ist, so hat doch der Künstler die feineren Nüancen dem Gesicht entzogen und der Berührung vorbehalten. Die Statue schwebt — alle Muskeln wirken aufwärts und scheinen sie sichtbar emporzutragen. Der Künstler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeschossen hatte.[1]) Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. — Im Auge ist hoher Unwille und feste Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem schlank gestreckten Halse Triumph und göttliche Ehre.

„Das ist Phoebos, welchen die Götter im Hause Kronion's
Fürchten, dem sie sich alle von ihren Sitzen erheben,
Wenn er sich naht, und wenn er spannt den strahlenden Bogen."

Homer's Hymnen.[2])

In Absicht des Stils kann dieser Apollo dem Torso und Laokoon nachgesetzt werden; aber der gefühlvolle Kenner vergißt diese Vernachlässigung im Genusse höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichsten Statuen ist ein sterbender Sohn der Niobe, den Apollo erschossen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobische Familie — edel und rührend ist der Ausdruck des Sterbens in seinem Gesichte; die Brust besonders ist in großen und schönen Maaßen emporgetrieben, der untere Leib sinkt mit sehr vieler Wahrheit unter den letzten Krämpfen des Todes. Der Stil ist markig und hat mit dem äußerst delicaten Stil des Kastor und Pollux sehr viel Aehnliches.

Unter die besten Stücke in diesem Saal zähle ich noch den Antinous; Schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die

---

1) Nach Winckelmann's Auffassung.

2) Gedichte aus dem Griechischen, übersetzt von Christian Graf zu Stolberg. Hamburg, 1782. S. 8.

Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein Wenig krumm geworden; den Borghesischen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muskelspiels bewundre, die Zwillinge Kastor und Pollux, Kaunus und Byblis, den Faun, den Schleifer, besonders wegen dem forschenden Ausdruck des Gesichts und der Formen seiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die Mediceische Venus, den sterbenden Fechter, den Römer Germanicus und noch einige andre, von denen ich Dir in meinem nächsten Briefe mehr sagen werde.

Merkwürdig waren mir auch die Büsten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines sterbenden Alexander's, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Caligula, der Faustina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Herrn von Voltaire neben einander gestellt. — Ich weiß keine beißendere Satire auf unser Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man das jetzt in Deutschland laut sagen darf — Voltaire war ein wahrhaftig großer Geist; aber warum war mir sein Kopf in dieser Gesellschaft so lächerlich?

Ich werfe noch einen Blick auf diese Statuen.

Warum zielen alle redende und zeichnende Künste des Alterthums so sehr nach Veredlung?

Der Mensch brachte hier etwas zu Stande, das mehr ist, als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung — beweist das vielleicht, daß er weniger ist, als er sein wird? — So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Speculation über die Fortdauer der Seele ersparen. — Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieser Götter gegeben?

Die Griechen philosophirten trostlos, glaubten noch trostloser und handelten — gewiß nicht minder edel als wir. Man denke ihren Kunstwerken nach, und das Problem wird sich lösen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie.

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergetzen, den die schöne Kunst Griechenlands über das Schicksal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier stehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einst hervorgrub. In dieser zerschmetterten Steinmasse liegt unergründliche Betrachtung. — Freund! Dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch dagewesen, der so etwas schaffen konnte — daß ein Volk dagewesen,

das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab — daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil Einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieses Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. — Siehe, Freund, so habe ich Griechenland in dem Torso geahnt.

Unterdessen wanderte die Welt durch tausend Verwandlungen und Formen. Throne stiegen — stürzten ein. Festes Land trat aus den Wassern — Länder wurden Meer. Barbaren schmolzen zu Menschen. Menschen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelsstrich des Peloponnes entartete mit seinen Bewohnern — wo einst die Grazien hüpften, die Anakreon scherzten und Sokrates für seine Weisheit starb, weiden jetzt Ottomanen — und doch, Freund, lebt jene goldene Zeit noch in diesem Apoll, dieser Niobe, diesem Antinous, und dieser Rumpf liegt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwidersprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausforderung dieses Volks an alle Völker der Erde.

Etwas geschaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn Alles sich aufreibt ringsherum — O Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisken, keine eroberte Länder, keine entdeckte Welten aufdringen — ich kann sie durch kein Meisterstück an mich mahnen — ich kann keinen Kopf zu diesem Torso erschaffen — aber vielleicht eine schöne That ohne Zeugen thun!

T::::ee.

33.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.[1]

Anmerkung. Eh ich mich im zweiten Heft der „Thalia“ ausführlicher über diese Bühne erkläre, sende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorstellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.

Neujahr. Die Kriegsgefangenen.[2])

2ten Jenner. Oda oder die Frau von zwei Männern,[3]) zum ersten Mal. Ein widriges, unnatürliches Ding — zusammengeraffte Theaterflitter, ohne Geschmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. Rennschüb als Oda spielte vortrefflich. Die abgeschmackten Eremiten wurden durch Herrn Beck's und Herrn Iffland's Spiel um nichts erträglicher.

4ten Jenner. Der Deserteur von Mercier.[4])

6ten Jenner. Günther von Schwarzburg,[5]) eine Nationaloper von Holzbauer und Klein, zum ersten Mal. Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und musikalischer Schönheit schülerhafte Vorstellung sich vergessen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete sich zu seinem Vortheile aus. Demoiselle Schäfer ist eine anerkannte vortreffliche Sängerin.

9ten Jenner. Die Eifersüchtigen[6]) oder Alle irren sich. Eine drollige Farce, die hier sehr lebhaft gespielt wird.

11ten Jenner. Juliane von Lindorak.[7]) Madame Gensike zeigte sich als die Künstlerin von Kopf; warum rührte sie aber so wenig? — Zum Beschluß Die beiden Porträts.[8]) Verdient der Geschmack von Mannheim keine bessere Bewirthung?

---

1) Rheinische Thalia. Erstes Heft. 1785. S. 185—191.

2) Die Kriegsgefangenen. Ein Drama in fünf Aufzügen, von Gottlieb Stephanie d. j. (in dessen sämmtlichen Lustspielen. 2. Th. Wien 1774, und Leipzig 1782).

3) Oda, die Frau von zwei Männern. Trauerspiel. München 1782.

4) Der Deserteur. Drama von Mercier. Berlin 1774.

5) Günther von Schwarzburg. Ein Singspiel in drei Aufzügen, von Anton von Klein. Mannheim 1777.

6) Die Eifersüchtigen oder Keiner hat Recht. Lustspiel in vier Aufzügen von F. L. Schröder (in dessen dramatischen Werken Bd. 3).

7) Juliane von Lindorak. Schauspiel von F. L. Schröder. (Dramatische Werke, Bd. 1; nach Gozzi.)

8) Die beiden Portraits. Lustspiel. Leipzig 1788.

13ten Jenner. Jeannette.[1]) Gewöhnlicherweise lassen uns unsre Sängerinnen die Schönheit ihres Gesangs durch desto schlechteres Spiel entgelten. Demoiselle Schäfer mißfällt auch als Schauspielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der schwatzhaften Gräfin. Zum Beschluß war Pygmalion[2]) von Rousseau und Benda. Herr Beck als Pygmalion spielte dem strengen Auge des Kenners; aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunst nicht. Kunstbegeisterung verstehen nur Wenige. Das süße Erstaunen Pygmalion's beim Aufleben seiner Galathee ließ mich kalt. Es schien, als hätte die Göttin seinen Wunsch erhört und das Feuer des Künstlers seiner Statue gegeben. Madame Gensike führte die kleine, aber delicate Rolle der Galathee mit sehr vielem Anstand, aber sehr fehlerhaftem Costüme aus.

16ten Jenner. Günther von Schwarzburg, und ein volles Haus.

18ten Jenner. Kabale und Liebe. Herr Beck, als Major, überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demoiselle Baumann spielte die Louise Millerin ganz vortrefflich, und in den letzten Acten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Madame Rennschüb spielte in der Rolle der Engländerin Manches vortrefflich; aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Dennoch würde Mad. Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affect und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus, soviel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielt Herr Rennschüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener.[3])

20sten Jenner. Die väterliche Rache.[4]) Wird hier sehr gut gegeben.

23sten Jenner. Die Spieler,[5]) ein Lustspiel von Herrn Beil, zum ersten Mal. Wären die Charaktere dieses Stücks nicht aus

1) Jeannette. Lustspiel nach Voltaire, von Fr. W. Gotter. Hamburg 1777 und Quedlinburg 1784.

2) Pygmalion. Eine lyrische Handlung, aus dem Französischen des J. J. Rousseau. (Von Otto Heinr. von Gemmingen.) Mannheim 1778.

3) Vgl Schiller's Brief an Dalberg vom 19. Januar 1785, worin er sich über diese Aufführung beschwert und dabei bemerkt: „Ich bin entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläufiger über diesen Punkt mich herauszulassen."

4) Väterliche Rache oder Liebe für Liebe. Lustspiel. Wien 1784.

5) Die Spieler. Originallustspiel von Joh. David Beil. Mannheim 1785.

der verworfensten Menschenclasse — professionirten Spielern — genommen, wechselte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothisch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publicum würde gegen gewisse unverkennbare Schönheiten dieses Lustspiels gerechter gewesen sein. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die diesem unendlich weit nachstehen? Fürchten sich vielleicht unsre französirenden Herren und Damen, ein Stück schön zu finden, wo man sie mit einem Scharfrichter in Conversation bringt? wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten schürzt, und eine englische Dogge ihn entwickelt? Dies und noch mehr würde man dem Verfasser vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten seines Stücks guten Willen genug hätte. Die Episoden des jungen Wernek und des wackern Bedienten Korns haben sehr viel Wahres und Rührendes und sind mit Delicatesse behandelt. Es kostet mir Ueberwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu dürfen. Herr Gern und Pöschel spielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde, edle Spiel des Herrn Iffland.

25sten Jenner. Der Adjutant[1]) und Der Dorfjahrmarkt.[2]) In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im letztern besonders als der wirklich große komische Spieler.

27sten Jenner. Die Nebenbuhler.[3])

30sten Jenner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Casse.

1sten Februar. Die Spieler, zum Vortheil des Verfassers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslassungen. Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publicum zu Mannheim gegen das Talent seiner Schauspieler ist.

2ten Februar. Graf Essex,[4]) zum Debüt einer neuen Actrice, der Demoiselle Witthöft vom Berliner Theater.

Diese in jedem Betracht schätzbare Künstlerin kündigte sich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr Böck, als Graf Essex, spielte meisterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer gesehen. Seine wahrhaftig

---

1) Der Adjutant. Ein Lustspiel in drei Acten. Hamburg 1780. (Von W. H. Brömel.)

2) Der Dorfjahrmarkt. Ein Singspiel. München 1781.

3) Die Nebenbuhler. Von J. A. Engelbrecht. (In Schröder's „Hamburgisches Theater". 1776. Bd. 1.)

4) Graf von Esser. Neu bearbeitet von J. G. Dyk. Leipzig 1780. Dritte Ausgabe 1786.

hohe Darstellung der Rolle ließ dem Publicum nichts mehr zu wünschen übrig. Madame Rennschüb mißfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Dem. Witthöft in dieser Rolle gesehen. Herrn Böck's Verdienst war um so hervorstechender, je mehr einige andre Ritter vom Hosenbande vernachlässigten. Schiefes Spiel vergiebt man dem schwachen Kopf; aber den Schauspieler, der sich dem Publicum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der jetzt dasteht und seinen Dialog um Gottes willen aus der Souffleurgrube hervorholt, sollten die Gesetze bestrafen. — Mad. Brandel hatte diesen Abend eigentlich die Nottingham zu spielen, sie vergriff sich aber in der Rolle und machte die Fulmer.

4ten Februar. Der argwöhnische Ehemann.[1]) Zum Debüt der Demoiselle Witthöft. Diese vortreffliche Schauspielerin hat ihre größte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beseelen ihr ganzes Spiel.

6ten Februar. Günther von Schwarzburg.

10ten Februar.[2]) Der argwöhnische Ehemann, wiederholt auf Begehren.

13ten Februar. Lanassa.[3]) In dieser Rolle ließ mir Demoiselle Witthöft noch etwas zu wünschen übrig.

15ten Februar. Das Präferenzrecht.[4]) Z. Beschluß: Wer wird sie kriegen?

17ten Februar. Oda, zum zweiten Mal.

20sten Februar. Der Westindier.[5]) Herr Witthöft, zu dessen Debüt dieses Schauspiel gegeben ward, schenkte dem Publicum unschuldigerweise einen sehr herrlichen Abend. Herr Beck, als Westindier, spielte groß. Diese Rolle schien ganz nur für ihn geschaffen zu sein, und schwerlich wird ihn ein deutscher Schauspieler darin erreichen. Demoiselle Witthöft erhielt auch hier den lautesten und verdientesten Beifall.

22sten Februar. Die Lästerschule.[6]) Ein bekanntes gutes Theaterstück aus dem Englischen.

24sten Februar. Die olympischen Spiele. Ein Singspiel.

---

1) Der argwöhnische Ehemann. Lustspiel in fünf Acten nach Hoadly von Fr. W. Gotter. Hamburg 1778.

2) In der Thalia steht: 13ten Februar.

3) Lanassa. Trauerspiel in fünf Acten. Von K. M. Plümicke. Berlin 1782.

4) Das Präferenzrecht oder die Kaufleute zu Achen. Münster 1778.

5) Der Westindier. Lustspiel aus dem Englischen. Leipzig 1772.

6) Die Lästerschule, von Sheridan. Lustspiel, übersetzt von Leonhardi. Hamburg 1782.

27sten Februar. König Lear.[1]) In dieser großen Rolle erscheint Herr Iffland im ganzen Umfang seiner Kunst. Ich behalte mir die Freiheit vor, über das, was ich an seinem Spiel bewundre und was ich nicht bewundre, ein ander Mal weitläuftiger zu reden.[2]) Demoiselle Witthöft rührte sehr als Cordelia. Regan und Gonerill? — Madame Rennschüb behagt mir zehnmal besser in ihren guten Weibern als in ihren schlechten Prinzessinnen. Herr Böck mißfiel mir in der Rolle des Edgar. Er ist zu kalt, und wo er den wahnsinnigen Tom spielt, schadet er der tragischen Rührung.

Den 1sten Lenzmonat. Die Eifersucht auf der Probe.[3]) Ein sehr gutes Singspiel.

Den 3ten Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil spielte den Odoardo meisterhaft. Demoiselle Witthöft die Emilia vortrefflich. Madame Rennschüb wurde — warum? weiß das Publicum vielleicht selbst nicht — als Claudia beklatscht. Madame Gensike spielte die Gräfin Orsina besser als sonst und wurde einstimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig ist die Nationalbühne zu Mannheim beschäftigt, Shakespeare's Julius Cäsar,[4]) nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publicum aufzutischen. Das Römische Costüme erfordert erstaunlichen Aufwand, und alle Anstalten zu diesem Stück versprechen eine außerordentliche Vorstellung.

(Die Fortsetzung ein ander Mal.)

---

1) König Lear. Von F. L. Schröder 1782. (Hamburgisches Theater. Bd. 4.)
2) Siehe oben S. 216. 217.
3) Die Eifersucht auf der Probe. Operette von P. Anfossi.
4) Julius Cäsar oder die Verschwörung des Brutus. Ein Trauerspiel in fünf Handlungen, von Shakespeare. Mannheim 1785. (Von H. von Dalberg.) Das Stück wurde den 24. April 1785 zum ersten Mal gegeben

34.

Wallensteinischer Theaterkrieg.[1]

1) An das unparteiische Publicum von Henriette Wallenstein. 1784.
2) Berichtigung des Wallensteinischen Impressums vom Theaterregisseur Rennschüb. Mannheim 1784.
3) Antwort auf diese Berichtigung des Wallensteinischen Impressums von Henr. Wallenstein. München 1785.

Die Beschwerden der Schauspielerin Wallenstein gegen die Intendance der kurfürstlichen Nationalbühne zu Mannheim, welche schon die dritte Broschüre veranlaßten, sind seltsam und offenbar übertrieben. Wenn auch schon der vernünftige Theil des Publicums dergleichen theatralische Hahnengefechte lächerlich findet, so ist doch zugleich eine Person beleidigt, deren Verdienst um diese Bühne zu groß und entschieden ist, als daß man sie in die armselige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen sollen. Der Freiherr von Dalberg ist die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Despot ihrer Glieder. In der innern Maschine dieses Theaters, welche größtentheils das Werk seines philosophischen Geistes und seiner patriotischen Bemühungen ist, herrscht keine dictatorische Tyrannei. Gar wohl kann es möglich sein, daß Madame Wallenstein von einer Mitschauspielerin oder ihrem Protector persönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und sogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?); aber dieser Privatgroll konnte nie in eine solenne und gesetzmäßige Unterdrückung ausarten. Herr Rennschüb verdient die Beschuldigung nicht, Madame Wallenstein von dieser Bühne ver-

1) Rheinische Thalia. Erstes Heft. 1785. S. 192—194. Das Nähere über diesen, heut zu Tage kein Interesse mehr bietenden Streit kann man ersehen aus: Koffka, „Iffland und Dalberg", S. 545 ff.: Der Rennschüb-Wallenstein'sche Streit. — Schiller schreibt an Göckingk den 16. November 1784: „Aus hiesigen Gegenden kann ich Ihnen nichts von Erheblichkeit mittheilen. Eine erbärmliche Theaterbalgerei, die jedoch das ganze hiesige Publicum in Alarm brachte, ist das Merkwürdigste. Madame Wallenstein (vielleicht kennen Sie sie) mußte schnell vom Theater weichen. Wir verloren eine Hexe, um einer — — Platz zu machen."

trieben zu haben; denn Herr Rennschüb vermag das durchaus nicht. Der Einfluß des Regisseurs erstreckt sich ganz und gar nicht auf Beurtheilung des Verdienstes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entscheiden — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlassen können, Madame Wallenstein unterdrücken zu wollen? was den Ausschuß dieser Bühne? Madame Wallenstein ist im Kreis ihrer Rollen allerdings zu schätzen; aber ist sie die Künstlerin, welche einen Ostracismus Gefahr laufen könnte?

Der Trotz eines (sogar des unentbehrlichsten) Mitgliedes kann in einem Institut nicht geduldet werden, das, schneller als jedes andre, durch aufgehobene Gleichheit zusammenfällt. Madame Wallenstein hätte noch dreimal wichtiger sein können, als sie es in der That ist, und dieses Theater dennoch verlassen müssen. Gesetzt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Besetzung ihres Platzes noch nicht gewonnen hat — so hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Madame Wallenstein, was sie durchaus sein will, ein Opfer war, so war sie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Parteisucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieser kleinsten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird sich die Theaterdirection nicht zum zweiten Mal gegen eine so schlagfertige Gegnerin stellen.

35.

Dramaturgische Preisfragen.[1])

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publicum längst schon bekannt sein wird, durch anhaltenden Enthusiasmus für die dramatische Kunst und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos seiner deutschen Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung gegeben und den mechanischen Künstler zum Denker gebildet hat — ist vor einigen Jahren auf den vortrefflichen Gedanken gerathen, die besten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philosophie ihrer Kunst zu beschäftigen und ihnen auf diese Weise Rechenschaft über ihr Studium und Spiel abzufordern. Sieben solche Fragen sind im Jahr 1784 von den Herren Schauspielern Beil, Beck, Iffland, Meier und Rennschüb schon beantwortet worden, und der Preis wurde vom Freiherrn von Dalberg, mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatischen Schriftsteller[2]) und der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, für Herrn Beck entschieden. Er bestand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Ducaten.

Die Fragen selbst waren folgende:

Was ist Natur, und wie weit sind ihre Grenzen auf der Bühne?

Was ist der Unterschied zwischen Kunst und Laune?

Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler?

Können französische Trauerspiele auf den deutschen Bühnen gefallen? und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen?

Ist Händeklatschen oder allgemeine Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler?

Giebt's allgemein sichre Regeln, nach welchen der Schauspieler Pausen machen soll?

---

1) Rheinische Thalia. Erstes Heft. 1785. S. 195—200. Die Beantwortungen der sechs ersten Fragen siehe bei Koffka, „Iffland und Dalberg", S. 422—525.

2) Unter Andern Gotter's in Gotha. S. Koffka, a. a. O., S. 450.

Was ist Nationalschaubühne im eigentlichsten Verstande? Wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden? und giebt es wirklich schon ein deutsches Theater, welches Nationalbühne genannt zu werden verdient?

Im Jahr 1785 wurde das angefangene Werk auf folgende Art fortgesetzt:

Freiherr von Dalberg an den Ausschuß der Mannheimer Bühne.

1) Die bisher zum Theil so vortrefflich ausgefallenen Beantwortungen der aufgestellten dramatischen Fragen, wodurch sich die hiesige Ausschußeinrichtung vor allen ähnlichen Stiftungen auszeichnet, erfordern nun, daß Sie, meine Herren, mit neu angestrengten Kräften meine Absicht unterstützen, eine Absicht, welche auf Bildung des guten Geschmacks für die Schauspielkunst überhaupt und insbesondere auf die bessern Einrichtungen aller deutschen Bühnen gerichtet ist.

2) Ich stelle zu diesem Ende sechs neue Fragen auf, alle wichtig, alle Ihres Nachdenkens würdig. Sie seien der Gegenstand Ihres Forschens und Ihres Fleißes dies Jahr hindurch.

3) Sie können diese Fragen nach Muße bearbeiten, ohne vorgeschriebene Ordnung, welche zuerst und welche zuletzt beantwortet werden soll.

4) Sowie von Ihnen eine oder die andere Frage gründlich wird beantwortet sein, so bringen Sie dieselbe in die nächste Ausschußversammlung zum Vortrag.

5) Längstens bis Ostern 1786 muß die ganze Arbeit vollendet und in den Ausschußversammlungen bereits vorgelesen worden sein.

6) Den 1sten des Monats Mai 1786 wird den besten Schriften eine erhöhte Preismedaille von 20 Ducaten zuerkannt und ihrem Verfasser an diesem Tag zum Geschenk eingehändigt.

Der erste Ausschuß besorgt sogleich die Bekanntmachung dieses ertheilten Preises in allen Journalen.

Die Fragen sind folgende:

1ste Frage.

„Wodurch verdient ein deutsches Publicum im Allgemeinen, und besonders in Rücksicht auf den Schauspieler, das beste Publicum zu heißen?"

2te Frage.

„Kann der Schauspieler sowol als eine Theaterdirection dem falschen Geschmack eines Publicums wahre Richtung geben, und

durch welche Gattung Schauspiele wird der gute Geschmack am Meisten verfeinert?"

3te Frage.

„Gewinnt oder verliert der gute Schauspieler, den man im Tragischen und in Charakterrollen mit Beifall zu sehen gewöhnt ist, dadurch, wenn er sich öfters abwechselnd in komischen Rollen zeigt?"

4te Frage.

„Wodurch unterscheidet sich das wahre komische Spiel von Caricatur? und was muß der Schauspieler thun, um im komischen Fach nie die Grenze zu überschreiten?"

5te Frage.

„Allgemeine und besondere Betrachtungen, Anmerkungen, Erfahrungen, Zusätze und Prüfungen über das neue Werk der Mimik von Engel." [1])

6te Frage.

„Läßt sich für alle Bühnen Deutschlands ein allgemeines festes Gesetzbuch machen; wie müßte solches eingerichtet werden, und welche sind die Mittel, demselben Kraft und Gewicht zu geben?"

Veranlassung dieser Frage.

Verschiedene gute Köpfe, die sich um das Wohl unsers Theaters annehmen und die mancherlei Unordnungen, welche noch auf den meisten Bühnen herrschen, einsehen, haben schon öfters den Wunsch zu einem solchen Gesetzbuch gegen mich geäußert; noch neulich that Herr Großmann, [2]) gelegenheitlich der Wallensteinischen Geschichte, diesen nämlichen Wunsch in einem Brief und forderte mich zu dieser Arbeit gemeinschaftlich auf. Es ist auch mein Plan, daran zu arbeiten; zugleich erwarte ich als eine Beantwortung der 6ten Frage Skizzen, Gedanken und Meinungen von Ihnen darüber.

Die bemerkten Hauptfehler und Gebrechen aller Bühnen können der Leitfaden dazu sein. Vielleicht lassen sich wichtige Vorschläge durchsetzen.

Sollte diese Vorstellung des Frhrrn. von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutschlands werden? Die Preisfragen und ihre Beantwortungen schränken sich nicht blos auf jene ein. Um diesen Preis kann jeder denkende Schauspieler kämpfen.

---

1) Ideen zu einer Mimik, von J. J. Engel. Berlin 1785—1786. II. B.
2) Director des Theaters zu Frankfurt a. M.

36.

Benachrichtigung an die Abnehmer der „Thalia“.[1])

Entschuldigung.

Weil einige Aufsätze in diesem ersten Heft der Thalia weitläuftiger ausgefallen sind, als der Herausgeber anfangs vermuthete, und es ihm doch nicht schicklich schien, sie zu trennen, so mußten natürlicherweise mehrere Artikel, wozu er sich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für diesmal ausgeschlossen werden. Vorzüglich gilt das von der dramaturgischen Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner als jeden andern Aufsatz abreißen mochte und deswegen für das zweite Heft meiner Thalia bestimme. Eben das rechtfertige auch mein Stillschweigen von den übrigen Punkten. Das Publicum verliert bei dieser Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei sein kann, ob der Verfasser sein Versprechen am Ende eines jeden einzelnen Heftes oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat.

Da nur der kleinste Theil meiner Herren Subscribenten sich mir genannt hat, so mußte mein Vorsatz, sie dem ersten Heft dieser Thalia vorandrucken zu lassen, unterbleiben. Diejenigen Liebhaber, welche nicht unterzeichnet haben, empfangen das Journal in der Schwanischen Hofbuchhandlung zu Mannheim, das Heft um den erhöhten Preis von einem halben Conventionsthaler oder einem Gulden zwölf Kreuzer.

---

1) Rheinische Thalia. Erstes Heft. 1785. Innere Seite des vorderen Umschlagblattes.

Drittes Buch.

1785—1787.

(Leipzig und Dresden.)



Uebersicht des Inhalts.

Auch in dieser Periode sehen wir unsern Dichter vorzugsweise als Publicisten thätig. Er führte, wie schon erwähnt, die „Rheinische Thalia“, die er in Mannheim gegründet hatte, unter dem Titel „Thalia“ weiter; sie erschien in Leipzig bei Göschen, dessen Freund Schiller durch Körner geworden war. In Leipzig und Gohlis arbeitete Schiller besonders am „Don Karlos“ und fuhr fort, das davon fertig Gewordene in der „Thalia“ mitzutheilen.

Während seines Aufenthaltes in Dresden erschienen in der „Thalia“ der

37. Verbrecher aus Infamie.

Diese treffliche Erzählung ist eine psychologische Studie, wie man sie damals besonders liebte, wo man sich auf alle Weise bemühte, in die Tiefe des menschlichen Herzens, der Mitmenschen sowol wie des eigenen, hinabzusteigen und das geheime „Räderwerk“ desselben bloßzulegen. Man vergleiche den Ausspruch Schiller's, oben S. 223: „Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger als die todten Schätze im Cabinet des Antikensammlers“ 2c. Hermann Kurtz hat den Stoff dieser Erzählung 1843 zu einem Roman, „Der Sonnenwirth“, verarbeitet.

38. Philipp der Zweite, König von Spanien. Von Mercier.

Eine Uebersetzung aus dem Französischen, wie Nr. 31. Uebersetzungen mußten Schiller die Bogen seiner Zeitschrift füllen helfen; doch ist diese doppelt wichtig, sowol als Studie zum „Don Karlos" wie als Quelle zu dem Gedichte „Die unüberwindliche Flotte", wovon mehr in den Anmerkungen.

39. Philosophische Briefe.

Hier finden wir Schiller zum ersten Male auf dem Gebiete der Philosophie, und zwar ist dieselbe, wie es bei der Jugend und dem dichterischen Feuer unseres „Julius" ganz naturgemäß ist, eine dichterische, mystische Phantasie, die sich eng an die beiden Gedichte der Anthologie „Triumph der Liebe" und „Die Freundschaft" anschließt, ja zum Theil in dieselben übergeht. Um diesen Kern wollte Schiller in Dresden und später noch in Weimar einen Roman in Briefen gruppiren, der zuletzt mit der Bekehrung des Julius zu der Philosophie Raphael's (Körner's), d. h. mit dessen Uebertritt zur Kantischen Philosophie enden sollte. Der Plan kam nur fragmentarisch zur Ausführung; aber wie es in dem Roman hatte kommen sollen, so kam es in Wirklichkeit, und Schiller-Julius wurde Kantianer. Das Weitere über die Entstehungsgeschichte und die Fortsetzung dieses Romans, dem Kuno Fischer in der Geschichte der Philosophie eine sehr bedeutsame Stelle zuweist, wolle man aus den Anmerkungen ersehen.

Außer den genannten Beiträgen, von denen Nr. 37 und 39 in die Sammlung der „Kleineren prosaischen Schriften" aufgenommen sind, erschienen noch von Schiller in dem zweiten, dritten und vierten Heft der „Thalia": „An die Freude"; „Freigeisterei der Leidenschaft" (in den Gedichten „Der Kampf") und „Resignation"; die Fortsetzungen vom „Don Karlos" und der Anfang des „Geistersehers". — Bei der Uebernahme der „Thalia" ließ Göschen für seinen Verlag einen Neudruck von dem ersten Hefte veranstalten, das später mit dem zweiten, dritten und vierten Hefte, in einen Band vereinigt, 1787 als erster Band dieser Zeitschrift ausgegeben wurde.

40. Nachricht von der Verschwörung des Marquis von Bedemar.

Hier tritt Schiller zum ersten Male in gewissem Sinne als Historiker, freilich noch in unselbstständiger Weise auf; denn das Ganze ist nur eine etwas freie Uebersetzung, welche Schiller in

der von ihm herausgegebenen „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen“ 2c. veröffentlichte.

Dieses Unternehmen, von welchem wir unten Näheres mittheilen, ist ein Vorläufer des, nicht zur Ausführung gekommenen, „Deutschen Plutarch's“ und der später in Jena herausgegebenen „Sammlung historischer Mémoires“. Es wurde (von Schiller selbst) in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen“ (1786, Stück 83, S. 696) folgendermaßen angekündigt:

„Leipzig. Künftige Ostermesse 1787 wird hier im Crusiussischen Verlage herauskommen: Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten, herausgegeben von Fried. Schiller.

„Die verschiedenen Verfasser, welche an diesem Werke, das aus zwei Bänden bestehen wird, Antheil haben, nahmen bei der Wahl der Geschichten weniger Rücksicht auf ihren universalischen Einfluß als auf das Interesse des Details und der Charaktere, und werden sich weder an eine Zeitfolge der Begebenheiten, noch an eine geographische oder statistische Ordnung binden. Blos politische Revolutionen werden ausgeschlossen sein, Privatbegebenheiten hingegen, welche sich in dieser Gattung durch irgend eine interessante Merkwürdigkeit auszeichnen, darin aufgenommen werden. Jede Messe wird ein Band, ungefähr ein Alphabet stark, herauskommen.“

41. Anmerkung zu: „Das heimliche Gericht.“

Wir haben diesen kleinen Artikel schon hier aufgenommen, weil er in den Kreis der „Thalia“ gehört, obgleich er der Zeit nach erst in den folgenden Abschnitt fällt. Dasselbe ist der Fall mit der

42. Erklärung des Herausgebers der Thalia

vom Jahre 1790, in welcher sich Schiller bei den Autoren entschuldigt, deren ihm zugesandte Manuscripte er nicht in die „Thalia“ aufgenommen hatte.



37.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geschichte.[1])

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affecte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen

---

1) Zuerst gedruckt in: „Thalia. Zweites Heft. 1786", S. 20—58, unter dem Titel: „Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte", mit der Unterzeichnung †, und hierauf in: „Kleinere prosaische Schriften von Schiller .... Erster Theil. Leipzig, 1792", S. 291—345, aus denen wir vorstehenden Abdruck mit den Abweichungen von dem ersten Druck in der „Thalia" mittheilen. Der Anfang in der Thalia lautet:

„Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig sein wollen, haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das helleste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen und ähnlicherweise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Criminalacten — den Sectionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen.

„In der ganzen Geschichte" 2c. 2c.

Der eigentliche Name des Helden dieser Erzählung war: Johann Friedrich Schwan, gebürtig aus Ebersbach bei Göppingen im Württembergischen, geboren den 4. Juni 1729, hingerichtet am 30. Juli 1760. Schiller erhielt die Erzählung jedenfalls aus dem Munde seines früheren Lehrers an der Militär-Akademie, Professor Abel, der später, im Jahre 1787, eine „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben" (Stuttgart, in der Erhardischen Buchhandlung) herausgab, in dessen zweitem Theil er die Lebensgeschichte dieses Räubers und seiner Frau, Christina Schettingerin, erzählt. Abel's Vater war jener Oberamtmann in Enz-Vaihingen gewesen (siehe weiter unten in unsrer Erzählung), der Schwan verhaftete. Der Name dieses Wildschützen und spätern Räubers und Mörders war in Württemberg als „Sonnenwirthle" sehr populär. Noch im Jahre 1852 erschien in Tübingen ein Schriftchen: „Der Sonnenwirthle oder Leben und Thaten des berüchtigten Räubers und Mörders Johann Friedrich Schwan von Ebersbach. Zur Lehre und Warnung aufs Neue erzählt", aus dem wir unten Einiges zur Vergleichung mittheilen werden.

Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und ebendieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen sein, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnt. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen classificirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so Manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände![1])

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich Manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Contrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem Letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subject und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnt, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, so wie in der, wo er dafür büßt, Mensch war wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft als das unsrige, dessen Wille andern Regeln gehorcht als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewußtsein ähnlicher Gefahr,

---

1) In der „Thalia“ folgt: „vielleicht mit besserem Grunde beisammen fände, als der Ritter gehabt hat, den eßbaren und giftigen Schwamm in eine Classe zu werfen.“

und wir sind weit entfernt, eine solche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu sein, muß sich mit einem armseligen Verdienste um unsre Neugier begnügen. Soll sie uns mehr sein und ihren großen Endzweck erreichen, so muß sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen — entweder der Leser muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiß, daß von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten und das Herz ihres Lesers durch hinreißenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republikanische Freiheit des lesenden Publicums, dem es zukömmt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Grenzengerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschließend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden wie der Leser, oder, was hier ebenso viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht blos vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Structur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden. [1])

---

1) In der „Thalia" folgt: „Wie manches Mädchen von feiner Erziehung würde seine Unschuld gerettet haben, wenn es früher gelernt hätte, seine gefallenen

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger stattfindet, kein angestecktes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appelliren? ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausspruch des Lesers nicht vorgreifen. Unsere Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit, und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer . . . schen Landstadt (deren Namen man, aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muß) und half seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase [1]) und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot. [2])

Schwestern in den Häusern der Freude minder lieblos zu richten! Wie manche Familie, von einem elenden Hirngespinnst politischer Ehre zu Grunde gerichtet, würde noch blühen, wenn sie den Baugefangenen, der, seine Verschwendung zu büßen, die Gassen säubert, um seine Lebensgeschichte hätte befragen wollen!"

1) Vgl. „Räuber", 1. Akt, 1. Scene: (Franz Moor.) „Warum gerade mir die Lappländersnase? gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Hottentottenaugen?"

2) In der „Thalia" folgt: „Die Verachtung seiner Person hatte früh seinen Stolz verwundet und zündete endlich einen schleichenden Unmuth in seinem Herzen an, welcher nie mehr erloschen ist."

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich und beredete sich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Betheurungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Außenseite geltend zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Speculation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauer zu vertauschen und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserem Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung; er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchen's[1]) war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte Dieser den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshaus — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange vorher war ein strenges Edict gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchen's Gunst für den Bettler verloren. Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn

1) Ihr eigentlicher Name war: Christine Müller. (Sonnenwirthle, S. 6.)

fest. Er wird zum zweiten Mal Wilddieb; aber Robert's verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweiten Mal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes; denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erscheint: man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorene Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens; aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum dritten Mal Wilddieb, und zum dritten Mal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und Wolf ward verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Festung," sagte er, „als ein Verirrter und verließ sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu dreiundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder, und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lüderlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte; aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr.

Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk und verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedaurung, und diese mußte ich mit dem letzten Ueberrest meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt; denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfeifte, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Haß Allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, hab' ich redlich gehalten.

„Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von Weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einem Mal aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte; denn es erquickte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt ebenso sehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; Jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem

Knaben, der neben mir vorbeihüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halb laut zu mir selbst, und doch meidet er mich wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer als dreijähriger Galiotendienst; denn ich hatte ihm Gutes gethan und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

„Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!" schrie sie laut auf und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott sei Dank, daß Du wiederkömmst!" Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Creatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnte schnell, was hier geschehen sein möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garnison in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!" rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Creditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich wie einen Giftigen; aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf und ergetzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine

gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete. [1])

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten; aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

„Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, so viel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also faßte ich den Vorsatz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein Erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edict zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr; denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdecke. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich

---

1) In der „Thalia" folgt: „Man ließ mich Schandthaten büßen, die ich noch nicht begangen hatte; ich hatte noch schlechte Streiche bei dem Menschengeschlecht gut, weil ich im Voraus dafür gelitten hatte. Meine Infamie war das niedergelegte Capital, von dessen Zinsen ich noch lange Zeit schwelgen konnte."

erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am Gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuß läge und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft; aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.[1])

„Mein Gewehr fiel mit dem Schusse ..... Mörder .... stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich „Mörder" sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten; ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirst Du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!" sagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an seltsam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres als mich unter dem

---

1) Im „Sonnenwirthle" (S. 14) wird die Geschichte seines ersten Mordes (denn in Wahrheit hat er noch einen zweiten begangen) in folgender Weise erzählt: „In dem Ebersbacher Walde stand der Sonnenwirthle sechs Tage später auf ein Stück Wild an und sah auf der angrenzenden Wiese zwei Männer mit Mähen beschäftigt. Bald erkannte er den Fischerhans, einen seiner Verfolger. Obgleich er nun den Müller Bach lieber sich gegenüber gesehen hätte, weil er Diesen noch mehr als Jenen haßte, so legte er doch die Büchse auf denselben an und streckte ihn nieder. „Du verfluchter Hund!" rief der Getroffene, den Thäter erkennend, und wankte dem Dorfe zu, wo er aber alsbald starb."

Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaßen, daß ich vor einer Stunde wol gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein, wol aber eine — ich weiß nicht welche — verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert und die Execution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt sei. Auf Mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alledem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platz umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben da ich Beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten sein.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte und dort an die Grenzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an

mir vorüber und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht und einer gewaltsamen Entleibung war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig, zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.[1])

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her „Halt!" rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stak. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?" sagte diese Erscheinung.

„Deinesgleichen," war meine Antwort, „wenn Du Der wirklich bist, dem Du gleich siehst!"

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast Du hier zu suchen?"

„Was hast Du hier zu fragen?" versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige und

---

1) In der „Thalia" folgt: „die mir Gottes Barmherzigkeit auf dem Rabensteine erlassen wird."

meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — „Du sprichst brutal wie ein Bettler," sagte er endlich.

„Das mag sein. Ich bin's noch gestern gewesen."

„Der Mann lachte. „Man sollte darauf schwören," rief er, „Du wolltest auch noch jetzt für nichts Bessers gelten."

„Für etwas Schlechteres also" — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt Dich denn so? Was hast Du für Zeit zu verlieren?"

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam: „das Leben ist kurz," sagte ich langsam, „und die Hölle währt ewig."

„Er sah mich stier an. „Ich will verdammt sein," sagte er endlich, „oder Du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift."

„Das mag wol noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad!"

„Topp, Kamerade!" — schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine und frischer Muth in mein Herz und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wol nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen; denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Creatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worein ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, [1]) um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt; ich that ein Gleiches.

---

1) Vergl. Räuberlied (Räuber, 4. Akt, 5. Sc.):

> „Und haben wir im Traubensaft
> Die Gurgel ausgebadet,
> So machen wir uns Muth und Kraft
> Und mit dem Schwarzen Brüderschaft,
> Der in der Hölle bratet."

„Dein Trunk hat mir wohl gethan," sagte ich. „Wir müssen bekannter werden."

„Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

„Treibst Du das Handwerk schon lange?"

„Er sah mich fest an. „Was willst Du damit sagen?"

„War das schon oft blutig?" Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„Wer bist Du?" sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.

„Ein Mörder wie Du — aber nur erst ein Anfänger."

„Der Mensch sah mich steif an und nahm seine Pfeife wieder.

„Du bist nicht hier zu Hause?" sagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L . . ., wenn Du von mir gehört hast."

„Der Mann sprang auf wie ein Besessener. „Der Wildschütze Wolf?" schrie er hastig.

„Der Nämliche."

„Willkommen, Kamerad! Willkommen!" rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. „Das ist brav, daß ich Dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, Dich zu kriegen. Ich kenne Dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf Dich gerechnet."

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?"

„Die ganze Gegend ist voll von Dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat Dich gedrückt, Wolf! Man hat Dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit Dir umgegangen."

„Der Mann wurde hitzig — „Weil Du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aeckern und Feldern füttert, haben sie Dich Jahre lang im Zuchthaus und auf der Festung herumgezogen, haben sie Dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie Dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll als ein Hase?[1]) Sind wir nicht besser als das Vieh auf dem Felde? — und ein Kerl wie Du konnte das dulden?"

„Konnt' ich's ändern?"

„Das werden wir ja wol sehen. Aber sage mir doch, woher kömmst Du denn jetzt, und was führst Du im Schilde?"

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld

---

1) In der „Thalia" folgt: „Soll ein Unterthan des Fürsten für eine wilde Sau des Fürsten zum Geißel dienen?"

auf, und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth,“ sagte er, „jetzt bist Du reif, jetzt hab' ich Dich, wo ich Dich brauchte. Ich werde Ehre mit Dir einlegen. Folge mir!“

„Wo willst Du mich hinführen?“

„Frage nicht lange! Folge!“ — Er schleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder. Keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf; wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hieß er warten, bis er wiederkäme. „Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen,“ setzte er hinzu; „Du bist hier fremd, die Bestie würde Dich zerreißen.“ Damit ging er.

„Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschließe diese Flucht — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt wie ein Fels und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier, Kameraden,“ sagte

mein Führer und stellte mich mitten in den Kreis. „Unser Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!"

„Sonnenwirth!" schrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich; Vertrauen, Achtung sogar erschien auf jedem Gesichte; Dieser drückte mir die Hand, Jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der Einem werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und Alles wetteiferte, seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts; aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarethe, die Aelteste und Schönste von Beiden, ließ sich Jungfer nennen und konnte kaum Fünfundzwanzig sein. Sie sprach sehr frech, und ihre Geberden sagten noch mehr. Marie, die Jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarethe kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor; aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen.

„Du siehst, Bruder Sonnenwirth," fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „Du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?"

„Jeder Tag wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannst Du Dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag ein und sei unser Anführer! Bis jetzt bin ich es gewesen; aber Dir will ich weichen. Seid Ihr's zufrieden, Kameraden?"

„Ein fröhliches Ja antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein

und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wüthendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß kostete mich wenig. „Ich bleibe bei Euch, Kameraden," rief ich laut mit Entschlossenheit und trat mitten unter die Bande; „ich bleibe bei Euch," rief ich nochmals, „wenn Ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet!" — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen; ich war erklärter Eigenthümer einer H*** [1]) und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das blos Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe heruntersank, mußte sich endlich Alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. [2]) Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehilfen mußten aussprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und

---

1) „Sonnenwirthle", S. 11: „Selten hatte bis jetzt der Sonnenwirthle bei seinen Diebstählen einen Gehilfen genommen, sondern dieselben meistens allein auf eigene Rechnung und Gefahr ausgeführt. Jetzt wurde es anders. Kurz vor Pfingsten 1757 traf er in dem Wäschenbeurer Forst eine Gesellschaft um ein Feuer versammelt, an welchem dieselbe sich Braten von einem frisch geschlachteten Schweine zubereitete. Bald hatte man gegenseitige Bekanntschaft gemacht, und groß war die Freude auf jener Seite, den Sonnenwirthle kennen gelernt zu haben, groß die Achtung und Zuneigung, die man ihm zollte. Die saubere Gesellschaft bestand aus einer Mutter, zwei Söhnen, Melchior und Joseph, zwei Töchtern, Christine und Margarethe, und der Magd Katharine." S. 12: „Der Sonnenwirthle erkor sich nun die Gaunerin Christine (Schettinger) zur Lebensgefährtin, nachdem sein Weib in Verhaft genommen war. So kam er denn in die Verwandtschaft der ärgsten Gaunerfamilie."

2) „Für den lebenden Sonnenwirthle 100 Thaler, für seinen Kopf 50 Thaler.' (Ebendaselbst, S. 22.)

könne hexen.[1]) Der District, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen.[2]) Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte Demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit Derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer

1) Ebendaselbst, S. 3: „Er konnte mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Schoß man Kugeln gegen ihn ab — o, die fürchtete er nicht: denn er fing sie mit der Hand auf, oder wendete er sie mit derselben von sich ab und gab ihnen eine beliebige Richtung. Kam er in Gefahr, gefangen zu werden — und das war öfters der Fall — so machte er sich geschwind unsichtbar, oder versteckte er sich als Fliege hinter irgend einem Gegenstande, oder verkroch er sich als Maus, oder schlüpfte er geschwind in eine Flasche, oder rannte er als Pudel davon, wie es ihm eben gerade am Besten schien. Solche übernatürliche Kräfte schrieb das abergläubische Volk dem Sonnenwirthle zu, weil er sich aus manchen Verlegenheiten auf höchst merkwürdige Weise zu retten wußte."

2) Ebendaselbst, S. 32: „Schon seit Christinens Gefangenschaft hatte des Sonnenwirthle's Muth bedeutend abgenommen; Zaghaftigkeit that sich dafür kund, und sein bisheriges Leben und Treiben war ihm oft ganz entleidet, da er wenig gute Tage gehabt, auch von Hunger, Kälte und Strapazen entsetzlich viel erlitten hatte."

Haß wandte sich jetzt von der Menschheit und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur und fand Niemand als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war; ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben und fürchte den Tod nicht; aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel sein für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch

an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben! Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet sein. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige! ich muß das Meinige thun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplicant um eine Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat.[1]) Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich; er faßte also den Entschluß, aus dem Lande zu fliehen und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagere Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, contrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affecte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er sich seines Zügels ver-

1) Ebendaselbst, S. 31: „Dagegen hatte er den Plan, den Herzog Karl von Württemberg, der durch Mergentheim kommen sollte, persönlich um Begnadigung zu bitten; allein er wartete dort vergebens auf den Herzog, da Dieser einen andern Weg eingeschlagen hatte."

sicherte. Wolf war auf Fälle dieser Art vorbereitet und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er unlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Observanz umzustoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthaus zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit und liebte besonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken und schickte einen Secretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amthaus; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens schaarenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselsweise auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sei in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei seines Passes verrathen und diese Einladung nur die Schlinge sei, ihn lebendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf; er giebt seinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand.

„Ein Spitzbube!" ruft Alles, und Alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn; die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht; Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kömmt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole; das Volk weicht, er

will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieser Schuß," ruft er, „soll dem Tollkühnen, der mich halten will". — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen und im Triumphe nach dem Amthause zurück geschleppt. [1])

„Wer seid Ihr?" frägt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet."

„Wer sind Sie?"

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist und die Unverschämtheit nirgends als hier zu Hause gefunden."

„Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie?"

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu sein."

„Sie drohten, Feuer zu geben."

„Meine Pistole war nicht geladen." Man untersuchte das Gewehr; es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?"

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll."

---

1) Ebendaselbst, S. 32: „Auf einem in der Nähe von Enz-Vaihingen gelegenen Bauerhofe gedachte er sein Nachtquartier zu nehmen und von da aus des andern Tages nach Heilbronn zu reiten. Aber er konnte sich auf dem Wege nicht zurechtfinden und kam an ein Thor der Oberamtsstadt Vaihingen, wo ihm der Thorwächter seinen Paß abforderte. Der Räuber war bestürzt, und Jener, dies bemerkend, fiel dem Pferd in die Zügel und führte es sammt dem Reiter vor die Oberamtei. Der Beamte fand zwar den Paß des Sigmund Hermann in Ordnung; aber die sichtbare Beklemmung des Reisenden war ihm verdächtig, und er hieß Diesen absteigen und ihm in das Amtszimmer folgen. Da wendet der Sonnenwirthle rasch das Pferd und jagt dem Enz-Vaihinger Thore zu, aber des Oberamtmanns Schreiber war auf einem näheren Wege vorausgeeilt und hatte die Bürger zu Hilfe gerufen, und ein beherzter Schlosser drohte dem Flüchtling, ihm den Hammer an den Kopf zu werfen, wenn er nicht halte. Der Sonnenwirthle springt vom Pferde und drückt seine Pistole dem Schlosser, der ihn von hinten umfaßt hatte, an den Unterleib; aber der Hahn der Waffe war nicht aufgezogen, und der Verbrecher wurde mit Hilfe einiger Bürger gefangen genommen und der Obrigkeit überliefert. Hier stellte er sich betrunken und log Verschiedenes vor; aber die Durchsuchung brachte vieles Verdächtige zu Tag, überdies ließen der Fluchtversuch und der beabsichtigte Mord einen bedeutenden Verbrecher in ihm vermuthen, daher er mit Ketten beladen in das Blockhaus abgeführt wurde."

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm!“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es giebt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertigt sind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wol unschuldig sein; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschwornen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen.“

„Unsere Gesetze sind streng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht freigeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepeitscht zu werden oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er schwieg einige Minuten und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein sein?“

Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständniß gebracht; denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.“

„Wo will das hinaus?“

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Leiden wol viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden?“ 1)

„Mein Herr — Wozu soll das?“

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie Menschen nicht versagen. — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was ist das? Sie erschrecken mich.“

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig sein werde, wie er jetzt mir es sein wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: Ich bin der Sonnenwirth.“ 2)

---

1) Vgl. „Don Karlos“, V. 7.

(Lerma.) „Seien Sie
Ein Mensch auf König Philipp's Thron! Sie haben
Auch Leiden kennen lernen.“

2) Sonnenwirthle, S. 33: „In der ersten Nacht seiner jetzigen Gefangenschaft hatte er einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen; das Ergebniß desselben war, daß er beschloß, sich gleich im ersten Verhöre dem Richter nach Namen und Thaten ganz zu offenbaren. Dieser war daher aufs Aeußerste überrascht, als der vorgeführte Gefangene sich vor ihm entlarvte mit den Worten: „Ich sehe nun schon, daß ich der Obrigkeit in die Hände gefallen bin, und daß die Verleugnung meiner Person und meiner Verbrechen meine Verschuldung vor Gott und Menschen nur vergrößern würde. Ich will deshalb meine Sünden unserem Herrn Gott demüthiglich abbitten, den Landesfürsten um eine gnädige Strafe anflehen und hiemit frei bekennen, daß ich der sogenannte Sonnenwirthle bin.“

38.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

Von Mercier.[1]

Philipp der Zweite ist Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und sein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde seines abergläubischen und schrecklichen Despotismus entwerfen — alle Bestandtheile dieses grausamen Charakters, die uns in der Geschichte durchschauern, will ich in *ein* Bildniß zusammenschmelzen und den Abscheu, der *mich* durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei seinem Anblick verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der sich anbetend zu den Füßen des Jupiter's niederwarf, den sein Meißel erschaffen hatte — ich stürze erschrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftstellers soll die schlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müssen sich endlich dem unbestechlichen Grabstichel unterwerfen, der ihre Laster oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgensten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier sie auch decke; alle ohne Unterschied müssen vor dem Richterstuhl der Menschheit erscheinen, die da ist und kommen wird.

Kein Tyrann, finster und grausam wie dieser, bestieg seit Tiberius den Thron. Philipp der Zweite ließ das Schiff der Römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben. Einverstanden mit dem Inquisitionsgericht, dessen barbarische Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grausam von Natur und nach Grundsätzen, mußte er noch zugleich sein

---

1) Thalia. Zweites Heft. 1786. S. 71—104.
In der „Thalia" findet sich hierzu folgende Anmerkung Schiller's: „Précis historique zu seinem Portrait d. Philippe second" [roi d'Espagne. A Amsterdam 1785, ohne Namen des Verfassers]. Der précis historique füllt S. I bis LXXVII, das portrait ist ein Drama in 52 Scenen, ohne Abtheilung in Akte, in Prosa. Scene 32 ist ein Dialog zwischen Don Karlos und dem Marquis de la Posa. (Goedeke, IV. S. 88.)

Vertrauen an zwei Creaturen verschenken, die seiner vollkommen würdig waren, an den Cardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er seine königliche Macht, denn Beide waren wie er unmenschlich und unerbittlich.

Seine Absicht war, die furchtbare Gewalt, die er schon besaß, durch eine geistliche Monarchie zu verstärken, weil er wußte, daß sich die letztere über den ganzen Menschen erstreckte. Ebenso, wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, sollte der Despotismus des Glaubens ihm die ganze politische Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte sich gegen den Monarchen vergangen, sobald man sich von der Formel seines Glaubens entfernte. Eine solche Tyrannei des Gewissens — die schlimmste aller schlimmen Regierungsformen — wollte Philipp in seinen Staaten errichten. Er wollte seine irdische profane Gewalt mit einem göttlichen Scepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte schon seit einigen Jahrhunderten die Form der alten Römischen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktschreierischen Prunk der Ceremonie unterstützt, hatten eine verführerische, blendende Außenseite, der Wille wurde gefesselt und alle Gewissen unter einem einzigen Gottesdienste vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Gesetz. Eben darum dachten auch schon mehrere Fürsten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Priesterthum und glaubten durch diesen Kunstgriff sich einer grenzenlosen Gewalt zu versichern. Aus keinem andern Grund gestand Philipp der Zweite, der es in Anschlägen dieser Art allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen zuvorthat, dem Römischen Bischof die Unfehlbarkeit zu; er selbst wollte sich dieses Vorrecht in seinen Staaten anmaßen und mit dem heiligen Kreuz so gut als mit seinem Schwerte befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerspruch abzuschneiden, wo sein Vortheil im Spiele war; man sollte zittern, wenn er sein Crucifix in die Hand nahm; der intoleranteste Pfaffe sprach aus dem Mund des unempfindlichsten Königs.

Nothwendig mußte das einen Geist der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politischen Fanatismus überging. Dieses Gift verbreitete sich bald durch alle Adern der Regierung, Alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer sich unterstand, zu denken, wurde hinweggeschafft, was nur den Geist der Untersuchung athmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausschweifung einer Religion, die sich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieser schändliche Despotismus verunstaltete bald alle Zweige der Gesetzgebung und machte sie zugleich kleingeistisch und grausam. Die Form des Gottesdienstes glich einer abgeschmackten, lästigen Etikette, und dieser ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter so vieler Laster, gebären. Ein finstrer und grausamer Aberglaube verschlang das Licht der Vernunft und errichtete seinen Thron auf den Trümmern der Gewissensfreiheit. Dieses traurige Loos traf alle spanische Reiche — der Fanatismus legte in diesem weiten Erdstrich der Dummheit seine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Thier heruntergestoßen. Aber dennoch hinterging der Erfolg die Erwartungen, die man sich von diesem Verfahren gebildet hatte. Der Mensch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belastet, schweift gerne von einem Extrem zum andern und geht von einem blinden Gehorsam zu zügellosen Empörungen über. So fand sich endlich Philipp der Dritte gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte sich anheischig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, dessen Charakter ich jetzt entwerfe, besaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sicilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogthum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die canarischen Inseln und einen Theil des grünen Vorgebirges; in Asien die Philippinen, die Sunda-Inseln und einen Theil der moluckischen; in Amerika die Reiche Peru und Mexico, Neu-Spanien, Chili und beinahe alle Inseln, die zwischen dem festen Land von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Besitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zusammen, diesen Monarchen zum Größesten der Welt und der Geschichte zu machen, hätte er seine furchtbare Ueberlegenheit auf die Seite der wahren Größe geschlagen. Aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zweiundvierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa schmiedete, hatte er auch nicht e i n e n Tag mit dem Glück der Menschheit bezeichnet. Ueberall Tyrann und Betrüger, überall Sklave des finstersten Aberglaubens, hielt er hartnäckig auf jeder Gelegenheit, die sich ihm anbot, seine strafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Britannien; denn er verabscheute Alles, was frei war. Wäre es Drake nicht gelungen, hundert seiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerstreut,

die mit dem Namen der **Unüberwindlichen** prahlte, so war dieser glückliche Freistaat aus dem Globus vertilgt.*) Welcher Zuwachs seiner Größe, wenn er auch noch dieses mächtige Reich mit seinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

Ungeachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren dennoch seine Finanzen sehr oft in Unordnung und seine Reichthümer erschöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja sogar von seinen flämischen Unterthanen, wirkte sich am Römischen Hof ein Privilegium über die Kirchengüter aus, und — wer wird es glauben? — und seine eigenen Truppen empörten sich bei der Belagerung von Amiens, weil sie keinen Sold erhielten.

Was setzte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich den Vierten zu unterdrücken? Was für Maschinen ließ er nicht spielen, die Aussöhnung dieses Prinzen mit dem Römischen Stuhl zu hintertreiben? Als ein Schwager der letztern französischen Könige, machte er sich Hoffnung, die Krone dieses Reichs an seine Tochter Isabelle zu bringen.

---

*) Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen:

Die unüberwindliche Flotte.
Sie kömmt — sie kömmt, des Mittags stolze Flotte &c.

(In der „Thalia" ist hier das Schiller'sche Gedicht vollständig abgedruckt. Goedeke war der Erste, welcher Schiller's Uebersetzung mit Mercier's Original verglich und so die Quelle dieses Gedichtes entdeckte. In Mercier's Werk heißt es nämlich wörtlich: Voici de quelle manière un poète (Goedeke hält Mercier selbst für diesen poète; Schiller machte daraus „einen Dichter jener Zeit", und in der Sammlung seiner Gedichte, 2. Bd. S. 128, einen „älteren Dichter") a peint cet événement: „Une flotte formidable fait mugir les flots. C'est plutôt une armée de châteaux flottans; on l'appelle l'**invincible**, et la terreur qu'elle inspire, consacre ce nom; l'Océan qui tremble sous son poids, paroit obéir à sa marche lente et majestueuse; elle avance, cette flotte terrible, comme un orage qui grossit; elle est prête à fondre sur l'isle généreuse que le Ciel regarde d'un oeil d'amour, sur l'isle fortunée dont les nobles habitans ont le droit d'être libres, et l'emportent en dignité sur tous les habitans de la terre, parce qu'ils ont su faire des loix qui enchainent depuis le roi jusqu'au citoyen; ils ont voulu être libres, ils le sont devenus; le génie et le courage maintiennent leurs augustes privilèges. Jamais cette isle si chère aux grands coeurs, aux ennemis de la tyrannie, ne parut si près de sa ruine. Les hommes généreux qui d'un pole à l'autre s'intéressent à cette majestueuse république, croyoient sa délivrance impossible; mais le Tout-Puissant voulut conserver le noble rempart de la liberté, cet asyle inviolable de la dignité humaine; il souffla, et cette flotte invincible fut brisée et dispersée; ses débris épars furent suspendus aux pointes des rochers, ou couvrirent les bancs de sable, écueils vengeurs où s'anéantirent l'arrogance et la témérité." — Ces mots du poëte, le **Tout-Puissant souffla**, sont allusion à la médaille que la reine Elisabeth fit frapper en mémoire de ce grand événement. On voyoit au revers une flotte fracassée par la tempête, avec cette légende: **Afflavit Deus et dissipati sunt.**)

Frankreich kannte seinen Charakter und verschonte ihn auch nicht. Noch zu seinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem ägyptischen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftsteller drückt sich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht diesen alten Satrapen, den Mörder seines Weibes und seines einzigen Sohnes, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit seinen Schiffen bedecken; aber der Himmel zerschmettert sie an den Küsten von Schottland und Irland. Alter, kindischer König, der mit einem Fuß schon im Grabe steht, im Grabe, worauf Deine Staaten schwanken und nur auf das Signal Deines letzten Augenblicks lauern, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich ist nur ein zusammengestückelter Körper, dessen Fugen von einem kühnen Stoß aus einander springen."

Aber aller Verleumdungen ungeachtet, welche Haß und Eifersucht von ihm ausstreuten, blieb das Cabinet dieses Königs das gefürchtetste in der Welt. Im Besitz seiner amerikanischen und indischen Schätze, spielte er in Europa den Meister und behielt das Uebergewicht bei jeder großen Verhandlung. Auch verließ er sich so sehr auf seine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von *seinem* Paris, *seinem* Orleans sprach. Hätte er seinen Sieg bei St. Quentin zu verfolgen gewußt, so war es um Frankreich geschehen.

Das Haus Oesterreich war ehrgeizig, herrschsüchtig und stolz. Aber gemeiniglich verlor es im Cabinette die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benutzen sollte. Philipp dem Zweiten war es ein Leichtes, die französische Monarchie zu zerstören, und doch hat er nur die Ligue zerstört; er besaß weder den Muth seines Vaters, noch Eduard's. Die Eroberung von Portugal, wenn sie anders diesen Namen verdient, war der einzige Zuwachs, den die spanische Macht unter Philipp dem Zweiten gewonnen hat.

Karl der Fünfte hatte der Welt ein außerordentliches Schauspiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrschaft entsagte, seiner ungeheuren Macht sich freiwillig entlastete und alle seine Kronen einem Sohn übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erscheinung, diesen mächtigen Souverän so viele königliche und kriegerische Geschäfte ohne Rückbehalt gegen Mönchsübungen vertauschen zu sehen. Er beschloß seine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politischen Tode, indem er sich vor den Augen der Welt in die Mauern eines Klosters begrub und für seine abgeschiedne Seele Messen absingen ließ, gleichsam als hätte er aufgehört, zu sein. Und doch fehlte noch etwas, sein Leichenbegängniß vollkommen zu machen — eine Stimme der *Wahrheit*, welche nach dem Tode sonst zu erschallen pflegt.

Karl der Fünfte that stets das Gegentheil von dem, was er aufs Heiligste zusagte. Zweideutigkeit war die Base seines Charakters. Von jener erstaunenswürdigen Entsagung der Krone bleibt der wahre Bewegungsgrund noch immer ein Räthsel. Aber kaum hatte er die Begräbnißfarce gespielt, als ihn dieser Schritt schon gereute. So wie Philipp Besitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Karl's nicht mehr. Von seinen Unterthanen vergessen, lebte er mitten unter ihnen wie in einem fremden Lande. Hofleute sah er nicht mehr; für sie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen, hatte er sich eine kleine Summe vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrscher so vieler Königreiche, war er jetzt ohne Geld, wandelte mit dem Breviar in der Hand in einem einsamen Kloster umher, geißelte sich jeden Freitag in der Fastenzeit — ein Kaiser wie dieser, welch ein Schauspiel für die Welt!

Indessen war es eine feierliche und sogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er schloß seinen Sohn in die Arme und sagte zu ihm: „Nur Deine Sorgfalt für das Glück Deines Volks kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten Deine Kinder es werth sein, daß Du dereinst für einen unter ihnen eben das thun könntest, was ich jetzt für Dich thue.“ [1])

War Karl's Seele wirklich über den Thron erhaben, oder ließ er sich blos von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermuthungen; aber die wenigsten sind befriedigend. Vor ihm war Niemand auf den Einfall gekommen, seine eigenen Exequien zu feiern. Während der Leichengesänge, die man um ihn her anstimmte, erkältete er sich in dem bleiernen Sarge und starb noch in eben dem Jahr an den Folgen dieser Erkältung.

Karl war intolerant gewesen, hatte sich durch Verfolgungsgeist seinem Zeitalter schrecklich gemacht. Jetzt wollte er in seinem Kloster zwei Uhren so stellen, daß sie nie von einander abwichen, und kam nicht damit zu Stande. Da entwischte ihm jener Ausruf: „Und doch sollen zwei Menschen nie in ihrem Glauben von einander abgehen?“

Philipp erbte die Vorurtheile seines Vaters, und sein despotischer Stolz trieb ihn an, das ganze Menschengeschlecht seinem Glauben zu unterwerfen. Dies war ein Hauptzug seines Charakters. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er den Beicht-

1) Vgl. „Abfall der Niederlande,“ 1. Buch (Werke, X. S. 57).

vater seines Vaters in effigie verbrennen ließ, und es fehlte wenig, daß er nicht selbst Karln für einen Ketzer erklärte und sein Andenken lästerte. Ein solcher Aberglaube, war er die Eingebung seines Herzens oder des Charakters seiner Nation?

Der mächtige Karl ging damit um, Maximilian's und Ferdinand's Plane auszuführen und sein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überschatten sollte. Aber für einen solchen Ehrgeiz war er nicht kriegerisch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg seiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benutzt; seine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler seiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutschen Reichs für den ersten Schritt zur allgemeinen Monarchie ansah. Dieser Irrthum zertheilte seine Kraft, und die Eilfertigkeit, seinen Bruder zum Römischen König wählen zu lassen, war vielleicht in der Folge die vornehmste Ursache von Europens Befreiung. Auch das deutsche Reich erholte sich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiserwürde nicht ebenso von Karln abhing wie der Besitz seiner erblichen Staaten. Er würde seinem Sohne seine ganze Macht überlassen haben; und schon reute es ihn, daß es sein Bruder war, der den Titel eines Römischen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er sich bemüht, ihn durch die listigsten Anerbietungen zu bewegen, sich seines Rechts zu begeben. Er hatte Alles angewandt, die Reichsstände zu gewinnen. Aber von jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit besorgt, fürchteten sie auch jetzt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch diese Hindernisse und durch die Widersetzlichkeit seines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Karl wider Willen das deutsche Reich.

Dies war der Zeitpunkt, da das Haus Oesterreich Europa in Schrecken setzte. Richelieu sahe die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus diesem Gesichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer europäischen Nationen angesehen werden. Philipp träumte, so gut wie Karl, von einer Universalmonarchie, nur hatte Diesen die Lage seiner Staaten mehr bei seinen Absichten begünstigt. Das Haus Oesterreich hatte damals den höchsten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte sich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutschland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigsten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die

einzelnen Staaten des Reichs zu entzweien und zu schwächen, bald sie wieder zu vereinigen.

Die spanische Monarchie verlor viel von ihrem Ansehen unter Philipp dem Zweiten, weil er sein Land erschöpfte, um die burgund'sche Erbschaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter seinem Vater die ganze Masse seiner Macht in Bewegung gesetzt hatte, unter ihm erschlafft war.

Philipp's Politik war künstlich, aber unthätig. Dieser Dämon in Süden, wie man ihn nennte, war mehr damit beschäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszustreuen, als diese selbst zu benutzen. Ueberzeugt von dem Einflusse des Papstes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an sein Glaubensbekenntniß sich zu eigen zu machen. So wurde er der Vertheidiger und Rächer aller katholischen Glaubensgenossen, nöthigte den Papst, ihm seine Macht zu übertragen, herrschte durch Vorurtheile wie durch Waffen. —

Daher jene wüthenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich seine Entwürfe mit solcher Langsamkeit aus, daß ihm selbst Mangel an Klugheit nicht hätte nachtheiliger sein können. Spanien hatte es blos den Fehlern seiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp, trotz seines Stolzes, Heinrich den Vierten um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die Vereinigten Niederlande, was gegen England, so sehr er es bedrohte?

Oft verschwendete er seine Zeit mit unbedeutenden Gegenständen, wenn ihn die günstigsten Umstände aufforderten, seinem Glücke einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geistlichen beschäftigte ihn ebenso ernstlich wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchsklosters war ihm so wichtig als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpste war ihm ein heiliges Gesetz, und gegen die Reformirten war er so aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde, sie auszurotten, aufopferte. Selbst seine Feinde unterstützte er, wenn sie nur im Geringsten den Protestanten zuwider zu sein schienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünscht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geschah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papstes behauptete er selbst zuerst, oder wollte ihn wenigstens bei Andern allgemein machen. Seine Politik war es unstreitig, dieses geheiligte Vor-

urtheil gegen seine Feinde zu benutzen und es daher gegen alle Zweifel zu sichern.

Kein Jahrhundert ist durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet als das sechzehnte. Welchen Fürsten mußten damals die Menschen gehorchen! Katharina von Medicis, Karl IX., Heinrich III., Philipp II., Christian II., Heinrich II.; die ränkevollen und grausamen Päpste nicht einmal zu rechnen.

Der Protestantismus war der Widerstand, welchen die deutschen Kreise der Uebermacht Karl's des Fünften entgegensetzten. Aus einem theologischen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach diesen Begriffen nur wird man sich überzeugen, wie es einen Fürsten geben konnte, welcher der Inquisition befahl, Alles auszurotten, was nicht an die Transsubstantiation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um diesen Lehrsatz so hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwirken. Die Protestanten wuchsen unter den Streichen wieder auf, womit man sie niederdrücken wollte.

Elisabeth war die Urheberin ihrer Freiheit, und dies ist ihr schönster Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Elisabeth den Weg der Ehre, und ihre weise Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipp's des Zweiten überdrüssig, sich unter die Oberherrschaft der Elisabeth begeben wollten, antwortete sie den Gesandten, die ihr den Antrag thaten, sie hielte es nicht für schön, noch anständig, sich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und fügte hinzu: Holland habe Unrecht, der Messe wegen so viel Verwirrung anzurichten. Aber nachdem sie so gesprochen hatte, wußte sie auch als Fürst zu handeln. Sie errieth, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der Römische Hof und das Haus Oesterreich zu vernichten strebten.

Man will behaupten, daß Elisabeth das Völkerrecht verletzte, indem sie die Niederländer unterstützte, daß sie nicht berechtigt war, sich in diesen Streit zu mischen und sich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipp's gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber das ist ein Trugschluß. Die Staaten hängen so gut zusammen als die einzelnen Menschen. Politik und Menschlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Interesse der großen Gesellschaft will es augenscheinlich, daß man die

Grundgesetze eines Staats nicht ungestraft verletzen lasse; die große Gesellschaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht unthätig bleiben; das gemeinschaftliche Interesse muß alle Regungen der politischen Körper bestimmen; die europäische Gesellschaft hat keinen andern wesentlichen Zweck.

Wie? Eine ganze Nation sollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarin unter widersinnigen und barbarischen Launen fließen sehen? Sobald die Gesetze der Menschheit verletzt werden, tritt Alles in das ursprüngliche Recht zurück. Einem unterdrückten Volke beizustehen und großmüthig aufzuhelfen, das ist die Aufforderung der Natur — eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundsätzen der natürlichen Freiheit übereinstimmt und allen Nationen wechselsweise zu Gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürsten in Anschlag kömmt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen seiner Nachbarn sich ausschlösse, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und Alles übersähe, was nicht sein besondres Interesse verletzte, ein solcher Staat würde seinen Anspruch auf die Vermittelung oder den Beistand einer angrenzenden Macht, dieses uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie aussterben; denn sie könnten mit Muße die Vorrechte des gesellschaftlichen Vertrags übertreten, indem sie der Schranken der lebendigen Gesetze spotteten.

Freilich wird der Despot Rebellion ausrufen, sobald sich der geringste Seufzer hören läßt. Aber jeder wahre Fürst, jedes edle Volk wird der Nation beispringen, die einem eisernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Muth haben, die Gesetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermüthiger Monarch oder ein aufrührerisches Volk der öffentlichen und besondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik ist trügerisch und hat den Charakter der Unempfindlichkeit; aber das große Interesse der Menschheit, in dem unermeßlichen Umkreis vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, schafft der Seele Licht und täuscht sie niemals.

Das Beispiel der Schweiz und Hollands hat glücklicherweise diese Grundsätze in der Geschichte anschaulich gemacht und erwiesen. Heinrich IV. that für die helvetischen Kantons, was Elisabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von seinen Nachbarn im Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er sich, in Paris

einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich besser zu schaden, so war man berechtigt genug, seine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquisition zu entreißen und dem heiligen Blutdurst zu wehren, welcher das unzählbare Heer seiner Henker bewaffnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumstreiften und mit hohnsprechender Grausamkeit Ströme von Blut vergossen. Seine Henker folgten seinen Kriegern auf dem Fuß nach.

Philipp machte sich zum Generalissimus des Papstes, und dieses Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzustoßen, die seinen Götzen, den Despotismus, einschränken konnten. Er warf sich zum Monarchen der Kirche auf und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päpste. Pius V., von niedriger Geburt, verstand sich mit ihm, begünstigte seine Plane und zeigte sich als den eifrigsten Verfolger der Protestanten. Der spanische Monarch hielt den Calvinismus für die Secte, die am Besten zu der Verfassung freier Staaten paßte, und er war entschlossen, eine Reformation von Grund aus zu zerstören, die sich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Grenzen der Macht unbestimmt sind.

Freilich waren es Menschen von niedrigem Stand gewesen, die den Calvinismus eingeführt hatten, und diese sind immer auf einen Luxus neidisch, von welchem sie sich ausgeschlossen finden, und einer Gewalt feind, deren Gewicht sie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholicismus dünkte ihnen die Seele der Tyrannei, und in dem Umsturz der Römischen Uebermacht hofften sie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte sie, weil ihre Umstände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten. Darum entrissen sie den Tempeln ihre Zierrathen und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterschied des Rangs aus der Gesellschaft zu verbannen, mußte die Großen gegen sie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Ansehen sowol als den Vergnügungen der Fürsten abbrachen, mußten den heftigsten Widerstand von Seiten der reichen und unbeschränkten Monarchen erfahren. Auch hätte Philipp Denen, die er Rebellen nannte, Alles bewilligt bis auf die Gewissensfreiheit. Diese, sagte er selbst, würden sie nie von ihm erhalten, wenn er auch seine Krone aufs Spiel setzen müßte. Er sah diese Gewissensfreiheit als die Zerstörung seiner politischen Grundsätze an.

Wie die Inquisition Alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brod, daß Gott Wein sein könnte,

war ihre Absicht eben nicht, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellten die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigenthum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden.

Elisabeth, welche eine getheilte Macht für eine verlorne hielt, war sehr entfernt, Philipp dem Zweiten ihre Hand zu geben. Wie hätte sie, die so fest auf ihre Grundsätze hielt, den Sohn des mächtigen Karl neben sich auf den Thron sitzen lassen? Auch hätte sie sich mit diesem Fürsten nicht vermählen können, ohne um eine Dispensation bei dem Papst anzusuchen; durch diesen Schritt aber würde sie die Gewalt des Papstes anerkannt haben. Man sieht, daß Alles zusammenkam, den Calvinismus zu begünstigen.

Frankreich selbst würde ganz protestantisch geworden sein ohne die unvorsichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums zu Poissy, ihre wenig politische Unbiegsamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glücklichen Vorfällen mußte auf einen so wichtigen Fortschritt gefolgt sein!

Während dieser Streitigkeiten hatte die scholastische Theologie, dieses vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrschaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft schrecken und niederdrücken. Sie lieferte die Menschen irdischen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ sie die Scheiterhaufen der Inquisition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröstendes Licht über die Rechte der Menschen, weder in bürgerlichen noch in politischen Verhältnissen. Alles, bis auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, trug das finstre Gepräg der Schule, Alles unterlag einem überall verbreiteten Geist von Wuth, von Intoleranz und von theologischem Geschwätz. Mit verbundenen Augen, in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa.

Philipp's Ehrgeiz und Barbarei machten die Finsterniß noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menschen seine unverletzbarsten Rechte zu entreißen und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntnisse zu vertilgen.

Dieser schreckliche Monarch, der gleich dem Papst Anspruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Protestantismus den Untergang geschworen und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Interesse der Niederlande nicht hatte abziehen können,

durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmont's und Horn's Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn andrer Edelleute gewesen, welche durch eine besondre Commission verurtheilt worden waren. Aber giebt es in der Geschichte, selbst der Römischen Kaiser, ein abscheulicheres Denkmal als Philipp's Achtserklärung gegen den ersten Statthalter von Holland? Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte lesen? „Wir versprechen auf unser königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn sich Jemand findet, der edel genug ist, die Welt von dieser Pest zu befreien und ihn uns todt oder lebendig zu überliefern, oder ihm das Leben zu nehmen — diesem fünfundzwanzigtausend Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch so großes Verbrechen begangen, so versprechen wir ihm unsre königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlig ist, versetzen wir ihn und Alle, die ihm darin helfen und beistehen, in den Adelstand." In den Adelstand! — Und seinerseits wetteiferte Alba mit seinem König in der Grausamkeit; er rühmte sich, daß er achtzehntausend seiner Mitbürger auf dem Schaffot hätte sterben lassen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeigungen an Philipp's Hof gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über diese schreckliche Begebenheit versunken war.

Aber die aufrührerischen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Muth den Grund zu einem mächtigen Freistaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Volke nichts unmöglich ist, welches sich fest vorgesetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu sein. Die Inquisition, welche in der Nähe die Neuerer zerschmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Bischöfe hatte, oder vielmehr Philipp's eiserne Ruthe, förderte diese Revolution, die Europa zum Erstaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts? Ihre schnellwachsende Größe ist vielleicht die bewundernswürdigste Begebenheit in der neuen Geschichte. Ein Haufen Matrosen und Fischer, Bewohner eines sumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das sie zu verschlingen droht, und wehren sich gegen die besten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexico und Peru besoldete.

Tollkühnheit mußte es scheinen, daß sie ihrem furchtbaren Herrn zu widerstehen hofften; aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit ersetzte bei ihnen die wirklichen Kräfte. Gezwungen, auf sich selbst allein Rechnung zu machen, sahen sie sich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in dem Stand, Spanien sein

Schätze und Besitzungen zu entreißen; und Spanien, trotz seinen amerikanischen Bergwerken, fand sich endlich erschöpft.

Was erreichte er durch so viele Grausamkeiten, Ränke und Kriege, dieser Despot, der mächtigste Monarch in Europa? Er machte seine Staaten arm, und nachdem er die amerikanischen Bergwerke erschöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Ducaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politischen Fehlern. Er hatte Holland von seinem Vater ererbt; er konnte ruhig über dieses Volk herrschen; aber er brachte es auf, er zwang, so zu sagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unsinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterstützt und alle Zwiespalten genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künste seiner Politik ihm Alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland sich einer fremden Herrschaft antragen zu sehen. Er sah diese Bettler, die eine hölzerne Schale als spöttisches Attribut hatten, seiner Macht trotzen, und verlor ein Land, das heut zu Tage reicher ist als alle spanischen Herrschaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron seiner ehemaligen Tyrannen nach Gefallen zu vergeben und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beispiel! Die Generalstaaten, im Haag versammelt, erklärten feierlich Philipp den Zweiten für verlustig der Souveränität, weil er die Vorrechte der Völker verletzt hätte.

Also gewann sein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend schändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichthümer verschwendet hatte, um den Sectirern das Joch der Römischen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch seinen Despotismus und seine Barbarei verabscheuen, müssen wir doch den Talenten, die er wirklich besaß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte die weise Politik, in Spanien selbst Frieden zu erhalten; er wußte seine Minister zu wählen, er bildete sie selbst.

Auch kann man ihm die tiefe Menschenkenntniß nicht absprechen. Er studirte sorgfältig den Charakter seiner Minister, bevor er sie in Thätigkeit setzte. Seine Aufmerksamkeit war unermüdet in diesem Stücke, und sicher ist diese Kunst, den Gehalt der Menschen zu ergründen, deren man sich bedient, das erste Talent bei einem Fürsten. Aber da man seine tyrannische Hartnäckigkeit kannte, handelten seine Minister nach seinen eignen Grundsätzen und suchten ihm ähnlich zu sein. Indessen hatte er

eine übertriebne Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußeren Schein der Ruhe die grausamste Seele verbarg. Diese Gefälligkeit kostete ihm die sieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben sind stark genug, Alba's unersättlichen Blutdurst zu schildern. Er sprach allen Gesetzen Hohn und hinterließ überall die blutigen Fußtapfen seiner unseligen Gewalt.

Aufmerksamkeit und Wachsamkeit bezeichneten diesen Monarchen in einigen Theilen der Staatsverwaltung. Sein Rath mußte in seiner Gegenwart die Vortheile und die Gefahren einer Unternehmung auseinandersetzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen schriftlich an; er überdachte sie reiflich und vereinigte die entgegengesetzten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann stieß er alle Gesetze um; gegen Diese gährte ein unauslöschlicher Haß in seiner Seele.

Indessen findet man in seinem Leben eine Menge widersprechender Züge, die den Maler niederschlagen. Der Erzbischof von Toledo hinterließ, als er starb, eine Million Thaler für fromme Legate. Diese Million eignete sich Philipp zu, indem er durch ein paar Doctoren ohne Pfründen entscheiden ließ: er, als Vater der Armen, sei der Erbe dieses Prälaten. Auch war seine Achtung gegen die Geistlichkeit nicht so groß, daß er sie nicht zu bestrafen gewußt hätte, wenn er durch sie beleidigt war. Er ließ ohne Anstand einige zwanzig Prediger aus allen Orden aufhängen, weil sie in Portugal gepredigt hatten: er sei im unrechtmäßigen Besitz der Krone; und er hatte sogar Gregor dem Dreizehnten, der sich zum Schiedsrichter dieses Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß seine Rechte nur seinem Schwert unterworfen wären. Also schonte er die Priester seiner Kirche nicht, wenn sein Eigennutz oder sein Stolz auf dem Spiele war; und dieses muß sehr viel Licht auf seine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien seiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt desto besser an sich zu reißen.

Diese Heuchelei, diese Strenge, diese Grausamkeit spricht auch aus dem Privatleben dieses Fürsten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ohngeachtet seines Rangs fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquisition zuzusehen, und er versicherte, daß er selbst bereit sein würde, des Henkers Stelle zu ersetzen, wenn es an einem fehlen sollte. Er schien — schaudernd schreib' ich es nieder, und doch ist es historisches Factum — er schien sich an dem Rauchen des Bluts

dieser Märtyrer zu ergetzen; und bei diesen zermalmenden Schauspielen ließ er noch besoldete Spionen herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleidens in den Augen der Zuschauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war! er wurde dem Arm der Inquisition ausgeliefert.

Ein einziges Mal sah man ihn unter den Waffen. Es war den Tag, als Saint Quentin mit Sturm erobert wurde. Aber an eben diesem Tage war seine Furcht so groß, daß er gelobte, im Fall er davonkäme, ein prächtiges Kloster zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Palast dazu, und diesem Gelübde hat das Escurial sein Dasein zu verdanken. Es scheint, daß er bei dieser Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, sich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu seinem Stolze gesellte sich auch noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als knieend mit ihm sprechen. Selbst die Theilhaber seiner Grausamkeiten zitterten vor ihm, und der treuste Diener seiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einst unangemeldet in das Cabinet des Monarchen getreten war, mußte von ihm diese durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit wie die Eurige verdiente das Beil!"

Er setzte seinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabschrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch diese frömmelnden Mummereien schläferte er sein Gewissen ein. Er ließ über 50,000 Protestanten umbringen, und seine Kriege kosteten ihm, nach seinem eignen Geständniß, 564 Millionen Ducaten.

Ohngeachtet seines Eifers für die Lehrsätze der katholischen Religion hatte er verschiedne Mätressen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener seiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit theilte sich zwischen den Klöstern und seinen Concubinen. Uebrigens wandte er Alles an, um seine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub sie lebendig in Klöstern, und seine tiefe Heuchelei ließ es ihm nie an Kunstgriffen fehlen, seine Laster zu bemänteln.

Dieser Monarch kam an die Regierung in dem schönsten, ruhmvollsten Zeitpunkt Spaniens, da der Stolz seines Volkes es über alle andere Völker erhob. Aber Philipp der Zweite vergaß seine Stärke und verschwendete an spitzfindige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Diese unbeständige, hin und her schwebende Politik schickt sich für kleine Republiken, für eingeschränkte Staaten;

aber große, wichtige Reiche müssen diesen Kunstgriffen entsagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müssen sie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verstellung ist freilich einem Fürsten zuweilen nöthig; die Leidenschaften um ihn herum sind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegenwirken könnte. Aber Philipp der Zweite übte Betrug, nicht Verstellung. Er war für diesen großen Zeitpunkt nicht geboren; Spanien brauchte einen tiefblickenden Geist; Philipp's Geist war blos verschlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spionen zu besolden, welche sich in die verborgensten Intriguen zu schleichen wußten, zu einem Theil der Regierungskunst machte. Diese unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürsten nicht. Die verborgnen Handlungen der Menschen gehen ihn nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staats drohen.

Eine große Begebenheit in seinem häuslichen Leben zieht noch jetzt die Neugier der Welt auf sich. Von dem Verbrechen, daß er seine Gemahlin vergiftet haben soll, sprechen ihn viele Geschichtschreiber frei und versichern, daß Elisabeth über den Kummer starb, den ihr Dom Karlos' Tod verursachte. Nichts ist aber gewisser, als daß Philipp Mörder seines Sohnes war. Er lieferte seinen Sohn dem Haß der Inquisition aus, und Philipp und die Inquisition waren Eins.

Dieser Monarch, dessen blutige Regierung vierundvierzig Jahre gedauert hatte, starb ruhig in dem Alter von vierundsiebenzig Jahren. Zwei Tage vor seinem Tode sah er die Himmel offen. Er blieb bei einer schrecklichen langwierigen Krankheit standhaft und unerschüttert; er empfing das heilige Sacrament vierzehn Mal, eh er den Geist aufgab; sein Gewissen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wol unternehmen, über die Frömmigkeit dieses Königs ein Urtheil zu fällen? Sollte es möglich sein, daß er wirklich ein rechtschaffener Mann war? Wäre das, so war seine fromme Raserei freilich unheilbar; aber dann verdienen seine ungeheuren Maximen unsern Unwillen mehr als unsern Abscheu. Doch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß er sich der Religion nur als eines Schleiers bediente, seine unrechtmäßigen Handlungen in dieser heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne[1]) findet sich folgender Abriß von Philipp dem Zweiten, dessen Mittheilung dem Leser nicht unangenehm sein wird:

„Er war von mittelmäßiger, aber wohlproportionirter Statur — von breiter Stirne, blauen Augen, standhaftem Ansehen und einer ernsthaften, gravitätischen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge seines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelassenheit die Ketzer bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er sich so sehr, als ein Fürst nur thun konnte; er ging in die geringsten Kleinigkeiten der Verwaltung hinein. Er setzte aus seinem Cabinet alle Triebfedern der grausamsten Staatskunst in Bewegung; er wollte für sich allein, ohne Bundsgenossen handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauisch, voll Verstellung und Rachsucht; er achtete nichts, sobald es auf Ausführung seiner Anschläge ankam; nichts schreckte ihn — er schien über alle Vorfälle erhaben und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernsten Gelassenheit an. Seine Schwärmerei war kalt — er wollte nur eine Leidenschaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Aussprüche des Schicksals, die ohne menschliche Kräfte vollstreckt werden und unwiderruflich sind. Das Blut seiner Unterthanen ließ er stromweis fließen, die Flamme des Kriegs verbreitete er über alle benachbarten Staaten; stets war er bewaffnet, seine Unterthanen oder Feinde zu schlagen. Selbst sein Sohn, der damals einzige Erbe seiner Staaten, konnte sein unbiegsames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geschehen war, so war die Strafe nothwendig. Nie schmeckte er die Wollust, zu vergeben; in einer zweiundvierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Minister, seine Generale, seine Günstlinge näherten sich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend und mit der größten Behutsamkeit mit ihm. Er forderte dieses ernsthafte Ansehen auch von seinem Volk. Das schreckliche Inquisitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unschuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus seinen Staaten zu verbannen. Er besaß alle Eigenschaften zu einem großen Staatsmann — einen lebhaften Geist, ein erstaunendes Gedächtniß, eine

---

1) et de Portugal. Paris 1765. 8°. II. 457 f. Schiller benutzte jedoch den Abrégé nicht selbst, sondern die Uebersetzung von Rob. Watson's Geschichte der Regierung Philipp's des Zweiten, Bd. II (Lübeck 1778), deren Verfasser (S. 512 bis 514) in einer Note unsre Stelle anführt. (Goedeke a. a. O. — Vgl. Vorrede zur ersten Ausgabe von Schiller's „Abfall der Niederlande".)

unermüdete Arbeitsamkeit; er wußte die Menschen vollkommen zu beurtheilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmüthig, an seinem Hofe prächtig, in seinen Anschlägen beherzt, in ihrer Ausführung unerschüttert. Seine unbeugsame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall — er schwächte seine Staaten durch Vertreibung der Mauren und durch sein barbarisches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und seine Einkünfte mußten seinem Hasse und seiner Rache dienen, und seine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geist und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden sein, hätte er nur jene sanften Tugenden besessen, die einen guten König vollenden."

39.

Philosophische Briefe.[1]

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz; aber ihre Geschichte wird weit seltner behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet und eben deswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lectüre den denkenden Theil des Publicums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen,[2] scheint es nicht so ganz unwichtig zu sein, auf

1) Zuerst erschienen in: „Thalia. Drittes Heft. 1786." S. 100—139. Der letzte Brief „Raphael an Julius", mit K. unterzeichnet, von Körner, erschien erst in: „Thalia. Siebentes Heft. 1789." S. 110—120. Sämmtliche Briefe wurden von Schiller mit wenigen Veränderungen aufgenommen in: „Kleinere prosaische Schriften." I. Th. 1792. S. 99—162. Die Entstehung der „Theosophie des Julius" in diesen Briefen fällt in die letzte Zeit von Schiller's Aufenthalt in der Militärakademie oder kurz nach dem Austritt aus derselben. Die Gedichte, von denen Fragmente in diesen Briefen gegeben werden, sind der „Anthologie" entnommen; eins derselben gehört zu dem Gedichte „Die Freundschaft", zu welchem in der „Anthologie" ausdrücklich bemerkt ist: „Aus den Briefen Julius' an Raphael; einem noch ungedruckten Roman." (S. Schiller-Bibliothek. Aus dem Nachlaß von Paul Trömel. Leipzig. 1865. No. 45.)

2) Citat aus Lessing's „Nathan", III. 5:

(Saladin.) „Ein Mann, wie Du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen."

Vgl. Schiller's Abhandlung über die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon: „daß

gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum — und oft den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können also auch nur beziehungsweise wahr oder falsch sein, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele und keiner andern spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitigen, oft überspannten, oft widersprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Skepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewißheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, ebenso wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verleugnet.

Dies mußte voraus gesagt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

---

es stehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen"; und „Menschenfeind": „Es ist *meine* Schuld nicht, daß Ihr da liegen bleibet, wo *ich* Euch hinwarf."

Julius an Raphael.

Im October.

Du bist fort, Raphael — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt wie ein Bahrtuch über dem ausgestorbenen Gefilde. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut Deinen Namen aus und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte Deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der Dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehst Du, gleich Deinem abgeschiedenen Geiste, von Neuem in diesen Gegenden auf und meldest Dich mir auf jedem Lieblingsplatz unserer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an Deiner Seite erstiegen, an Deiner Seite diese unermeßliche Perspective durchwandert. Im schwarzen Heiligthum dieser Buchen ersannen wir zuerst das kühne Ideal unsrer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum ersten Mal auseinanderrollten und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsche, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unsrer Trennung.

Was hast Du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Mensch! daß ich Dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder Deine zarte Pflanzung ist dahin. Konntest Du mit Deiner sanften Seele [1]) es wagen, Dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler Deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die Du bautest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige, paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte wie ein Trunkner — da all mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ als einen schönen morgenden

---

1) Im „Götz von Berlichingen", 2. Akt (Goethe's Werke, VI. S. 54), sagt Adelheid: „Weislingen, Du mit Deiner sanften Seele."

Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermärchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? — Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte; also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, daß ich erschaffen sei. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Entstand denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes; also war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe Deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.[1])

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Ebenso Viele, sagtest Du mir, drängten sich einst um die

---

1) Vgl. oben S. 135, Anm. 3.

Irmensäule [1]) und zu Jupiter's Tempel, ebenso Viele haben ebenso freudig ihrem Brama zu Ehren den Holzstoß bestiegen. [2]) Was Du am Heidenthum so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit Deiner Lehre beweisen?

„Glaube Niemand als Deiner eigenen Vernunft," sagtest Du weiter. „Es giebt nichts Heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit." Ich habe Dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, [3]) alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt! — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Tact meines Sensoriums [4]) anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderschlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heißen; Du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch

1) Ein Götzenbild der alten Sachsen.

2) Schiller denkt hier zunächst wieder, wie oben S. 53, an den indischen Weisen Calanus, der im Angesicht Alexander's und des griechischen Heeres den Holzstoß bestieg. Vgl. Goethe's Gedicht „Die Lehrer" (Werke, II. 9) und dessen Xenie „Kalan empfahl" &c. (Werke, III. 282).

3) Ferdinand Cortez.

4) Die Erklärung dieses Ausdrucks siehe oben S. 94. Schon dieser Ausdruck macht es wahrscheinlich, daß auch der erste Brief sowie die weiter unten folgende „Theosophie des Julius" auf der Militärakademie entstanden ist.

ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum ersten Mal, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt; ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Werth, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein; denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durst nach Erkenntniß! aber — unglückseliger Widerspruch der Natur — — dieser freie, emporstrebende Geist ist in das starre, unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan; aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken.[1]) Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit; aber er selbst muß erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erschöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude kostet ihn die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussetzender Aderschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sei. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von

---

[1]) Der Gedanke ist aus Haller's Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels" entlehnt, wo es heißt:

„Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwei Gedanken."

dem Lichte; aber ein Traum der Freiheit schien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der sie finsterer zurückläßt.[1] Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ, zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste.

„Möchtest Du nimmer erfahren, wer Du bist!"[2]

Ersetzt mir Deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn Du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest Du mich der Erde entführen? Wenn Du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest Du die ruhige Unschuld Deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allzu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu' ich lieber
Das Gute nicht —[3]

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen todten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von Dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur Deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.[4]

Ein Glück wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Loos. Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke im vollen Genuß unsrer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir

---

1) Citat aus den „Räubern" (4. Akt, 1. Scene): „Der Gefangene hat das Licht vergessen; aber der Traum der Freiheit fuhr über ihm wie ein Blitz in die Nacht, der sie finsterer zurückläßt." Die Anlehnung an Haller und die „Räuber" verweist auch diesen Brief, wie den vorigen, in die Zeit der Militärakademie.

2) Aus Sophokles' „König Oedipus", — Worte der Jokaste, nicht des Orakels. (Goedeke, IV. S. 37.)

3) Aus Lessing's „Nathan", IV. Aufz. 7. Auftr.

4) Dieser Brief rührt, wenn nicht ganz, so doch theilweise von Körner her. Vgl. Schiller's Humoreske „Ich habe mich rasiren lassen": „Schiller. Ich komme eben, Deinen Raphael abzuholen. Körner. Ja. Ja. Wir wollen sehen. Schiller. Du hast ihn doch fertig, Körner? Körner. Auf meinem Schreibtisch liegt, was ich gemacht habe. Schiller (sucht, liest). „Ein Glück wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches" — — — Wo geht's denn fort? Körner. Das ist Alles. Schiller. Ach Du lieber Gott! — Da bin ich wieder angeführt."

meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unsrer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksal abzuverdienen. Du wußtest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sei. Du leidest zum ersten Male. —

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für Dich, daß ich gerade jetzt von Deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der Du nur allein durch Dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rückfall sicher zu sein. Je verlassner Du Dich fühlst, desto mehr wirst Du alle Heilkräfte in Dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung Du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sichrer wird es Dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus Deinem süßen Traume Dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenngleich Dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen, wie die Deinige, früher oder später unausbleiblich bevorsteht, und bei der Alles darauf ankömmt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es giebt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe Dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heiße, habe ich in seinem ganzen Umfang empfunden, und Dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft standst Du vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in Dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und Deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, Dich von niedrigen Ausschweifungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie Dir verekelt. Du warst gut aus Instinct, aus unentweihter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für Deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich Deine Besorgnisse nicht. Was Dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne Dich besser, Julius!

Undankbarer! Du schmähst die Vernunft, Du vergissest, was sie Dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest Du auch für Dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, Dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren Du fähig und würdig warst. Die Stufe, worauf Du standest, war Deiner nicht werth. Der Weg, auf dem Du emporklimmtest, bot Dir Ersatz für Alles, was ich Dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung Du den Augenblick segnetest, da die Binde von Deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der Du die Wahrheit auffaßtest, hat Deine Alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovor Du erschrocken zurückschauderst.

Ich muß dem Gang Deiner Forschungen nachspüren, um die Quellen Deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate Deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieses Papier, und dann will ich Dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das Alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister — schwinge mich bis zu dem Unendlichen; aber ich vergesse zu erweisen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung.

Du wirst dies Fragment durchlesen, mein Raphael. Möchte es Dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszusöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphael's Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theosophie des Julius.[1])

Die Welt und das denkende Wesen.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also giebt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannichfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes,[2]) das Natursystem des Linnäus, heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, im Herculanum hervorgegraben — Beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst Du Dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts! Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstractesten

1) S. d. Anmerk. 1. auf S. 344.
2) Newton's und Haller's Entdeckungen.

Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer; die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimniß hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, giebt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes und widerlegt meine ängstliche Besorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarrt finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die todte Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unsrer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, Raphael, ist Alles bevölkert um mich herum. Es giebt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

„Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferstehn sein wird," [1])

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es giebt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustand der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das

1) Klopstock's „Messias", I. V. 596, ältere Lesart in den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen". Bremen 1750. S. 276, sowie in der ersten und zweiten Auflage der Messiade. Die spätere Lesart lautet: „Wo sie keinen Todten begruben, und keiner erstehn wird."

empfundene Object. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müssen wir sein, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches sagt einem Jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtsein in unserm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsre Wangen färbt, daß unsre Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Veredlung unsers Wesens erwerben muß? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblick in die Geberden des handelnden Menschen und zeigt offenbar, daß unsre Seele in diesen Zustand übergegangen sei. Wenn Du zugegen warst, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest Du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde? — und wenn Du der Erzähler warst, überraschtest Du Dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, Raphael, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreund um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, daß es Dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen sich finde, daß selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandle, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus hoher Herculischer Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unser bewunderter Haller, der das geschätzte Nichts der eitlen Ehre[1]) so männlich entlarvte, dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung zollte, daß eben Dieser das noch

1) Haller, in seinem Gedicht „Ueber die Ehre“:
„Geschätztes Nichts der eitlen Ehre!
Dir baut' das Alterthum Altäre.“

eitlere Nichts eines Rittersternes, der seine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei Vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen rascheren Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig wie jede andere Bezauberung dahinschwindet und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere ist, daß die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue in den Armen des Lasters nur desto süßer erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtsein eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille und Etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft: „Licht!" — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer wie er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen; sie giebt mir Freude, weil sie mein eigen ist; ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, zerstöre ich mir,[1]) vernachlässige ich mir — Ich begehre

---

1) „zerstöre ich mir" — diese Worte sind jedenfalls nur aus Versehen durch homoioteleuton in den „Kleineren prosaischen Schriften" ausgefallen.

fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen. [1])

Liebe.

Jetzt, bester Raphael, laß mich herumschauen! Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schöneren Hälfte. An jenem seligen Abend — Du kennst ihn — da unsre Seelen sich zum ersten Mal feurig berührten, wurden alle Deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf Deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, Dich zu lieben, als von Dir geliebt zu sein; denn das Erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
    Unsre Herzen an einander zwang?
Raphael, an Deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
    Freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
    Und aus Millionen mein bist Du.
Laß das wilde Chaos wiederkehren,
Durch einander die Atomen stören,
    Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

---

1) In der „Thalia": „nennen wir Wohlwollen, Liebe". Vgl. S. 37 ff.

„Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in Dir bestaun' ich mich.
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Geberde,
Reizender der Himmel sich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab.
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
Raphael, in Deinen Seelenblicken
Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Sympathie." — [1])

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der Deinigen; aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche Othello liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weinte.[2])

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unsrer Geliebten.[3]) Du verstehst mich, mein Raphael. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle

---

1) Aus Schiller's Gedicht „Die Freundschaft" (Werke, I. S. 21 f.), Str. 3—7. Siehe oben S. 344. Zu der letzten Strophe vgl. Moor's Monolog in den „Räubern", IV. Akt, 5. Scene (Werke, II. S. 114), und oben S. 173.

2) Shakespeare's „Othello", I. 3 (übersetzt von Schlegel):
(Othello.) „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen."

3) Vgl. Schiller's Gedicht „Die Ideale" (Werke, I. S. 69), Str. 3:
„So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust."

Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unsrer Zeiten — ich fürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unsrer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen und die Energie, diesen edlen Enthusiasmus im kalten, tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen.[1]) Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maaßstab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, Swift selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken und zu einem Systeme veredeln.[2])

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

---

1) Vgl. „Don Karlos", IV. Akt, 21. Auftr.:

(Marquis.) „Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insecte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert!"

2) Wie dies besonders der französische Philosoph Helvetius that.

Aufopferung.[1])

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphael's Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unsrer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseins sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus sä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke Dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohlthut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke Dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrad der Begeisterung,

---

1) Man denke bei diesem Capitel besonders an die Selbstaufopferung des Marquis Posa für seinen Freund Don Karlos.

mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen — — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geist sich zusammendrängen — und nun beantworte Dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfen schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maaßen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck), die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen.[1] Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel' es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden

---

1) Vgl. den Schluß von Schiller's Gedicht „Die Künstler".

„Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit
In einen Strom des Lichts zurück!"

in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang.
Aufwärts, durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

„Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maaß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit." [1])

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arcan, den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke [2]) wieder herzustellen, das Ewige aus dem Vergänglichen und aus dem

---

1) Gleichfalls aus Schiller's Gedicht „Die Freundschaft". Den dritten Vers der letzten Strophe citirt Schiller in einem Briefe an Huber (Briefwechsel mit Körner, I. S. 53):

„Betrachte mich also als den
— — sel'gen Spiegel Deiner Seligkeit."

2) Alchymistische Ausdrücke. „Das reine, aus den Erzen ausgeschiedene Metall, der König, glänzt, wogegen die todte Masse der Schlacken abfällt." (Düntzer, Schiller's Gedichte erläutert, III. S. 82.)

zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschließen an einander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns hell denken, so werden wir feurig lieben. „Seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist," sagt der Stifter unsers Glaubens.[1]) Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: „Liebet Euch unter einander!"[2])

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe!

„Wer die steile Sternenbahn
Ging Dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Wer zerriß das Heiligthum,
Zeigte Dir Elysium
Durch des Grabes Ritze?

„Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Suchten auch die Geister
Ohne sie den Meister?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister."[3])

Hier, mein Raphael, hast Du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie Du hier findest, ging der Samen auf, den Du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue Dich oder erröthe über Deinen Schüler! Wie Du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt und die Perspective meines Lebens verschönert. Möglich, mein Bester, daß das ganze Ge-

---

1) Matth., 5. 48.
2) Joh., 15. 17.
3) Aus dem Gedicht der Anthologie „Der Triumph der Liebe" (Werke, I. S. 75).

rüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen — die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends als im Gehirne Deines Julius wirklich — — vielleicht, daß nach Ablauf der tausend tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochene weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, [1]) ich bei Erblickung des wahren Originales meine schülerhafte Zeichnung schamroth in Stücken reiße — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wol schöner sein als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wol dulden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner großen Vollendung und der süßeste Triumph für den höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künstler, der in tausend Copien anders entstellt, in allen Tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unächt sein — noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es nothwendig sein muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine conventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsre reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern blos ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden

---

1) Regnier, der französische Uebersetzer Schiller's, denkt mit Unrecht an Platonische Ideen. (Goedeke, IV. S. 52.)

Vgl. Lessing's „Nathan", III. Aufz., 6. Auftr.:

(Nathan.) „Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euern Kindeskindeskindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich, und sprechen." — —
(Saladin.) „Nathan, lieber Nathan!
Die tausend tausend Jahre Deines Richters
Sind noch nicht um. Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. Geh! geh! aber sei mein Freund!"

Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt sind das wirklich, was wir davon halten. Unsre Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unsrer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lang dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruch steht, so lang das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden sein. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstand, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Ebenso bedient sich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Factum, das gewonnen werden soll? — Und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Calcüls geht der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. [1]) Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte?

---

1) Vgl. Schiller's Epigramm „Columbus" und Haller in seinen „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben":

„Ein forschender Columb, Gebieter von dem Winde,
Besegelt neue Meer', umschifft der Erden Ründe:
Ein andrer Himmel strahlt mit fremden Sternen dort,
Und Vögel fanden nie den Weg zu jenem Bord,
Die fernen Grenzen sind vom Ocean umflossen,
Was die Natur verbarg, hat Kühnheit aufgeschlossen;
Das Meer ist seine Bahn, sein Führer ist ein Stein,
Er sucht noch eine Welt, und was er will, muß sein."

Schon Plato redete von einer Insel Atlantis, die im westlichen Meere gelegen wäre.

— Einen ähnlichen Calcül macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche mit Hilfe des Sinnlichen ausmißt und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen; denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menschliche Natur, seine eignen jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechselsweise trösten; diese wird Raphael dem Knabenalter seines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag sein, daß ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterschiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, daß die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andre ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Dasein erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein; sie umfaßt auch das bedingungsweise Nothwendige; jede Geburt des Gehirnes, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anfeindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das todte Gebiet der Verwesung noch Pflanzungen sendet, die kleine Blüthe von Wollust, die im Wahnwitze sprossen kann, noch wirthschaftlich ausspendet, der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit

noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüsternheit des Tarquinius Sextus[1]) zu spinnen wußte — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinen großen Zwecken verbrauchen und diese weitläuftige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthum, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniß der Wahrheit.

Laß, theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders malt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben, wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgiebt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — „Nähert Euch dem Gott, den Ihr meinet!"

Raphael an Julius.[2])

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein andres Mittel gäbe, Dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge Deines Nachdenkens bei Dir wiederherzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei Dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in Deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele wie die Deinige werth; aber hier konntest und durftest Du nicht stehen bleiben. Es giebt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es Dir wol werden, Dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse Deines Herzens geschaffen war. Kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so

---

1) Eigentlich: Sextus Tarquinius, einer der Söhne des Tarquinius Superbus, der Lucretia, die Gemahlin des Tarquinius Collatinus, entehrte.

2) S. die Anmerkung 1. auf S. 344.

tiefe Wurzeln bei Dir schlagen, und vielleicht dürftest Du nur ganz Dir selbst überlassen sein, um früher oder später mit Deinen Lieblingsideen wieder ausgesöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest Du bald bemerken und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünschenswertheste vorziehen oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn Du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßtest.

Aber dies Alles ist nicht in meinem Plan. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo Du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststücken gelingt dies fast immer am Ersten. Selbst Du, bei aller Elasticität Deines Charakters, schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend Andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei Dir desto länger dauern, je weniger Du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei Dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde Dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es Dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen Deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die Dir auffallen mußten, Dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest Du als bübische Rache einer Sclavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit Deinen Fesseln, die Du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich Dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie Du so oft mitten im Genuß Deines blühendsten Lebens und in Aeußerung Deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Consequenz, mit der Du nach Deinen Ueberzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele, die Dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen Deiner Thätigkeit und Deiner Freuden. Damals beschloß ich, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist wie den Deinigen in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, Dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzuflößen. Der Erfolg Deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als Dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten Dir schneller den Verlust Deiner theuersten

Ueberzeugungen, als Du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde System gab Dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung Deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft Deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und Du bedarfst keiner Schonung mehr.

Daß ein System wie das Deinige die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf Dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem Deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als daß Deine philosophische Laufbahn bei Dir im Einzelnen ebenso begann als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der *erste Gegenstand*, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief.[1] Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es giebt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst *willkürlich* zusammengesetzt war. Bald dient

1) Cicero, Tusc. V. 4: „Primus enim philosophiam devocavit e coelo et in urbibus collocavit et in domos etiam introduxit et coëgit de vita et moribus rebusque bonis et malis quaerere.“ (Denn er war der Erste der die Philosophie aus dem Himmel herabrief und in die Städte brachte und auch in die Häuser einführte und sie zwang, nach Leben und Sitten, nach guten und bösen Dingen zu forschen.)

eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlußfolge. Und dies sind nicht etwa blos Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publicum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu sein, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was Du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen Dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwol sind sie nicht das Product einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann Dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen; aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für Dich ein Bedürfniß sein wird. Noch bist Du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens Dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei Dir das Deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre ebenso mit andern Lehrgebäuden, die Dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen Deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich Dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren.

„Ein leidiger Trost," wirst Du sagen. „Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wol der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu setzen, wo er mir am Fruchtbarsten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?"

Und doch ist es eben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei Dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuß Deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung — das Bewußtsein des Adels Deiner Seele — in Dir zu beleben, dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den Dich die Knechtschaft unter fremden

Meinungen wiegte. Aber das Maaß von Größe, wozu Du bestimmt bist, würdest Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele Deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dies hingehen und war auch eine natürliche Folge Deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche Dich vorher am Meisten beschäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit Deines Geistes die erste Richtung geben. Ob dies unter allen möglichen die fruchtbarste sei, würden Dich Deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war blos, diesen Zeitpunkt wo möglich zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eitlen Versuche, mit Insectenblicken das Weltall zu überschauen,[1]) mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in Deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich Dir daher am Wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst Du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile geschont, und dieser anhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister ebenso sehr als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten möglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener als da, wo ihr Ideal am Meisten verfehlt zu sein scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unsrer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Mißtönen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen; aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur inso-

1) Siehe S. 156

fern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der Deinige, Julius. Hast Du ihn einmal erkannt, so wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um Dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß Dir der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Werth ihrer freiesten Aeußerung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an Dir selbst![1])

---

1) In der „Thalia“ steht am Schlusse die Notiz: „(wird fortgesetzt.)“ Unterm 15. April 1788 schreibt Schiller an Körner: „Mit Deinem Briefe an Julius hast Du mich ganz überrascht. Thätig habe ich Dich gar nicht vermuthet, und vollends thätig für mich. Ueber die Art, wie ein lebhafter, freier Geist dennoch das Joch fremder Meinung ziehen kann, sind lichte Blicke darin gegeben, und wie es kommt, daß sich ein solcher Geist, wenn er diesem Joche entrissen wird, gerade in diese Bahn wirft. Nur das giebt mir wenig Trost (so Recht Du auch haben magst), daß auch die Wahrheit ihre Saisons bei den Menschen haben soll, daß, wie Du hier annimmst, eine gewisse Philosophie in einer gewissen Epoche für unseren Julius gut sein und doch nicht die wahre sein soll; daß man hier, wie in Eurem maurerischen Orden im ersten und zweiten Grade, Dinge glauben darf oder gar soll, die im dritten und vierten wie unnütze Schalen ausgezogen werden. — Daß sich mein Julius gleich mit dem Universum eingelassen, ist bei mir wol individuell; nämlich weil ich selbst fast keine andere Philosophie gelesen habe und zufällig mit keiner anderen bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften (den wenigen, die ich las) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Daher wurde diese Materie, als die dankbarste für Witz und Phantasie, bald mein Lieblingsgegenstand. — Was Du von den sogenannten Taschenspielerkünsten der Vernunft sagst, die Kunstgriffe, wodurch man der Wahrheit gleichsam zu entrinnen sucht, um ein System zu retten, finde ich sehr gut gesagt: mir hat es Klarheit gegeben. Ich müßte mich sehr irren, wenn das, was Du von trocknen Untersuchungen über menschliche Erkenntniß und demüthigende Grenzen des menschlichen Wissens fallen ließest, nicht eine entfernte Drohung — mit dem Kant in sich faßt. Was gilt's, den bringst Du nach? Ich kenne den Wolf am Heulen.

„In der That glaube ich, daß Du sehr Recht hast; aber mit mir will es noch nicht so recht fort, in dieses Fach hineinzugehen. — Noch Eins. Du verwirfst die Kunstidee, die ich auf das Weltall und den Schöpfer herübertrage; aber hier, glaube ich, sind wir nicht so weit von einander, als Dir scheint. Wenn ich aus meiner Idee Alles herausbringe, was Du aus der Deinigen, so wüßte ich nicht, was Du ihr anhaben solltest.“

40.

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618. [1])

Die Republik Venedig war unter allen italienischen Staaten ihrem Freiheitssystem am Treuesten geblieben, und ihr kluges und standhaftes Betragen hatte sie von jeher vor den päpstlichen Anmaßungen geschützt. Endlich waren die Päpste durch die Erschütterungen, welche die Reformation verursachte, und durch die politische Verbindung der europäischen Staaten schon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre, von der Höhe ihres geistlichen Despotismus herunterzusteigen und den Grundsätzen Gregor's VII. zu entsagen, als zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts

---

1) Aus der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster Band. Leipzig, bei Siegfried Lebrecht Crusius, 1788." 8. S. 107—225.

Diesem Werke ist folgende von Schiller mit S. unterzeichnete „Nachricht" vorgedruckt: „Zu diesem ersten Bande der Geschichte merkwürdiger Verschwörungen war noch eine vierte Verschwörung, die des Fiesko gegen Genua, bestimmt, welche aber, wegen Mangel des Raums, zum zweiten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Werke ausgesetzt bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus St. Réal übersetzt, weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde."

Das betreffende Werk von St. Réal war zu Paris 1674 unter dem Titel „Conjuration des Espagnoles contre la Republique de Vénise en l'année MDCXVIII." erschienen. Schiller schöpfte jedoch aus der „Histoire générale des Conjurations, Conspirations et Révolutions célèbres tant anciennes que modernes. Par M. Duport du Tertre", in deren drittem Theile (Paris 1763) 8°. S. 219—261 Conjuration du Marquis de Bedemar gedruckt steht, während S. 242 ff. Rienzi und S. 262 ff. Conjuration de Francisque Pazzi (deren erste von Huber übersetzt und in dessen „vermischte Schriften" aufgenommen wurde; die andere übersetzte Reinwald, beide für das soeben erwähnte, von Schiller herausgegebene Buch). Dieser Band enthält auch die Verschwörung Fiesko's (Goedeke, IV. S. 114), und es ist wahrscheinlich, daß, obgleich Schiller in der Vorrede zum Fiesko (Werke, II. S. 151) außer der Histoire des Conjurations noch andere Quellen nennt, diese doch seine Hauptquelle ist. — Ein zweiter Band ist von Schiller's Werk nicht erschienen.

In neuerer Zeit hat Leopold von Ranke ein Werk über denselben Gegenstand veröffentlicht unter dem Titel: „Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Mit Urkunden aus dem Venezianischen Archive. Berlin 1831." — Im Jahre 1682 verarbeitete der bekannte englische Dramatiker Otway den Stoff zu einem Trauerspiel: „Das gerettete Venedig." — Schiller gedenkt dieser Verschwörung auch im „Geisterseher" (Werke, IX. S. 93).

Paul V. in Versuchung kam, sie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit zusammenstieß, veranlaßte diesen Angriff. Die strenge und schnelle Justiz, welche eine der wichtigsten Grundlagen dieser Republik macht, [1]) hatte nicht erst auf den Papst gewartet, um die Verbrechen einiger Geistlichen zu bestrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdicten; aber seine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, die in jedem Lande eine Art von stehender Armee des Papstes abgaben, wurden aus dem Venetianischen Gebiete verbannt. Indessen konnte dieser Streit, so tapfer er auch bestanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Miene machten, sich hineinzumischen. Aber Heinrich IV., um welchen sich die Republik bei seinen Kriegen um die französische Krone manches Verdienst erworben hatte, nahm sich in diesem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch seine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar Alles versucht, um Antheil an dieser Versöhnung zu nehmen und als Mittler zwischen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, dessen es sich unfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde; aber die Venetianer wußten diese Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuschließen, und so lange Heinrich lebte, mußte sie diese Beleidigung verschmerzen. Nach Heinrich's Tode wurde daher die nächste Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oesterreich auf dem Adriatischen Meere besitzt, und die an das Venetianische Gebiet grenzen, hatte sich ein Volk niedergelassen, dessen ganzes Gewerb in der Seeräuberei bestund. Man nennte sie die Uskoken, und sie waren ihrem Ursprunge nach Flüchtlinge, die sich theils vor der türkischen Tyrannei, theils vor der Strenge der Venetianischen Gesetze in diese benachbarten Gegenden gerettet hatten.

Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieser Räuber in ihrer Ruhe gestört und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem Besitzer dieser Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand, der nachmals Kaiser wurde, war zwar ein sehr frommer Fürst; aber seine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da sie dem spanischen Hofe ergeben waren, nutzten sie die Gelegenheit, um diesen an den Venetianern zu rächen. Der Kaiser Matthias, bewogen durch

1) Vgl. die Scene im „Geisterseher" (Werke, IX. S. 14).

die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612. Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog so schlecht erfüllt, daß es endlich zu einem offenen Kriege kam, der indessen nicht so entschieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken nichts zu befürchten hatten, konnten die Last des Kriegs besser aushalten als der Erzherzog. Dieser wurde von dem Kaiser unablässig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Ungarn bedrohte; und er selbst brauchte damals beträchtliche Summen, um seine Wahl zu der böhmischen Krone durchzusetzen, welche bald nachher vor sich ging. Die Spanier hätten ihn gern unterstützt; aber der Krieg, den sie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieser Herzog mit der Republik in Verbindung war, und seine Kräfte durch ihren mächtigen Beistand sehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieser gefährlichen Feinde zu stören, waren vergeblich, und das spanische Ministerium fand zu seiner großen Erbitterung die Venetianer überall in seinem Wege. Aber Philipp III. war ein schwacher Fürst, der sich von Günstlingen regieren ließ, und sein Günstling war damals der Herzog von Lerma, dem es ebenso sehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte als seinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Trotz ihrer Feinde niederzuschlagen; endlich aber fand sich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geist als sie, der sich vornahm, diesen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dies war Dom[1]) Alfonso de la Cueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Gesandter der spanischen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichsten Geister, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man sieht aus seinen hinterlassenen Schriften, daß ihm nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geschichtschreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menschen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beschrieben fand, mit denen, die sich zu seiner Zeit ereigneten. Er spähte die Verschiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus und bemerkte, was jene an diesen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stützen einer Unternehmung kannte, fällte er sein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieser seinen Scharfsinn, so ging er der Quelle seines Irrthums unermüdet nach. Dieses Studium hatte ihn die sichern Wege,

1) Ueber diese Wortform siehe oben S. 227. Dieselbe Form hat hier auch St. Réal.

die wahren Mittel, die entscheidenden Umstände erkennen gelehrt, welche weitumfassenden Planen einen glücklichen Erfolg versprechen können. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem spanischen Staatsrath fast für Prophezeihungen, so sehr hatte diese beständige Uebung von Lesen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Welthändel seinen Blick geschärft. Mit dieser tiefen Kenntniß von dem Wesen der großen Geschäfte verband er die seltensten Fähigkeiten, damit umzugehen; einen wunderbaren Instinct in Beurtheilung der Menschen; die Leichtigkeit, mit unwiderstehlichem Reiz sowol zu schreiben, als zu sprechen; die Miene der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernsthaft und bis zur größten Unbefangenheit von der Verstellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um desto undurchdringlicher war, weil Jedermann es zu durchdringen glaubte; ein sanftes, überredendes, schmeichlerisches Wesen, durch welches er sich in das Geheimniß der verschlossensten Herzen einzuschleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Freiheit des Geistes mitten in heftigsten Erschütterungen.

Die spanischen Gesandten standen damals im Besitz; an den Höfen, wohin sie geschickt wurden, die Herren zu spielen; und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahre 1607 zu der Venetianischen Gesandtschaft erwählt worden, als zu dem schwersten der auswärtigen Posten, dem einzigen, wo man sich nicht mit Weibern, Mönchen und Günstlingen helfen konnte. Das spanische Ministerium war so sehr mit ihm zufrieden, daß es sich nach sechs Jahren nicht entschließen konnte, ihn zurückzurufen, so nöthig auch seine Gegenwart an andern Orten gewesen wäre. Dieser lange Aufenthalt setzte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieser Regierung kennen zu lernen, ihre geheimsten Triebfedern auszuspähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforschen. Er entschloß sich, etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es schien, der Erzherzog bald gezwungen sein würde. Bei dem damaligen Zustand der Republik schien es ihm nicht unmöglich, sich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte, und die Unterstützungen, auf welche er rechnen konnte, bestärkten ihn in diesem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erschöpft, und fast alle rüstigen Bürger waren auswärts beschäftigt. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zustand der Flotte, hatte sich der Senat nie so sicher geglaubt. Indessen war diese unüberwindliche Flotte an die istrische Küste gebannt, wo der Schauplatz des Kriegs war. Die Landmacht stand ebenfalls

nicht näher, und in Venedig selbst konnte man sich vor einem plötzlichen Einfall der spanischen Flotte auf keine Weise schützen. Um sicher zu gehen, wollte sich der Marquis des Marcusplatzes und des Arsenals als der wichtigsten Posten bemeistern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieses Plans unmöglich; daher beschloß er, an verschiedenen Theilen der Stadt zu gleicher Zeit Feuer anlegen zu lassen und diejenigen Plätze sorgfältig auszusuchen, wo das Feuer schneller um sich greifen könnte, und deren Rettung am Wichtigsten scheinen würde. Seinen Hof wollte er indessen noch nicht in das Innere dieses Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürsten sich nicht gern über Unternehmungen dieser Art erklären, bis man nichts weiter braucht als ihre Bestätigung, um des glücklichen Erfolgs gewiß zu sein. Eine Depesche, die er damals an den ersten Staatssecretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts Besonderes. Es gäbe Fälle, so schrieb er ihm, wo die Natur selbst und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freispräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthans wäre, sich nach außerordentlichen Mitteln umzusehen, um seinen Fürsten und sein Vaterland vor einem sonst unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieser seltnen Ausnahmen schiene man ihm jetzt gerade berechtigt zu sein, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die schimpflichen Maaßregeln zur Versöhnung, die in Wien und an andern Orten befolgt worden wären, dem österreichischen Hause die größte Erniedrigung drohten. Irre er sich darin nicht, so fiele diese Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in seinem jetzigen Posten die Quellen des Uebels, auf dessen Verbesserung es ankäme, beständig vor Augen hätte und die Mittel dazu richtiger als irgend Jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er diese Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die seines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter diesen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnen. Da aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane dieser Art so wenig als möglich einzulassen, bis man dazu gezwungen ist, so theilte er dem ersten Minister seine Gedanken nicht mit und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er seinen Eifer lobte, daß er sich wegen des Uebrigen auf seine gewöhnliche Klugheit verließe. Den Marquis befremdete diese kalte Sprache nicht; denn er hatte keine andre erwartet. Seine einzige Sorge war nun, die Anstalten so zu treffen, daß ihm der spanische Hof seine Gutheißung am Ende nicht verweigern durfte.

Keine Monarchie ist jemals so willkürlich und uneingeschränkt gewesen, als es die Herrschaft des Venetianischen Senats über die Republik ist. Bis in den geringsten Dingen wird ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nobili und Denen, die es nicht sind, beobachtet. Die Nobili allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrschaft der Republik stehen, und die Personen vom größten Stande, die ersten Obrigkeiten in diesen Ländern betrachten sie wie Souveräns, nicht wie Statthalter. Vergiebt die Republik die ersten Stellen in ihren Armeen ja zuweilen an Fremde, so sind diese nothwendig verbunden, den Willen des Venetianischen Generalissimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlassen. Da ein Krieg immer der scheinbarste Vorwand ist, um ein Volk zu drücken, so gab der jetzige wegen der Uskoken den Nobili, die ihn führten, eine schöne Gelegenheit, sich zu bereichern. Er war von einem übermäßigen Aufwand, und außer dem Gelde, das nach Piemont ging, sah man sich in der Folge fast gezwungen, eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diversion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieser Aufwand geschah, schien die Anführer zu berechtigen, daß sie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darin keinen Grund, sie geduldiger zu ertragen. Sie stiegen so hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen im Anfang ebenso willkommen sein, als er den Großen verderblich wäre. Und selbst unter diesen Großen gab es Verschiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren; darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des Römischen Hofs. Die Meisten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit diesem Hofe gegen ihre Rathschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie, Alles zu thun und Alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen wurde, und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maaßregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige Andere wollten in ihrer Einfalt katholischer sein als der Papst selbst. Dieser hatte in dem Vertrag mit der Republik seine Forderungen sehr herabgestimmt; aber zu dieser Nachgiebigkeit sollten ihn politische Rücksichten bewogen haben, und sie befürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik gesprochene Kirchenbann in der Meinung Seiner Heiligkeit noch

wie vorher bestünde. Unter Diesen befanden sich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens ebenso schlecht bedacht waren als von Seiten des Geistes. Der Marquis von Bedemar wußte sie in der Folge sehr gut zu gebrauchen, nachdem er sie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man seit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewissen Venetianer sein könnte.

So streng es auch den Nobili untersagt war, sich mit den Fremden in Verbindung einzulassen, so hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigsten und Unzufriedensten unter ihnen sehr fest an sich zu fesseln. Hatten sie irgend eine nahe Verwandtin in einem Kloster, oder standen sie mit irgend einer Buhlerin, mit irgend einem Geistlichen in vertrautem Umgang, so erkaufte er die Bekanntschaft dieser Personen, um welchen Preis es auch sein mochte, und überhäufte sie mit Geschenken von nicht geringem Werthe, ungeachtet es, des Vorwands wegen, meistens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Diese Freigebigkeit, zu welcher sie keinen Anlaß sahen, machte ihnen Lust, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geschenken zu verbinden. In dieser Absicht befriedigten sie nicht nur seine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünschte, sondern sie suchten sogar über andere, die sie ihm nicht so genau beantworten konnten, selbst Erkundigung einzuziehen; und da seine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, so hatten sie keine Ruhe, bis sie ihre vornehmen Gönner auch in diese Art von Handel verflochten hatten. Es ist zu glauben, daß bei Diesen ihre Dürftigkeit den Ausschlag gab, und daß sie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute, die ganz von ihnen abhingen, reicher werden zu sehen, als sie selbst waren; zumal da sie wohl merkten, daß die ganze Verschwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war seit dieser Zeit keine Berathschlagung des Senats dem spanischen Gesandten mehr ein Geheimniß; er wurde von allen Entschließungen desselben unterrichtet, und die Anstalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten, sie zu befolgen.

Außer diesen Verbindungen wünschte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei stand eine mächtige spanische Armee, die seine Absichten unterstützen konnte, sobald der Statthalter von Mailand gemeine Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von

Savoyen in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranca, Bedemar's vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendoza's Treue verdächtig zu machen und bewarb sich selbst um die Mailändische Statthalterschaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureisen, um Mendoza's Stelle einzunehmen, und sobald er dort angekommen war, ließ er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Diesem theilte der Gesandte seinen Entwurf mit, von dem er die scheinbarste Seite herauskehrte, und trug ihm auf, zu erforschen, ob der neue Statthalter sich würde bewegen lassen, funfzehnhundert Mann von seinen besten Truppen zu dieser Unternehmung herzugeben. Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt und entschloß sich, so viel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne sich im Fall eines unglücklichen Erfolgs einem gewissen Verderben auszusetzen. Er sandte den Marquis von Lara zum zweiten Mal nach Venedig, um seinem Freund diese Versicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn, zu bedenken, daß er diese Truppen sorgfältig aussuchen müßte, und daß seine Unvorsichtigkeit, die bravsten Soldaten in der Armee einer solchen Gefahr bloßzustellen, ihm die schwerste Verantwortung zuziehen würde, wenn sie in dieser Unternehmung umkommen sollten. Uebrigens versprach er, so viel Truppen zu schicken, als er entbehren könnte, und sie so zu wählen, daß er für sie stehen dürfte wie für sich selbst.

Nichts war für den Gesandten von größerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu versperren. In dieser Absicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Statthalters von Mailand die unvernünftigsten Friedensvorschläge zu thun. Der Senat nahm sie mit Unwillen auf, wie vorauszusehen war, und weigerte sich, in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterließ von seiner Seite nichts, um das üble Vernehmen aufs Höchste zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht sehr geneigt, seinen rebellischen Unterthanen die Amnestie zu bewilligen, zu welcher er sich im Vertrag zu Asti verstanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Executionen fortzufahren, die er gegen sie angefangen

hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorschläge über die Erfüllung dieses Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied, die Waffen nach ihm abzulegen, wie man gesollt hätte, unter dem Vorwand des Krieges im Friaul, von welchem sich Spanien nicht mehr mit Ehren ausschließen könnte. Die Venetianische Armee war über den Lisonzo gegangen und belagerte Gradisca, die Hauptstadt der erzherzoglichen Staaten. Das spanische Ministerium drohte, sich jetzt zu erklären, wenn man gegen diesen Fürsten zu weit ginge. Damals endigte sich das Mißverständniß zwischen der spanischen und der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, welches seit dem Streite des Sohnes und des Bruders Karl's V. um die Nachfolge im Reiche fortgedauert hatte. Der erste Beweis der Versöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an diesem Kriege nahmen. Dom Pedro ließ seine Truppen marschiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der spanischen Flotte auf dem mittelländischen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er versperrte allen Hilfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Wasser zukamen; er setzte sich in Bereitschaft, alle Augenblicke auf dem Venetianischen Meerbusen zu erscheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beständiger Furcht.

Da die Venetianischen Minister an allen Höfen über dieses gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar, es zu rechtfertigen. Er suchte zugleich auf seinen Plan vorzubereiten und die Grundfesten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa seit so vielen Jahrhunderten für diese Republik empfand. Man hielt sie für den ältesten und freiesten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päpstlichen Hof war neuerlich in verschiedenen Schriften mehr Lärm als jemals von dieser Freiheit gemacht worden, und diese Schriften wurden noch für unwiderlegbar gehalten, ungeachtet mehrere geschickte Männer von der Gegenpartei versucht hatten, darauf zu antworten. Der Marquis ging sie von Neuem durch und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der Venetianischen Schriftsteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es giebt keinen Gegenstand dieser Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematisch werden könnte. So zeigte er unter dem Vorwande, die Rechte der Kaiser über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre Herrschaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bei seinen Absichten wünschte er nicht für den Verfasser dieser Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung so behutsam, daß man,

so lange er lebte, ihm auch nicht den geringsten Antheil daran zutraute, und noch heutzutage trägt man Bedenken, ihn als den eigentlichen Verfasser des Squittinio della libertà Veneta[1]) — so hieß diese Schrift — anzusehen, ungeachtet man zugiebt, daß er sie hatte schreiben und herausgeben lassen. Man begreift nicht leicht, wie er damals auch von diesem Verdachte frei bleiben konnte; aber die Venetianer kannten ihn wahrscheinlicherweise noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das Einzige, was sie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von so aufbrausendem Charakter trauten sie die Kälte nicht zu, eine politische Satire von dieser ausgesuchten Feinheit aufzusetzen. Billigkeit und Unparteilichkeit schienen durchaus in diesem kleinen Werke zu herrschen. Selbst die eingestreuten Declamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die scheinbare Mäßigung der Ausdrücke so gemildert, daß schon dieses allein den größten Eindruck machen mußte. Dieses Squittinio erregte ein außerordentliches Aufsehen. Da man keine Spur von dem Verfasser hatte, fiel der Verdacht sehr natürlich auf den Römischen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Inhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß Jedermann die Stärke der Gründe dieses Ungenannten ebenso fühlen müßte wie sie; der Verlust einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich gewesen. Paul Sarpi, oder wie man ihn sonst nannte, Fra-Paolo, einer der besten Schriftsteller seiner Zeit, der den Muth gehabt hatte, sein Interesse als Mönch in jenem entscheidenden Zeitpunkt dem Interesse der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päpstlichen Hofs auf sich zu laden, erhielt Befehl, die berüchtigte Schrift zu untersuchen. Aber er erklärte, daß man diese Schrift nicht beantworten dürfte, weil dies nicht geschehen könnte, ohne über gewisse Gegenstände zu viel Licht zu verbreiten, die besser in der Nacht des Alterthums begraben lägen; wenn indessen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem solchen Stillschweigen litte, so nähme er es auf sich, dem Römischen Hof wegen seiner eigenen Vertheidigung so viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken sollte. Dieser Rath wurde in der ersten Hitze angenommen, und Fra-

1) Schiller besaß dieses Buch in folgender Ausgabe: Lo Squittinio della libertà originaria di Venezia, con un discorso di Luigi Helian ambasciatore di Francia, e con note storiche. 12. (ed. à la sphère.) Cologne 1681. (Stargardt, Schiller's Bibliothek, S. 11 f.)

Paolo hatte die Freude, sein Lieblingswerk, die Geschichte des Tridentinischen Conciliums, herausgeben zu dürfen, welche ohne diese Veranlassung bei seinen Lebzeiten schwerlich erschienen wäre.

Unterdessen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beiden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war so wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweiten Versuch zu wagen. Daher erhielt der Venetianische Gesandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerstand, den sie gefunden hatten, erbittert, machten so unbillige Forderungen, daß sich Alles von Neuem zerschlug. Gradisca blieb blokirt. Die Feindseligkeiten wurden während des Winters fortgesetzt, und im Frühjahr erschienen die Armeen im Felde mit einem Eifer, der die glänzendsten Thaten versprach. Der Stillstand mit Holland hatte diesem Staate einen Theil seiner Truppen entbehrlich gemacht; die französischen und deutschen Abenteurer sahen sich genöthigt, ihr Glück anderswo zu versuchen, und achttausend Holländer oder Wallonen, unter der Anführung der Grafen von Nassau und Löwenstein, boten der Republik ihre Dienste an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bei dem Papst, daß die Venetianer auf diese Art ganz Italien der Ansteckung der Ketzerei preisgäben; aber der Venetianische Gesandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern der Vortheil der Religion weniger zu Herzen ginge als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen Republiken gegen sich vereinigt zu sehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit gewesen, wenn der Papst die Venetianer wirklich genöthigt hätte, diese Ketzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vortheil sehen, so hoffte er, die Anführer dieser gedungenen Truppen durch eine Summe Gelds und durch die Aussicht der reichen Beute in seine Absichten zu verwickeln. Um dieses Geschäft einzuleiten, warf er seine Augen auf einen gewissen Nicolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Ursachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn seit langer Zeit bei dem französischen Ambassadeur gesehen, in dessen Hause er sich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Renault die großen Eigenschaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein solcher Freund in dem Hause des französischen Gesandten sehr willkommen war, schloß eine enge Verbindung mit Renault. So

arm Dieser war, so galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum, aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unschuldigen Mitteln, berühmt zu werden, so war kein Verbrechen zu groß, das er nicht um diesen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die seltene Gleichgiltigkeit für Leben und Tod geschöpft, welche alle außerordentlichen Unternehmungen begleiten muß. Oft wünschte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienst der Einzelnen das Schicksal der Staaten entschied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, sich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerste seiner Seele kannte und einen Menschen wie diesen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm seinen Entwurf mit und gestand ihm, daß er bei dem ersten Gedanken, den er davon gehabt, sogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß nichts Renault's Ehrgeiz mehr schmeicheln mußte als diese Versicherung. Sein hohes Alter machte ihn von einer Verbindung dieser Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, desto weniger setzte er jetzt aufs Spiel. Er glaubte, die traurige Frist, die ihm der Tod vergönnte, nicht besser anwenden zu können, als wenn er seinen Namen noch unsterblich zu machen suchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechsel und Creditive, um mit den Holländern zu negociiren. Uebrigens sollte nach der Instruction, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den holländischen Truppen selbst noch verschwiegen bleiben; sie sollte blos unter dem Vorwande angesponnen werden, daß der spanische Ambassadeur bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen der Republik und dem österreichischen Hause für seine eigene Sicherheit in Venedig fürchten mußte, wenn er nicht auf eine gewisse Anzahl von treuen und entschlossenen Freunden rechnen könnte, die bereit wären, ihn vor der Wuth des Pöbels zu schützen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von großem Nutzen; es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimniß dahinter ist, wenn das Geheimniß selbst nur unbekannt bleibt. Auf diese Weise hoffte er, sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Ueberrest so schwach, daß Dom Pedro sie mit leichter Mühe zurückschlagen konnte, wenn sie beim Ausbruch der Verschwörung Miene machten, der Stadt beizuspringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie stand, so zu sagen, im verjährten Besitz des Sieges und konnte sich weit leichter und

schneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie bestand größtentheils aus gebornen Unterthanen der Republik, deren eignes Interesse es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hoffnung, daß die spanische Flotte sie schlagen würde, war zu unsicher, und es wäre unvorsichtig gewesen, den Erfolg eines Unternehmens, das schon gewagt genug war, dem ungewissen Glück eines Treffens zu überlassen. Also mußte ein Mittel erfunden werden, diese Flotte außer Stand zu setzen, daß sie die Stadt beschützte. Der Gesandte, welcher in dem Seewesen nicht so erfahren war als der Vicekönig von Neapel, der die spanische Flotte commandirte, glaubte, ihn hierüber um Rath fragen zu müssen. Dieser Vicekönig, welchem Bedemar eine der ersten Rollen in seinem Trauerspiele zudachte, war der Herzog von Ossuna, ein ebenso unternehmender Kopf als Dom Pedro und der Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Charakters war zwischen diesen drei Staatsmännern eine sehr enge Verbindung entstanden. Dom Pedro und der Herzog von Ossuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbesondre hatte zuweilen Launen, welche alle Grenzen der Vernunft überschritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich Beide in Bedemar's höhern Geist fügten, ersetzte ziemlich, was ihnen an Geschicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn sie unter mächtigem Schutz getrieben wird, hatte alle berühmten Corsaren vom mittelländischen Meere an den Hof des Vicekönigs von Neapel gelockt. Dieser beschützte sie nicht sowol wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verschwenderisch als geizig, sondern um beständig eine gewisse Anzahl von Leuten um sich zu haben, die Kühnheit genug hatten, Alles zu wagen und ihm in den außerordentlichen Unternehmungen beizustehen, mit denen er immer schwanger ging. Nicht zufrieden, sie blos aufzunehmen, wenn sie sich anboten, suchte er Diejenigen sogar selbst auf, die sich durch ungewöhnliche Verdienste auszeichneten, und machte ihnen so große Vortheile, daß er sie ohnfehlbar an sich zog. So hatte er es mit einem gewissen Hauptmann Jacques Pierre aus der Normandie gemacht, der in diesem Fache so vortrefflich war, daß alle seine Mitbürger sich's zum größten Ruhm anrechneten, von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieses Mannes war von der Wildheit seines Elements und seines Standes unangesteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewissen Anstande leben zu können, so entschloß er sich, der Seeräuberei zu entsagen, ohngeachtet er noch in seinen besten Jahren war.

Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoyen zu seinem Zufluchtsort. Dieser Fürst, der alle außerordentlichen Talente liebte und sie um so besser zu schätzen wußte, je freigebiger die Natur gegen ihn selbst gewesen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapfersten Männer seiner Zeit kannte, sich in Nizza niederzulassen. Jeder Seemann, der diese Küste besuchte, wessen Standes er auch sein mochte, bezeigte ihm seine Achtung. Seine Rathschläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und sie konnten einen Mann nicht genug bewundern, der die Größe gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er so glänzte, und von dem es so schwer ist, sich loszureißen. Unter seinen Anbetern war ein gewisser Vincenz Robert von Marseille, der bei einer Landung in Sicilien von dem Herzog von Ossuna so wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienste nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Capitän genau bekannt war, und im vertrauten Gespräch beklagte er sich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes die Staaten des Herzogs von Savoyen seinem Gouvernement vorgezogen hatte. Er begleitete diese Aeußerung mit außerordentlichen Versicherungen, wie hoch er den Muth des Capitäns und seine Erfahrung im Seewesen schätzte, und schloß mit der Erklärung: daß er nichts unterlassen würde, was in seiner Macht stünde, um einen Mann von diesen Verdiensten an seinen Hof zu ziehen. Robert nahm diese Unterhandlung sehr gern auf sich, und sie wurde durch so vortheilhafte Anerbietungen von dem Vicekönig unterstützt, daß der Capitän nicht widerstehen konnte und sich mit Weib und Kindern nach Sicilien wandte. So lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch seine Leidenschaft nicht ganz erstickt. Der Vicekönig hatte so schöne Galionen bauen lassen; einige sehr reiche türkische Karawanen waren mit so schwacher Bedeckung im Anzug, daß er der Versuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund, diesen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Ossuna, mit dem er seit dieser Zeit als Bruder lebte, überließ ihm den besten Theil davon. Nur mußte er versprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reise nach Provence zu machen, um Alles was er auf dieser Küste von braven Seeleuten kannte, in seine Dienste zu locken. Der Capitän brachte eine Anzahl zusammen, die hinreichte, um fünf große Schiffe auszurüsten, welche dem Vicekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumschränkte Herrschaft bekam. Mit dieser kleinen Flotte plünderte er ungestraft die levantischen Küsten und beschloß seinen

ersten Feldzug durch ein großes Treffen, worinnen er ein ansehnliches Geschwader türkischer Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals aber geschah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Ossuna seinen Plan mittheilte und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog strebte nach der Herrschaft über die angrenzenden Meere und konnte daher nichts eifriger wünschen als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit streitig machte, und bei welcher er kein so leichtes Spiel hatte als bei den Türken. Er besprach sich darüber mit dem Capitän und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieser fand sie nicht unüberwindlich; es vergingen mehrere Tage unter geheimen Berathschlagungen, und plötzlich sah man den Capitän Neapel verlassen, auf eine Art, welche die äußerste Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Ossuna stellte überall Leute an, die Befehl hatten, ihn lebendig oder todt zurückzubringen; alle Wege wurden ihm versperrt bis auf den einzigen, den er wirklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen gesetzt und dem Scheine nach mit der größten Grausamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen, und der Zorn des Herzogs brach mit einer solchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erstaunte, so gut man auch seit langer Zeit seinen ungestümen Charakter kannte. Da aber der Hauptmann ein ebenso unruhiger Kopf schien als der Vicekönig, so konnte man dieses Blendwerk leicht für Ernst halten, und Jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Absichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm seine Zuflucht zum zweiten Mal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offenen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigsten Fürsten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Capitän seine Staaten verließ, um nach Sicilien zu ziehen; demohngeachtet scheute sich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu suchen. Er machte ihn fürs Erste mit verschiedenen erdichteten Anschlägen des Vicekönigs gegen die Republik Venedig bekannt, deren bloßer Gedanke schon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In diese, gab er vor, hätte er nicht geglaubt sich mit Ehren einlassen zu können; er hätte daher einige Maaßregeln genommen, um sich nebst seiner Familie und seinem Vermögen aus Neapel zu retten; sein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt worden, und er hätte sich genöthigt gesehen, um seiner Wuth auszuweichen, in diesem trau-

rigen Aufzug zu entfliehen und das Theuerste, was er auf der Welt hätte, in den Händen des grausamsten unter allen Menschen zu verlassen. Diese schreckliche Erzählung rührte den Herzog, und er nahm den listigsten Heuchler mit offnen Armen auf. Er hielt das Interesse der Republik so sehr für sein eignes, daß er es auf sich nahm, ihn für den Dienst, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer selbst nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunsch blicken, daß er selbst den Senat von den Anschlägen des Vicekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, seinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus und schickte ihn, reichlich beschenkt, mit eigenhändig geschriebenen Creditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten sich ebenso mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns, die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vicekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für sie würde anwerben können, vorzüglich aber die Anschläge des Vicekönigs, die er verrieth und so wahrscheinlich zu machen wußte, als nöthig war, Alles dies sprach so mächtig für ihn, daß man ihm sogleich das Commando eines Schiffes anvertraute. Zwar stellte Contarini, Ambassadeur der Republik am päpstlichen Hofe, dem Senat in seinen Briefen vor, daß man diesem Menschen, der unmittelbar von dem Vicekönig käme, nicht so blindlings trauen könnte; aber die Furcht brachte auch diesmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: sie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verschmäht. Uebrigens suchte der Capitän ungesäumt Gelegenheit, sich von seiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See gestochen hatte, verschaffte er sich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken und erhielt so beträchtliche Vortheile über sie, daß man nach seiner Zurückkunft nicht anstund, ihm noch elf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Ossuna Nachricht von diesem glücklichen Erfolg ihrer List und beschloß seine Depesche mit folgenden Worten: „Wenn diese Pantalons [1]) von Venedig fortfahren, sich so leicht bethören zu lassen, so wag' ich es, Eure Excellenz zu versichern, daß ich hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde." Er schrieb zu gleicher Zeit an alle seine Kameraden, die er in Neapel verlassen hatte, und suchte sie zu bereden, daß sie Dienste bei der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht schwer, sie nach

1) Eine Narrenart in der italienischen Komödie.

Venedig zu locken. Der Vicekönig behandelte sie seit der Flucht ihres Freundes so übel, als er sie vorher gut behandelt hatte, und gab bei allen Gelegenheiten sein scheinbares Mißtrauen gegen sie zu erkennen. Er beklagte sich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik seinem Feinde bewilligt hatte. Um sich zu rächen, nahm er alle Uskoken in seine Dienste, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jetzt ihre alten Ausfälle; sie fingen ein großes Schiff auf, das von Corfu nach Venedig segelte, und boten die Beute, die sie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verletzte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenstände sehr wichtige Repressalien aus, widerstand hartnäckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergingen, die erbeuteten Güter wieder herauszugeben, und setzte ein Manifest auf, worin er die Gründe zu diesem Ungehorsam bekannt machte. Er schickte eine große Flotte aus, die auf dem Adriatischen Meere kreuzte, und ließ die Prisen, die sie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel auf Kosten der Neapolitaner selbst; und als einige von den ersten Kaufleuten im Königreich sich darüber beklagten, drohte er, sie aufhängen zu lassen. Da noch zwischen Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten sich die Venetianer von ihrem Erstaunen über dieses unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die Meisten schoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Ossuna; aber die Klügsten wußten, wie nützlich diese Art von Tollköpfen sind, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht, und sie glaubten, daß die Spanier sich hinter den Launen des Herzogs versteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die sie selbst öffentlich weder unterstützen, noch gutheißen durften. Seine gewöhnlichsten Reden waren, daß er die Häfen von Istrien, welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern und wo möglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler aufnehmen, baute Kähne, Brigantinen und andre kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Canälen taugten, machte unermüdet Versuche, wie viel Gewicht jedes Maaß von Tiefe des Wassers auf verschiedene Breiten tragen konnte, und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der Venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von Allem diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fing an zu bereuen, daß er sich mit einem so

unvorsichtigen Menschen in Verbindung eingelassen hatte. Aber der Erfolg täuschte seine Besorgnisse. Der Vicekönig war mit diesen Dingen so laut, daß die Venetianer blos darüber lachten. Die Vernünftigsten selbst hörten auf zu glauben, daß hinter so offenbaren Tollheiten etwas Ernstliches verborgen sein könnte. Der Herzog setzte seine Anstalten fort, so lange er wollte, ohne bei Jemandem Verdacht zu erregen, und seine Unbedachtsamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sachen weiter als Bedemar's ganze Behutsamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu lassen, beschloß Bedemar, doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit; denn er sah jetzt sein Leben täglich ausgesetzt. Ein falsches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äußerst unbedeutenden Umstand veranlaßt worden war, hatte schon einmal den Uebermuth des Venetianischen Pöbels so gereizt, daß der Senat dem Gesandten Wache zuschicken mußte, um ihn und sein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager vor Gradisca, die ihn über diesen Unfall trösteten. Die Umstände waren so günstig gewesen, daß Renault Hoffnung gab, in sehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis seinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Pedro mit Liebkosungen, der gewöhnlichen Lockspeise, womit die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer bestürmen, bis sie sich für ein fremdes Interesse blindlings ins Verderben stürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem festen Lande der Republik brauchte, deren man sich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen müßte, weil ein solcher Ort die andern im Zügel halten, der spanischen Armee zum Waffenplatz dienen und die Venetianische abwehren würde. Renault besuchte die vornehmsten und blieb einige Zeit in Crema stehen, um da mit Hilfe eines französischen Lieutenants, der Berard hieß, eines italienischen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro schon bestochen hatte, ein Complot anzuspinnen. Diese Drei erboten sich, fünfhundert Spanier in der Stadt zu verstecken, ohne daß der Venetianische Commandant Verdacht schöpfen sollte, und sich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Untersuchungen, die Renault auf dem Platze anstellte, schloß er, daß es mit dieser Anzahl von Leuten kaum fehlschlagen könnte. Es kam blos darauf an, eine elende Garnison niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen

war, weil alle regelmäßigen Truppen der Republik in den festen Plätzen von Friaul oder bei der Armee standen.

Der Herzog von Ossuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß sie einen Venetianischen Ort auf dem Meerbusen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Erzherzog beistehen zu können und eine Zuflucht für die spanische Flotte bereit zu haben, wenn sie zufälligerweise auf diesem Meere einer bedürfen sollte. Zu diesem Behufe wurde Murano erwählt, ein fester Platz auf einer Insel, die an Istrien grenzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein italienischer Officier, Mazza genannt, stand seit vierzig Jahren an diesem Orte und hatte fast so viel Ansehen darin als der Gouverneur. Von Diesem erhielt ein Abgesandter des Herzogs von Ossuna vermittelst einer beträchtlichen Summe und der Zusage des Gouvernements das Versprechen, daß er auf den ersten Befehl den Gouverneur ermorden und sich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen als dieser Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem vertrautesten Fuß; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er außerdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Grenzen viel Beschäftigung gab, verließ er sich ganz auf Mazza, den er als seinen ältesten und geschicktesten Officier kannte, über Alles, was das Innere des Platzes betraf. Jetzt endlich glaubte Bedemar, die letzte Hand an sein Werk legen zu müssen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maaßregeln treffen; aber er wußte, daß für Geschäfte dieser Art nichts tödtlicher ist, als sie in die Länge zu ziehen. Die verschiedenen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewirken sollen, finden sich nie zu einer und derselben Zeit im Stande, gebraucht zu werden. Während daß man die einen rüstet, verändert sich die Gestalt der andern; und wenn man einmal glücklich genug ist, um eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiederbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenützt vorüber zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Antheils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehlschlüge. Daher beschloß er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken, außer Renault und dem Hauptmann. Selbst diese Beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm, als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedene Stunden anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten.

Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vortheilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammen gestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gern fortgefahren, sie Jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen Beiden ein enges Bündniß stiftete. Er entschloß sich also, diesen Schritt zu überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault setzte seinen Ehrgeiz darin, alle Anstalten so zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Capitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei Weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit großen Talenten zu einer schweren Ausführung und mit einer seltenen Entschlossenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte ihm von den verschiedenen Unterhandlungen Renault's, von seiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von seiner Beredsamkeit und seiner Geschicklichkeit, neue Parteigänger anzuwerben, von seinen Fähigkeiten zu allen Geschäften, die schriftlich behandelt werden müßten, deren es so viele gäbe, weil man beständig neue Erkundigungen über den Zustand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, so fuhr er fort, daß ein Mensch wie dieser dem Capitän Vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung, und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber sein Alter und sein Charakter, der ihn mehr für das Cabinet als für den Krieg bestimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Capitän zu theilen. Dem Andern machte er den Capitän nur als den Vertrauten des Herzogs von Ossuna bekannt, dem man also, blos in dieser Rücksicht, nicht wohl etwas verschweigen dürfte. Er beschwor ihn, sich nach den Eigenthümlichkeiten des Corsaren zu fügen, so weit es zu ihrem Zwecke nöthig wäre, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblasenen Stolz eines solchen Abenteurers schmeicheln könnte. Nachdem Bedemar sich so viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Menschen zu legen, war seine Verwunderung außerordentlich, als sie das erste Mal, daß sie in seinem Hause zusammenkamen, plötzlich auf einander zugingen und sich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der stärkste Geist kann über eine Erscheinung, die ihn in ungewöhnliches Erstaunen setzt, ein falsches Urtheil fällen. Bedemar's erster Gedanke war, sich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen,

warum diese zwei Männer ihm verborgen hatten, daß sie sich kannten; aber das Geheimniß klärte sich bald auf. Er erfuhr, daß sie sich in dem Hause einer berüchtigten Griechin gesehen hatten. Dieses Weib war durch ihre Verdienste sehr über ihren Stand erhoben, und ein großer Beweis davon war dieser Vorfall. Beide hatten das Versprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und sie hatte es Beiden gehalten. Ihre Verschwiegenheit war um so mehr zu bewundern, da sie wußte, daß Pierre und Renault eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Diese Erklärung brachte den Marquis völlig von seinem Erstaunen zurück, und er überließ sich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er so sehr wünschte, schon fest gegründet zu finden. Sie gestanden in der Folge der Unterredung, daß sie, Jeder für sich, auf die Gedanken gekommen wären, einander zu der großen Unternehmung zu bereden. Sie waren Beide von ihrem Plane zu voll gewesen, um in den Gesprächen, die sie zusammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenstände dieser Art gefallen zu sein. Zwar hatte sich Keiner dem Andern verrathen, und wenigstens war es Beider Absicht nicht gewesen; aber sie erkannten freiwillig vor dem Marquis, daß sie einige Male in der Hitze des Gesprächs zu weit gegangen wären und einander mehr von ihrem Geheimnisse zu erkennen gegeben hätten, als ihr Wille gewesen wäre. Bedemar ermahnte sie, diese Erfahrung zu benutzen und in Zukunft vorsichtiger zu sein; denn um eine Sache von dieser Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man nichts sagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An diesem Tage brachte Renault dem Gesandten die erwünschtesten Nachrichten von der Stimmung der holländischen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Monats Julius wieder angefangen hatten, waren die Venetianischen Befehlshaber übermüthiger gegen sie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Nassau, dessen Ansehen sie vorher noch zurückhielt, in eben dem Maaße gestiegen. Sie hielten sich vor Gradisca sehr schlecht, und ihre vorsätzliche Trägheit im Dienste ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um diesem vorzubeugen, vertheilte er sie in verschiedene, weit aus einander gelegene Posten; aber eben dieses Zeichen von Mißtrauen brachte sie vollends auf, und da sie sich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, ließ der General Einige von den Unruhigsten hinrichten. Aber verabschieden durfte er sie noch nicht, weil die Republik außer

Stande war, sie zu bezahlen; er begnügte sich also, ihre Anführer nach Padua zu verbannen und den Rest der Truppen in verschiedenen Plätzen von der Lombardei zu zerstreuen. Der Lieutenant des Grafen von Nassau, einer der Vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlung eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedro's Hände zu liefern. Renault bat den Marquis, sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf eine entscheidende Antwort bestünde. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, theils weil es besser wäre, von dieser Seite Alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Crema genug hätte und durch ein zweites Complot blos die Kräfte theilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiedenen Vorwänden blos aufschieben möchte; sobald man sich aber durch diese Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs bloßstellte, sollte man lieber den Gedanken ganz fahren lassen. Renault hatte außer diesem Lieutenant noch mit drei französischen Edelleuten negociirt, Namens Durand aus dem Regiment Löwenstein, Brainville und Bribe, mit einem Savoyarden Tarnon, der sich ehemals bei der Escalade von Genf befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem italienischen Ingenieur Revellido und zwei andern Italienern, die ehemals beim Arsenal angestellt gewesen waren, Ludwig von Villa-Mezzana und Wilhelm Retrosi. Er gestand, daß er es für nöthig gefunden hätte, sich diesen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er sich, mit seinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweise ihres Eifers führte er an, daß sie während seines Aufenthalts im Lager schon mehr als zweihundert Officiere für seine Absichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf seine letzte Anfrage, wie viel Truppen sie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitausend Mann wenigstens von den Löwensteinischen und zweitausenddreihundert von den Nassauischen Truppen bereit stünden, in spanische Dienste zu treten; und da er sehr ernstlich darauf gedrungen hatte, daß die Officiere ihm die Anzahl genau und ohne Uebertreibung bestimmen möchten, erboten sie sich Alle, mit ihren eigenen Personen Bürgschaft für ihr Wort zu stellen. Diese Truppen waren schon lange mit der Hoffnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man sie führen wollte, sobald sie von den Venetianern verabschiedet wären, und wo sie die reichlichste Schadloshaltung

für ihr erlittenes Elend finden sollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntschaft mit der eigentlichen Beschaffenheit des Unternehmens sie zurückstoßen würde; denn die gehäuften Mißhandlungen des Senats hatten sie so erbittert, daß sie die Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Außerdem fiel es auch nicht schwer, zu mehrerer Sicherheit diese Erklärung so lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und sich durch einen so schnellen als sichern Weg auf zeitlebens zu bereichern, eine unwiderstehliche Versuchung für ihren Geiz.

Diese Aussichten waren hell und befriedigend genug; aber schon bei dem ersten rohen Gedanken von dieser Verschwörung hatte Bedemar beschlossen, sie aufzuschieben, bis er weit mehr Mittel beisammen hätte, als nöthig wäre, um ihren Erfolg zu sichern, und bis diese Mittel so unabhängig und so abgesondert von einander wären, daß, im Falle auch eins davon fehlte, man sich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewiß er also auch auf Dom Pedro's Versprechen und auf Renault's Unterhandlungen mit den holländischen Chefs rechnen konnte, so hatte er doch Maaßregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Ossuna Truppen zu erhalten. Er hatte sich um jedes dieser drei Mittel mit ebenso viel Eifer beworben und sich ebenso sehr dessen zu versichern gesucht, als wenn er die beiden andern für höchst ungewiß gehalten und sie alle drei zu drei verschiedenen Unternehmungen bestimmt hätte. Jetzt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Ossuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erscheinen können. Weil aber des Herzogs Entschlüsse zu wankend waren, um bei einer so wichtigen Sache sich blindlings auf sein Wort zu verlassen, mußte man Jemanden zu ihm schicken, der auf dem Platze selbst beurtheilen könnte, ob er im Stande sein würde, sein Versprechen zu halten. Pierre's Abwesenheit hätten die Venetianer zu sehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen sie die Augen auf einen der französischen Edelleute, mit welchem sich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begriff war, abzureisen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik, Truppen anzuwerben, und man hielt es für besser, ihn dieses Geschäft besorgen zu lassen. An seiner Stelle schickte man einen Kriegskameraden des Hauptmanns Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am ersten Tag des Jahres 1618 nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jetzt für nöthig, sich gegen das spanische Ministerium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, setzte er seinen Plan mit der größten Umständlichkeit auf; und weil er die Langsamkeit der Berathschlagungen seines Hofs kannte, legte er eine besondre Depesche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernst auf eine schnelle und entscheidende Antwort drang; die Gefahr, worin er wäre, gäbe ihm das Recht, so entscheidend zu sprechen; und wenn man seinen Courier länger als acht Tage aufhielte, so würde er diese Verzögerung als einen Befehl ansehen, Alles fahren zu lassen. Die Antwort folgte in der gesetzten Zeit; aber so bestimmt war sie nicht, als er verlangt hatte. Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beschreibung von dem Zustande der Republik mittheilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stoff vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsatz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben ist, wird von dem Verfasser mit keinem Wort erwähnt; wer aber darum weiß, findet kein Wort darin, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang macht eine bescheidene Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von jeher auf das undurchdringlichste Geheimniß gehalten hat. Er breitet sich alsdann über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten als ihrem jetzigen Zustand. Dies führt ihn auf eine ebenso traurige als erhabene Betrachtung über das beweinenswürdige Loos der Menschheit, daß gerade die schönsten Meisterstücke des menschlichen Geistes dem Verderben am Meisten ausgesetzt sind. In den weisesten Gesetzen dieses Staats lag der erste Keim seines jetzigen Verfalls. Die gänzliche Ausschließung des Volks von den Staatsgeschäften war die Veranlassung zu der Tyrannei des Adels. Die Verordnung, welche den geistlichen Stand der Ahndung der höchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand seines übermüthigen Betragens gegen den Römischen Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungestraft im Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleiß diese Schilderung; zugleich aber verwundert er sich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion die schändlichen Bedrückungen ihrer Beherrscher noch dulden können.

Diese geht er alle besonders durch, und ohne im Geringsten von der Wahrheit abzuweichen, weiß er sie in das gehässigste Licht zu stellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volkes können die Großen nach Willkür umspringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachsucht und zur Wollust so heftig ist, muß bei einer solchen Verfassung die Herrschaft der Mächtigen natürlicherweise hart und ungerecht sein. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Parteien zertheilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine große Anzahl unzufriedener Nobilis kennt. In den Provinzen erblickt er nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die andern haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Officiere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen sein, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Ebendieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiedenen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Ueberrest aus einer zusammengerafften, elenden Miliz besteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom mittelländischen Meere geworden; diese Menschen verdienten nicht, daß man sie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur so lange auf sie rechnen, als sie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen sie selbst zu kehren. Nachdem er diese Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargestellt hat, sucht er aus denselben die richtigen Resultate über das künftige Schicksal und die Dauer dieser Republik zu ziehen. Er beweist, daß sie sich jetzt in dem letzten, schwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, sagt er, sind von einer solchen Art, daß sie ohne eine uneingeschränkte Umwerfung ihrer ganzen Form keine heilsame Krisis, kein Mittel zur Besserung mehr erwarten darf.

Jetzt erhielt Bedemar von dem spanischen Staatsrath die Erlaubniß, zu handeln, wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber stockten alle Anstalten. Der Marquis war untröstlich, daß er sich in einer so wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Ossuna preisgegeben hatte, da er doch seinen

Charakter kennen sollte. Bei den damaligen Umständen konnt. dieser Aufschub von den schlimmsten Folgen sein. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradisca von den Venetianern sehr in die Enge getrieben, und der spanische Hof fand kein andres Mittel, diese Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorschläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgesetzt, welche die vorzüglichsten Artikel des Friedens enthielt; aber die beständigen Unordnungen des Herzogs von Ossuna zwangen die Venetianer, die Vollmacht ihres Gesandten zurückzunehmen und den Sitz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo der Tod des Marschalls von Ancre mehr Begünstigung hoffen ließ. Der Friede wurde den 6. September zu Paris geschlossen, und der Statthalter von Mailand besprach sich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethune, um die Vollstreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoyen zu bestimmen. Zugleich aber fuhr eben dieser Statthalter fort, die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen sogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten sich darüber sehr heftig und rüsteten sich mit gedoppeltem Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar dem versammelten Senat seinen Glückwunsch über den Frieden abstattete und die Vollstreckung der Bedingungen versprach. Diesen Schritt that er nicht sowol auf Befehl seines Hofs, als weil er die schlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieser Absicht ließ er die größte Freundschaft und Freude blicken, als er diese Pflicht der Etikette erfüllte, und es gelang ihm, die Venetianer, die zu sehr wünschten, was er ihnen versprach, so zu verblenden, daß sie mit ihm über einen Waffenstillstand einig wurden. Dieser Stillstand war ein entscheidender Streich für die Spanier und ein Meisterstück von Bedemar. Gradisca konnte sich kaum vierzehn Tage mehr halten, und in zwei Monaten sollten erst die Feindseligkeiten aufhören, weil man gerade so viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratificationen auszuliefern und sich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillstand wurde verhindert, daß sich Gradisca binnen dieser Zeit ergab, und die Spanier, welche diese Ursache nicht mehr hatten, auf die Vollstreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen so sehr in die Länge zu ziehen, als für ihre Absichten taugte. Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Vorstellungen des Papstes gezwungen, sich zur Zurückgab-

der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte; aber von den Waaren wollte er nichts hören, weil er nicht wüßte, wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des Venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna ließ von Neuem eine ansehnliche Flotte auf dem Adriatischen Meere kreuzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich selbst noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeugungen und andern Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genösse, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt, zu erfahren, daß man das Betragen des Vicekönigs seinen Rathschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von Ossuna kennte, würde man leicht zu überzeugen sein, daß er keinem Führer folgte als seiner unbändigen Laune. Von seinen Gesinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, dessen Urheber er sich zu nennen stolz wäre. Dieser Statthalter blieb auch wirklich dem Stillstand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht ab, und damit man dies weniger sonderbar fände, suchte er sich von Neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabschiedeten Truppen dieses Fürsten waren in dem Pays de Vaux stehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung der Verträge zu warten; mit diesem Vorwand entschuldigte sich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia versprochen hatte. Er bewog überdies den Herzog von Mantua, die Erfüllung seiner Versprechungen ebenfalls unter verschiedenen Vorwänden aufzuschieben. Der Graf von Bethune ließ eine öffentliche Protestation gegen sie drucken, auf welche Bedemar mit den scheinbarsten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus Allem diesem wird man leicht schließen, wie viel darauf ankam, mit der Ausführung des großen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in diesem Mittelzustand erhielt. Unterdessen wurde Nolot noch immer von dem Vicekönig nicht zurückgeschickt. Der Gesandte war in Verzweiflung, und er befahl diesem Menschen, die Ursache eines so unzeitigen Aufschubs zu entdecken, um welchen Preis es auch sein möchte. Nun erfuhr man endlich, woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienste bei der Republik erhalten hatte, schickte

Ossuna, der durch verschiedene Wege von dem Venetianischen Staat Kundschaft zu haben wünschte, einen Italiener, Namens Alexander Spinoza, als Spion nach Venedig. Dieser Mensch, der nicht bekannt war, wurde bald angestellt, sowie alle Abenteurer, die in dieser Absicht nach Venedig kamen. Er merkte wol, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete; aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierre's Anwesenheit in Venedig eine der ersten Triebfedern dieses Anschlags sein könnte. Indessen war er schon auf den Verdacht gekommen, daß dieser Corsar nicht so übel mit dem Herzog stünde, als man sich's einbildete. Spinoza hatte sich gegen den Vicekönig erboten, den Capitän zu ermorden, und Ossuna hatte diesen Vorschlag abgelehnt unter dem Vorwande, daß er nicht sicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut und hatte zu viel Scharfsinn, um dieser Mäßigung zu trauen; Ossuna war der Mensch nicht, der ohne stärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewissenhaftigkeit, anstund, seine Rache zu befriedigen. Indessen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Corsaren aufzulauern, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht weil er zu der Art Menschen gehörte, die Niemandem ihr gänzliches Vertrauen schenken. Wenn das war, so mußte er eine solche Gelegenheit sehr gern benutzen, zu untersuchen, ob Spinoza's und des Capitäns Nachrichten zusammen übereinstimmten. In dieser Absicht suchte Spinoza den Umgang einiger Franzosen, die er in Neapel gekannt hatte, und die in Venedig den Capitän sehr oft besuchten. Diese Leute, welche Verschworne waren, statteten dem Capitän getreuen Bericht ab von Spinoza's Nachforschungen über ihn, und sie entdeckten sogar, daß dieser Spion auf seiner Seite Complot zu machen suchte und sich bemühte, einige kühne Abenteurer für den Herzog von Ossuna anzuwerben. Pierre war über das Mißtrauen dieses Herzogs mehr unwillig als erstaunt; er überlegte blos, daß Spinoza's besondere Kabalen ihre Partei theilen und schwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unsicher wäre, sich gegen einen Menschen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeschickt war. Bedemar und Renault waren derselben Meinung, und sie urtheilten Alle, daß sie in der größten Gefahr wären, so lange dieser Italiener nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er spielte, zwang ihn, beständig auf seiner Hut zu sein, und es war zu befürchten, daß er sein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte sich endlich entschließen, ihn als einen Spion des Herzogs von Ossuna bei dem Rath der Zehn anzugeben. Die Franzosen, mit denen er Umgang gehabt

hatte, richteten ihre Aussage so glaublich und so umständlich ein, daß er an demselben Tag insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Corsaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf seine Richter, weil Jener sein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweisen. Diese Sache trug viel dazu bei, das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Capitän setzte. Demohngeachtet war sie dem Marquis von Bedemar sehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die sie in ihren Diensten hatten, besser Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Ossuna eben Spinoza's Tod erfahren, dessen Urheber er sogleich errieth. Er empfand es sehr übel, daß ihm Bedemar nichts davon schrieb, und in diesem stürmischen Zustand wußte er selbst nicht, wozu er sich entschließen sollte. Unterdessen hatten sich die Löwensteinischen Truppen von Neuem empört und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwei Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwischen ihnen und der Republik, der sie gezwungen hätte, sogleich abzureisen; aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß sie sich mit der Summe, die man ihnen anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verschwornen schickten einen expressen Courier an Nolot ab, um dem Vicekönig durch ihn vorstellen zu lassen, daß diesen ganzen Monat beinahe fünftausend Mann ihnen ganz zu Gebot stehen würden. Nolot that von seiner Seite, was er konnte; aber der Herzog, der seinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn so lange hin, daß nach sechs Wochen von vergeblichem Harren die Anführer dieser Truppen sich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängniß waren, sich ohne sie vergleichen würden, und die Verschwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben selbst ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Ossuna. Sie war, wie man sie wünschte; aber er hatte sie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brulard, überschrieben. Bedemar und Pierre dachten zu ernstlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um diesen Schimpf nur zu bemerken. Er schrieb, daß er bereit stünde, sobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und andern kleinen Fahrzeugen abzuschicken, die für die Häfen und Canäle von Venedig paßten, und auf welchen bis sechstausend Mann Platz finden konnten, wenn man sie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge selbst gesehen, und er

bezeugte, daß sie in völliger Bereitschaft wären. Der Capitän ließ die Häfen und Canäle sondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe sie vor dem Marcusplatze landen konnten. Er hatte durch seinen Dienst eine Menge von Seeleuten unter sich, die, ohne Aufsehen zu erregen, sich überall zeigen konnten, und durch deren Hilfe er die genauesten Ausmessungen erhielt. Nun blieb nichts mehr übrig, als die Abreise der Löwensteinischen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabei nicht gespart, und die Strenge der Jahreszeit diente zum Vorwand ihres Zögerns. Der größte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei Nolot's Ankunft schon eingeschifft war, ließ sich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten.

Die Geschäfte häuften sich jetzt zu sehr, um von Renault und dem Capitän allein versehen zu werden. Sie glaubten daher, achtzehn Männer wenigstens aussuchen zu müssen, auf deren Herzhaftigkeit und Verstand sie sich ganz verlassen könnten. Außer den neun Officieren, die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden sich unter den Freunden des Capitäns, die er von Neapel hatte kommen lassen, neun andre, die ebenso gut zu gebrauchen waren. Dies waren erstlich fünf Schiffscapitäne, Vincenz Robert von Marseille, Lorenz Nolot, Robert Brulard, von denen schon die Rede gewesen ist, ein andrer Brulard, Namens Lorenz, und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen, Karl und Johann Boleau, ein Italiener Johann Rizzardo, alle Drei vortreffliche Feuerkünstler, und ein Franzose Langlade, der für den geschicktesten Feuerwerker in der Welt gehalten wurde. Er war so berühmt, daß er gleich bei seiner Ankunft die Erlaubniß bekam, im Arsenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten seine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, sowie auch Villa-Mezzana und Retrosi, die ehemals da angestellt gewesen waren. Diese Sechs setzten zusammen einen so genauen Riß von dem Arsenal auf, daß die Andern, die es nie gesehen hatten, nach demselben ebenso sicher davon urtheilen konnten als sie selbst. Zwei Officiere von dem Arsenal selbst, die vom Capitän bestochen waren, halfen ihnen in dieser Arbeit. Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienste geschienen, ganz für seine Absichten geschickt, unverzagt genug, um denselben beizutreten, wenn sie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtschaffen genug, um ihrem Worte treu zu bleiben. Der Erfolg bestätigte sein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorsagte, mit einer so beträchtlichen Menge spanischer Pistolen, die er auszutheilen hatte, daß sie sich verbindlich machten, ihm in Allem, was

er verlangen würde, blindlings zu folgen. Langlade und sie wohnten im Arsenal. Renault hatte drei von seinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brulard, zu sich in des französischen Gesandten Haus genommen. Die drei Feuerkünstler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den andern Materialien und den nöthigen Instrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinschaft mit ihnen hatte. Sie hatten schon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht, als nöthig war, und der Palast des Gesandten war so voll davon, daß es unmöglich war, irgend Jemand außer ihnen da einzuquartieren. Der Capitän blieb in seiner gewöhnlichen Wohnung, aber allein, um keinen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die Andern hatte er in dem Hause der Griechin verborgen, wo er Renault's Bekanntschaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieses Weib war seit dieser Zeit noch höher gestiegen. Sie war in einer griechischen Insel vom Archipelagus geboren und von so vornehmem Stande, als man es in einem Lande sein kann, das unter Venetianischer Botmäßigkeit steht, wo die Venetianer keinen Adel gelten lassen als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Republik diese Insel verwaltete, hatte sie durch prächtige Hoffnungen verführt, und als ihr Vater ihn an sein Wort erinnern wollte, ließ er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen; aber ihre Reise war vergeblich. Nachdem sie das wenige Vermögen, das sie besaß, dort zugesetzt hatte, sah sie sich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, dessen erste Ursache eben diese Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unversöhnlicher Haß gegen die Menschen, die sie gezwungen hatten, ein so schimpfliches Gewerb zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden Freunde, und sie scheute keine Gefahr, um sie zu begünstigen. Sie miethete eines der größten Häuser in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darin zu machen wären, ließ sie nur einen Theil ihrer Geräthschaften hintragen, um ihre erste Wohnung, die nicht sehr entfernt war, noch behalten zu können. In diesen beiden Häusern wohnten beinahe sechs Monate lang elf von den ersten Verschwornen. Da sie von allen fremden und einheimischen Standespersonen besucht wurde, und dieser große Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte, entdeckt zu werden, stellte sie sich unpäßlich, um sich aller Ueberlästigen zu entledigen. Wenn man weiß, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieses Standes behandelt, so wird man leicht begreifen, daß ihr

Haus durch dieses Mittel für Jeden, der nichts darin zu suchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verschwornen gingen nur des Nachts heraus, und die Versammlungen wurden am Tage gehalten. In diesen legten Renault und der Capitän den übrigen Verschwornen vor, was sie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinung darüber zu hören und über die Mittel zur Ausführung mit ihnen zu berathschlagen. Wenn sie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten sie die höchste Behutsamkeit, weil damals in Venedig die Häuser der Gesandten, und vorzüglich das seinige, auf das Schärfste beobachtet wurden. Sie hatten schon längst zusammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tausend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich schien, sie alle bewaffnet in die Stadt kommen zu lassen, hatte sich Bedemar mit Waffen für mehr als fünfhundert Mann versehen. Dies hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Gesandten nie durchsucht werden, woher sie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um diese tausend Mann in die Stadt zu schaffen, ohne daß sie bemerkt würden.

Der Doge Donato starb, und an seine Stelle wurde Anton Priuli ernannt, der damals von der Republik Auftrag hatte, im Friaul für die Vollstreckung der Verträge zu sorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatssecretäre sollten ihm sehr weit entgegenkommen mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmsten Senatoren sollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewaffneten und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat selbst sollte sich auf dem Bucentauren sehr weit ins Meer begeben, um ihn zu empfangen und an der Spitze dieses Zugs zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen sehr selten von Venedig abwesend sind, zog diese Feierlichkeit eine außerordentliche Menge von Neugierigen an. Bedemar, der sie voraussah, sobald er von Priuli's Wahl unterrichtet war, schickte zum zweiten Male Nolot nach Neapel mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Ossuna vor seinen Augen und mit der möglichsten Schnelligkeit absegeln zu lassen. Um jeden Aufschub zu verhindern, gab er dem Capitän Auftrag, den Plan der Ausführung so genau, als zur Zeit möglich war, zu beschreiben und dem Herzog zu schicken, vorzüglich aber ihm ausführliche Rechenschaft zu geben von Allem, was während Nolot's erster Reise in Venedig vorgegangen war. Der Capitän that noch mehr: er suchte den Stolz des Vicekönigs auf jede Weise zu

schonen, und um ihm zu beweisen, daß man keinen Grund zu haben glaubte, sich über ihn zu beklagen, schob er in seiner Depesche die ganze Schuld der ersten Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiste am 7. April ab; unterdessen ließ Renault alle Officiere von den bestochenen Truppen nach Venedig kommen, um sich in der Stadt umzusehen und ihre Posten kennen zu lernen, damit sie sich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben sie unter den holländischen Truppen tausend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarsch bereit stehen sollten; und damit diese tausend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten sie die Vorsicht, aus jedem Orte vom festen Lande, wo sie zerstreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle diese Menschen unterzubringen, miethete jeder dieser Officiere allein eine so große Anzahl von Quartieren, als geschehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen sagte man, daß sie für Fremde wären, die der Feierlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Officiere selbst wohnten alle bei Freudenmädchen, wo sie für ihr Geld weit sicherer waren als an irgend einem andern Orte.

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verschwörung vollends zu bestimmen. Bedemar, Renault und Pierre setzten zusammen Folgendes fest. Gleich beim Einbruch der Nacht sollen diejenigen von den tausend Soldaten, die unbewaffnet hereingekommen sind, ihre Waffen in des Gesandten Haus abholen. Fünfhundert werden sich auf den Marcusplatz zum Capitän begeben; die größte Hälfte von den übrigen fünfhundert wird sich in der Gegend des Arsenals mit Renault verbinden, und die andern werden sich aller Kähne, Gondeln und andrer Fahrzeuge bemächtigen, die sie an der Brücke von Rialto finden, um damit in möglichster Eile ohngefähr tausend andre Soldaten von den Löwensteinischen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth sind. Auf dieser Fahrt wird man sich so ruhig verhalten als möglich, weil es besser ist, die Erklärung der feindseligen Absichten bis zur Ankunft dieser Truppen zu versparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden, sich eher zu entdecken, so wird der Capitän sich auf dem Marcusplatz verschanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arsenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des Herzogs von Ossuna, die vor Venedig in Bereitschaft stehen müssen, mit zwei Kanonenschüssen das Signal geben, sich zu nähern, damit die Spanier, die sie bringen, den Mangel der Truppen aus dem

Lazareth vor der Hand ersetzen. Braucht man sich nicht zu entdecken, so wird der Capitän, wenn diese Wallonen an dem Marcusplatze ausgestiegen sind, fünfhundert von ihnen zu seinen andern fünfhundert nehmen und Durand zu ihrem Anführer setzen. Diese tausend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung stellen. Alsdann wird der Capitän mit zweihundert, die er ausheben wird, sich des herzoglichen Palasts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den Seinigen auszuhelfen und sie den Feinden zu versperren. Hundert andre, unter Bribe's Anführung, werden sich der Zecca bemeistern, und wieder hundert mit Brainville der Procuratie. Sie werden von einigen Menschen begünstigt werden, die sich am Tage in den Thurm eingeschlichen haben. Die letzteren hundert müssen in diesem Thurme Wache stehen, so lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straßen, die auf den Marcusplatz führen, wird mit andern Wachen besetzt werden, und man wird an allen diesen Eingängen Geschütz pflanzen, das gegen die Straßen gekehrt sein muß. Das Geschütz wird man, bis aus dem Arsenal welches kommen kann, auf der Fuste [1]) vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieses Schiff in der Nähe und leicht zu übermannen ist. An allen diesen Orten, die man einnehmen und wo man Wache stellen wird, muß man Alles, was in den Weg kömmt, ohne Ausnahme niederwerfen. Durand aber muß mit dem Reste der Truppen in der Mitte des Platzes beständig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man Alles dieses mit so wenig Geräusch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen, sich zu erklären, indem man das Thor vom Arsenal mit Petarden bestürmt. Auf diesen Lärm werden die acht Verschwornen, die den Riß desselben entworfen haben und innerhalb des Thores sind, mit Feuerwerken, die nebst den Petarden zu diesem Behuf in des Gesandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zünden und die obersten Officiere ermorden. Dies wird in der Verwirrung nicht schwer sein, zumal da die Officiere keinen Verdacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen Alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschütz, als nöthig ist, an die verschiedenen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können, wie z. B. das Niederlagshaus der Deutschen, die Salzmagazine, der Thurm von der Procuratie, die Brücke von Rialto

1) **Fuste, Fusta,** ein Caperschiff, Rennschiff, Schnellruderer.

und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstandes die Stadt einschießen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Capitän das Gefängniß von Sanct Marcus erbrechen und die Gefangenen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit aus einander sein müssen als möglich, damit die Verwirrung größer werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Marcusplatze landen und sich sogleich in den verschiedenen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andre, unter der Anführung der neun andern Häupter der Verschwörung. Man wird nichts rufen als „Freiheit", und wenn diese Dinge alle ins Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe nichts gethan und nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch Niemand mehr werden, außer wer Widerstand thut.

In Neapel war Alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Nolot's Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot, eingeschifft wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Ossuna seine großen Schiffe einen weitläufigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Corsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem großen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren sehr beschädigt. Sie war blos dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die sich in Neapel darauf eingeschifft hatten, ließ nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung; dagegen waren die Brigantinen der Corsaren weit leichter und besser bewaffnet. Indessen thaten die spanischen Soldaten, welche lauter ausgesuchte Leute waren, so tapfern Widerstand, daß dieser Angriff den Corsaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn sie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts auseinandergetrieben und beide Theile hin und wieder verschlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand sich hierdurch so beschädigt, daß sie sich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieser Unfall setzte den Marquis von Bedemar außer Stand, die Feierlichkeit zu stören, und er erschien dabei mit der größten Pracht. Er machte

dem neuen Doge seinen Glückwunsch und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine besondre Freude über seine Erhöhung hätte, weil er hoffte, daß der Thron die günstigen Gesinnungen nicht ändern würde, die er schon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald diese Audienz vorbei war, ließ er den Capitän und Renault zu sich kommen. Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten, Alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war, daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im Mindesten erschüttert hätte, und daß sie Alle willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten und unterdessen alle nöthigen Maaßregeln zu treffen, um die Sachen in dem jetzigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jetzt umarmte er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menschen aus der Fassung brächten, bei außerordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch sie allein könnte man die Stärke des Geistes probiren, und alsdann erst dürfte man sich den Muth zutrauen, einen großen Gedanken auszuführen, wenn man ihn schon einmal umgestoßen gesehen hätte, ohne beunruhigt oder erschüttert zu werden. Der Ausbruch der Verschwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verschoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte diesen Tag, weil kein andres Fest in Venedig mit so vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beschloß Bedemar mit seinen beiden Vertrauten, die Truppen an den Oertern, wo sie standen, zu unterhalten, und damit ihnen nichts abginge, kein Geld gegen ihre Chefs zu sparen. Von den Dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen lassen, sollten die Vornehmsten zurückbehalten werden, gleichsam als Bürgen für die Treue der Andern; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen schicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorsam zu erhalten, theils um durch eine so große Menge von Officieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die Zurückbleibenden sollten so viel und so angenehm als möglich beschäftigt werden, damit sie nicht müde würden, zu warten, und keine Zeit hätten, über die jetzige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmsten Verschwornen Auftrag geben, sie sorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Lust bekäme, auf die schnelle Abreise der Löwensteinischen Truppen zu dringen oder die nassauischen zu verabschieden, sollten

der Statthalter von Mailand und der Vicekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu lassen.

Was der menschliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um sich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar ersonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Ossuna ins Werk gesetzt. Demohngeachtet wurden sie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, so ungern sie es auch thaten. Das spanische Ministerium wollte auf eine so unsichere Hoffnung, als der Erfolg der Verschwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariser Frieden unterstützte, bewog die Venetianer, zuzugeben, daß der Herzog von Savoyen die Truppen verabschiedete, welche noch im Pays de Vaux standen, und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande seiner Verzögerungen dienten. Wie diese Schwierigkeit gehoben war, suchte Bedemar diesen Fürsten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und ließ daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua gesonnen wäre, sich mit den Spaniern über dieses Land zu vergleichen, sobald er sich wieder darin festgesetzt hätte. Zu gleicher Zeit ließ Dom Pedro einem savoyischen Gesandten, der mit den französischen Ambassadeurs nach Mailand gekommen war, aus den nichtigsten Gründen befehlen, die Stadt zu verlassen. Der Herzog, erbittert über diesen Schimpf, berief die Franzosen zurück und hörte auf, die eroberten Plätze zu räumen; als ihm aber die Gesandten begreiflich machten, daß er sich auf diese Weise in Dom Pedro's Falle locken ließe, gab er plötzlich Alles wieder heraus. Dom Pedro's Erstaunen darüber war so groß, daß er nicht unterlassen konnte, es öffentlich durch seine Reden zu bezeigen. Indessen zwang ihn dies, ebenfalls alle Gefangenen und die geringsten Oerter zurückzugeben. Aber über Vercelli, das man für den Hauptpunkt ansah, machte er so sonderbare Schwierigkeiten, daß der spanische Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erstlich sagte er, daß es eine Schande für ihn sein würde, diesen Platz herauszugeben, während daß die französischen Gesandten in Mailand wären, gleichsam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten sich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoyen zuvor gewisse Landgüter zurückgeben müßte, welche Mantuanischen Unterthanen angehörten. Diese Güter wurden geräumt; aber wegen Vercelli machte man keine Anstalt. Endlich erklärte sich das französische Ministerium, das die Heirath zwischen der Schwester des Königs und dem Prinzen von Piemont schließen wollte, so entscheidend über diesen Punkt, daß Dom Pedro an-

fangen mußte, die Lebensmittel und das Geschütz aus Vercelli schaffen zu lassen. Aber dies geschah mit einer unerträglichen Langsamkeit, und wie ihm Bedemar schrieb, daß er noch zu sehr eilte, ließ er sich's einfallen, von dem Herzog von Savoyen neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die Mantuanischen Minister, die dieser langsame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß sie diese Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als diese Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Ossuna. Er fuhr noch immer fort, die Schifffahrt auf dem Meerbusen zu stören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde, so zu handeln, so lange sie die unversöhnlichsten Feinde des Königs, seines Herrn, in ihren Diensten hätten. Man wird aus der unsäglichen Mühe, die sich Bedemar gegeben hatte, um eben diese holländischen Truppen zurückzuhalten, über welche sich der Herzog beklagte, leicht von seiner Verzweiflung urtheilen können, als er diesen Einfall erfuhr. Aber das Ohngefähr täuschte auch diesmal Bedemar's Klugheit. Irgend ein Dämon, der Ossuna's Tollheiten begünstigte, flößte den Venetianern einen Entschluß ein, der ihrer Neigung so zuwider war als ihrem Interesse. Es wurde dem Senat vorgestellt, daß die Republik schon zu viel Sehnsucht nach dem Frieden gezeigt hätte, daß eben das die Spanier so abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vicekönig, wenn man ihm über diesen Punkt willfahrte, sich einbilden würde, daß er den Venetianern Gesetze vorschriebe, und daß man, anstatt die Holländer zu verabschieden, sogar die Löwensteinischen Truppen, die im Begriff wären, abzureisen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über diesen Entschluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Complots in Crema gestört. Der französische Fähndrich und der italienische Hauptmann, die man dort bestochen hatte, hatten sich beim Spiel entzweit und geschlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und um sein Gewissen zu entlasten, entdeckte er vor seinem Ende dem Venetianischen Commandanten das ganze Complot. Der Fähndrich, dem etwas Aehnliches ahnte, war, sobald er seinen Gegner fallen sah, mit so vielen seiner Mitschuldigen, als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die Uebrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der französische Lieutenant, der das Haupt der Unternehmung gewesen war. Da aber Renault sich ihnen

blos als Mailändischen Agenten bekannt gemacht hatte und sie nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieser Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein ebenso unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Complot von Murano. Der Italiener, welcher diese Stadt liefern sollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Pensionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um sich zu rächen, erbrachen diese Leute zu einer Zeit, wo er abwesend war, seine Koffer und nahmen sein Geld und seine Papiere weg. Unter den letztern fanden sich Briefe, die das Geheimniß verriethen. Da er Niemanden kannte als den Abgesandten des Herzogs von Ossuna, der ihn bestochen hatte, so konnte er Niemanden anklagen als diesen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entschluß; er antwortete beständig, mitten unter den schrecklichsten Martern, daß ihn kein Geständniß von dem Tode retten würde, und daß er also seine Mitschuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand lassen wollte, seinen Tod zu rächen, als sie ohne Nutzen mit sich ins Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über diese zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit sicherer als zuvor. Der Senat glaubte, endlich die verborgene Triebfeder des unregelmäßigen Verfahrens der Spanier gefunden zu haben; und da er diese beiden Anschläge gescheitert sah, überredete er sich, daß nun nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächstens zur Erfüllung der Verträge schreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erschienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest bis zu Pfingsten wird in Venedig einer der berühmtesten Märkte von der Welt gehalten. Der große Zufluß von Kaufleuten gab den tausend Soldaten Gelegenheit, sich unter sie zu mischen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die Venetianischen Städte, wo sie zerstreut waren, zu verlassen, weil seit einiger Zeit viele von ihnen desertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podestaten suchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik diese Leute nicht zu bezahlen brauchte. Damit man sich nicht wunderte, daß in so kurzer Zeit so viele abgingen, sagten die meisten, ehe sie wegreisten, daß sie den Jahrmarkt in Venedig besuchen wollten. Sie verkleideten sich auf allerlei Weise. Man gebrauchte die Vorsicht, diejenigen beisammen wohnen zu lassen, die verschiedene Sprachen redeten, damit Niemand ein Verständniß zwischen ihnen ahnen könnte, und Keiner von ihnen that, als ob er von dem Andern etwas wüßte. Die

fünfhundert Spanier, die für Crema bestimmt gewesen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Brescia geschickt, um das Complot zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Nassau in dieser Stadt angesponnen hatte, und sich derselben zu bemächtigen, sobald sie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verschwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, sie auf Renault's ersten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die Venetianische Flotte ruhte in Dalmatien aus; aber wegen der beständigen Bewegungen des Herzogs von Ossuna hielt sie sich bereit, jeden Augenblick in die See zu stechen. Der Capitän Pierre schickte den Officieren, die während seiner Abwesenheit seine zwölf Schiffe commandirten, einige sehr starke Feuerwerke, um sie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da Niemand Verdacht auf sie hatte, konnten sie dies ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten so anzulegen, daß wo möglich Alles auf einmal Feuer finge; käme irgend ein Schiff davon, so sollten sie es angreifen und sich dessen bemeistern oder es mit Kanonenschüssen in Grund bohren; sodann sollten sie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen und sich jetzt bereit halten, alle diese Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indessen möchten sie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der bestimmte Tag war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt anging.

Diesmal ließ Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen von Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das Uebrige aus Brigantinen, wie die der Corsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die Marcusfahne aufstecken und sich unterwegens einiger kleinen Inseln bemächtigen, die ganz wehrlos ständen, und aus denen er etwas von seiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann sollte er ohne Furcht zwischen den zwei Schlössern von Lido und von Malamocco durchsegeln; denn man wüßte, daß keine Besatzung darin wäre; in der Entfernung eines Kanonenschusses sollte er stehen bleiben und es sagen lassen, wenn er so weit gekommen wäre; alsdann würde ihm der Capitän durch eben den Kahn, der diese Zeitung gebracht hätte, einige Matrosen als Führer schicken, damit er nicht an den

Sandbänken scheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgiebt, so gefährlich machen, oder seine Schiffe gegen die Felsen zerschmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen so erschweren.

Um zum letzten Male mit den Verschwornen zu berathschlagen, glaubten Renault und der Capitän den vorletzten Tag wählen zu müssen, weil der ganze folgende durch die Anstalten zur Nacht weggenommen würde Es war schon Nacht, ehe sie sich Alle versammelt hatten. Die drei Franzosen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Nassau, die drei Feuerkünstler, Langlade, die zwei Officiere aus dem Arsenal, Villa Mezzana und Retrosi, Nolot, die beiden Brulards, Jaffier, Robert, Theodor, Ternon und Revellido, diese Zwanzig schlossen sich mit Renault und dem Capitän bei der Griechin ein, in dem geheimsten Winkel ihres Hauses. Renault nahm das Wort. Er fing mit einer einfachen und ausführlichen Vorstellung an, von dem jetzigen Zustand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz, von allen den Mitteln, die man getroffen hätte, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntausend Mann,“ sagte er, „können wir in die Stadt bringen, und kaum zweihundert kann man uns entgegensetzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sclaven werden sich gern mit uns gegen ihre Tyrannen verbinden, und der Aussicht einer so reichen Beute wird Keiner widerstehen. Die besten Schiffe von der Flotte sind in unsrer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arsenal selbst, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, ist so gut als unser. Wenn wir auch keine Unterstützung von außen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazareth und vom festen Lande, noch Haillot's Flotte, noch die fünfhundert Mann des Statthalters, noch die zwanzig Venetianischen Schiffe des Capitäns, noch die großen Schiffe des Vicekönigs, noch die spanische Armee aus der Lombardei hätten, so wären wir mit unsern tausend Soldaten und den Verständnissen, die wir in der Stadt haben, schon sicher genug. Und alle diese Hilfsmittel sind so gestellt, so zusammen verkettet, daß sie wol mit einander beistehen, aber nicht einander schaden können. Alle fast müssen gelingen, und eines wäre schon hinreichend. Das Glück hat sich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbarere Unterpfand seiner Gunst können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unser Plan schon erlitten, von denen der geringste, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, ihn unterwerfen mußte. Spinoza's

Tod, die Verabschiedung der Löwensteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Crema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieser Begebenheiten unsere Unternehmung verrathen, zerstören würde? Diese Spuren führten bis zu uns, aber Niemand ist ihnen nachgegangen. Nie war eine so tiefe Ruhe die Verkünderin einer so großen Verwirrung. Unser günstiges Schicksal hat die scharfsichtigsten aller Menschen geblendet, die Furchtsamsten kühn gemacht, die Wachsamsten eingeschläfert, die Klügsten betäubt. Ein so hartnäckiges, so unerhörtes Glück muß das Werk eines höhern Geistes sein. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger als unser Vorhaben? Wir zerstören die abscheulichste aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieses Staats ihre Güter, welche gewiß der Habsucht ihrer Tyrannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche sonst vor den frechen Begierden der zügellosen Wüstlinge nicht verschont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche diese Grausamen ihrer leicht gereizten Rache aufzuopfern gewohnt sind. Verbrecher wie diese strafen, heißt die Stelle des höchsten Richters auf Erden vertreten."

Renault legte den Verschwornen noch einmal alle Anstalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der großen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Versammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Miene seiner Zuhörer entging, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrautesten Freunde des Capitäns, einige Mal die Farbe verändert hatte, und daß er zuletzt von der äußersten Aufmerksamkeit zu einer sonderbaren Unruhe, die er umsonst zu verbergen suchte, übergegangen war. Noch jetzt sah er auf seinem Gesichte etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erschütterung der Seele anzeigte. Renault theilte dieses dem Capitän mit, der anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber selbst seinen Freund eine Zeit lang beobachtet hatte, fand er dieselbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwischen den geheimsten Regungen der Seele und den unmerklichsten äußerlichen Bewegungen, die den Menschen unbewußt entwischen, vollkommen kannte, glaubte nach Allem, was er in Jaffier's Gesicht gelesen hatte, dem Capitän versichern zu können, daß dieser Mensch nicht sicher wäre. Der Capitän, welchem Jaffier als einer der tapfersten Männer bekannt war, schalt dieses Urtheil voreilig und übertrieben; aber Renault bestand hartnäckig auf seinem Verdacht, und er über-

zeugte den Capitän endlich, daß man wenigstens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indessen blieb Dieser dabei, daß Jaffier, wenn er auch erschüttert wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, um den Entschluß zu fassen, sie zu verrathen, und daß es auf allen Fall auch für sie zu spät wäre, neue Maaßregeln zu ergreifen; man müßte also diese Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiderte, daß es wol ein Mittel gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, diesen Abend noch in Jaffier's Brust gestoßen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei diesem Vorschlage blieb Pierre einige Augenblicke stumm; endlich aber antwortete er, er könnte sich nicht entschließen, seinen besten Freund einem bloßen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieser blutige Entschluß von schlimmen Folgen sein und die Uebrigen gegen sie aufhetzen; man würde glauben, daß sie eine Art von Herrschaft an sich reißen und sich zu souveränen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Nothwendigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie Beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald Einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe die geringste Veränderung in dem gespannten Zustande, worin sich ihre Seelen jetzt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am Wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden sie entweder glauben, daß man sein Geheimniß entdeckt, oder daß er sie verrathen hätte, welches noch schlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, so würde seine Abwesenheit am Tage des Ausbruchs bei den Andern niederschlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch diese Gründe überzeugt, als ein anderer, dem Anscheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieser Angelegenheit zerstreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh Alle, die bei der Flotte angestellt wären, zu ihren Posten reisen sollten. Zu gleicher Zeit erhielten sie ein Billet von dem Gesandten, das die Ursache dieses Befehls erklärte. Der Herzog von Ossuna hatte Neapel nicht so heimlich verlassen können, um seine großen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlassen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben und keinen Brief, der dorthin sollte, abgehen zu lassen, bis eine gewisse Zeit verflossen wäre, konnten die Vene-

tianer vor diesem Tage nicht von seiner Abreise unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte ihn um Hilfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vicekönig rühmte, er würde diese Hilfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, ließen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andere Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchzug verweigern; aber da ihre Absicht nicht war, zu brechen, faßten sie den gemäßigtern Entschluß, ihre Flotte an die istrischen Küsten zu senden, wo seine Truppen landen sollten, um ihn zu beobachten und vor den Versuchungen zu verwahren, worein ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte.

Die festesten Entschlüsse der Menschen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der sie sich aussetzen. Durch dieses Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarsten Umständen dieser Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entschlusses auch so sehr an eben diesen Umständen, daß sich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorsatze selbst den Umsturz zu drohen. Dieses befürchteten Renault und der Capitän jetzt von ihren Mitverschwornen, und die plötzliche Einschiffung der Venetianischen Flotte war ihnen sehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war schon zu weit in der Nacht, um jetzt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anstalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazareth getroffen werden konnten, wäre es schon Tag gewesen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute gestoßen, die auf dem Wege waren, sich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man dieser Flotte jetzt thun ließ, war so günstig, als die Verschwornen nur wünschen konnten, sie kehrte Haillot's Schiffen den Rücken; und Alles wohl überlegt, hielt man es für besser, ihr alle nöthige Zeit zu lassen, um sich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Capitän, Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen sollten. Sie schienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Capitän. Aber eben er konnte sich auch am Wenigsten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auflegte, weil der wichtige Posten, den er bei der Flotte bekleidete, seine Abwesenheit weit merklicher machte als die der Andern. Da

Diese meistens auf seinen Schiffen angestellt waren, konnte er ihren Abgang durch seine Gegenwart ersetzen und sogar verhindern, daß man jenen zu sehr bemerkte. Es wurde daher beschlossen, daß er allein mit Langlade abreisen würde, dessen Dienst auf der Flotte unmittelbar von dem General abhing. Mit den drei Feuerkünstlern war es derselbe Fall; aber ehe man diese abreisen ließ, wollte man lieber Alles aufs Spiel setzen. Der General fragte nach ihnen, sobald er den Capitän sah; der Capitän antwortete, er hätte sie in Verdacht, daß sie bei Freudenmädchen versteckt lägen, wie auch einige Officiere von seinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber, mit welcher Alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelassen, sie ausfindig zu machen. Eben diese Eile verhinderte wirklich den General, strenge Nachsuchungen anzustellen und abzuwarten, bis man sie entdeckte.

Vor seiner Abfahrt suchte der Capitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu sein und bat ihn, in der Nacht des Ausbruchs bei Renault seine Stelle zu vertreten. Er versicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in seinen Muth setzte, sich nie entschlossen hätte, seine Freunde jetzt zu verlassen; in ihm aber glaubte er ihnen ein andres Selbst zurückzulassen. Während dieser Rede merkte er genau auf Jaffier's Gesicht; aber Dieser, den ein so glänzendes Zeichen von Achtung wirklich rührte, antwortete mit den lebhaftesten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dies war das letzte Streben seines sterbenden Entschlusses; wie er den einzigen Menschen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er sich ganz der peinlichen Ungewißheit. Die traurigsten Gefühle hatten seit einiger Zeit seine Seele bestürmt Jetzt, da der entscheidende Zeitpunkt so nahe war, preßte ihn eine unüberwindliche Angst. Die Verwüstung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte sein Mitleiden im höchsten Grad, und seine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichsten Farben zu diesem Gemälde. Von allen Seiten schallte ihm das Geschrei der Kinder, der Greise entgegen, die man ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelassenheit der Soldaten noch grausamer mißhandelte. Einstürzende Paläste, Tempel, die das Feuer zerstörte, heilige Stätten von unschuldigem Blute besudelt: diese Gegenstände boten sich unablässig seinen Augen dar. Venedig, diese traurige, beweinenswürdige Stadt, sonst die Königin der Meere, die das Glück der Ottomanen und den spanischen Stolz unter sich gebeugt hatte, sah er jetzt in Ketten und Asche, von dem Blut ihrer Ein-

wohner überschwemmt. Jeder Schritt durch die Straßen der Stadt vermehrte sein Entsetzen. Die Häuser der vornehmsten Republikaner waren jetzt schon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterscheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verschwornen sie erkennen und ihre Schlachtopfer sicherer aufsuchen könnten. An diesen Todeszeichen gingen die unglücklichen Bewohner dieser Häuser stündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick. Er konnte nun die schrecklichen Bilder nicht mehr entfernen. Hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten sie ihn überall und ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Aber seine Freunde verrathen! und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, Jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweiten Mal eine so große Anzahl außerordentlicher Menschen zusammenzubringen. Und jetzt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jetzt sollte er ihnen diese Früchte entreißen und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode preisgeben? Denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern andrer Völker fähig sind, den standhaftesten Muth zu erschüttern? Diese letztern Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde wog das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf, und er blieb in dieser Ungewißheit bis zum Himmelfahrtstag, der jetzt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon am Morgen dieses Tages bekam man Nachrichten vom Capitän. Er schrieb, daß er für die Flotte stünde; man sollte nur, während daß die Löwensteinischen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten lassen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde diese Nachricht abwarten, ehe er von seiner Seite anfinge zu handeln. An Haillot wurden die versprochenen Wegweiser abgeschickt. Einige von den Verschwornen gedungene Leute schlichen sich in den Thurm der Procuratie von Sanct Marcus ein und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen sie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieses Tages unmäßig zu schwelgen. Sie mischten einschläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Wirkung thaten. Unterdessen

wurden die nöthigen Befehle an die Officiere ausgetheilt, die dazu bestimmt waren, die Häuser der gefährlichsten Senatoren einzunehmen und ihre Besitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewiesen, an das er sich halten sollte, sowie jedem von den vornehmsten Verschwornen und von den andern Officieren der Posten, dessen er sich bemächtigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er sie abholen, die Parole, bei welcher er sie rufen, und der Weg, den er sie führen sollte. Dieselben Umstände that man mit der größten Genauigkeit den Löwensteinischen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und den tausend Holländern, die schon in Venedig waren, zu wissen. Endlich schickte man unverdächtige Leute auf die Fuste vom Rathe der Zehn, und diese fanden das Geschütz im Stande, gebraucht zu werden.

Jaffier wurde versucht, der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge sich mit dem Meere vermählt, weil sie heute zum letzten Male vor sich gehen sollte. Der Anblick der öffentlichen Lustbarkeiten verdoppelte sein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die so entfernt waren, sich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte sein Herz, und er kam zurück, unentschlossener als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und von so viel weisen Köpfen war nicht bestimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerin und eines Haufens von verzweifelten Bösewichtern zerstört zu werden. Der Schutzgeist der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er Alles zu retten und Venedig und seine Freunde zu erhalten glaubte. Er suchte den Secretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Comino, auf und sagte ihm, er hätte etwas sehr Eiliges zu entdecken, welches die Wohlfahrt des Staats beträfe; zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zusagen und sich durch die heiligsten Eide binden, ihr Versprechen von dem Senat bestätigen zu lassen; diese Gnade wäre das Leben von zweiundzwanzig Personen, die er nennen würde, welches Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte man nicht hoffen, ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimniß zu entreißen; ohne diese Zusage würde nichts auf der Welt vermögen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehen waren im Augenblick versammelt, und sie schickten sogleich zu dem Doge, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich, es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich Glauben beizumessen. Da es in-

dessen leicht war, sich von einigen Umständen derselben zu überzeugen, wurde Comino in den Thurm der Procuratie geschickt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann sandte man ihn nach dem Arsenal. Hier konnte er erst lange keinen von den Officieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch seine Drohungen geschreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einige Mal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Officiere bei den drei Feuerkünstlern, welche die letzte Hand an die Feuerwerke legten. Er fragte sie, warum sie an einem so hohen Feste arbeiteten, und aus welchem Grunde sie auf sein Klopfen nicht geöffnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begriff, den morgenden Tag zu der Flotte zu reisen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da sie deren nun nicht genug in Bereitschaft fänden, hätten sie die Uebrigen gebeten, ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit sein könnte, hätten sie sich nicht an das Fest kehren wollen; um aber kein Aergerniß zu geben, wären sie in dem abgesondertsten Winkel vom Zeughaus eingeschlossen, wie er sie eben anträfe. Ohnerachtet Comino dieser Antwort nichts entgegensetzen konnte, nahm er sie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, schickten nun zu der Griechin; dort fand man aber keinen Menschen. Die Leute, welche die Wache auf dem Thurm eingeschläfert hatten, waren geschwind niedergefallen, sobald sie Comino erblickten, und hatten sich gestellt, als ob sie mit den Uebrigen schliefen; sobald er aber fort war, liefen sie zu der Griechin und wußten dort die Gefahr so dringend vorzustellen, daß Nolot, Robert, Revellido, Retrosi, Villa Mezzana, Durand, Ternon und Robert Brulard, die sich von ohngefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich mit ihr in einen der Kähne warfen, die bestimmt waren, die Löwensteinischen Truppen vom Lazareth abzuholen, und sie entkamen glücklich aus Venedig. Diese Flucht war dem Rathe sehr empfindlich; man entschloß sich, ohne länger zu warten, die Häuser des französischen und spanischen Ambassadeurs durchsuchen zu lassen. Man bat sehr höflich, hereingelassen zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der französische Gesandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebst Lorenz Brulard und Bribe gefangen genommen; aber Bedemar weigerte sich heftig. Er führte alle Vorrechte seines Postens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bittersten Unwillen und

erklärte sich feierlich gegen dieses gesetzwidrige Verfahren. Man fand in seinem Hause Waffen für mehr als fünfhundert Menschen, sechzig Petarden und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und andern Dingen dieser Art. Es wurde in seiner Gegenwart und unter beständigen Spöttereien von seiner Seite ein genaues Verzeichniß davon aufgesetzt.

Während daß man dem Rathe der Zehn dieses Verzeichniß brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmsten Verschwornen, mit einem Nobile aus dem Hause Valier vorgelassen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß Alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hoffnung zur Flucht abgeschnitten war, indem man seit der Entwischung der Griechin alle Häfen versperrt hatte, wollten sie sich stellen, als kämen sie von ihrer Seite, um den Rath von der Verschwörung zu unterrichten. In dieser Absicht hatten sie sich von diesem Nobile, den sie ehemals in Flandern gekannt hatten, hinführen lassen. Sie wurden angehalten, und unterdessen durchsuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuser und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm Alles, was man von Officieren fand, gefangen, Holländer, Franzosen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als Vierhundert.

Fast zu eben der Zeit, daß Alles dieses vorging, kamen zwei französische Edelleute, Balthasar Jouven[1]) und Gabriel Montcassin, mit allen Anzeichen der größten Eil in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieser Stadt eingeladen worden, Antheil an einer großen Verschwörung zu nehmen, die auf dem Punkt stünde, auszubrechen. Aber der Connetable Lesdiguières, Statthalter von Dauphiné, mit welchem sie nahe verwandt waren, hatte ihnen sehr ernstlich abgerathen, in ein so schwarzes Unternehmen einzutreten; und auf sein Zureden waren sie abgereist, um vielmehr den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das Verbindlichste und bat sie, auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathschlagt hätte, die man ihnen schuldig wäre. Unterdessen war der Tag angebrochen; der Senat versammelte sich, und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jetzt verbreitete sich das Gerücht von der Verschwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr

1) Nach Ranke's Ermittelung sind Jouven und Jaffier nur e i n e Person und die beiden Namen identisch. Woher Schiller diese Namen der beiden französischen Edelleute hat, ist bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen; sie finden sich weder bei St. Réal noch bei Duport du Tertre; nach Ranke (S. 9) kommen sie zuerst bei Nani vor.

war schrecklich. Der Pöbel erfuhr im Allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieses Anschlags wären, und drängten sich um den Palast des Gesandten, in der Absicht, hineinzubrechen. Die Wüthendsten waren sogar im Begriff, ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten sollten. Das Volk schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und ließ ihn aus dem Hause. Von Schmähreden und Flüchen begleitet, kam er vor den Senat. Er fing mit den heftigsten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in seinem Hause verübt hatte, und begleitete seine Klagen mit den stolzesten und lautesten Drohungen, daß er diese Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen lassen würde. Die meisten Senatoren blieben vor Bestürzung ganz stumm; sie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahnete, um seinen Anschlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und sagte, man würde sich über diesen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er sich zuvor über die Zurüstungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund diese Anstalten verdächtig finden. Bedemar erwiderte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine solche Beleidigung mit einem so groben Vorwand entschuldigen könnten; sie wüßten so gut als er, daß er schon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und in den Tyrol zu schicken; was die Waffen beträfe, so wäre weltbekannt, daß nirgends bessere gearbeitet würden als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andre Dinge dieser Art anbelangte, so hätten sich einige Künstler von ausgezeichneter Geschicklichkeit ihm angeboten, und er hätte ihnen aus Neugierde in seinem Hause etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und sagte, diese Künstler wären Elende, die zur Schande des Menschengeschlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Gesandten ein Creditiv an den Statthalter von Mailand, das man in Renault's Papieren gefunden hatte, nebst andern Briefen von dem Herzog von Ossuna. Bedemar antwortete, er hätte schon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieses Herzogs nicht zu verantworten gesonnen wäre; das Creditiv erinnerte er sich, einem französischen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der französische Gesandte empfohlen, und der in Mailand zu einer besondern Angelegenheit diese Sicherheit gewünscht hätte; daß übrigens die Republik in diese besondere Angelegenheit verfloch-

ten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge sah aus diesen Antworten, daß sie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte sich, ihm die Ruchlosigkeit seines Anschlags mit vielem Ernst vorzuhalten, und schloß mit der Betheurung, daß Keiner von ihnen dem König, seinem Herrn, den geringsten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtschaffnen Mannes, dessen Ehre fälschlich angeklagt wird; er wäre von einer Nation, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich wären, als daß sie nöthig hätte, schlechte Künste hervorzusuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, sein Herr, hätte Mittel, sie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei zu zerstören, und sie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verließ er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abschied. Seine Begleiter baten ihn, einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu seiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor Wuth und ohne zu antworten, ließ er sich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte sich auf dem Platz versammelt und wollte ihn zerreißen, sobald er von dem Senat entlassen wäre. Aber während dieser Zeit konnten die Leute, die der Senat mit Wache in sein Haus schickte, seine Bedienten und seine kostbarsten Sachen einschiffen lassen. Alsdann holte man ihn selbst und brachte ihn durch geheime Umwege mit sicherer Begleitung auf eine wohlbewaffnete Brigantine. Der Pöbel tobte über seine Entwischung und machte sich Bildsäulen von ihm und dem Herzog von Ossuna, die er behandelte, wie er sie selbst behandelt hätte, wenn sie in seiner Gewalt gewesen wären.

Zugleich schickte man dem General von der Flotte Befehl, den Capitän Jacques Pierre, Langlade und die andern Officiere, die mit dem Capitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man sie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdesten Bauart gewählt, um diesen Befehl zu bringen, damit sie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die sich in dasselbe setzten, einen großen Umweg vor, damit sie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen schienen. Man hat nachher erfahren, daß der Capitän die ganze Nacht in der Erwartung gestanden und sich in das beste seiner Schiffe geworfen hatte, sobald das Fahrzeug angekommen war, gleichsam als hätte er die Wahrheit geahnt, und um sich auf allen Fall in Vertheidigungsstand zu setzen. Wahrscheinlich aber stund er noch an, sich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund sein konnte. Der General

verlor keinen Augenblick und schickte zwei auserwählte und unverdächtige Leute auf sein Schiff. Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf einmal ihre Dolche ins Herz und warfen ihn in die See, ohne daß Jemand etwas merkte. Ebenso und ebenso heimlich wurde Langlade nebst vierzig Officieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabei, daß er von nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Creditiv an Dom Pedro vor, einen spanisch geschriebenen Paß für alle Länder spanischer Botmäßigkeit, verschiedene beträchtliche Wechsel und tausend Pistolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den spanischen Gesandten noch den Statthalter von Mailand kennen; irgend ein Bösewicht hat den Paß und das Creditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Golde bekennt er sich, es ist der letzte übrig gebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus und sagt nichts aus, als daß er ein armer, rechtschaffner Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe; er beharrt auf dem hartnäckigsten Stillschweigen. Endlich, nachdem er verschiedene Mal auf alle möglichen Weisen gefoltert worden war, wurde er im Gefängniß erdrosselt und als Verräther öffentlich an einem Fuße gehängt. Ebenso wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Nassau, Bribe, Lorenz Brulard und die zwei Officiere vom Arsenal bestraft, nachdem sie die Tortur mit ebenderselben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Officiere wurden insgeheim erdrosselt oder ersäuft.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Doge und die Zehn an ihren Eid. Er war erst nach einer langen und reifen Berathschlagung gebrochen worden. Viele waren sogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entsetzen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewissenhaftigkeit. Man führte zur Beschönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier durch die zwei französischen Edelleute die Verschwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat also berechtigt wäre, Jaffier's Entdeckung als ungeschehen zu betrachten. Man wandte übrigens Alles an, ihn zu besänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienste an. Er schlug Alles aus, verlangte nichts als das Leben seiner Freunde und ging endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, schickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebens-

strafe das Venetianische Gebiet zu räumen, und viertausend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber seine Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Unterwegens erfuhr er, daß der Anschlag von Brescia noch im Stande wäre, zu gelingen. Die Begierde, sich an dem Senat zu rächen, trieb ihn nach Brescia. Aber in den Papieren der Verschwornen hatte der Senat Licht über diese Unternehmung gefunden. Man schickte unverzüglich Truppen dahin, die sich der wichtigsten Posten bemeisterten und den Anschlag vereitelten. Einige Spanier hatten sich in die Stadt geschlichen, sie kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieses Unglücklichen stellte die Ruhe dieser großen Stadt ganz wieder her, und die erste Sorge des Senats war nun, sich vom spanischen Hof einen andern Gesandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu diesem Posten ernannt mit dem Befehl, unverzüglich abzureisen. Bedemar gab ihm wie gewöhnlich eine Instruction, die fast ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erste war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen seines Vorfahren laut tadeln und in den gleichgiltigsten Dingen ein entgegengesetztes annehmen sollte; der andere, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, sich ganz allein nach dem Squittinio della libertá Veneta richten sollte, und die Ausdrücke, mit denen er sich an verschiedenen Stellen dieser Instruction darauf bezieht, verrathen, so behutsam sie auch gewählt sind, seine Vaterliebe zu dieser Schrift deutlich genug.

Der Senat ließ in allen Venetianischen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien, noch den Spaniern das Mindeste von der Verschwörung zuzurechnen. Die zwei Franzosen, denen man für die Entdeckung verbunden sein wollte, bekamen ein Geschenk von dreißigtausend Ducaten. Dom Pedro verabschiedete vollends seine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Ossuna setzte die Frau und die Kinder des Hauptmann Pierre wieder in Freiheit und überhäufte sie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von seinem Hofe als Statthalter nach Flandern geschickt und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Cardinalshut. Aber freilich konnte nichts auf der Welt einem Geiste wie dem seinigen ersetzen, was er in Venedig verloren hatte. [1])

---

1) Der letzte Satz ist von Schiller hinzugefügt.

41.

Bemerkung Schiller's
zu dem von ihm in der „Thalia“ mitgetheilten Bruchstück des Drama's:
„Das heimliche Gericht“.[1]

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen[2]) so viel gesagt, geschrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand[3]) eingesendet worden, für interessant genug gehalten, um es dem Publicum vorzulegen. Man setzt bei jedem Leser desselben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem „Götz von Berlichingen“[4]) wenigstens bekannt ist. Eine kleine Nachricht von dieser geheimen Gesellschaft, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert fast ganz Deutschland überschwemmte, hat der Herr von Möser in der Berliner Monatschrift gegeben.[5])

---

1) Thalia. Fünftes Heft. 1788. S. 1.

2) Besonders den Freimaurer- und Illuminaten-Orden, die damals in hoher Blüthe standen.

3) Er wußte sehr wohl, von wem es kam. Der Verfasser war sein Freund Ludwig Ferdinand Huber, der Bräutigam von Körner's Schwägerin, Dorothea Stock, der aber später Forster's Wittwe heirathete. Das Drama erschien 1790 vollständig im Druck. Schiller schreibt darüber an Körner, Weimar, den 19. December 1787: „Auf Huber warte ich nun mit Ungeduld. Sein Manuscript setze ich doch in die Thalia; nur wird er mir erlauben, hie und da durch einen bescheidenen Strich den Wald lichter zu machen.“

4) „Götz von Berlichingen“, 5. Akt (Werke, VI. S. 108 f.)

5) Auch in Möser's „Patriotischen Phantasien“ abgedruckt unter dem Titel: „Eine kurze Nachricht von den westphälischen Freigerichten.“

42.

Benachrichtigung Schiller's an die Einsender von Beiträgen zur „Thalia". [1]

Erklärung des Herausgebers.

Den genannten und ungenannten Hrn. Verfassern dramatischer und lyrischer Producte, welche seit etlichen Jahren bei mir eingesandt worden sind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das sie in mich haben setzen wollen, unter meinem Geleite sich bei dem Publicum einzuführen.

Unter diesen eingesandten Stücken befinden sich mehrere, welche mir die Erstlinge ihrer Autoren zu sein scheinen, und über deren Werth oder Unwerth ich aufgefordert werde, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Diesen also erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Theil die völlige Unwissenheit ihrer Namen und Personen mir erleichtert, daß die Nichterscheinung ihrer Aufsätze in meiner Thalia dieses entscheidende Urtheil nicht ist, und daß selbst die Achtung, die das Talent ihrer Verfasser mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer ersten Versuche sehr gut bestehen kann. So gern ich denselben durch Aufnahme ihrer Producte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünscht hätte, ein öffentliches Urtheil über sich zu hören, so wenig konnte dieses mit den Rücksichten bestehen, die ich den Lesern der Thalia schuldig zu sein glaube. Mein Urtheil, in kurzen Worten und ohne Beweis hingeworfen, würde die Absicht, wegen welcher es verlangt und gesagt wird, sehr schlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit. Von mehrern dieser HH. Verfasser werde ich, wie ich vermuthe, jetzt schon losgesprochen sein. Zwischen Einsendung ihrer Beiträge und dieser meiner Erklärung ist bereits mehr als ein Jahr verflossen, und während eines Jahres pflegt

---

1) Thalia. Elftes Heft. 1790. S. 143—144. Im Inhaltsverzeichniß mit der Bemerkung: „den 14. Januar 1790".

sich bekanntlich in einem guten Kopfe gar Vieles zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet sein, durch meine stillschweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, so wird sich dieses Talent sicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urtheils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritischen Wahl, entweder das wahre Genie abzuschrecken oder das falsche zu ermuntern, in ersterm Falle am Wenigsten gewagt werde. Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf; aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald diese Krücke entbehrlich.

Schiller.

Viertes Buch.

1788—1791.

(Weimar. Jena.)

I. Beiträge zum Teutschen Merkur.
II. Beiträge zur Jenaischen Literatur-Zeitung.



Uebersicht des Inhalts.

Dieses Buch ist vorzugsweise Schiller's publicistischer Thätigkeit in Weimar gewidmet und schließt sich somit eng an das vorhergehende Buch an, welches ihn in ähnlicher Thätigkeit in Dresden zeigte. Noch hatte er nicht den Pol gefunden, auf welchen später in den Jahren seiner Meisterschaft alle Kräfte seines Geistes unverwandt sich richteten.

Erster Abschnitt.

Beiträge zum „Teutschen Merkur".

Den 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an und machte zwei Tage darauf bei Wieland seinen Besuch. Den 14. October meldet er Körner, „daß er sich mit Wieland nun zu dem „Merkur" associire, daß nächstes Jahr eine neue Einrichtung davon gemacht, ein neues Avertissement davon gegeben und dieses Journal in einer neuen Gestalt erscheinen werde." Noch inniger wurde dieses Verhältniß zum Merkur nach Schiller's Rückkehr von Rudolstadt, den 12. November 1788. Den 14. schreibt er an Körner:

„Bei meiner Zurückkunft habe ich den armen Merkur in Todesnöthen gefunden. Das Feuer brennt Wieland auf den Nägeln, und er fängt an, mich sehr nöthig zu brauchen. Wenn ich mich nicht entscheidend für den Merkur mit ihm verbinde, so wird er wol aufhören."

Schiller half getreulich mit, um der alternden Zeitschrift frisches, jugendliches Leben einzuhauchen. Außer dem Anfang vom „Abfall der Niederlande" (siehe Werke, X. S. 8) und den beiden Gedichten „Die Götter Griechenlands" und „Die Künstler" lieferte er folgende kleinere Aufsätze:

43. Briefe über „Don Karlos".

In Göschen's „Kritischer Uebersicht der neusten schönen Litteratur der Deutschen", einer Zeitschrift, für welche auch Schiller arbeitete (siehe die letzte Nummer dieses Buches), erschien im 2. Stück des 1. Bandes, Seite 9 bis 62 (1788) eine Recension dieses Schiller'schen Stückes, mit J. unterzeichnet und von Kinder-

vater herrührend. Nach Goedeke (kritische Ausgabe, VI. S. 33) könnte es scheinen, als wenn Schiller in seinen „Briefen“ besonders diese Recension vor Augen gehabt hätte. Die wenigen Anklänge daran reichen jedoch nicht hin, um diese Ansicht zu stützen. (Vgl. auch Wieland's Anzeige des „Don Karlos“ im Septemberhefte des Merkur 1787.) Ausdrücklich aber bezieht sich Schiller, wie wir unter dem Texte nachweisen werden, auf eine Recension in der Jenaischen Literatur-Zeitung 1788, von der er in einem Briefe an Körner v. 12. Juni sagt (Briefwechsel, I. S. 309 f.): „Im 10. Juni der allgemeinen Literaturzeitung wirst Du eine Recension des „Karlos“ finden. Hufeland sagte mir, daß drei Recensenten den „Karlos“ ausgeschlagen hätten. Diese Recension — sie nimmt das ganze Zeitungsblatt ein und ist noch nicht geendigt — verräth einen jungen Mann von vielem Feuer. Ich kann sie jetzt noch nicht ganz schätzen, weil die Fortsetzung noch zurück ist.“ Schiller nahm sich vor, noch andere solcher kritischen Briefe für den Merkur zu liefern, „weil Wieland sehr danach verlangte, und die über den „Karlos“ viel Sensation gemacht haben sollten;“ doch blieb es beim Vorsatz. An Körner schreibt er, Rudolstadt, den 20. August 1788: „Daß Dir meine kritischen Briefe im Merkur gefallen, freut mich. Ich finde auch, daß sie gut geschrieben sind — —. Ich bin begierig, was Du von der Fortsetzung halten wirst; hier hatte ich eine schlimme Sache zu verfechten; aber ich glaube mich mit Feinheit daraus gezogen zu haben. Zugleich gebrauchte ich diese Briefe zu einem Vehikel, allerlei zu sagen, was sich mir da und dort aufgedrungen hat und zu wenig ist, um in eigener Form behandelt zu werden.“

44. Jesuitenregierung in Paraguay.

Die Autorschaft Schiller's hievon steht noch nicht ganz fest, da die Chiffre **S.** unter dem Aufsatze im Merkur nicht absolut beweisend ist. An Körner schreibt Schiller, Rudolstadt, 1. October 1788 (I. 348): „Im September des Merkur werden auch Aufsätze von mir erscheinen, doch von wenigem Belang.“ Und den 20. October 1788 (I. 354): „Im September des Merkur steht noch nichts von mir; den October habe ich noch nicht.“ Im November 1788 antwortet Körner (I. 376): „Wo hast Du denn die Jesuitenanekdote im Merkur her? Hast Du eine noch nicht benutzte Quelle zur Geschichte dieses originellen Staats gefunden, so wäre es der Mühe werth, sie zu bearbeiten. Soviel ich mich erinnere, hat man blos in Raynal's Geschichte eine interessante Darstellung dieses Gegenstandes, und Dieser wird den

Stoff gewiß nicht erschöpft haben." Schiller antwortet darauf nicht, und auch uns ist es bis jetzt nicht möglich gewesen, seine Quelle aufzufinden. Der Aufsatz fehlt in allen früheren Ausgaben von Schiller's Werken.

45. Herzog Alba bei einem Frühstück zu Rudolstadt.

In dem zuletzt erwähnten Briefe fährt Körner fort: „Daß Du die Anekdote von der Gräfin Schwarzburg erhalten hast, ist hübsch; sie hat uns Alle interessirt." Neuerdings ist diese Erzählung durch Sommer wieder populär geworden, der sie im 4. Heft seiner „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" unter dem Titel „Von unsrer Gräfin Kathrine was" in Volksmundart wiedergiebt. Schiller's Quelle s. S. 487.

46. Zwei Recensionen über „Goldoni's Memoiren".

Nur die erste dieser zwei Recensionen ist aus dem Merkur. Da beide einen und denselben Gegenstand behandeln, geben wir jedoch auch die zweite, der Literatur-Zeitung entnommene an dieser Stelle. Schiller berichtet darüber an Körner, Volkstedt, 5. Juli 1788: „Ich habe hier Goldoni's Leben zu recensiren. Lies es auch; es wird Dich Manches darin interessiren." Er war von der Redaction der Jenaischen Literatur-Zeitung mit dieser Arbeit beauftragt und schrieb auch in der That für diese eine Recension des Buches. Dieser Umstand und die unterzeichnete Chiffre S. sind die, noch nicht ganz stichhaltigen, Beweise für Schiller's Autorschaft. Eine gleichfalls im Anzeiger des teutschen Merkur 1788 mitgetheilte, mit S. unterzeichnete Recension über: „Kayser, Leben des Herrn Valentin Jamerai Duval," die von Diezmann und Trömel wegen der Chiffre S. für Schillerisch gehalten wird, wird von Goedeke unserm Dichter aus guten Gründen abgesprochen und hat deshalb in unserer Ausgabe keine Aufnahme gefunden.

47. Spiel des Schicksals.

Schiller hat dieses „Bruchstück aus einer wahren Geschichte" der Geschichte seiner eignen Heimath entlehnt. Körner schreibt ihm den 30. December 1788 (I. 404): „Die Geschichte „Das Spiel des Schicksals" ist von Dir. Am Stil hatte ich's schon erkannt; aber mich däucht auch, daß Du mir eine ähnliche Anekdote vom Herzog von Württemberg erzählt hast. Der Ton der Erzählung ist Dir, meines Erachtens, sehr gelungen. Lebhafte Darstellung ohne Prätension ist eine Manier, die ich mir schwer vorstelle."

Zweiter Abschnitt.

Beiträge zur „Jenaischen Literatur-Zeitung“.

Zu den Bekanntschaften, welche Schiller in Weimar anknüpfte und pflegte, gehörte auch die mit Bertuch, dem mercantilischen Begründer des großen Unternehmens der Jenaischen Literatur-Zeitung. Dieser erwies sich Schillern in mehrfacher Beziehung gefällig und nützlich. Im September 1787 machte er ihm den Vorschlag, an dieser Zeitung mitzuarbeiten, der Schillern in mehr als einer Hinsicht willkommen sein mußte. Er hatte noch Ende August gegen Körner geäußert: „Eigentlich ist doch eine recensirende Societät eine brutale und lächerliche Anstalt, und ich muß Dir gestehen, daß ich zu einem Complot gegen diese geneigt bin. Vorher aber müssen sie mich in ihr Heiligthum führen.“ Dies thaten sie zunächst nur durch Aufträge von geringer Bedeutung. Er schreibt an Körner, Volkstedt, 12. Juni 1788 (I. 310): „Du willst wissen, was ich recensirt habe; diesmal lauter Unbedeutendes“ 2c. 2c.

Es waren dies die Seite 506 ff. abgedruckten

48. Fünf Recensionen

über nachstehende Werke:

Friedrich der Große. Ein Gemälde.
Thanasore oder die Wanderer.
Encyklopädie von Hoff.
Beiträge von Eckartshausen.
Historische Nachrichten von dem letzten Lebensjahre Friedrich's II. Von Herzberg.

Dazu kommt noch die bereits unter Nr. 46 mitgetheilte Recension über Goldoni's Memoiren, welche Schiller Ende October 1788 an Hufeland sandte, die aber erst im Januar 1789 abgedruckt wurde.

Später erschien die

49. Recension von Goethe's „Egmont“,

welche sich auch in der Gesammtausgabe der Werke findet. Den 17. Mai 1788 schreibt Schiller an Körner: „Goethe's fünften Theil habe ich vor einer Stunde (er hatte ihn aber schon den 7. Mai) unter anderen Recensendis aus Jena erhalten. Ich freue mich auf die Recension des „Egmont“; jetzt habe ich nur einen Blick hineinwerfen können und schon viel Vortreffliches

entdeckt." Und den 20. October berichtet er: „Meine Recension von „Egmont" hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht, und von der Expedition der allgemeinen Literaturzeitung sind sehr schöne Anerbietungen an mich darauf erfolgt. Goethe hat mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen."

Da wir Schiller's Recensenten-Thätigkeit für die Literatur-Zeitung gern in einer ununterbrochenen Darstellung geben möchten, so haben wir auch die Recensionen der Jenaischen Zeit sogleich hier beigefügt, und zwar zunächst die

50. Recension von Bürger's Gedichten, und die Erwiderung Schiller's auf Bürger's Antikritik,

aus dem Jahre 1791. Im April 1789 war Bürger in Weimar gewesen, und Schiller hatte die wenige Zeit, die er daselbst verweilte, in seiner Gesellschaft zugebracht. Er urtheilte damals über ihn: „Der Charakter von Popularität, der in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier wie dort verliert er sich zuweilen in das Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am Früheßten verblühen."

Bürger's „Antikritik" beantworte Schiller durch die S. 537 ff. abgedruckte „Vertheidigung".

Bürger setzte den Kampf mit den Waffen der Satire in dem Göttinger Musenalmanach für 1793 fort; die Gedichte „Ueber Antikritiken", „Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Gedichten, die aber nicht vorgedruckt werden soll", „Unterschied", „Der Vogel Urselbst, seine Recensenten und der Genius" beziehen sich auf seinen Streit mit Schiller. Wir theilen unter dem Text einige Stellen daraus mit. Den 15. October 1792 schreibt Schiller an Körner (II. 342): „In dem neuen Göttinger Musenalmanach hat Bürger seine Galle an mir und an der Literatur-Zeitung recht ausgelassen. Die Plattitüden dieses Menschen, seine Anmaßungen und seine völlige Unbekanntschaft mit dem, was ihm in meiner Recension gesagt worden ist, wird Dich in Verwunderung setzen."

Mit größerer Anerkennung sprach sich Schiller über Matthisson aus in seiner

51. Recension von Matthisson's Gedichten,

welche 1794 in dritter vermehrter Auflage erschienen waren. Auch

mit Matthisson hatte Schiller persönlich Bekanntschaft gemacht und Briefe mit ihm gewechselt. Er war Mitarbeiter an der „Neuen Thalia" und dem „Musen-Almanach".

52. Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795.

Gleichfalls aus dem Jahre 1794. Den 5. October 1794 schreibt Schiller an Dannecker: „Deiner lieben kleinen Frau wie auch Rapp's (Rapp war ein Kaufmann in Stuttgart) sage recht viel Schönes und Freundschaftliches von mir. Rapp's Aufsätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird er meine Meinung darüber finden." Und in einem Briefe an Schütz den 30. September: „Zugleich frage ich bei Ihnen an, ob Sie es wol zufrieden sind, daß ich einen Gartenkalender recensire, der kürzlich in Schwaben (bei Cotta) erschienen ist, und der mir Gelegenheit giebt, mein Glaubensbekenntniß über die deutschen Parks u. dergl. abzulegen."

Dies sind Schiller's Recensionen in der Jenaischen Literatur-Zeitung; mit Ausnahme von Nr. 48 und der „Erwiderung" in Nr. 50 haben dieselben Aufnahme in seine Werke gefunden.

Ein drittes kritisches Journal, für welches Schiller noch in Weimar arbeitete, war die bei Göschen in Leipzig erscheinende, von Professor Heydenreich redigirte „Kritische Uebersicht der neusten schönen Litteratur der Deutschen". (S. Nr. 43.) In diesem Journal findet sich Schiller's

53. Recension von Goethe's „Iphigenie".

Den 17. Mai 1788 schreibt Schiller an Körner (I. 297): „Göschen giebt auch, wie Du wissen wirst, ein periodisches kritisches Werk heraus, an dem ich auch Antheil nehmen werde, weil ich darin an kein Buch und auch an keinen Raum gebunden bin." Und an Göschen den 8. Januar 1789: „Die Recension der „Iphigenie", die ich diesen Sommer hingeworfen, schreibe ins Reine, und in 10 oder 12 Tagen werden Sie solche erhalten." Das Journal hörte mit dem 2. Stücke des 2. Bandes auf, und Schiller's Recension, die in dem letztern enthalten war, blieb unvollendet. Darum nahmen weder er noch Körner sie in die Sammlung der prosaischen Schriften auf, und sie gerieth in Vergessenheit. Das Weitere sehe man unter dem Texte.

Erster Abschnitt.

43.

Briefe über „Don Karlos“.[1])

Erster Brief.

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Karlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sei. Es däucht Ihnen noch wol möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Uebertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wol dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am Wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen sein, und daß sie es also weniger mit der Sache selbst als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich sein, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen; aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen Desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

---

1) Zuerst erschienen in: „Der Teutsche Merkur“ vom Jahr 1788. Julius 1788. S. 35—61 (erster bis vierter Brief); December. S. 224—267 (fünfter bis zwölfter Brief). Unterzeichnet: Sch. Von Schiller in die Ausgabe seiner „Kleineren prosaischen Schriften“ (I. Th. 1792. S. 163—262) aufgenommen.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Divinationsgabe und Billigkeit seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchen sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhilfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkt noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten ist, was zum Verständniß desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie Sich's also gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeit lang von diesem Gegenstand unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden; ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstand mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Réal's Novelle,[1]) vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im ersten Stück der Thalia[2]) mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art, zu denken und zu empfinden, ergangen sind,

---

1) Histoire de Dom Carlos, fils de Philippe II. roy d'Espagne. A Amsterdam MDCXCI. Im Buche selbst heißt die Histoire: Dom Carlos, nouvelle historique. Vgl. auch Wieland's Anzeige des Don Karlos im Merkur 1787, 3. Vierteljahr, Anzeiger S. CXXIII: „Hr. Sch. ist schon ehemals erinnert worden, daß man nicht Dom, sondern Don Karlos sagt."

2) Dieselben sind abgedruckt in unsrer Ausgabe Band III. S. 117 ff.

mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publicums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wol der kleinste Theil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand als der meinigen nicht viel besser würde gelungen sein. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkteste Vertrauen Philipp's davontrug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oeconomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschlüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Möchten sie indessen doch nur die vielen Declamationen beschließen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; inwiefern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am Besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegen-

gesetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Classe natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte also dargethan werden, inwiefern er mit der Menschennatur zusammenhängt, inwiefern seine Gesinnungen wie seine Handlungen aus sehr menschlichen Trieben fließen und in der Verkettung äußerlicher Umstände gegründet sind; Diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl sein, was ihn mit Recht aus der Classe natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopf nicht Dasein empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht sein, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst Ihresgleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruch dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipp's des Zweiten Jahrhundert kein Mensch so wie Marquis Posa gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Consequenz realisirt, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu sprechen. Nach dem Beispiel aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsterniß und Licht, eine hervorragende, isolirte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein-

organisirte, empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das Geheimniß, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Licht auf sie wirkt und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sclaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser und wo natürlicher zur Welt geboren werden als in der Nähe Philipp's II. und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses; denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die flandrischen Unruhen erhielten sie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von außen, sein Stand als Malteserritter selbst schenkten ihm die glückliche Muße, diese speculative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig sein, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben sein können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahn die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden, so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzustreiten. In einem Zeitpunkt vollends, der so reich wie jener an Beispielen ist, daß Menschen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig Begeisterndes haben,

sollte, däucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig sei, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist außerdem als Held angekündigt.[1]) Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äußern soll. Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müßten, däucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz Anderm werden als in dem Gehirn eines Schulgelehrten oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoß genommen hat: sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte sein, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths als seiner genauen Kenntniß von Jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein ander Mal, wenn ich Sie von Philipp II. unterhalte; jetzt hatte ich es blos mit Posa's Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Karlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein ebenso rührender Gegenstand für die Tragödie sein könne als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte,[2]) befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die

---

1) „Don Karlos", 3. Akt, 7. Auftr. (Bd. III. S. 233).

2) Schiller deutet hiermit auf den Plan zu seinen „Maltesern", in welchen eine Episode die leidenschaftliche Freundschaft zweier jungen Ritter, St. Priest, des natürlichen Sohnes des Großmeisters La Valette, und Crequi, darstellen sollte. Vorgebildet war diese Episode in Vertot's (s. Geschichte des Malteserordens) Erzählung von dem Heldentode der beiden Freunde Heinrich von La Valette, Neffen des

meisten meiner Leser, als ausgemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in dem Verhältniß zwischen Karlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkt haben Sie folglich diese beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zusammenhang deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen und auch schlechterdings nicht sein konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden könnte irre geführt haben; aber dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen Beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheil konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältniß, in welchem Beide zusammen auftreten, war Reminiscenz ihrer frühern akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals an einander geknüpft. Ein Charakter wie Posa's, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, diese lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben; ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen sein. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer anbieten als ein zart und lebendig fühlender, seiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender Fürstensohn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist Posa der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weitumfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muß durch ein schweres Opfer errungen werden.

Großmeisters, und des Chevalier von Bolastren. Unsre Ausgabe des „dramatischen Nachlasses" wird darüber das Nähere bringen.

„Da fing ich an, mit Zärtlichkeiten
Und inniger Bruderliebe Dich zu quälen;
Du, stolzes Herz, gabst sie mir kalt zurück.
— Verschmähen konntest Du mein Herz, doch nie
Von Dir entfernen. Dreimal wiesest Du
Den Fürsten von Dir, dreimal stand er wieder
Als Bettler da, um Liebe Dich zu flehn u. s. f.
— — — — Mein königliches Blut
Floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn,
Von Rodrigo geliebt zu sein."[1])

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Uebereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bittenden Freund. Karlos öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif als Freundschaft für Karlos; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblick, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," sagt er, „wenn Du — König bist."[2]) Ist es möglich, daß sich in einem so jungen Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Ungleichheit ihres Standes, Freundschaft erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und Karlos war der Einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwiderte. Ein Geist wie Posa's mußte seine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Karl schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst und freute sich seines Bildes. So entstand diese akademische Freundschaft.

---

1) „Don Karlos", 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 132 f.). — Schiller citirt aus dem Gedächtniß mit mehrfachen Abweichungen von dem gedruckten Texte.

2) Daselbst, 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 132).

Aber jetzt werden sie von einander getrennt, und Alles wird anders. Karlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreis eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühl so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in nie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählig in einen Zustand müßiger Schwärmerei, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstre Schwermuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren, fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustand kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene früheren Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend, halb sterbend in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes, sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
Auf dieser großen weiten Erde, Niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schifffahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle, keine, keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten kann." [1]

1) „Don Karlos", 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 131).

Hilflosigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein ist und unglücklich. So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offnen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen im Großen wie im Kleinen handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glückes lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählig eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraum dehnt sich seine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein thätiger, handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang, zu wirken, ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studirt, ihre Kräfte, ihre Hilfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny[1]) u. A., nehmen ihnen das Romantische und stimmen sie allmählig zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender

1) Coligny wird freilich in keiner Ausgabe des „Don Karlos" besonders erwähnt. Doch vergl. „Don Karlos", 5. Akt, 8. Auftr. (Bd. III. S. 321), worauf auch Schiller im „Merkur" verweist.

Entwürfe, mit geschäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen und feuriger für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war,*) so kommt er jetzt von der großen Ernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hilfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
Ein kräftiges und großes Volk, und auch
Ein gutes Volk, und Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, das muß göttlich sein." [1])

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menschenglück, in Alcala

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem König kommen diese Lieblingsideen an den Tag. „Ein Federzug von Ihrer Hand," sagt er ihm, „und neuerschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! [2]) Lassen Sie,
Großmüthig wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude! [3])
Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her! Der Bürger
Sei wiederum, was er zuvor gewesen,
Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht
Als seiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte!
Der Landmann rühme sich des Pflugs und gönne
Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone!
In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
Zum Bildner einer schönern Welt! Den Flug
Des Denkers hemme keine Schranke mehr
Als die Bedingung endlicher Naturen!" [4])

1) „Don Karlos", 3. Akt, 10. Auftr. (Bd. III. S. 244).
2) Daselbst, 3. Akt. 10. Auftr. (Bd. III. S. 247).
3) Daselbst, 3. Akt, 10. Auftr. (Bd. III. S. 246).
4) Daselbst, 3. Akt, 10. Auftr. (Bd. III. S. 248).

verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines geträumten Staats[1]) zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fiebrischer Heftigkeit stürzt ihm Dieser entgegen.

„Ich drück' an meine Seele Dich, ich fühle
Die Deinige allmächtig an mir schlagen.
O, jetzt ist Alles wieder gut. Ich liege
Am Halse meines Rodrigo!"[2])

Der Empfang ist der feurigste; aber wie beantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwidert er diesen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipp's Sohn
Erwartete — — Das ist
Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
Denn jetzt steh' ich als Rodrigo nicht hier,
Nicht als des Knaben Karlos Spielgeselle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie — es sind die flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen"[3]) u. s. f.

Unfreiwillig entwischt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und

---

1) Vgl. „Don Karlos", 4. Akt, 21. Auftr. (Bd. III. S. 293):
„Er mache —
O sagen Sie es ihm! — das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundschaft göttliche Geburt!"

2) Daselbst, 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 129).

3) Daselbst, 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 129 f.).

Karlos muß alles Rührende seiner Lage aufbieten, muß die entlegensten Scenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken und ihm auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften.[1]) Schrecklich sieht sich Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzweigebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlin seines Vaters. —

„Das ist der Karl nicht mehr,
Der in Alcala von Dir Abschied nahm,
Der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
Das Paradies dem Schöpfer abzusehn
Und dermaleinst als unumschränkter Fürst
In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
Sind diese Träume!“[2]) —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? und wie hat Posa, der Weltbürger, gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Karlos gezittert, als daß er es hätte wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammenkunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wär' es gewesen, auf Erstickung dieser Leidenschaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das Schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. So lang sein Freund in unbefriedigten Wünschen verschmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; so lang seine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Karlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen

1) „Don Karlos“, 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 131—133).
2) Daselbst, 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 130 f.).

heißesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten; was kann er anders thun, als diesen erloschenen Heldengeist an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß sein, daß sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hinderniß, das sich seiner großen Angelegenheit entgegenwarf, selbst diese unglückliche Liebe wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muß durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„— In dieser hoffnungslosen Flamme
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
Die stolze, königliche Frucht, woran
Nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
Ein schneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
Beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
An diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen." [1])

Aus den Händen der Königin empfängt jetzt Karlos die Briefe, welche Posa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vortheil seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück, und Posa glaubt zu bemerken, daß sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Karlos' Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe heruntersank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag.

1) „Don Karlos", 4. Akt, 21. Auftr. (Bd. III, S. 295).

„O, ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einst,
Einst war's ganz anders. Da warst Du so reich,
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In Deinem weiten Busen Raum. Das Alles
Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
Von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne,
Dem ungeheuern Schicksal der Provinzen
Nicht einmal eine Thräne mehr! O Karl,
Wie arm bist Du, wie bettelarm geworden,
Seitdem Du Niemand liebst als Dich!" [1])

Bang vor einem ähnlichen Rückfall, glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. So lange Karl in der Nähe der Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

„Er soll
Dem König ungehorsam werden, soll
Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
Mit offnen Armen die Flamänder ihn
Erwarten. Alle Niederlande stehen
Auf seine Losung auf. Die gute Sache
Wird stark durch einen Königssohn." [2])

Würde der Freund des Karlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa, der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wagende Kühnheit, die ein heroischer Zweck allein einzuflößen im Stand ist; Freundschaft ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfs, dieser Alles ausschließenden [3]) Neigung, worin doch allein

1) „Don Karlos", 2. Akt, 15. Auftr. (Bd. III. S. 215).

2) Daselbst, 4. Akt, 3. Auftr. (Bd. III. S. 257).

3) Im „Merkur" lautet diese Stelle: „dieser Alles ausschließenden, Alles für einen Gegenstand hingebenden, Alles in einem Gegenstande genießenden Neigung." Es ist sehr wohl möglich, daß die fehlenden Worte nur durch Versehen bei dem Wiederabdruck in den „Kleineren Schriften" ausgefallen sind.

der eigenthümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht? Wo ist bei ihm das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen großen kosmopolitischen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande steht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständniß bringen; aber er wird sich mit dem kleinen Theil der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter wie der seinige niemals Hoffnung machen. Hohes, wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt als Karln, thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben wie Hamlet seinen Horatio.[1]) Man hält dafür, daß das Wohlwollen um so schwächer und laulicher werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen; aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollesten Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele wie die Gestalt einer Geliebten. Da es Karlos ist, der dieses Ideal von Menschenglück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so faßt er zuletzt Beides in *einem* Gefühl unzertrennlich zusammen. In Karlos allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit jetzt an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur

---

1) Shakespeare's „Hamlet", III. 2:

„and I will wear him
In my heart's core, ay, in my heart of heart,
As I do thee."

(.. und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich Dich hege.) (Uebers. v. Schlegel.)

Vgl. „Wallenstein's Tod", Akt III. Sc. 18:

„.. den Feind, den ich
Im Herzen meines Herzens eingeschlossen."

in **einem** Gegenstand auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,
Nur einem Einzigen geweiht, umschloß
Die ganze Welt. In meines Karlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen." [1])

Hier ist also Liebe zu **einem** Wesen, ohne Hintansetzung der allgemeinen — sorgsame Pflege der Freundschaft, ohne das Unbillige, das Ausschließende dieser Leidenschaft. Hier allgemeine, Alles umfassende Philanthropie, in einen einzigen Feuerstrahl zusammengedrängt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet haben, was es veredelt hat? Dieses Gemälde von Freundschaft sollte an Rührung und Anmuth verlieren, [2]) was es an Umfang gewann? Der Freund des **Karlos** sollte darum weniger Anspruch auf unsre Thränen und unsre Bewunderung haben, weil er mit der beschränktesten Aeußerung des wohlwollenden Affects seine weiteste Ausdehnung verbindet und das Göttliche der universellen Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohn seiner Feinde die gefährlichsten Blößen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verschmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendste Hilfe; noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz

1) „Don Karlos", 4. Akt, 21. Auftr. (Bd. III. S. 293).

2) Im „Merkur" lautet diese Stelle: „verlieren, was ihm an Würde gegeben worden? an Stärke verlieren, was es an Umfang gewann?" Vielleicht auch hier von Schiller nicht beabsichtigte Auslassung, ähnlich wie S. 451, Anmerk. 3.

befreit, aus diesem Seelenzustand muß er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.[1]

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem König ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum ersten Mal fühlen läßt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwang seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurückversetzt, haben ihn das Leere und Gekünstelte seiner Despotengröße fühlen und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur,
Und wieder König! — Keine bessre Antwort
Als leeren, hohlen Widerhall! Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heißen Fieberdurst. Er giebt
Mir — glühend Gold —"[2]

Gerade ein Gang der Begebenheiten wie der bisherige, däucht mir, oder keiner konnte bei einem Monarchen, wie Philipp II. war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden Beide zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch Karlos' Leidenschaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem König wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen; darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß sie bis hieher als Haupthandlung beschäftigte,

---

1) Vgl. „Don Karlos", 2. Akt, 15. Auftr. (Bd. III. S. 216), auf welche Stelle auch Schiller im „Merkur" verweist

2) Daselbst, 3. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 219).

das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Karlos' Liebe, als die blos vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andre sind als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation, Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft blos geahnt hat, treten jetzt sichtbar hervor und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Karlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellt, wurde von ihm nur als das einzige, unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus wie der Zweck selbst umfaßt. Aus diesem universelleren Motive mußte eben der ängstliche Antheil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fließen, als nur immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Karl's Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuß seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in Karlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu suchen; am Allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher zu Diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgiltigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts.
Ich wahrlich nichts! — Mich hier in diesen Zimmern!
Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,
Es führt zu nichts." [1])

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf seinen herrschenden Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblick machen laßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert

1) „Don Karlos", 3. Akt, 8. Auftr. (Bd. III. S. 244).

werden muß.[1] Noch ist es nicht klarer, zusammenhängender Plan, was er sich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch diese kaum; blos flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken sein möchte. Er soll vor Denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. „Man muß den Augenblick nutzen," sagt er zu sich selbst, „der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm verarbeiten kann?"[2] — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich blos, bei demjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem König vernünftigerweise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen doch wol einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche, unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geist. Diese Wirkung konnte wohlthätig sein, wenn sie auch blos dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen ließ, daß es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er

---

1) Evang. Matth., 25. 27.

2) „Don Karlos", 3. Akt, 9. Auftr. (Bd. III. S. 236):

(Marquis.) „Wohl gesprochen, Herzog. Nutzen
Muß man den Augenblick, der einmal nur
Sich bietet. — —
Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand!"

(NB. Den Druckfehler „furchtbar" wolle man verbessern!)

sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemüthslage desselben zu wenig unterrichtet, um sie mit in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äußerst günstig für ihn und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grund der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung giebt ihm einen lebhaftern Schwung und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch Diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt und deutlich zu erkennen giebt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt, in diesem Zustand der Leidenschaft werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergeht es ihm wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Karlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf Diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Karlos' Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft als die herrschende den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, daß man es mit so weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber Alles ist erklärt, sobald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordnet. Dann ist es natürlich, daß diese bei dem nächsten Anlaß ihre Rechte reclamirt und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Karlos und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß Dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Karl's wäre es ebenso verdammlich, als es unbegreiflich sein würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Ueberraschung, der Leidenschaft vergiebt man sie leicht; aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber scherzt oder sich ernsthaft davon reinigt. „Gesetzt," sagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?"

Königin. „Nein, Marquis,
Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
Unreifen Einbildung Sie zeihen. Sie sind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
Was nicht geendigt werden kann."
Marquis. „Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich." [1])

Karlos selbst hat tief genug in die Seele seines Freundes gesehen, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers außer Zweifel zu setzen. „Du selbst," sagt er ihm, noch immer im Wahn, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden,
Was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
Den Spaniern die goldnen Tage schenken,
Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
Ist es ja aus, auf immer aus. Das hast
Du eingesehn. O, diese fürchterliche Liebe
Hat alle frühen Blüthen meines Geists
Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
Für Deine großen Hoffnungen gestorben.
Vorsehung oder Zufall führen Dir

1) „Don Karlos", 4. Akt, 3. Auftr. (Bd. III. S. 255).

Den König zu — Es kostet mein Geheimniß,
Und er ist Dein! Du kannst sein Engel werden;
Für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht
Für Spanien!“ [1]) u. s. f.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen:

„— Er hat
Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer
Wie seine eigne Seele. O, das weiß ich —
Das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
Das Vaterland nicht theurer sein als Einer?
Sein Busen war für einen Freund zu groß,
Und Karlos' Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend.“ [2])

Siebenter Brief.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde Karlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, so wußte er auch nicht anders, als daß er diese in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wußte Karlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Karlos sein Herz besaß: eben weil er das wußte und im Herzen voraussetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt sein könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem König vorgegangen war, mußte in seinen Gedanken ebenso viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Karlos' künftiger Beruf zum Thron, hatte der Königssohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas vor sich Bestehendes und durchaus nur Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen

---

1) „Don Karlos“, 5. Akt, 1. Auftr. (Bd. III. S. 304).
2) Daselbst, 4. Akt, 13. Auftr. (Bd. III. S. 275).

den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen worden sein; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delicatesse, es war Mitleid, daß Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Posa, Karlos' Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowol sich selbst als nachher seinem Freunde von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angiebt, von ganz andrer Art. 4. Akt, 6. Auftritt.

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
Sein heiliges Geheimniß übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen Dir
Nicht Leiden bringt? Vielleicht erspart? — Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt?“ 1)

Und in der dritten Scene des fünften Akts:

„— — Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
Von stolzem Wahn geblendet, ohne Dich
Das Wagestück zu enden, unterschlage
Der Freundschaft mein gefährliches Geheimniß.“ 2)

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen (die an sich selbst bei Weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motiviren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahreren Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüths giebt eine andre Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte. „Es stand bei mir,“ sagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
Heraufzuführen über diese Reiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
Mich seinen Sohn. Ich führe seine Siegel,
Und seine Alba sind nicht mehr,“ u. s. f.

---

1) „Don Karlos“, 4. Akt, 6. Auftr. (Bd. III. S. 265).
2) Daselbst, 5. Akt, 3. Auftr. (Bd. III. S. 308 f.).

„Doch geb' ich
Den König auf. In diesem starren Boden
Blüht keine meiner Rosen mehr. Das waren
Nur Gaukelspiele kindischer Vernunft,
Vom reifen Manne schamroth widerrufen.
Den nahen hoffnungsvollen Lenz sollt' ich
Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
Im Norden zu erkünsteln? Eines müden
Tyrannen letzten Ruthenstreich zu mildern,
Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
Verhängniß reift in meinem großen Freunde.
Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!
Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!
Wenn ich das Schlimmere gewählt! Wenn ich
Den großen Wink der Vorsicht mißverstanden,
Der mich, nicht ihn, auf diesen Thron gewollt!" [1]

Also hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem höheren nachsteht, und daß ihr nur durch dieses letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stück hat dieses Verhältniß zwischen beiden Freunden richtiger beurtheilt als Philipp selbst, von dem es auch am Ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners [2]) legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

„Und wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern." [3])

---

1) „Don Karlos", 4. Akt, 21. Auftr. (Bd. III. S. 294 f.).
2) Daselbst, 5. Akt, 4. Auftr. (Bd. III. S. 314):
„Doch dieser große Menschenkenner sinke
Vor Scham dahin, daß seine graue Weisheit
Der Scharfsinn eines Jünglings überlistet!"
3) Daselbst, 5. Akt, 9. Auftr. (Bd. III. S. 325).

Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander oder von außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stückes selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrthum zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten und sie gleichsam werden sehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn repräsentirt wird oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, daß er dieses zufällige, bedingte, seinem Freund nur geliehene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemäldes als ein einfaches moralisches Element, unbekümmert, in wie viel Theile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von Posa's Bestrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, ist ihm Dieser nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke so wichtig, befriedigt er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb als nur diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht wol eine engere Grenze gesteckt sein — so muß der letzte Endzweck des Stückes mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wol Episode zu einer Handlung sein, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posa's Freundschaft mißverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stückes, wenn es Liebe nicht sein soll und Freundschaft nie sein konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert; aber weder diese noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden sein, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders als in diesem Dritten könnte sie liegen?

Rufen Sie Sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüthe, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde und unsre Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wol größere Wunder schon gethan, [1] in dem nächsten Julianischen Cyclus gefallen möchte, unsre Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit und mit ebenso gutem Willen befruchtet in dem erstgebornen Sohn eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche bloßes Spielwerk war, dürfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerk, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jüngling an, daß er wol gar Derjenige sein dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht,

1) In „Kabale und Liebe", Akt 5, Sc. 2 (Bd. III. S. 97), sagt Ferdinand: „Gepriesen sei mir der Zufall; er hat größere Thaten gethan als die klügelnde Vernunft."

Diese Stelle führt Schiller auch in einem Briefe an Körner an (Briefwechsel, I. S. 15), und damit wird es wahrscheinlich, daß er sich unter dem Freunde, an welchen er im Geiste diese „Briefe über Don Carlos" richtete, Körner dachte, wie ja auch der Inhalt derselben, besonders dieses achten, ergiebt.

gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet: Freiheitssinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wiederfordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Constellation zu vollenden, eine schön organisirte Jünglingsseele am Thron, in einsamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus — müßte der Königssohn sein, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Sein Sie
Ein Mensch auf König Philipp's Thron! Sie haben
Auch Leiden kennen lernen" — [1])

Aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechzehnten Jahrhundert — Philipp des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moralische Empfindung sich läutert — einen geistreichen, gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst — was hindert mich, dieses anzunehmen? — ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen, und den irgend ein verborgner Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitre menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Aus-

1) „Don Karlos", 5. Akt, 7. Auftr. (Bd. III. S. 320).

übung entgegensetzen werden. „Sagen Sie ihm," trägt er der Königin auf:

„Daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insecte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume; daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvor gesagt —" [1])

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Conflict mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses mußte längst vorhergegangen sein und konnte auch nicht wol zum Gegenstand eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen; denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben! — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre subjective Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versehen sollen, mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug sei, über

1) „Don Karlos", 4. Akt, 21. Auftr. (Bd. III. S. 294).

den Schmerz zu siegen;[1]) er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegenwerfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher sein, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr sein wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maaße leisten als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten sein könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten, sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinct hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

„Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust,
Lang ehe noch Elisabeth hier herrschte."[2])

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unschuld, die der Einfalt sehr nahe kommt. Wie Viele, die diese Scene lesen, würden die Prinzessin weit schneller verstanden haben! Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessin giebt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens,[3]) und dies war doch gewiß ein sehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung sollte man ihn erhaben sehen; daher die ganze Episode der Prinzessin von Eboli, deren buhlerische Künste an seiner besseren Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er es also zu thun, und ganz wird ihn die

---

1) Siehe oben S. 114, Anmerk. 1.

2) „Don Karlos", 1. Akt, 9. Auftr. (Bd. III. S. 159, Anmerk. 1).

3) Schiller hat vergessen, daß diese Stelle in der ersten Ausgabe des „Don Karlos" (1787) nicht mehr vorkommt. Sie steht nur in der „Thalia" (I. 3. Heft, S. 56):

(Karlos.) „Ja — laß mich Deinen Engel sein — Du willst?
Doch Engel dürfen sich ja küssen? Nun,
Bei diesem Kuß — — Ja, liebes Mädchen, roth
Mußt Du mich werden lassen — Frei heraus —
Es ist der erste meines Lebens."

Tugend haben, wenn es ihm gelungen sein wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gezeichnet worden, warum ich es zugelassen habe, daß die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel unstäte Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches, wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Schöne, Delicatesse, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmuth sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes sollte er zeigen; aber weise sollte er nicht sein. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern; aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu sein. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was sich vereinigen muß, sein vorgesetztes Ideal von einem künftigen Staat auszuführen, sollte sich in diesem Charakter beisammen finden; aber entwickelt sollte es noch nicht sein, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Ebenso begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipp's und seiner Geistesverwandten einen so großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts als die Maschinen hätten sein sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem geistlichen, politischen und häuslichen Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglücks aus dem Stücke gleichsam hervorgehen zu lassen, so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemälde des Despotismus sein reizendes Gegentheil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Thron, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Millionen allein[1]) ist, daß die Furien des Argwohns seinen

1) Vergl. „Don Karlos", 2. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 165):
(Karlos.) „Mir graut vor dem Gedanken,
Auf einem Thron allein zu sein."
(Philipp.) „Ich bin allein."

Schlaf anfallen, daß ihm seine Creaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunks bieten;[1] wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten,[2] und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war.[3] Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sklaven dienen, sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie Den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Thaten zu sein, einem Knaben gleich lenken.[4] Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büßen.[5] Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich ihr zu entziehen, von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt, herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen.[6] Wir verachten diese

1) Vergl. „Don Karlos", 3. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 219):
(König.) „Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heißen Fieberdurst — er giebt
Mir glühend Gold."

2) Daselbst, 3. Akt, 5. Auftr. (Bd. III. S. 229):
(König.) „Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht —
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen!"

3) Daselbst, 5. Akt, 4. Auftr. (Bd. III. S. 314):
(Karlos zu Philipp.)
„Dies feine Saitenspiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden."

4) Daselbst, 3. Akt, 4. Auftr. (Bd. III. S. 228):
(Philipp zu Alba und Domingo.)
„Ich bin der Bogen, bildet Ihr Euch ein,
Den man nur spannen dürfe nach Gefallen?"

5) Siehe die 10. Scene des 5. Akts zwischen Philipp und dem Großinquisitor (Bd. III. S. 328).

6) Vergl. „Don Karlos", 3. Akt, 10. Auftr. (Bd. III. S. 243):
(Posa zu Philipp.) „Aber Schade!
Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten,
Und dieser neugegossnen Creatur
Zum Gott Sich gaben — da versahen Sie's
In Etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort,

Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unsrigen machen, weil er auch blos durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemälde zurückstößt, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Karlos', in seines Freundes und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standort noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger sein; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandtheile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen; aber es sei mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, daß, um die Hauptidee des Stückes herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muß sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muß sie sich beschäftigt haben, und nun höre man, wie Karlos von uns und seiner Königin scheidet.

„— Ich habe
In einem langen schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Sei das Vergangne! [1]) Endlich seh' ich ein, es giebt
Ein höher, wünschenswerther Gut, als Dich
Besitzen [2]) — Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir! Es ist

Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Bereuenswerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
Zu Ihrem Saitenspiel herunterstürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?
(König.) Bei Gott,
Er greift in meine Seele!"

1) „Don Karlos", 5. Akt, 11. Auftr. (Bd. III. S. 334).
2) Daselbst, 5. Akt, 11. Auftr. (Bd. III. S. 335).

Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert[1]) — Einen Leichenstein will ich
Ihm setzen, wie noch keinem Könige zu Theil
Geworden — Ueber seiner Asche blühe
Ein Paradies!"
(Königin.) „— — So hab' ich Sie gewollt!
Das war die große Meinung seines Todes."[2])

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer;[3]) aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subject ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjecte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrschend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstract und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen und, als lebendig wirkende Motive in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen." Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind deswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es

---

1) „Don Karlos", 5. Akt, 11. Auftr. (Bd. III. S. 334 f.).
2) Daselbst, 5. Akt, 11. Auftr. (Bd. III. S. 334).
3) Im „Merkur": „Ich bin weder J— noch M—."

vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem Montesquieu[1]) erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

Elfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde Posa verabschiede, noch ein paar Worte über sein räthselhaftes Benehmen gegen den Prinzen und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkür über seinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen sie, läßt es sich entschuldigen, daß Marquis Posa, anstatt dem Prinzen geradeheraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maaßregeln zu bereden und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Mißtrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreißen könnten und auch wirklich nachher hingerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber die äußerste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das ebenso unglücklich ausschlagen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen widrigen Behelf erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich schneller und ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen sein?

---

1) Ueber Schiller's Studium des Montesquieu um diese Zeit vgl. den Brief an Lotte, Weimar, den 4. December 1788 (Schiller und Lotte, S. 158 f.), in welchem er u. A. sagt: „Da seine Gegenstände die wichtigsten und die eines denkenden Menschen am Würdigsten sind (denn was ist den Menschen wichtiger als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?), deshalb gehört er mit Recht unter die kostbarsten Schätze der Literatur."

Weil dieses gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltesers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte man, ein Wenig rasch, voraus, daß sich der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen lassen, der inneren Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzuthun und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltesers zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhang dieses Charakters keinen nähern Aufschluß mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urtheil blos darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt worden ist.

Unstreitig! der Charakter des Marquis von Posa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte und über die unedeln Hilfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe; aber was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: „daß Liebe zu einem wirklichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideal sich in ihren Wirkungen ebenso ungleich sein müssen, als sie in ihrem Wesen von einander verschieden sind — daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von Beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt, und weil Jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit Anderer beinahe ebenso im Streit liegt als Dieser, dessen letztes Ziel sein eignes Ich ist." Wahre Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjects willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospecte. Die Tugend handelt groß um des Gesetzes willen, die Schwärmerei um ihres Ideales willen, die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Classe wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unsern

Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir.[1]) Karlos hat Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er diesen Unterschied außer Acht ließ und einen großen Mann zu seinem Busenfreund machte.

„Was geht die Königin Dich an? Liebst Du
Die Königin? Soll Deine strenge Tugend
Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?[2])
— — — — Ach, hier ist nichts verdammlich,
Nichts, nichts als meine rasende Verblendung,
Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
Daß Du so — groß als zärtlich bist.“[3])

Geräuschlos, ohne Gehilfen, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Schlafenden sorgt,[4]) will er seines Freundes Schicksal auflösen; er will ihn retten wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde Beider Verderben. Karlos verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die Keinem, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herumzuschauen oder dem Gang seiner eignen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd sein kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber, durch einen sehr menschlichen Uebergang, einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. Durch practische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft soll

1) Statt der Sätze: „Wahre Größe“ bis „lieben wir“ heißt es im „Merkur“: „Eben weil Jener die Handlung in steter Hinsicht auf ein unendliches Ganze thut, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospecte. Große Menschen handeln schön, um der moralischen Schönheit willen; gute Menschen handeln schön, um des Gegenstandes willen. Aus Jenen wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige wählen — aber nur aus Diesen unsern Freund.“

2) „Don Karlos“, 5. Akt, 1. Auftr. (Bd. III. S. 305).

3) Daselbst, 5. Akt, 1. Auftr. (Bd. III. S. 304).

4) Daselbst, 4. Akt, 7. Auftr. (Bd. III. S. 265):

(Marquis.) „Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt?“

der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden.[1]) Schon allein dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, — schon dieses allein, sage ich, müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrument in seinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden; Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beispielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte! die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zweckes, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfniß der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln, aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemüthes zur Herrschbegierde oder dem Bestreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unsrer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die

1) Statt dieses Satzes heißt es im „Merkur": „Der Mensch scheint mir mehr dazu organisirt und bestimmt zu sein, durch augenblickliche und einfache Empfindnisse als durch zusammengesetzte Vernunftideen bei seinem moralischen Wahlgeschäfte gelenkt zu werden, und individuelle Motive sich weit mehr als universelle und allgemeine mit seinem Wesen zu vertragen."

höchste Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenusses sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plan, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die Allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte mir es auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen und dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein Beispiel zu bestätigen. Diese meine ich, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen practischen Gefühl entfernt, um sich zu allgemeinen Abstractionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat — denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Zwölfter Brief.

Es ist nur noch übrig, ein paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er sich muthwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht ebenso gut fliehen können als sein Freund? War er schärfer bewacht als Dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für Karlos zur Pflicht, sich Diesem zu erhalten? und konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen als wahrscheinlicherweise mit seinem Tode, selbst wenn Alles seinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wie viel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirthschaftet haben! Schade nur, daß sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Muße zu erfreuen hatte, die zu einer so vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man sagen, das gezwungene und sogar spitzfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch un-

möglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten; warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht ebenso gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzsichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu sein, oder (wie einer meiner Recensenten sich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen sterben wollte,[1]) so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergang früher als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurf, und um so mehr ist es der Mühe werth, ihn auseinanderzusetzen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wol mehr statthaben kann, nachdem bewiesen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandniß habe. Er kann also nicht wol sterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch andre und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben als der Tod — „er stirbt, um für sein — in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Alles zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas thun und geben kann, das ihm das Theuerste ist, um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sei;" er stirbt dafür, warum mehrere große Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch sein Beispiel darzuthun, wie sehr sie es werth sei, daß man Alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, so lange sie Lykurgus' Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt

1) Der Recensent in der Jenaischen Literatur-Zeitung vom 10. Juni 1788, welcher (II. S. 535) sagt: „Es kann wol nichts Rührenders erdacht werden als ein unverschuldeter, gewählter, aber nothwendiger Tod für einen Freund; aber kann wol der Zuschauer mit einem Märtyrer sympathisiren, der sich zudrängt, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtyrerthums wegen stirbt?"

sein. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblick an auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atome seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte.[1]) Konnte Lykurgus im Ernste geglaubt haben, das Lacedämonische Volk durch diese Spitzfindigkeit zu binden und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, daß ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegeben haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstand der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nützlich diese Auskunft in der That war, sondern wie sie Demjenigen vorkam, der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder schwer er darauf verfiel. Es ist also weit weniger die Lage der Dinge als die Gemüthsverfassung Dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschluß führen, ihm geläufig, und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder gesucht, noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vordringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bei jedem Andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschluß? — In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch

1) Siehe Plutarch, übersetzt von Schirach, I. S. 223, 233, oben S. 162. In Schiller's Aufsatz: „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon" findet sich diese Erzählung nicht.

sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken: er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindin kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieses Geheimniß heraus ist oder nicht. Weiß es die Prinzessin, so muß er gegen sie als eine Mitwisserin verfahren; weiß sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Silbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich selbst: Er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingerissen. Schmerz und Verzweiflung: er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen, wirfst Du
Der Fürstin Eboli Dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines [1]) Teufels Arme!
Denn Diese war's, die Dich verrieth — Ich sehe
Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
Fliegt durch mein Herz. Ich folge Dir. Zu spät.
Du liegst zu ihren Füßen. Das Geständniß
Floh über Deine Lippen schon. Für Dich
Ist keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hilfe! Keine
Im ganzen Umkreis der Natur! —“

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es sein? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhang seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unsern Augen lebt, daß seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist,

1) Im „Merkur“: „in Deines Teufels“ 2c. 2c. Vergl. „Don Karlos“, 5. Akt, 3. Auftr. (Bd. III, S. 309), woher diese Stelle genommen ist.

daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben,[1]) und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem König, was und wie viel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande sei? — Was ist wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblick über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihm etwas kosten; daß er es der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu sein glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die Jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustand zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist wie dieser aber, werden Sie mir eingestehn, sucht in sich, nicht außer sich Hilfe; und wenn der blos kluge Mensch sein Erstes hätte sein lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluß des Marquis gewissermaßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühl von Dumpfheit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustand für einen solchen Geist, zu entreißen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich Karlos freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese großmüthige That zu erstatten,[2]) seine Seele beunruhigte, ihn gleich

---

1) Vergl. „Räuber", I. Akt 2. Scene (Bd. III. S. 30):
(Karl Moor.) „Mir ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen."

2) Vergl. „Don Karlos", 1. Akt, 2. Auftr. (Bd. III. S. 133):
(Karlos.) „Mein königliches Blut
Floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
Ich sah auf Dich und weinte nicht — Du kamst;
Laut weinend sankst Du mir zu Füßen. Ja,
Ja, riefst Du aus, mein Stolz ist überwunden;
Ich will bezahlen, wenn Du König bist.
(Marquis.) Ich will es, Karl. Das kindische Gelübde
Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen.
Auch meine Stunde schlägt vielleicht."

einer unbezahlten Schuld marterte und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblick also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich entwischte. Karlos dringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken That eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Karlos," giebt er ihm zur Antwort, „da Du, ein Knabe, für mich geblutet hast?" 1) Die Königin, von ihrem Schmerz hingerissen, beschuldigt ihn sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen —

„Sie stürzten Sich in diese That, die Sie
Erhaben nennen. Leugnen Sie nur nicht!
Ich kenne Sie. Sie haben längst darnach
Gedürstet!" 2)

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschließt, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. „O!" ruft er aus, „das Leben ist doch schön!" — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Größe seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

---

1) Vergl. „Don Karlos", 5. Akt, 3. Auftr. (Bd. III. S. 311):
(Marquis.) „Höre, Karlos — War
Ich auch so eilig, so gewissenhaft,
Da Du für mich geblutet hast — ein Knabe?
(Karlos.) O gute Vorsicht!
(Marquis.) Rette Dich für Flandern!
Das Königreich ist Dein Beruf. Für Dich
Zu sterben, war der meinige."

2) Daselbst, 4. Akt, 21. Auftr. (Bd. III. S. 297).

44.

Jesuitenregierung in Paraguay.[1])

In einer Action, welche der Schlacht bei Paraguay, die 1759 am 12ten September zwischen der Jesuitischen und der vereinigten spanisch-portugiesischen Armee geliefert wurde, vorherging, wurden unter andern indianischen Gefangenen auch zwei Europäer eingebracht, die mit verzweifelter Tapferkeit gefochten hatten. Beide waren von den übrigen Gefangenen ganz unterschieden gekleidet. Sie trugen einen rothen Husarenhabit, an welchem von den Achseln zwei kleine Aermel herabhingen. Ihr Helm war mit rothen Federn eingefaßt, und Beide trugen eine große Kette von Diamanten um den Hals. Ebenso reich waren ihre Pferde geschmückt. Ihre Waffen waren ein großer Säbel und eine Flinte; als man sie auskleidete, fand man einen sehr guten Brustharnisch auf ihrem Leibe und noch außerdem eine kurze Pistole und zwei Dolche. Die Indianer, welche mit ihnen gefangen waren, fielen, als sie sie ansichtig wurden, ehrerbietig auf die Knie vor ihnen nieder und schlugen sich an die Brust, wobei sie zu wiederholten Malen das Wort Kau aussprachen. Einer der Europäer schien diese Huldigung mit Verdruß anzunehmen; die Indianer aber ließen sich darum nicht stören. Kein Wort war aus ihm herauszubringen. Man schlug ihn, man brachte ihn auf die Tortur; einige unfreiwillige Laute in portugiesischer Sprache, die der Schmerz ihm auspreßte, waren Alles, was man von ihm erhielt. Der Andre zeigte sich offner und freier und gestand bald, daß er ein Jesuit sei. Er habe, sagte er, seine Indianer als ihr Caplan und geistlicher Assistent in die Schlacht begleitet, um, wie er vorgab, ihre unmäßige Wuth in Schranken zu halten und ihnen gelindere Gesinnungen gegen den Feind einzupflanzen. Endlich entdeckte er, er nenne sich Pater Rennez, und der Andre, den das Beispiel seines Kameraden gleichfalls gesprächiger machte, gestand nunmehr auch, daß er ein Jesuit und Caplan der Indianer sei und Pater Lenau-

1) Erschien in: „Der Teutsche Merkur" vom Jahre 1788. October. S. 3—8. Unterzeichnet: S. (Vergl. oben S. 432.) — Körner hat diesen Aufsatz nicht in die Werke Schiller's aufgenommen.

mez heiße. Als man ihre Taschen durchsuchte, fand sich ein kleines Buch, bei dessen Entdeckung sie äußerst unruhig wurden. Es war mit unbekannten Chiffern geschrieben, am Rande aber ein Schlüssel dazu in lateinischer Sprache beigefügt. Diese Schrift enthielt ein indianisches Kriegsrecht oder vielmehr die Hauptstücke der Religion, die der Orden seinen indianischen Unterthanen einzupflanzen gesucht hatte. Ich theile sie hier mit, weil sie den Neugierigen interessiren dürften und vielleicht einigen Aufschluß über die Jesuitenregierung in Paraguay geben.

Höre, o Mensch, die Gebote Gottes und des heiligen Michael's:

1) Gott ist der Endzweck aller Handlungen.

2) Gott ist die Quelle aller Tapferkeit und Stärke.

3) Die Tapferkeit ist eine Tugend sowol des Leibes als der Seele.

4) Gott thut nichts umsonst.

5) Die Tapferkeit ist den Menschen gegeben, daß sie sich vertheidigen.

6) Die Menschen müssen sich wider ihre Feinde vertheidigen.

7) Die Feinde sind die weißen Menschen, die aus fernen Gegenden kommen, Krieg zu führen, und sind von Gott verflucht.

8) Die Europäer, z. B. die Spanier und Portugiesen, sind solche von Gott verfluchte Leute.

9) Gottes Feinde können nicht unsere Freunde sein.

10) Gott befiehlt, daß wir seine Feinde ausrotten und in ihre Länder vorrücken, um sie auszurotten.

11) Damit ein von Gott Verfluchter, z. B. ein Spanier, ausgerottet werde, muß man auch das zeitliche Leben verlieren, damit man das ewige verdiene.

12) Wer mit einem Europäer redet oder ihre Sprache versteht, wird zu dem höllischen Feuer verdammt werden.

13) Wer einen Europäer umbringt, wird selig werden.

14) Wer einen Tag zubringt, ohne eine Handlung des Hasses und der Verfluchung wider einen Europäer vorgenommen zu haben, wird zum ewigen Feuer verdammt werden.

15) Gott erlaubt Dem, der die zeitlichen Güter verachtet und immer bereit ist, wider die Feinde des Teufels zu streiten, Alles mit einem Weibe anzufangen.

16) Wer in einem Treffen mit den Europäern umkömmt, wird selig werden.

17) Wer wider die Feinde Gottes eine Kanone losbrennt, wird selig, und ihm sind alle Sünden seines Lebens vergeben.

18) Wer mit großer Gefahr des Todes die Ursache sein wird, daß man ein Schloß und eine Festung wiedererobert, die von den Weißen unrechtmäßigerweise besessen wird, der soll in dem Paradiese unter allen Weibern des Himmels eine sehr schöne Frau haben.

19) Wer Ursache sein wird, daß unser Reich über seine Grenzen ausgebreitet wird, der wird unter allen Töchtern Gottes vier sehr schöne Weiber haben.

20) Wer Ursache sein wird, daß sich unsre Waffen nach Europa erstrecken, der wird im Paradiese viele schöne Mägdlein haben.

21) Wer den Früchten der Erde ergeben ist, der soll keine Früchte des Himmels genießen.

22) Wer mehr Kinder zeugt, der wird mehr Ruhm im Himmel haben.

23) Wer Wein trinkt, der wird nicht ins Himmelreich kommen.

24) Wer seinem Kau nicht gehorcht und nicht demüthig ist, der kömmt in die Hölle.

25) Die Kau sind Söhne Gottes, welche über Europa aus dem Himmel kommen, daß sie den Völkern wider die Feinde Gottes helfen.

26) Die Kau sind Engel Gottes, welche zu den Völkern herabsteigen, sie zu lehren, wie man in den Himmel komme, und die Kunst, die Feinde Gottes auszurotten.

27) Den Kau's muß man alle Früchte des Landes geben und alle Arbeiten der Menschen, damit sie dieselben anwenden, die Völker, die des Teufels Freunde sind, auszurotten.

28) Wer in der Ungnade seines Kau stirbt, wird nicht selig.

29) Wer den höchsten Kau anrühret, wird selig.

30) Jedermann sei seinem Kau unterthan und gehe hin, wohin er ihn gehen heißt, und gebe ihm, was er verlangt, und thue, was er befiehlt.

31) Die Menschen sind in der Welt, um mit dem Teufel und seinen Freunden zu streiten, damit sie in das Himmelreich kommen, wo ewige Freude und eine Wollust sein wird, die keines Menschen Herz fassen kann.

45.

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Im Jahr 1547.[1])

Indem ich eine alte Chronik vom sechzehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politia Christiana gestae ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Söffing, Th. D. Rudolst. 1676),[2]) finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita à Fr. Melch. Dedekindo 1738, finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in Spangenberg's Adelspiegel, Th. I. Bd. 13. S. 445, nachschlagen.[3])

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser[4]) gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg,[5]) einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über

1) Der Teutsche Merkur vom Jahre 1788. October 1788. S. 79 bis 84. Unterzeichnet: S. Von Körner in seine Ausgabe von Schiller's Werken (VII. Bd. 1813. S. 415—420) aufgenommen.

2) Vergl. die Note am Schluß dieses Aufsatzes.

3) Das zuletzt erwähnte Werk scheint Schiller nicht selbst gelesen zu haben, sondern nur aus dem Citat bei Söffing zu kennen. Statt 1676 muß es heißen: 1670, und statt 445: 455. Vergl. die Note auf S. 487.

4) Günther von Schwarzburg.

5) Sie besaß nach dem Tode ihres Gemahls Blankenburg und Rudolstadt als Leibgedinge.

das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Se. Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte — „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar ver-

änderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingungen es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII.,[1]) darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Mal in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn auf die Bitte der Saalfelder heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte.[2]) Sie

1) Schiller irrt sich in der Zahl; es war Heinrich XXXII.

2) Söffing, in erw. Werke, S. 222: „Apud Goldastum extat epistola consolatoria, quam ad Joh. Frid. Electorem Captivum scripsit M. Caspar

starb allgemein verehrt und betrauert im achtundfunfzigsten Jahr ihres Lebens und im neunundzwanzigsten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt verwahrt ihre Gebeine. [1])

Aquila, qui etiam adversus librum Interimisticum scripsit animose. De hoc M. Aquila Spangenberg in Adel=Spiegel fol. 423 scribit. Als dieser fromme Christliche Lehrer Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, wegen beschwerlicher Verleumbdung an keinem Ort seines Lebens sicher war, hat Frau Catharina, Fürstin von Henneberg, Graff Heinrich's zu Schwartzburgk Wittbe, zu Rudolstadt denselben eine gute Zeit heimlich verborgen und unterhalten, wie sie auch sonst vertriebenen Predigern dazumal alle Christliche Beförderung gethan."

1) Söffing, S. 86: Henricus comes Schwartzburgicus Senior duxit Catharinam Hennebergicam principem comitissam piam, beneficam, Anno 1567 denatam, et in templo Rudolphopolitano prope altare sepultam, cum hac inscriptione: Illustri et Generosae Comiti Catharinae, Stirpe Hennebergiaca, conjugi et viduae Henrici Senioris comitis in Schwartzburgk, Arnstadt, et Sondershausen piorum in Christo Alumnae Genetrici socruique suae dilectissimae Beatam in Christo resurrectionem optant Wolrad et Anastasia Comites conjuges in Waldecken. Defuncta 7. Idus Novembr. Anno 1567. Phil. 1.

Schiller fand das Söffing'sche Werk in der Bibliothek des Herrn von Ketelhodt in Rudolstadt, der mit der Familie Lengefeld befreundet war. Es heißt in demselben ad annum 1549, S. 199 ff.:

„De transitu exercitûs Carolini Anno 1547. facto refert CL. M. Waltherus in epicedio B. Soceri sui, quod Catharina Hennebergo Svvartzburgica Ducem de Alba ad pecudes a cohortibus Caesareanis abductas colonis Hasellanis reddendas animose coëgerit strategemate muliebri, de quo Cyr. Spangenberg in Adelspiegel part. I. l. 13. fol. 455. zum Beschluß wil noch eine mannliche beherzte That einer Deutschen Fürstin erzehlen, wie ich die aus derselben eigen Munde Anno 1552 gehöret.

„Im Smalkaldischen Kriege Anno 1547 hat sich's zugetragen, als Kaiser Karl wieder aus Sachsen durch Thüringen nach dem Francken= und Schwaben=Land gezogen, mit den beyden gefangenen Fürsten Hertzog Joh. Friedrichen, Churfürsten zu Sachsen, und Landgraff Philipsen zu Hessen, daß die Gräffin von Schwartzburgk zu Rudolstadt Frau Catharina, geborne Fürstin von Hennebergk Witbin, für ihre arme Unterthanen Salvaguardie ausgebracht, damit dieselbe an Vieh und Gütern unbeschädiget bleiben möchten. Hat dargegen sich erboten, damit auch Rudolstadt unbeschwert bleiben möchte, um ziemliche Bezahlung Brodt und andere Speiß und Tranck heraus an die Saalbrücke zur Nothdurfft zu verschaffen, wie denn auch geschehen. Doch hat sie die Brücke einen guten Weg weiter von dem gewöhnlichen Ort von der Stadt am Wasser hinab über die Saal schlagen lassen. Mittlerweile haben ihre arme Leute, was ihnen sonst lieb, auffs Schloß Rudolstadt aus dem Wege geflehet [geflüchtet]. Im fürüber Zuge haben Hertzog Heinrich von Braunschweig beneben seinen Söhnen und der Duc de Alba an gedachte Gräffin werben lassen, das Morgen=Brodt bey ihr zu nehmen. Darauff sie zur Antwort geben, sie wolte thun, was ihr Vermögen, sie würden vorlieb nehmen, und auch die Verschaffung thun, daß ihre armen Leute der Salvaguardie geniessen möchten.

„Hierauff sind gedachte Herren zu ihr auff das Hauß kommen; Unter der Mahlzeit aber kömt ihr die Botschafft, daß die Spanier in etlichen Dörffern ihren armen Leuten das Vieh mit Gewalt genommen und davon getrieben, welches sie hefftig bewegt, wie sie denn auch ein großmütig Weib gewesen, derowegen heimlich befoh=

len, Thor und Pforten wol in acht zu nehmen. Ist darnach wieder zu den Fürsten in das Gemach, da sie Mahlzeit gehalten, gangen und mit bewegten Gemüt geklagt, wie es ihren armen Leuten ergehe, dessen die Herrn endlich gelachet, und gesaget daß in dergleichen Zügen ein solches nicht allezeit so gar könnte vorkommen [verhindert] werden; Darüber sie unmutig worden, und begehret, sie wolten daran seyn, daß ihre armen Leute ihr Viehe wieder bekommen möchten, oder es müste Fürsten Blut gelten. Hat auch darauff ihre gewapnete Leute ins Gemach hinein treten und auffwarten heissen. Dessen denn der Duc de Alba nicht wenig erschrocken, der Hertzog von Braunschweig aber sich nichts merken lassen, sondern solches alles zum besten gedeutet, als einer solchen Landesmutter, die sich ihrer armen Leute mit Ernst annehmen, und nicht gern verderbt wissen wolte, sie freundlich angeredet, sie solte sich zufrieden stellen, der Sachen solte bald Rath geschaffet werden. Als nun uff Befehl das Vieh zurück kommen, und den Bauern wieder worden, hat sie den Fürsten zum höchsten gedancket, Hertzog Heinrich hat dieses ernsten Schertzens hernach wol lachen müssen, auch die Gräffin darinnen gelobet, und sind also endlich mit Friede in guten von einander geschieden."

Die Schrift von Waltherus, Epicedium B. Soceri sui, die Söffing hier anführt, ist identisch mit der von Schiller oben S. 484 erwähnten Mausolea manibus Metzelii posita, deren Verfasser nicht Dedekind, sondern Waltherus ist. Dedekind ist eine von den verstorbenen Personen, denen diese Mausolea gelten. Schiller's Irrthum beweist, daß er die Schrift wirklich in Händen gehabt hat.

46.

Zwei Recensionen über Goldoni's Memoiren.

Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Schatz. 504 S. 8.[1])

Goldoni, ein Schriftsteller, dem Italien einen reinen und regelmäßigen Geschmack im dramatischen Fache verdankt, der, abgerechnet, was man seinem Zeitalter und den Eigenthümlichkeiten seiner Nation zu Gute halten muß, einer der fruchtbarsten und arbeitsamsten Köpfe war, die es gegeben hat, der während seiner theatralischen Laufbahn hundertundfunfzig Schauspiele in Prosa und Versen geliefert und bis zu Gozzi's unverdientem und kurzwährendem Triumph von den Italienern beinahe angebetet wurde, tritt hier auf und erzählt die Geschichte seines Lebens und die Art und Weise, wie er sich bildete und das wurde, was er theils war, theils noch ist. Schon dadurch erhalten diese Mémoires ein großes Interesse, daß sie ein zweiundsiebzigjähriger Schriftsteller aufgesetzt hat, der so unendlich viel während seinem Leben gesehen und erfahren haben muß. Außerdem aber haben sie noch diesen Vorzug, daß sie uns mit der Verfassung des italienischen Theaterwesens bekannt machen und andere kleine Nachrichten mittheilen, die die Erziehung und häusliche Lebensart der Italiener charakterisiren und also, da sie zur Bestimmung ihres Nationalcharakters beitragen, nicht minder interessant und lehrreich sind. Seine Geburt schon kündigte ihn als einen künftigen dramatischen Schriftsteller an. Er wurde unter Festen, Komödien und Opern geboren, die sein Großvater, der in venetianischen Diensten bei der Handelskammer stand, seinen Nachbarn auf seinen Landgütern gab; und sein Vater trug das Seinige dazu bei, diese Vorbedeutung in Erfüllung zu bringen, da er ihm in seinen Erholungsstunden durch Marionetten Unterhaltung zu verschaffen suchte und dadurch dem jungen Geiste gleich in den ersten Jahren

1) Anzeiger des Teutschen Merkur. Junius 1788. S. LXIII bis LXV. Unterzeichnet: S. — Vergl. „Aus Weimar's Glanzzeit". Leipzig, 1855. S. 75—77.

einen theatralischen Schwung gab. In seiner frühesten Jugend las er nichts als Komödien und Opern und schrieb sogar schon in seinem achten Jahre eine Komödie, die so gut war, daß sie Niemand für das Product eines achtjährigen Knaben halten wollte. Und so beherrschte ihn immer die Leidenschaft für das Theater, leitete ihn sein ganzes Leben hindurch und führte ihn endlich nach Frankreich, wo er sich in einem sehr hohen Alter durch ein in französischer Sprache geschriebenes Lustspiel Ruhm, Achtung und Bequemlichkeit erwarb. Da in diesem Buche allenthalben Goldoni's dramatische Talente durchscheinen, da er alle seine Begebenheiten mit lebendiger Darstellung und einer ihm eigenen Laune erzählt und ausmalt, und der Schauplatz der Handlung sich oft an den Höfen kleiner Theaterkönige, dem gewöhnlichen Sitz der Intrigue und Kabale, befindet, so können wir dem Leser von diesen Mémoires eine sehr angenehme Unterhaltung versprechen. Auf diesen ersten Band sollen noch zwei andre folgen, die Goldoni's Leben bis zu seinem achtzigsten Jahre, in dem er jetzt steht, beschreiben und eine Geschichte aller seiner Theaterstücke enthalten werden, und welchen Herr Schatz einen vierten von seiner eignen Arbeit: Ueber Goldoni und seine Werke, nachfolgen lassen wird. Die Uebersetzung ist (wenige Kleinigkeiten abgerechnet) überhaupt leicht und fließend. Rec. findet nichts daran auszusetzen, als daß zuweilen die Sprache zu sehr ins Gesuchte fällt, wenn sie natürlicher Dialog werden soll; welchem Tadel aber Herr Schatz dadurch auszuweichen sucht, daß er in der Vorrede sagt: um nicht platt zu werden, habe er diesen Fehler begehen müssen, weil unsre Sprache keine eigentlichen vertrauten Redensarten (façons de parler familières) enthalte. Rec. gesteht, daß er nicht recht begreifen könne, was Hr. S. damit meine, und daß eine ziemliche Anzahl anerkannter guter Schriftsteller, von Gellert und Rabener anzufangen, ihm einen sehr augenscheinlichen Beweis zu führen scheinen, daß es unsrer Sprache an façons de parler familières, die nicht platt sind, nicht fehle. Uebrigens sehen wir den folgenden Bänden mit Vergnügen entgegen.

Literargeschichte. Leipzig, bei Dyk: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters, aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von G. Schatz. Erster Theil. 504 S. Zweiter Theil. 429 S. Dritter Theil. 368 S. 1788. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)[1])

Nachrichten von dem Leben und der Bildung eines Schriftstellers, der beinahe 200 dramatische Stücke in Prosa und in Versen geliefert hat und in der theatralischen Kunst seines Volks als Reformator aufgetreten ist, müßten an sich schon jeden Freund der schönen Literatur interessiren. Aber eine abwechselnde Mannichfaltigkeit von Begebenheiten, Anekdoten, Sittengemälden u. d. m., mit denen diese Lebensbeschreibung durchflochten ist, die beleuchtenden Blicke, die auf das Theaterwesen und den dramatischen Geschmack der Italiener darin geworfen werden, eine Menge geistreicher und unterrichtender Bemerkungen über die Sitten und das häusliche Leben der Italiener und noch ausführlichere Nachrichten aus Paris, eine leichte, lebhafte und fast dramatische Darstellung, ein charakteristischer Vortrag, der uns in die Gesellschaft des Autors bringt und ihn besser schildert als alle seine Werke, die unverkennbare Sprache der Wahrheit und der Geist herzlicher Gutmüthigkeit, der durch das ganze Werk ausgegossen ist, machen es für alle Leser ohne Unterschied interessant und empfehlungswürdig. Ein zweiundsiebzigjähriger Greis erzählt uns hier im Ton der angenehmsten Munterkeit die großen und kleinen Merkwürdigkeiten seines schriftstellerischen, häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, und wenn er in der Wahl der letztern auch nicht immer streng genug gewesen ist, so sollte schon allein die naive Treuherzigkeit, die ihn einen so hohen Grad von Theilnehmung bei dem Leser voraussetzen läßt, ihm die Nachsicht desselben erwerben. Große Gesinnungen und eine philosophische Verleugnungsgabe darf man hier freilich nicht suchen. So muß man sich auch an einem reichen Maaße von Autoreitelkeit, die oft ins Lächerliche, an einer gewissen Eigennützigkeit, die oft ins Armselige und Niedrige fällt, nicht stoßen, um diesen Charakter lieb zu gewinnen; aber ein weiches, zartfühlendes Herz, die unbegrenzteste Bonhommie, eine unerschöpfliche Quelle von fröhlicher

---

1) Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1789. Jena. Nr. 13. Dienstags, den 13. Januar 1789. Sp. 102—104.
Vgl. „Aus Weimar's Glanzzeit" ꝛc. Leipzig 1855. S. 13: Schiller's Brief an Hufeland; Schiller's Brief an Körner, Volkstedt, 6. Juli 1788 (Briefwechsel mit Körner, I. S. 319).

Laune und eine seltene Billigkeit gegen fremde Verdienste geben ihm an unserm Wohlwollen wieder, was er an unserer Bewunderung etwa verloren haben mag. Seine Schwächen selbst, die er uns entweder mit Offenheit bekennt oder auch, ohne es selbst zu wissen, schildert, und die man übrigens einem zweiundsiebzigjährigen Greis sehr geneigt sein wird zu verzeihen, tragen vielmehr zum Interesse der Erzählung bei, als daß sie es schwächen sollten. Auch hat seine gefällige Meinung von ihm selbst gar nichts von dem anstößigen, widrigen Egoismus, womit so viele weit größere Schriftsteller ihren Leser drücken; — eine Bemerkung, die sich dem Recensenten vorzüglich in dem XVI. und XVII. Capitel des III. Theils aufgedrungen hat, wo unser Autor seine Zusammenkunft mit J. J. Rousseau beschreibt. Wie gern würde man einem Goldoni ein parteiisches Urtheil über diesen ihm so höchst fremdartigen Charakter verziehen haben, und doch dürften wenige Leser sein, denen nach Lesung dieser Stellen der große philosophische Dichter neben dem italienischen Komödienschreiber nicht — sehr klein erschiene.

Der erste Theil dieses Werks liefert uns die Schicksale des Autors, bis sich seine theatralische Laufbahn ganz entschieden hat. Er war Arzt, Rechtsgelehrter und erhielt sogar die Tonsur in Pavia; aber sein innerer Ruf zur Bühne siegte über alle Versuche, die ihn derselben abtrünnig machen sollten. Dieser Theil enthält sehr schätzbare Bemerkungen über Venedig, Rom und andre Städte Italiens. Der zweite besteht beinahe ganz aus kurzen Zergliederungen seiner wichtigsten Stücke, der Geschichte ihrer Entstehung, ihres Glücks oder ihres Falles. Im dritten ist er in Paris und verbreitet sich mit vieler Ausführlichkeit und einer beinahe jugendlichen Wärme über alles Merkwürdige dieser seiner neuen Vaterstadt. In einem vierten Theil will Hr. Schatz kritische Bemerkungen über Goldoni und seine Werke liefern.

Die Uebersetzung ist fast durchgängig leicht und fließend; hier und da freilich vermißt man sehr die angenehme Nachlässigkeit des Originals. Die Sprache könnte reiner sein. Sollten wir wirklich für die Wörter soupiren, geniren, Doctrin, apathisch u. a. keine gleichbedeutenden deutschen haben? Manchmal ist die Wortfolge undeutsch: „Geboren in dem sanften Klima von Venedig, hatte sie sich schon daran gewöhnt" u. s. f. S. 22. I. Theil. Daß in der Conversationssprache sein Ton oft in das Gesuchte fällt, scheint der Uebersetzer selbst gefühlt zu haben, und er sucht diesen Vorwurf der deutschen Sprache überhaupt zuzuwälzen, die sich nicht wohl anders, wie er sagt, von dem Extrem

des Platten soll entfernen können als durch das entgegengesetzte Extrem des Künstlichen. Da Hr. Schatz es wol schwerlich mit so vielen unsrer klassischen Schriftsteller wird aufnehmen wollen, die von der deutschen edlern Gesellschaftssprache Muster geliefert haben, so kann sich dieser Vorwurf nicht wohl weiter als auf den Kreis des Umgangs erstrecken, den er selbst beobachtet hat; und wenn ihm dieser zwischen Platt und Gesucht keinen Mittelweg zeigte, so war es immer ein Wenig rasch, dieses Urtheil auf seine ganze Nation auszudehnen. Wenn sich die deutsche Sprache auch von einer gewissen Classe Menschen, die schwerlich eine Prüfung darin aushalten dürfte, diesen ebenso ungereimten als unverdienten Vorwurf machen lassen muß, so sollte man ihn wenigstens jetzt nicht mehr in die Welt hineinschreiben. Die hin und wieder eingestreuten Anmerkungen des Uebersetzers sind nicht ohne Gehalt und würden an Werth nichts verloren haben, wenn sie auch mit etwas weniger Anmaßung geschrieben wären.

47.

Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte.[1]

Aloysius von G***[2]) war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***[3]) schen Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wußte G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Cirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und Herculischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere stifteten in Kurzem ein Verhältniß zwischen

---

1) Zuerst gedruckt in: „Der Teutsche Merkur". Januar 1789. S. 52—71. Mit der Unterzeichnung: **l**; und wiederholt in: „Kleinere prosaische Schriften von Schiller... Erster Theil. Leipzig 1792." S. 263—290.

Ueber die zu Grunde liegende Geschichte wolle man die Note am Schlusse dieses Aufsatzes nachlesen.

2) Philipp Friedrich Rieger, später von Rieger.

3) Württembergischen.

Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß. G*** flog von einer Beförderung zur andern; aber diese äußerlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbeter, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zweiundzwanzig Jahr alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichsten sonst ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schooß müßiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, [1]) vergrub sich der junge Günstling unter Acten und Büchern und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu Diesem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe emporgestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verließ ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche, von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse H ä r t e in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes

---

1) Vgl. Sterne, Yorick's empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Aus dem Englischen übersetzt [von Bode]. 4. Aufl. Bd. I. Bremen 1776. S. 131: „Ich ging mit langsamen Schritten, mit meinem bestäubten schwarzen Rocke, nach dem Fenster und sah durchs Fenster die ganze Welt in Gelb, Blau und Grün nach dem Ringe des Vergnügens rennen . . . (running at the ring of pleasure) . . . die Alten mit gebrochnen Lanzen und Helmen, wovon das Visir verloren gegangen . . . die Jungen in Waffen, schimmernd wie Gold, bebuscht mit allen buntfarbigen Federn beider Indien . . Alle . . Alle stießen darauf zu, wie die Ritter mit verbundenen Augen in den alten Turnierspielen um Ruhm und Liebe." (Goedeke.)

geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern; denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maaß hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes, huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit wählte die Subjecte. Durch ein hochfahrendes, gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen Derjenigen von sich, die er am Meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Neider in ebenso viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter Denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein piemontesischer Graf, Joseph Martinengo,[1]) von der Suite des Fürsten, den G*** selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Creatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, sobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen, so hielt er sich desselben durch Furcht sowol als durch Dankbarkeit versichert und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen Le Grand zum Spielzeug überließ. Aber ohne diesen Fehler mit Richelieu's Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlageneren Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nun entübrigt sei, war Martinengo vielmehr aufs Sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu sein, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen und sich Diesem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth seines

---

1) Graf Samuel Friedrich von Montmartin, aus einer französischen Emigrantenfamilie.

Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehilfen bedarf als auf dem Wege des Lasters, und daß nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt als eine Mitwissenschaft geheimgehaltener Blößen, so weckte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden, und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniß ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Letztern entging; aber G*** war seines eigenen Werthes zu gewiß, um sich einen Mann wie Martinengo als Nebenbuhler auch nur zu denken, und Dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu große Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte. [1])

---

1) „Es ist eine gewöhnliche Erfahrung, daß Demuth der jungen Herrschsucht Leiter ist; wer hinaufsteigt, hat anfangs die Augen immer auf sie gerichtet; aber wenn er einmal die obersten Sprossen erreicht hat, dann kehrt er der Leiter den Rücken, blickt in die Wolken und verachtet die niedrigen Stufen, worauf er emporgestiegen ist." (Shakespeare, „Julius Cäsar", II. 1, in der Bearbeitung von Eckert, Bd. 11. Mannheim 1779, S. 259.)

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen, so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniß endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüthe von G***'s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtlicher Streich sein müsse. Was G*** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniß zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; [1]) ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem

1) Mit den Brüdern des Herzogs und besonders mi. dessen Oheim Prinzen Friedrich. Siehe die Note am Schluß.

aber auch gewesen sein möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so außer allen Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniß zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung heruntersinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Vezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem Letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, Jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Cirkel, der sich, ebenso unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien in Begleitung einiger Adjutanten Martinengo, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem, festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung; er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G***'s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal

fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden, der andre, beide Achselbänder nebst den Aufschlägen der Uniform abzulösen und Cordon und Federbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von Statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umherstehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend Andre an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Escorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet; alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude und einer noch weit kränkendern Bedauerniß seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien; aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen, menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten langsam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze, ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung — [1]) stille hält. Des Bewußtseins beraubt, in einem mittlern Zustand zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt), zieht man ihn aus dem Wagen

1) Hohentwiel.

— und in einer scheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunterfallen. — An seiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebst einem Wasserkrug und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustand verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum ersten Mal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hilfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Ort der Verdammniß vierhundertundneunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseins macht, vollendet das Maaß seines Elends. Er kennt diesen Ort — Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Officier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs Aeußerste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Officier, für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Commandanten der Festung im Amte nachfolgt und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends

gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruction ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts als ihn bedauern. Einen thätigeren Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonprediger der Festung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät und nur durch dunkle, unzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Commandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demselben und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hilflos verschmachte und der Verzweiflung vielleicht nahe sei. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewußtsein erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sei. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuch erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraum von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elend; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweint sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein grauenerweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres als dem Wohnort eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses, todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem Allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch außer sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich Dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruction entschuldigt, entschließt er sich großmüthig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sacraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könne, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlicheren Zustand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war und Andre an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfing seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich blos aus mündlichen Ueberlieferungen über seine Geschichte habe sammeln können, und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuschreiten. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von Neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame,

aber unausbleibliche Gerechtigkeit übt, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G***'s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greisen Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen; aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. — Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Uebereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohlthun; G*** konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreut.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von Weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Festung ***,[1]) wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren

1) Hohenasperg.

Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen. Aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.[1])

---

1) Die beiden in unsrer Erzählung auftretenden Gegner sind Philipp Friedrich Rieger (Aloysius von G***) und Graf Samuel Friedrich von Montmartin (Joseph Martinengo bei Schiller). Der Landesfürst ist der bekannte Herzog Karl Eugen von Württemberg, Schiller's früherer Landesvater, der sich dieser beiden Creaturen in der ersten schlimmen Periode seiner Regierung bediente, um die Gesetze seines Landes mit Füßen zu treten. Bei Gelegenheit der Truppenaushebungen im siebenjährigen Kriege kam die feindselige Eifersucht Beider zum Ausbruch. Pfaff (Geschichte von Württemberg, 1839, III. 2. S. 264 ff.) erzählt die daraus entstandene Katastrophe in Rieger's Leben folgendermaßen: „Nun ging der Subsidien-Tractat mit Frankreich zu Ende, und alle Versuche, durch einen neuen Vertrag mit Oesterreich, England oder Spanien einen Theil der Truppen wieder in fremden Sold zu bringen, waren vergeblich. (1760.) Diesen Zeitpunkt sah Rieger als den günstigsten an, um seinen Widersacher zu stürzen, und statt, wie der Graf, für Verminderung der Truppen, stimmte er nun gar für deren Vermehrung. Er wußte wohl, daß der Herzog, wie es wirklich geschah, letzterm viel lieber als dem erstern Vorschlage seinen Beifall geben würde, und meinte dadurch den Grafen ins unvermeidliche Verderben zu bringen. Allein umsonst, auch diesen Vorschlag, wodurch das Heer auf 17,000 Mann vermehrt wurde, wußte der in Finanzkünsten unerschöpfliche Montmartin zu seinem Vortheil zu benutzen. Rieger gewann nichts, als daß sein Unglück beschleunigt wurde. Sein Gegner wußte den früheren Verdacht von den Verbindungen Rieger's mit den Brüdern des Herzogs wieder zu erwecken, und ein Brief an den Prinzen Friedrich, worin die allgemeine Erwartung, mit welcher man der Ankunft der Preußen, die damals bis nach Franken vorgedrungen waren, entgegensehe, sehr lebhaft geschildert und der Herzog selbst gar nicht geschont war, vollendete Rieger's Sturz. Mag nun jener Brief ächt gewesen sein oder, wie es glaublicher ist, blos unterschoben, seine Wirkung verfehlte er nicht; der Herzog gerieth in den heftigsten Zorn und beschloß, den undankbaren Verräther aufs Strengste zu bestrafen. Sorglos kam Rieger am 28. November 1762 nach seiner Gewohnheit auf den Paradeplatz und nahte sich dem Herzoge. Dieser, der ihm bisher den Rücken geboten, wandte sich nun schnell um und riß ihm den Militärorden ab, Montmartin trat herzu, nahm ihm den Degen, zerbrach ihn und warf die Stücke ihm vor die Füße, zwei Adjutanten aber rissen ihm den Cordon am Hute, Achselband und Aufschläge weg. Furchtbar betroffen stand Rieger da, bang schweigend die versammelte Menge, als man den Unglücklichen in einem verschlossenen Wagen mit starker Bedeckung nach dem Asberg und von da nach Hohentwiel führte. Hier wurde er halbtodt in ein unterirdisches Gewölbe gebracht, wo er vier volle Jahre, ohne ein Menschenantlitz zu sehen, ohne die geringste Erleichterung seines Schicksals zu erlangen, fern vom Tageslicht in der Nacht schmachtete. Erst 1766 kam er durch der Stände Verwendung los; aber er mußte bald das Land verlassen, ging nach Wasserlos bei Hanau zum Prinzen Ludwig Eugen, von da nach Biberich und Homburg, von wo er 1772 wieder ins Vaterland zurückkommen durfte. Zwar erlangte er nie mehr Karl's volle Gnade, doch wurde er bald darauf General und Befehlshaber der Festung Asberg, verfiel in Frömmelei und starb hier an einem Schlagfluß." Dies war den 15. Mai 1782. Vgl. Schiller's Gedicht: „Todesfeier am Grabe Rieger's" (Werke, I. 2. S. 77).

Zweiter Abschnitt.

48.

Fünf Recensionen

aus der Jenaischen Literatur-Zeitung über:

Friedrich der Große. Ein Gemälde.
Dyanasore oder die Wanderer.
Encyclopädie von Hoff.
Beiträge von Eckartshausen.
Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre König Friedrich's II., von Herzberg.

Geschichte. — Weimar, b. Hoffmann: Friedrich der Große. Versuch eines historischen Gemäldes. II. u. III. Heft. 1787. 194 S. 8. (9 gr.)[1]

Eine schöne und anschauliche Auseinandersetzung des vorbereitenden Verdienstes, welches Friedrich Wilhelm um die Stärke und den Glanz des preußischen Staates unter seinem Nachfolger gehabt hat, zeichnet diesen Versuch unter dem großen Haufen der Broschüren und Werke, die denselben Gegenstand behandeln, sehr zu seinem Vortheile aus. Bis die gehörige Menge der Materialien zu einer vollständigen Geschichte Friedrich's II. und seiner Zeit herbeigeschafft sein und die Concurrenz aller übrigen Erfordernisse einen großen Kopf genug begünstigt haben wird, dem größten Mann seines Jahrhunderts ein würdiges Denkmal zu stiften, ist kein Versuch ohne Nutzen, der nur eine neue Thatsache liefert oder eine schon vorhandene besser motivirt, anwendet oder ordnet; und der gegenwärtige hat vor den mehrsten noch das Verdienst einer sehr lebhaften und gefälligen Schreibart voraus. Das zweite Heft endigt mit dem Breslauer, das dritte mit dem Dresdner Frieden.

---

1) Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1788. Jena. Nr. 104a. Mittwochs, den 30. April 1788. Sp. 212. — Vgl. S. 434.

Schöne Wissenschaften. — Wien und Leipzig, bei Stahel: Dya-Na-Sore oder: Die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Samskritt übersetzt. 1787. 414 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) [1]

Oder vielmehr nicht aus dem Sam-skritt übersetzt; denn, einige Namen abgeändert, läßt sich die Geschichte ebenso gut nach Aegypten oder nach China als nach Indien verlegen. Wofür also diese Einkleidung, die nicht nur durch nichts unterstützt, sondern der beinahe auf jedem Blatt durch die gröbsten Versündigungen gegen die Sitten und das Costüme von Indien widersprochen wird? Vier Söhne verlassen ihren Vater und ihre Heimath, um eine Wanderung zum Heiligthum der Urzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückseligkeit zu suchen. Der Weg dahin ist eine beschwerliche und gefahrvolle Reise durch menschenleere Wüsten, Abgründe, über steile Gebirge und reißende Ströme; dieses giebt dem V. Gelegenheit, ein schreckliches Naturgemälde auf das andere zu häufen, deren Monotonie unendlich ermüdend ist, obgleich die Beschreibungen selbst Dichtergeist verrathen. Die Reise wird, wie man leicht denken kann, den armen Wanderern höchst sauer gemacht. Bald hilft ihnen eine kaum leserliche Inschrift, die sie von ungefähr finden, bald ein Eremit, der sich ihnen in den Weg stellt; ein Greis schickt sie zum andern (weil das Herumschicken einmal Gebrauch ist), und so treten in dem Buch vier oder fünf solche Greise auf, die alle einander wie aus den Augen geschnitten sind und auch so ziemlich das Nämliche sagen. Die ganze äußerst einförmige und schlecht gehaltene Fabel dient einer reinen und schönen Sittenlehre zur Hülle, die ihr aber oft so gezwungen und oft wieder so lose angepaßt wird, daß sie weniger aufklärt als verdunkelt. Nichts beleidigt indessen mehr als die barbarische Durcheinandermengung des Abstracten mit dem Symbolischen oder der Allegorie mit den philosophischen Begriffen, die sie bezeichnen soll; in eben dem Augenblick, da uns der Weg zur Wahrheit als eine Wanderung vorgestellt wird, hören wir darüber von dem Wanderer als über eine abstracte Materie sprechen. Es fällt in die Augen, daß es dem Vf. überhaupt nur um ein Vehikel für seine Philosophie zu thun war; ob es paßte oder nicht, galt ihm gleich; und so entstand denn dieser Zwitter von Abhandlung und Erzählung, der durch eine fast durchaus metrische Prose wo möglich noch ermüdender wird.

---

1) Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1788. Jena. Nr. 103. Dienstag, den 29. April 1788. Sp. 204—206. — Vgl. Schiller's Brief an Körner v. 12. Juni 1788 (Briefw., I. S. 310).

Vermischte Schriften. — Presburg, b. Mahler: Historisch-kritische Encyclopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen — von H. G. Hoff. I. Th. 368 S. II. Th. 398 S. III. Th. 414 S. IV. Th. 462 S. 1787. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)[1]

Ohne sich der beregten „Nebenabsichten" gegen den Herausgeber bewußt zu sein, gesteht Rec., daß er nicht unter die „wenigen Edeln" gehört, denen dieses Buch gefällt. So ist ihm auch beim Aufschlagen desselben kein „süßer Stich in die Reizbarkeit seiner Lebensnerven" gesprungen (s. Th. I. S. 363. Artik. Bücher). So schlecht bei dieser Sammlung die Wahl der Anekdoten ausgefallen ist, indem neben dem Seichtesten und Abgedroschensten aus diesem Fache auch die längst verrufenen Märchen von der Vergiftung Papst Alexander's VI. u. s. f. wieder aufgewärmt werden, so ist doch dasjenige, was Hr. H. von seinem Eigenen hinzuthut, noch bei Weitem schlechter; die philosophischen Artikel, wie Freundschaft, Liebe, sind schlechterdings ungenießbar. Ein Beispiel von der Beurtheilungskraft des Vf. mag die Parallele abgeben, die zwischen dem Grafen Brühl und Richelieu angestellt wird (S. 358): Brühl beherrscht seinen König; auch Rich. beherrscht ihn — B. erwirbt sich ein großes Vermögen, auch R. — Brühl's Leibwache ist besser bezahlt als die königliche, auch Richelieu's u. s. f. Der Unterschied zwischen Beiden: Rich. stirbt vor, Brühl nach seinem König u. d. mehr. Diese vier Bände gehen nur bis zum L, wir werden also noch mit vier andern bedroht.

Vermischte Schriften. — München, b. Lentner: Beiträge und Sammlungen zur Sittenlehre für alle Menschen vom Hofr. v. Eckartshausen. 1787. 376 S. 8°. (20 gr.)[2]

Unter diesem Titel verkauft uns H. v. E. wieder einige herbe Früchte eines guten Willens und eines dürftigen Geistes. Zwei Proben mögen genug sein. S. 123 sagt er uns von dem Stadtleben: „Da muß ich Hüte, unbrauchbar zum Bedecken, in meinen

1) Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1788. Jena. Nr. 104b. Mittwochs, den 30. April 1788. Sp. 219—220. — Vgl. S. 434.
2) Ebendaselbst, Nr. 104a., Sp. 216. — Vgl. S. 434.

Händen tragen und wie ein Papagei sprechen: „Guten Morgen, gute Nacht, wie befinden Sie Sich?“ Ohne Empfindung antwortet mir der Gefragte: „Recht wohl, und Ihre Gesundheit?“ Wohl verstanden, das soll Poesie sein! S. 128 heißt es von einer Dame: „Endlich entzieht sie den dünstenden Fuß der seidnen Decke.“

Literarische Nachrichten. — Kleine histor. Schrift. Ohne Druckort: Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrich's II. von Preußen, mit der Einleitung zu der von ihm selbst geschriebenen Geschichte seiner Zeit. Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Academie den 26. Jänner 1787, durch den Hrn. Grafen von Herzberg aus dem Französischen übersetzt. 44 S. 8⁰. (3 gr.) [1])

Die Leser mit einer Schrift, die von dem Namen ihres Verf. einen so großen Werth empfängt, bekannt machen zu wollen, würde sehr überflüssig und jetzt auch zu spät sein, da sich das Original schon in den meisten Händen befindet. Die Zusammenstellung der zwei verschiedenen Vorreden, welche der König in zwei ganz verschiedenen Perioden seines Lebens, im Jahr 1746 und 1775 zu der Geschichte seiner Zeit verfaßte, ist äußerst interessant und kann zu der Geschichte seines Geistes einen merkwürdigen Beitrag geben. [2]) Die Uebersetzung ist hart und schwerfällig; z. B. S. 25 heißt es: „. . . eine sehr wichtige Verzichtleistung, die ich so, wie die Ansprüche auf den Danziger Hafen, zu der Zeit in Vorschlag brachte, da ich den Theilungs- und Abtretungsvertrag mitten in einer sehr kritischen Krankheit, an der ich damals daniederlag, entwarf.“ Wie viele ich nach einander und welche harte, unbiegsame Periode! . . .

---

1) Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1788. Jena. Nr. 111. Donnerstags, den 8. Mai. Sp. 277. — Vgl. S. 434.

2) Schiller an Körner, 20. October 1788 (Briefw., I. S. 352): „Von der Histoire de mon tems habe ich hier noch nichts gesehen. Die Vorrede dazu habe ich bei Gelegenheit einer Schrift gelesen, die ich für die Allgemeine Literatur-Zeitung recensirt habe — Herzberg's Nachricht über Friedrich's II. letzte Lebensjahre, wo der deutsche Uebersetzer zwei verschiedene Ausarbeitungen der nämlichen Vorrede von der Hand des Königs (eine in den funfziger, die andere in den achtziger Jahrgängen) angehängt hat. Mir war diese Gegeneinanderstellung interessant, um die Fortschritte seines eigenen Geistes und schriftstellerischen Geschmacks und Charakters aus der Art seiner Verbesserungen zu ermessen. Es schien mir ein edler, männlicher und bescheidener Ton darin zu herrschen.“

49.

Ueber „Egmont", Trauerspiel von Goethe.[1])

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenngleich oft alle diese drei, als Ursach und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterscene im „Mohren von Venedig".[2]) Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben.

---

1) Zuerst erschienen in: „Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1788. Jena. Nr. 227 a. u. b. Sonnabends, den 20. September." Sp. 769—778. Wiederholt in: „Kleinere prosaische Schriften von Schiller." 1802. 4. Th. S. 243—267.

In der Literatur-Zeitung geht dieser Kritik von Goethe's „Egmont" noch folgender Eingang vorher, von dem es zweifelhaft bleibt, ob er von Schiller oder von der Redaction herrührt, und welchen Schiller beim Wiederabdruck in den „Kleineren prosaischen Schriften" gestrichen hat:

„Schöne Wissenschaften. Leipzig, bei Göschen. Goethe's Schriften. Fünfter Band. 388 S. 8.

„Dieser fünfte Band der G. Schriften, der durch eine Vignette und Titelkupfer, von der Ang. Kaufmann gezeichnet und von Lips in Rom gestochen, verschönert wird, enthält außer einem ganz neuen Stück Egmont die zwei schon längst bekannten Singspiele Klaudine von Villa Bella und Erwin und Elmire, beide nunmehr in Jamben und durchaus sehr verändert. Ihre Beurtheilung versparen wir, bis die ganze Ausgabe vollendet sein wird, und verweilen uns jetzt blos bei dem Trauerspiele Egmont, das auch besonders zu haben ist, als einer ganz neuen Erscheinung."

2) Shakespeare's „Othello", 4. Akt, 1. Scene.

Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erste, der in seinem „Macbeth", „Richard III." u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des „Götz von Berlichingen" das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen,[1]) verträgt; genug, sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allem; — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmont's wahre Geschichte konnte dem Verfasser auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, daß sie *eine* dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses Letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth

1) Nach der Forderung des Aristoteles.

seines Stoffs durch den Reichthum seines Genies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel also -- oder Rec. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachspitze wandelt.[1] Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schöneren Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele; aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen,[2] das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St. Quentin und Gravelingen sein Leben; aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen, süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens scheiden soll.[3] „Leb' ich nur," so schildert er sich selbst, „um aufs

1) „Egmont", 2. Aufz. (Werke, VII. S. 43): „Und wenn ich ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, — ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten?"

2) Daselbst, 4. Aufz. (Werke, VII. S. 65): „Den ganzen Tag von einem Pferd aufs andere, ladet Gäste, ist immer lustig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, schießt und schleicht Nachts zum Liebchen."

3) Daselbst, 5. Aufz. (Werke, VII. S. 89): „Süßes Leben, schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von Dir soll ich scheiden, so gelassen schei-

Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, sind Schuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelsäcken und mit einem selbst gewählten Unnamen dem König seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniß rief, sind Schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war?" — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter sein als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation; und was thut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wol nicht dagegen anführen?

---

ben! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst Du mir ein flüchtiges Lebewohl; Du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung."

„Die Leute", sagt Egmont, „erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen." Klärchen. Hast Du diese stolze Anmerkung über Dich selbst gemacht, Du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.")[1] Ein großer Mann soll er nicht sein, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann," sagt er, „trägt seine Sorglichkeit in mich herüber: — Weg! — das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wol noch ein freundlich Mittel."[2] Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — ist kein andres als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören, und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt Ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet und hinterließ neun (Andre sagen elf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel

1) „Egmont", 3. Aufz. (Werke, VII. S. 56).
2) Daselbst, 2. Aufz. (Werke, VII. S. 50).

zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht blos die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet, sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen und sogleich dem Fiscus anheimgefallen sein würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Baiern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Pr. v. O., der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsre Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirne wegzubaden. Und Alles dieses kann er noch außerdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht um es zu schwächen. Wie theuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemälde ist, die in einer größern Composition, wo sie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen sein.

Egmont's tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grund liegen oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammenzutragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespeare in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs Schärfste contrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen, so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur von derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen: wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft ebenso schnell auf die seichtesten Gründe wieder giebt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; [1] — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in Diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter Diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge ent-

1) „Egmont", 1. Aufz. (Werke, VII. S. 20 f.).

wischen ihm, wie sie Demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen und will als König die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König und achte Eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; Der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herren Art, splendid zu sein und es laufen zu lassen, wo es gedeiht! [1])

Wer glaubt nicht, in diesem „doch ohne Präjudiz" den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden! —

„Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war Euch Alles in Allem — und wenn er Euch begegnete, so grüßte er Euch wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben wir doch Alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — Der ist schon anders, Der ist majestätischer."

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen u. s. w.[2])

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter. [3])

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu sein, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

---

1) „Egmont", 1. Aufz. (Werke, VII. S. 18).
2) Daselbst, 1. Aufz. (Werke, VII. S. 18 f.).
3) Daselbst, 2. Aufz. (Werke, VII. S. 40).

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles, und veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß Einer ein ehrlicher und verständiger Mann sein kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat,“ [1]) konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wol nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich hervorscheinen läßt, das kalte Staatsinteresse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beseelen und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter; „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben muß.“ [2]) Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmont's Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessiren uns dafür, als gält' es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmont's mit dem jungen Alba im Gefängniß, und sie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender sein, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen: „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach Dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist Du vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Neid sah ich Dich vor und schritt Dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich Dich zu sehen und sah Dich, und mein Herz flog Dir entgegen. Nun hofft' ich erst mit Dir zu sein, mit Dir zu leben, Dich zu fassen, Dich — das ist nun Alles weggeschnitten, und ich sehe Dich hier!“ — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War Dir mein Leben ein Spiegel, in welchem Du Dich gern betrachtetest, so sei es auch mein Tod! Die Menschen sind

---

1) „Egmont“, 1. Aufz. (Werke, VII. S. 26).
2) Daselbst, 4. Aufz. (Werke, VII. S. 64).

nicht blos zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe Dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich mich gefreuet"[1]) u. s. w. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba sowol als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchen's Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinandersetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

„Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen.
Sie theilt mit mir den Todestropfen
Und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
Sie zieht mich an und stößt ins Leben mich zurück!
O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt Dir!
Sie geht voran.
Sie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen! —
Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
Den unauslöschlichen Neid
In jene Wohnungen hinübertragen?
Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich,
Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual."[2])

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affects. Aber wer zweifelt, daß der Verf. in einer Manier unübertrefflich sei, worin er sein eigenes Muster ist!

---

1) „Egmont", 5. Aufz. (Werke, VII. S. 88 ff.).
2) Daselbst, 5. Aufz. (Werke, VII. S. 84).

Je höher die sinnliche Wahrheit[1]) in dem Stücke getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verf. selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören, und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freiheit, in Klärchen's Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es sein, dem Vf. darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde;[2]) das hat er so gut und besser gewußt als wir; aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmont's beide herrschende Gefühle, in Egmont's Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Rec. gesteht, daß er gern einen sinnreichen[3]) Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen.

---

1) Im „Merkur": „Je höher die Illusion" 2c. 2c.
2) Daselbst: „wie sehr er sich dadurch an Natur und Wahrheit versündigt habe" 2c. 2c.
3) Daselbst: „einen witzigen Einfall" 2c. 2c.

50.

Ueber Bürger's Gedichte.[1])

Die Gleichgiltigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Cultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden sollte. Vielmehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wiederherstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunft-

---

1) Zuerst erschienen in: „Allgemeine Literatur-Zeitung" vom Jahre 1791. Jena. Nr. 13. Sonnabends, den 15. Januar 1791. Sp. 97—103, und Nr. 14. Montags, den 17. Januar 1791. Sp. 105—110.
Von Schiller in die Sammlung seiner „Kleineren prosaischen Schriften" (IV. S. 193—224) aufgenommen, jedoch ohne die Vertheidigung gegen Bürger's Antikritik, S. 541 ff.

welt für die Freuden der wirklichen zu ersterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurechtfinden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich-blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied stattfindet, als daß Letzterer zu den Vorzügen des Erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt, so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf *einer* Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein andrer sein, als daß es der

reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten, vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen sein, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maaßstab in der Hand, den gegenwärtigen deutschen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unsrer, nicht ungepriesenen lyrischen Dichter auf den bessern des Publicums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, daß uns Einer oder der Andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hn. Bürger zu machen.

Aber darf wol diesem Maaßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt und Popularität (S. Vorrede z. I. Theil, S. 15 u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hn. B. mit dem schwankenden Worte „Volk" chicaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredelung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Culturunterschied ist es noch die Convenienz,

welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst sein, willkürlich in einen Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsre Zeiten hätte also blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Classe Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind und sich bei ihrem Publicum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hn. Bürger's Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft [1]) nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volks-

1) Ein Ausdruck aus der Poetik des Aristoteles. Siehe Lessing's „Hamburg Dramaturgie", 81. St. (Werke, VII. S. 394).

gefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen.[1]) Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit" erklärt. Aber indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was Mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte: daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerlaßliche Bedingung ist, einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen, absoluten, innern Werth zu besitzen. „Wenn ein Gedicht," scheint er sagen zu wollen, „die Prüfung des ächten Ge-

---

1) Vergl. das Gedicht „Die Künstler" (I. 1. S. 47):
„Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand."

schmacks aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben, dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt." Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedener Eigenschaften besteht) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine „Nachtfeier der Venus", seine „Lenore", sein „Lied an die Hoffnung", die „Elemente", die „Göttingische Jubelfeier", „Männerkeuschheit", „Vorgefühl der Gesundheit" u. a. m. und eine „Frau Schnips", [1] „Fortunens Pranger", [2] „Menagerie der Götter", „An die Menschengesichter" und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksclasse mit irgend einem, ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksclasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigt und denen durch eine strengere

1) Dieses Gedicht wollte Bürger in der 1790 von ihm angekündigten neuen Ausgabe seiner Gedichte weglassen.

2) Gleichwol hat Schiller selbst danach seinen „Venuswagen" (Werke, I. 2. S. 21 ff.) gedichtet.

Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte ebenso schwer zu verbessern als zu entschuldigen sein. Rec. muß gestehen, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am Reichlichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit der Gedanken entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Worterprunk, ein (was doch am Seltensten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte, so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei; daß seinen Producten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.[1])

---

1) In der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" folgt hier:
„Man begreift, daß hier nicht der Ort sein kann, den Beweis für eine so allgemeine Behauptung im Einzelnen zu führen; um jedoch im Kleinen anschaulich zu machen, was die Bürgerische Muse sich zu erlauben fähig ist, wollen wir ein einzelnes Lied, und zwar blos in dieser einzigen Hinsicht, durchlaufen." I. Th. S. 163 u. f. Elegie, als Molly sich losreißen wollte:

„Auszuschreien seinen Schmerz —
Schreien! Ich muß aus ihn schreien.
— — — — — — —
Und sie sollte lügen können?
Lügen nur ein einzig Wort?
Nein! In Flammen will ich brennen,
Zeitlich hier und ewig dort,
Der Verzweiflung ganz zum Raube
Will ich sein, wofern ich nicht
An das kleinste Wörtchen glaube u. s. f.
— — — — — — —
O, ich weiß wohl, was ich sage!
Deutlich, wie mir See und Land
Hoch am Mittag liegt zu Tage,
So wird das von mir erkannt.
— — — — — — —
Rümpften Tausend auch die Nasen —
— — o, Ihr Tausend seid nicht ich!
Ich, ich weiß es, was ich sage,
Denn ich weiß es, was sie ist,
Was sie wiegt auf rechter Wage,
Was nach rechtem Maaß sie mißt.
— — — — — — —

Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung

---

Doch lebendig darzustellen
Das, was sie und ich gefühlt,
Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen
Reigen sich der Lahme fühlt.

Es ist Geist, so rasch beflügelt,
Wie der Specereien Geist,
Der, hermetisch auch versiegelt,
Sich aus seinem Kerker reißt. —
— — — — — — —
Ach, ich weiß dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich niederwürgt —
— — — — — — —
Wie wird mir so herzlich bange,
Wie so heiß und wieder kalt! —
— — — — — — —
Herr, mein Gott, wie soll es werden?
Herr, mein Gott, erleuchte mich!
— — — — — — —
Freilich, freilich fühlt, was billig
Und gerecht ist, noch mein Sinn —
— — — — — — —
Dient denn Gott ein Mensch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm?
— — — — — — —
O, es keimt, wie lang es währe,
Doch vielleicht uns noch Gewinnst.
— — — — — — —
Sinnig sitz' ich oft und frage
Und erwäg' es herzlich treu
Auf des besten Wissens Wage,
Ob „uns lieben" Sünde sei?
— — — — — — —
Freier Strom sei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!"

„Zur Entschuldigung Hn. B. sei es übrigens gesagt, daß das gewählte Lied, dessen vier letzte Strophen jedoch von ungemeiner Schönheit sind, zu seinen mattesten Producten gehört; doch müssen wir zugleich hinzusetzen, daß wir nur die Hälfte dessen bezeichnet haben, was uns darin mißfallen hat. Sollen wir nun noch aus „Fortunens Pranger" S. 186 die „faulen Aepfel und Eier" — „Mir nichts, Dir nichts," — „Lumpenkupfer" — „Schinderknochen" — „Schurken" — „Fuselbrenner" — „Galgenschwengel" — „mit Treue umspringen, wie die Katze mit der Maus" — „Hui und Pfui" — u. d. m. als Beweise unsrer Behauptung anführen, oder weiß der Leser es schon genug, um darin uns beizustimmen, daß ein Geschmack, der solche Cruditäten sich erlaubte und bei wiederholter Durchsicht begnadigte, Hn. B. auch bei seinen gelungensten Producten unmöglich ein treuer und sicherer Führer gewesen sein konnte?"

sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirkunst vermissen wir zu sehr bei Hn. Bürger. Außerdem daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm Liebe selten etwas Anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben correspondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe I. Th. S. 124. „Das Mädel, das ich meine", [1]) „Das hohe Lied" und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengeborgt. [2]) S. 86. „Die beiden Liebenden":

„Im Denken ist sie Pallas ganz
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage,
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage."

---

1) Bürger änderte den Titel später in: „Die Holde, die ich meine".

2) Vergl. Lessing in „Laokoon", XXI (Werke, VI. S. 129), wo er, nachdem er ein ähnliches Beispiel aus Anakreon angeführt, fortfährt: „Was heißt aber dieses sonst, als bekennen, daß die Sprache für sich selbst hier ohne Kraft ist, daß die Poesie stammelt und die Beredsamkeit verstummt, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaßen zur Dolmetscherin dient?"

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkömmt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu sein scheint, wie ungefähr Hr. B. idealisirt. Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowol ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wiederfanden (das Klingling-ling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Trallirum larum [1]) und dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweideutige Beifall des großen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht „Blümchen Wunderhold“ nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

> „Du theilst der Flöte weichen Klang
> Des Schreiers Kehle mit
> Und wandelst in Zephyrengang
> Des Stürmers Poltertritt.“

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: „die Nase schnaubt nach Aether“, und ein unächter

1) Diese Interjectionen kommen sämmtlich, mit Ausnahme der letzten, in der „Lenore“ vor. „Trallirum larum“ ist der Anfang des Gedichts „Ständchen“ aus dem Jahre 1775.

Reim, „blähn“ und „schön“,[1]) verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am Meisten vermißt man die Idealisirkunst bei Hn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, großentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diction und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen,[2]) gilt noch weit mehr von dem lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'schen Gedichte sind großentheils Producte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist als ein Heautontimorumenos des Terenz,[3]) aber gerade individuell

---

1) Die frühere Lesart lautete nämlich (Reinhard's Ausgabe, II. S. 325):

„Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Deß Wangen hoch sich blähn,
Deß Nase nur nach Aether schnaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.“

Durch Schiller's Tadel veranlaßt, änderte Bürger diese Stelle folgendermaßen um:

„Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.“

und bemerkte dazu: „Diese Veränderung hat Herr Gracchus, der vom Aufruhr sprach (nach dem Horazischen „Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?“), veranlaßt. Denn er sagt in der berüchtigten Recension“ u. s. w., und nun führt er obige Stelle an. Den angegriffenen Ausdruck sucht er zu retten; in Bezug auf den Reim giebt er Schiller Recht.

2) Im 89. bis 95. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ spricht Lessing über Hurd's Bemerkung, daß die Komödie allgemeine, die Tragödie besondere Charaktere schildere, und weist nach, daß diese Bemerkung in Widerspruch mit der Ansicht des Aristoteles steht, der von allen dramatischen Charakteren das Generelle verlangt. So heißt es im 89. Stück (Werke, VII. S. 424 f. — und das ist wol die Stelle, die Schiller meint): „Das ist unwidersprechlich, daß Aristoteles schlechterdings keinen Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie in Ansehung ihrer Allgemeinheit macht. Die Einen sowol als die Andern, und selbst die Personen der Epopöe nicht ausgeschlossen, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied sollen sprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern so wie ein Jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte.“

3) Lessing (Hamb. Dramat., St. 87; Werke, VII. S. 416) bringt folgende Stelle aus Diderot's Unterhaltungen bei: „Terenz scheint mir einmal in diesen

genug, um von dem Leser weder vollständig, noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht blos Gemälde dieser eigenthümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters sind nicht blos der Gegenstand, den er besingt; sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So wie der Dichter selbst blos leidender Theil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affects, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe,[1]) hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Fehler gefallen zu sein. Sein Heautontimorumenos (Selbstquäler) ist ein Vater, der sich über den gewaltsamen Entschluß grämt, zu welchem er seinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der sich deswegen nun selbst bestraft, indem er sich in Kleidung und Speise kümmerlich hält, allen Umgang flieht, sein Gesinde abschafft und das Feld mit eigenen Händen baut. Man kann gar wol sagen, daß es so einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem ganzen Jahrhundert ein Beispiel einer so seltsamen Betrübniß aufzuweisen haben."

1) Lessing, Dramaturgie, St. 15 (Werke, VII. S. 120): „Die Liebe selbst hat Voltairen die Zaire dictirt, sagt ein Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie von Shakespeare."

Die neuern Gedichte Hn. B.'s charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung, „Das hohe Lied von der Einzigen", verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe.[1]) Andre Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Product der Bürgerischen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Furie wird, daß eben deswegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affect, der dieses Lied ihm dictirte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben wie in einem Heiligthum niederlegte, am Schlusse dieses Lieds sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage;[2]) — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, — ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice[3]) des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das

---

1) Vgl. Schiller an Lotte, Jena, den 30. Mai 1789: „Das große Gedicht an Bürger's zweite Frau hat ganz vortreffliche Stellen."

2) In der letzten Strophe des Gedichtes heißt es:

„Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn!"

3) Hor. Od., I. 1. V. 36.

Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sei;[1]) es leuchtet ein, daß man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, daß an solchen scherzhaften Aeußerungen nur der zehnte Theil sein Ernst sei, so macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wiederkömmt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns Alles zu sein, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publicums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hn. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonnetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Declamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund Schlegel die Leyer des Pythischen Gottes spielen kann.[2]) Gerne hätten wir alle blos witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hn. B. die leichte, scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starken, nervigen Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das „Zechlied", I. Th. S. 142,[3]) mit einem Anakreontischen oder

1) In dem Gedicht „Das Blümchen Wunderhold":
„Wol hundert Mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor;
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust."

2) An August Wilhelm Schlegel, Sonnett:
„Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich Dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.
„Junger Aar! Dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus' Wort in mir ist Lug."

3) Zechlied: „Ich will einst, bei Ja und Nein!
Vor dem Zapfen sterben;" ꝛc. ꝛc.
nach dem lateinischen Original des englischen Bischofs **Gualterus de Mappes**:
„**Mihi est propositum In taberna mori.**"

Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hn. B.'s Gedichten, den ernsthaften oder den satirischen, den ganz lyrischen oder lyrisch=erzählenden, den frühern oder spätern der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hn. B.'s Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gerne gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Producten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußrer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am Allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll.[1]) Wenn es auch noch so sehr in

---

1) Diese Stelle hatte Bürger später besonders bei seiner Satire „Der Vogel Urselbst" im Auge:

> „Es fliegt im dritten Himmelssaal
> Ein Vogel Namens Ideal;
> Mit dessen Federn rüste Dich,
> Sonst fliegst Du ewig schlecht für mich.
> Noch thatst Du keinen Flügelschlag,
> Der tadellos passiren mag;
> Versagt bleibt drum auf mein Geheiß
> Dir der Vollendung Paradeis." —

seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Producte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Classicität zu erringen.

Das Publicum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maaße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete sein soll.

[1]) So urtheilte der Verfasser vor elf Jahren über Bürger's Dichter-Verdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen; denn sein Gefühl war richtiger als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt; aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen. [2])

---

1) Dieser Schluß wurde 1802 von Schiller beim Wiederabdruck in seinen „Kleineren prosaischen Schriften" hinzugefügt.

2) Zu Ende Mai wurde Schiller zur Recensirung der neuen Ausgabe der Bürger'schen Gedichte aufgefordert; doch scheint er nicht sogleich an die Arbeit gegangen zu sein. In einem Brief an Caroline von Beulwitz (vom 30. Mai 1789) spricht er sich anerkennend über Bürger's „Hohes Lied von der Einzigen" aus. Den 17. December 1790 schreibt er an Körner (Briefw., II. 219): „Ich bin neugierig, was Du zu meiner Recension von Bürger sagen wirst, die in den nächsten Stücken der Literaturzeitung erscheint. Freilich sind's nur einige hingeworfene Winke, aber die mir zu ihrer Zeit geredet scheinen." Körner war, als er sie gelesen, „sehr erbaut" davon, zweifelte aber, ob Bürger es sein würde. Zwar habe Schiller Bürger's Künstlereitelkeit geschont, aber die persönliche überwiege doch gewöhnlich in solchen Fällen. Den 5. März schreibt Schiller: „In Weimar habe ich durch die Bürgerische Recension viel Redens von mir gemacht; in allen Cirkeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner errieth, von wem sie war." Körner aber hatte richtig vermuthet:

Bürger war außerordentlich aufgebracht. Den 13. März 1791 sandte er an Schütz für die Literatur-Zeitung nachstehende

Vorläufige Antikritik und Anzeige.[1])

Das Urtheil über mich und meine Gedichte in der A. L. Z. Nr. 13 u. 14 v. d. J. muß meine und meines ganzen Publicums Aufmerksamkeit ganz vorzüglich erwecken. Denn mit der ehrwürdigen Miene des gründlichsten Tiefsinns, der geübtesten Urtheilskraft, des raffinirtesten Geschmacks, kurz, mit der ganzen Herrn- und Meistergeberde, vor welcher selbst der kühnste Geist des Widerspruchs andachtsvoll verstummen möchte, strebt sein Verfasser darzuthun, daß wir uns seit zwanzig Jahren sehr übel geirrt haben.

Ich meines Theils wußte nun zwar längst und werde es in keinem Moment meines Lebens vergessen, daß weder ich selbst ein gereifter und vollendeter Geist bin, noch daß ich einen solchen in meinen Werken ausgeprägt habe. Denn wie könnte mir wol die triviale Wahrheit entfallen, daß kein endlicher Geist jemals zur Vollendung ausreife? Dennoch glaubte ich, mein Geist und wenigstens einige seiner Früchte wären wol so weit emporgediehen, um von dem reiferen Ausschusse absolut unreifer und unvollendeter Geister, wie unterm Monde wir Alle sind, ohne Mundverziehung genossen werden zu können. Das aber war grober Irrthum. Man muß, möglich oder nicht möglich, man muß ein reifer und vollendeter Geist sein und nur reife, vollendete Producte liefern. Ich aber — ach! selbst für die Unreifen bin ich noch lange nicht reif genug.

Weit ärger noch als ich war mein großgünstiges Publicum vom Irrthum befangen. Denn dieses hielt fast durchgehends meinen Genius für ein viel höheres Wesen, als ich selbst, sogar in den Stunden des jugendlichsten Dünkelrausches, ihn jemals zu halten vermochte; und wahrlich! an weit mehreren seiner Producte, als mir lieb war, hatte es sein überaus großes Wohlgefallen. Mit Scham und Unzufriedenheit erfüllte mich öfters dieser Glaube, dieser Feiertanz um manche meiner Pagoden. Nicht ohne Besorgniß dachte ich daher an die Miene, mit welcher es wol aufgenommen werden dürfte, wenn ich ihm bei einer neuen, strengeren Musterung wenigstens seine unwürdigsten Lieblingspuppen entziehen müßte. Jetzt thäte es Noth, ich entzöge ihm sogar die wohlgerathensten Gestalten.

Denn siehe, aus einer höheren Sphäre ist ein reifer und vollkommener Kunstgeist auf die Allg. Lit. Zeitung heruntergestiegen; aus einer Sphäre, wo die Poesieströme lieblich flöten; aus einer Sphäre, wo die jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruchtzeit nicht absterben; das ist, wo das Vorhergehende und Nachfolgende als Eins und in einem Zeitmoment gedacht und im Bilde angeschaut werden kann; aus einer Sphäre, wo man nicht so genau und bestimmt als hienieden sich auszudrücken braucht, und die Redensarten, etwas mit einem einzigen Schönheitsgenuß — oder Schönheitsverlust erkaufen, als Synonyme verwechseln darf; aus einer Sphäre, wo ein verjüngendes Licht ebenso gut als eine verjüngende Wärme der Erstarrung eines frühzeitigen Alters wehret; aus einer Sphäre, wo die menschlichen Geisteskräfte vereinzelt und getrennt wirken, wo die Poesie die Sitten, den Charakter und die ganze Weisheit ihrer Zeit, geläutert und veredelt, in ihren Spiegel sammelt; mit einem Wort, aus einer Sphäre, wo man nach ganz anderen Gesetzen denkt, anschaut, empfindet, combinirt, tropisirt, bildert, bezeichnet, als wir unreifen, unvollendeten Geister hier unten zu thun uns für schuldig erachten. Diesem Herabgestiegenen geziemt es, kraft obiger statistischen Nachrichten, unverzagt zu behaupten, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten, selbst den am Reichlichsten ausgesteuerten, keines zu nennen wisse, das

1) Erschien im „Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom Jahre 1791. Jena. Nr. 46. Mittwochs, den 6. April. Sp. 383—387.

ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt habe. Ein langes Register von Ursachen ist unmittelbar hierauf dargelegt. Ich bitte, man vergleiche dies doch mit der obigen Statistik. —

Zu unserer nicht geringen Verwunderung erfahren wir sammt und sonders, was bisher weder ich selbst mir, noch vollends mein ganzes verblendetes Publicum sich träumen ließ, daß ich nicht blos — ein unreifer, unvollendeter Dichter? — o wenn es das nur wäre! — nein, daß ich ganz und gar kein Dichter bin, daß ich diesen Namen gar nicht verdiene. — Man glaubt hier doch nicht etwa, daß ich den Kunstgeist nur schikanire? Bewahre! Hier ist der Beweis: Eins der ersten Erfordernisse des Dichters ist Idealisirung, Veredlung (ob dies wol Synonyme sein sollen? —), ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Nun aber vermißt man bei mir diese Idealisirkunst. Also! —

Vermöge dieses Mangels bin ich nun freilich schon so viel als gar nichts. Aber wie noch weit weniger als nichts müsset nicht vollends Ihr sein, meine geliebten und hochverehrten Brüder in Apollo, die Ihr mit mir um den lyrischen Lorbeerkranz ringet! Ihr, Asmus, Blumauer, Gleim, Göckingk, Goethe,[1] Herder, Jacobi, Langbein, Matthisson, Ramler, C. Schmidt, Schiller,[2] Schubart, Stäudlin, Stolberg, Voß und — o verzeihet, oder vielmehr dankt mir, daß ich nicht Euch Allen das Herzeleid anthue, Euch hier zu nennen! Denn Euch Alle erblickt der reife und vollkommene Astralgeist so tief unter mir, als ich selbst seiner Meinung nach bisher noch unter dem höchsten Schönen geblieben bin. Welchen Erdensohn muß nicht Schwindel befallen bei solcher höchsten Höhe der Schönheit und des neben ihr schwebenden Kunstgeistes! —

Meine Elegie „als Molly sich losreißen wollte", so werden wir weiter belehrt, gehört zu meinen mattesten Producten. Ganz einleuchtend thun dies schon die kaum zur Hälfte ausgezogenen dicta probantia dar, ohne daß es nöthig gewesen wäre, nur noch ein Wort darüber zu verlieren. Merkt es Euch, Ihr vielen rohen, unreifen und unvollendeten Männer- und Weiberseelen, die Ihr Euch von den Naturtönen dieses Liedes so innig durchdringen, so tief rühren ließet! Ihr steht betäubt und wißt nicht, wie Euch geschieht? O, glaubt mir, ich weiß es noch weniger. Aber tilgen aus dem künftigen Buche der Lebendigen werde ich ja nun wol auch dies Lied müssen. —

Kunstrichter auf anderen Stühlen, die Ihr doch, meinem eigenen Wunsche gemäß, mir ebenfalls nichts geschenkt habt, vernehmt es von meinem und Euerem Oberrichter, daß Euer so hoch gepriesenes Blümchen Wunderhold, frei heraus gesagt, Tändelei ist! Und was alsdann anders als alberne Tändelei? —

Priester und Laien, durch Horazens: Si vis me flere — verführt, glaubten bisher immer, die Empfindungen, welche der Dichter darstellt, müßten wahr, natürlich, menschlich sein. Sie glaubten, alsdann gelänge die Darstellung am Besten, wenn der Dichter sie nicht sowol erkünstelte, als vielmehr wirklich im Busen hegte. Der reife, vollkommene Kunstgeist aber weiß es besser. Idealisirt — ja, idealisirt! — müssen sie sein. O Engel, Garve, Herder, Wieland, ich bitte Euch, kommt doch herbei, diesen wundersamen, aus Ariost's Monde heruntergefallenen Fund mit mir zu betrachten! — Ha, daß nicht die Lessing, die Mendelssohn, die Sulzer in ihren Gräbern sich noch umwenden! Meine neueren Gedichte, sonderlich die an Molly, taugen nichts. Denn so unnachahmlich schön in den meisten Diction und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch sind sie empfunden! Das nenne ich mir doch eine scharf- und tiefsinnige Antithese! Sicherlich hat sich der Kunstgeist darin weit mehr, als

1) Im 8. Bande seiner Schriften. (Anmerkung Bürger's.)
2) In seinen lyrischen Producten. (Anmerkung Bürger's.)

ich mir in der Erfindung des Blümchens Wunderhold gefallen. Deß hatte er aber auch Ursache. Denn man denke nur den herrlichen Sinn, der daraus hervorgeht. Nicht meine, nicht irgend eines sublunarischen Menschen wahre, natürliche, eigenthümliche, sondern idealisirte, das ist, keines sterblichen Menschen Empfindungen — Abstractionen — man denke! — Abstractionen von Empfindungen müßten jene Gedichte enthalten, wenn sie etwas werth sein sollten. — O Petrarca, Petrarca, der Du eigenthümlicher als je Einer sangest, was Du eigenthümlicher als je Einer für Deine Laura empfandest, Sonne der lyrischen Dichtkunst, die Du Jahrhunderte durchstrahltest, wo bleibst Du vor dem höheren Glanze dieses ätherischen Kunstgeistes? — Bei dem Allem findet es der tiefsinnige Richter seiner Theorie nicht widersprechend, wenn er behauptet, daß Alles, was der Dichter uns geben könne, nur seine Individualität sei. — —

Solche und noch mehr ähnliche Merkwürdigkeiten sind mir und unstreitig dem ganzen ästhetischen Publicum zu — merkwürdig, als daß ich nicht von einer sonst immer beobachteten Weise abgehen sollte. Noch verlor ich in meinem ganzen Leben auch nicht das kleinste gedruckte Wort über irgend eine Recension meiner Werke. Aber bei dieser muß es mir selbst von dem stolzesten und edelsten Taciturn gut geheißen werden, wenn ich den Verfasser laut und dringend auffordere, uns seine unbegreifliche Weisheit irgendwo ausführlicher, als hier geschehen konnte, mitzutheilen und so eine Menge Widersprüche aufzulösen, mit denen wir Andern durchaus nicht fertig werden können. Besonders wünschte ich dem Begriffe einer idealisirten Empfindung, diesem mirabili dictu, nur eine einzige interessante Anschauung aus irgend einem alten oder neuen, einheimischen oder fremden Dichter, der das mirabile so recht getroffen hätte, untergelegt zu sehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieser Ausführung meine Akademie der schönen Redekünste an. Denn da ich ohnehin schon so sehr mit Wunden bedeckt bin, so mag der zürnende Kunstgenius nur vollends, sogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum Ecce homo machen, wenn ich wirklich und überall, auch in den gelungensten meiner Producte, mich so schwer an der Kunst des Schönen versündigt habe, als es aus dieser Recension das Ansehen gewinnt.

Ich übrigens, wenn ich einmal Beruf und Muth genug in mir gefühlt hätte, einem alten Günstlinge des Publicums so, wie der Verfasser mir, mitzuspielen, ich — ja, ich würde auch Tapferkeit genug besitzen, mein Visir aufzuziehen, wenn ich darum gebeten würde. Wolan denn! Gestrenge und vermuthlich ebenso tapfere Maske, ich bitte Dich, wer bist Du? Ich frage nicht deswegen, um nur meine und des Publicums eitle Neugier zu befriedigen. Auch dürfte ich nicht etwa nach vergeltender Rache an dem Beurtheiler und seinen vermuthlich ebenfalls, wenn auch nur wie der große, der göttliche Achill an der Ferse, verwundbaren und sterblichen Geisteskindern. Denn vielleicht hat er, wie Macbeth, keine Kinder. — Vielleicht, sag' ich? Nein, er hat zuverlässig keine! Er ist kein Künstler, er ist ein Metaphysicus. Kein ausübender Meister erträumt sich so nichtige Phantome, als idealisirte Empfindungen sind. Hätte er aber dennoch, wider allen meinen Glauben, jemals ein Kind mit einer Muse erzeugt, so hätte er ihm zuverlässig schon ohne mein Zuthun in einer solchen Recension das Todesurtheil gesprochen. Daher muß ich auch nur lachen, wenn ich sie ein Meisterstück nennen und keinem Geringeren als einem Engel oder Schiller beilegen höre. Wenn Männer, die Phöbus Apollo mit Geisteskindern gesegnet hat, fremder Leute Kindern Gift zubereiten wollen, so würden sie es so thun, daß wenigstens ihre eigenen nicht mit bis zum Tode daran erkrankten. Vielmehr darum wünschte ich, daß mein Richter sein Angesicht enthüllte, damit Jedermann gleich beim ersten Anblick wüßte, wornach er sich in seiner ferneren Geschmackscultur zu richten hätte. Denn man sage, was man wolle, in Geschmackssachen, wo nicht, wie bei Gegenständen der Verstandeserkenntniß, feste Begriffe und Formeln, sondern so

---

manche ἄῤῥητα des Gefühls das Urtheil leiten, muß auch nicht selten das bloße Ansehen eines erkannten und erklärten höheren Genies gelten und durch sein Beispiel Geschmacksnorm festzustellen befugt sein. Wäre nun mein Beurtheiler kein höheres, sondern ein Kunstgenie, blos Meinesgleichen, so würden unsere einander entgegenstehenden Autoritäten, wie zwei gleiche, unabhängige Kräfte, sich wenigstens die Wage halten, und sein Geschmack müßte von dem meinigen wie ein Souverän von dem andern, wo nicht mit schüchterner, doch mit bescheidener Achtung sprechen. Zeigte sich's aber gar, daß er an Kunsttalent und Cultur noch unter mir wäre — o, so dürfte ja sein Geschmacksurtheil sich's noch weit weniger anmaßen, dem meinigen und dem Urtheile des mir gleich gebildeten und gestimmten Publicums zum herrschenden Kanon dienen zu wollen. Dann müßte er vielmehr seinen abweichenden Geschmack, den ich einen Verschmack nennen möchte, wornach er das Blümchen Wunderhold für ein unwürdiges und geistloses Symbol der Bescheidenheit erklärt, an dem Urtheile seines Erfinders und der andern gebildeten Geister, denen es nicht also vorkommt, bescheiden und demuthsvoll zu berichtigen und also seinen Verschmack in Geschmack umzubilden suchen. Soviel kommt also darauf an, zu wissen, wessen die Stimme sei, die so anmaßend hinter dem Vorhange hervor tönet! —

Ich muß hier, wiewol ungern, abbrechen, hoffe aber sowol diesen als auch andere Recensenten nächstens in der Akademie, wo es wohlfeiler zehren für mich ist als hier, reichlicher zu bewirthen. Denn ich bin willens, etwas über mich selbst und meine Werke, nicht mir, sondern der Kunst zu Liebe zu schreiben.

* * *

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch anzeigen, daß noch nicht der vierte Theil der ohnehin so wenigen und kaum hinlänglichen Subscribenten auf die außerordentliche Ausgabe meiner Gedichte die Pränumerations-Pistolette eingesandt hat. Wie kann ich denn also wagen, das Werk zu unternehmen oder, wie ich's wünschte, schon nächste Ostermesse zu liefern? Noch einmal und zum Letzten will ich den Termin bis Ende Mai d. J. hinaussetzen, und wenn bis dann nicht wenigstens so viel baar einkommt, daß ich vor beträchtlicherem Schaden gesichert bin, so will ich alsdann lieber den geringen, wiewol für mich auch nicht unerheblichen Verlust an Insertions- und Portokosten über mich ergehen lassen und Jedem sein eingesandtes Geld wieder zurückschicken. Das Schicksal meiner Gedichte sei hernach, welches es wolle. Mich gehen sie weiter nichts an.

Göttingen, d. 5. März 1791.

Gottfried August Bürger.

Bei Uebersendung dieser Antikritik an Schütz schrieb Bürger Demselben: „Verschiedene wollen aus unumstößlichen Gründen behaupten, kein Anderer als Herr Schiller sei der Verfasser. Ich habe dem noch immer widersprochen. Denn wie kann man so von Gott und sich selbst verlassen werden, allen seinen eignen sowol gebornen als ungebornen Kindern Rattenpulver zu legen? Was für Lumpengesindel wollte ich nicht mit einer solchen Theorie aus allen Dichtern aller Nationen machen! Daher halte ich immer noch einen bloßen Metaphysiker für den Verfasser."

Für dieselbe Nummer des Intelligenzblattes der Literatur-Zeitung in welcher Bürger's Antikritik erschien, schrieb Schiller die nachstehende „Vertheidigung".

Vertheidigung des Recensenten.[1])

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wornach Recensent sein Urtheil über die Bürger'schen Gedichte bestimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres als durch Autorität, durch Exclamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, pathetische Apostrophen und lustige Tiraden widerlegt zu werden; auch schien ihm Herrn Bürger's Sache in der That nicht so schlimm, um nicht eine bessere Vertheidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er sich gefallen, seine Kunsttheorie, wo es auch geschehe, an der Bürger'schen zu versuchen, wie er denn auch sein über H. B. gefälltes Urtheil nicht gerne für etwas Anderes möchte ausgegeben haben als für die Ueberzeugung eines einzelnen Lesers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichern Belehrung verlassen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe sich gebührt, die Waffen gleich sein, und wenn der eine Theil Beweisgründe gebraucht, so müßte der andere nicht mit Fechterkünsten streiten. Es gilt hier kein historisches Factum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher H. B. gegen seinen Recensenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede ist von Grundsätzen des Geschmacks und deren Anwendung auf Hn. Bürger's Producte. — Jene wie diese sind dem Publicum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunstrichters, wie H. B. will, sondern nach eigenem Gefühl und nach eigener Vernunft) jene Behauptungen prüfen und den Bericht, den H. B. davon abzustatten für gut gefunden hat, mit den eigenen Worten und dem ganzen Ideengange des Recensenten zusammenhalten kann. Dieses Publicum, welches sich seines Wieland's, Goethe's, Geßner's, Lessing's erinnert, dürfte schwerlich zu überreden sein, daß die Reife und Ausbildung, welche Recensent von einem vortrefflichen Dichter fordert, die Schranken der Menschheit übersteige. Leser, welche sich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, von Salis erinnern, welche einsehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß sie sich zum allgemeinen Charakter der Menschheit erheben, einer allgemeinen Mittheilung fähig — und dadurch allein, daß sie jeden fremdartigen Zusatz ablegen, mit den Gesetzen

1) Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahre 1791. Jena. Nr. 46. Sp. 387—392. Unterzeichnet: „Der Recensent."

der Sittlichkeit sich in Uebereinstimmung setzen und gleichsam aus dem Schooße veredelter Menschheit hervorströmen, zu schönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anspruch zu machen), solche Leser dürften nun schwerlich dahin zu bringen sein, idealisirte Empfindungen, wie Recensent sie der Kürze halber nennt, für nichtige Phantome oder gar mit erkünstelten, naturwidrigen Abstracten für einerlei zu halten. Diese Leser wissen es sehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealisirenden Künstlers so wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädicate ihr Anspruch auf Jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. Menschlich heißt uns die Schilderung eines Affects, nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mitempfinden müssen. Und kann dies wol anders geschehen, als daß gerade so viel Locales und Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mittheilbarkeit Abbruch thun würde? Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Cidli,[1] Wieland in die Seele seiner Psyche oder Amande,[2] Goethe in den Charakter seines Werther's, Rousseau in den Charakter seiner Julie,[3] Richardson in den seiner Clarisse versetzt, und Jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen müßte, haben sie nicht unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigene Empfindung idealisirt? H. B. könnte vielleicht einwenden, daß der Fall sich verändere, wenn der Dichter in seiner eigenen Person empfindet und dichtet — dann aber müßte er ganz und gar nicht wissen, daß an der selbsteigenen Person des Dichters nur insofern etwas liegen kann, als sie die Gattung vorstellig macht, und daß es schlecht um seine Dichtungen stehen würde, wenn er das Geschäft der Idealisirung nicht zuvor an sich selbst vorgenommen hätte. Stellte er uns Affecte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, blos treu und natürlich dar, so kann er zwar einen historischen Zweck erreichen und das Publicum von etwas unterrichten (woran freilich dem Publicum so besonders viel nicht gelegen ist), das in ihm selbst vorgegangen. Will er aber einen Kunstzweck erreichen, d. i. will er allgemein rühren,

1) Im „Messias" und in mehreren Oden. Cidli war Klopstock's Gemahlin Meta, geb. Moller.

2) Psyche in mehreren Gedichten, Amande im „Oberon".

3) In der „Neuen Heloise".

will er gar die Seelen, die er rührt, durch diese Rührung veredeln, so entschließe er sich, von seiner noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rath zu halten und wo möglich in einem Strahl zu concentriren; so bemühe er sich, Alles, was ausschließend nur an seinem einzelnen, umschränkten, befangenen Selbst haftet, und Alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allem Andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit und dergleichen abzustoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leser an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenschaft braust und wallt, und mit dem Affect des begeisterten Dichters auch alle seine eigenthümlichen Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldenen Spruch: Weine erst selbst, wenn Du weinen machen willst, [1]) jede wilde Geburt seines erhitzten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich ist eine gewisse Ruhe und Freiheit des Geistes zur schönen Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft, daß — sogar Antikritiken, wie man sieht, ihrer nicht entrathen können, ohne den besten Theil ihres Zweckes zu verfehlen! — Und von Allem dem will H. B. nichts wissen? Alle diese Elemente der darstellenden Kunst klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken? Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und seine Leser, daß sein poetischer Genius bisher für seine Führerin dachte und sich ohne Aesthetik noch ganz leidlich zu helfen wußte! [2])

Der nachdenkende Leser entscheide, ob der Verfasser der Recension sich deswegen eines groben Widerspruchs schuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunst nicht vermissen will und dennoch eine ungeschlachte, ungebildete, mit allen ihren Schlacken gegebene Individualität nicht schön finden kann. Oder sollte vielleicht nach H. B.'s Meinung gerade in dieser letztern die

---

1) Siehe oben S. 538. Horat. Ars Poet. V. 102: „Si vis me flere, dolendum est Primum ipsi tibi."

2) Bürger erwiderte in dem Gedichte: „Ueber die Dichterregel des Horaz" (1793):

„Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das Du erbauet, bewohnt!
Traun! Wir hätten alsdann an Dir, statt Fülle des Reichthums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz."

Originalität und Eigenthümlichkeit enthalten sein, die man mit Recht jedem Kunstwerke zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leser entscheide wieder, ob Herrn Bürger die Kunst, zu idealisiren, abgesprochen wird, wenn Recensent ausdrücklich nur diese Idealisirung bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealische Schöpfung des Dichters im Einzelnen auf ein inneres Ideal von höchster Vollkommenheit bezieht?

Herrn Bürger's Sache wäre es gewesen, die Anwendung der vom Recensenten aufgestellten Grundsätze auf seine Gedichte, nicht aber diese Grundsätze selbst zu bestreiten, die er im Ernst nicht wol leugnen, nicht mißverstehen kann, ohne seine Begriffe von der Kunst verdächtig zu machen. Wenn er sich gegen diese Forderungen so lebhaft wehrt, bestärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er seine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige seiner Geistesproducte hätte er nennen sollen, welchem Recensent durch seinen allgemeinen Ausspruch Unrecht gethan hat. Wenn H. B. es für eine so unmögliche Sache hält, daß einer seiner poetischen Mitbrüder sich so sehr habe vergessen können, ein Ideal der Kunst aufzustellen, welches den selbsteigenen Producten desselben das Urtheil spricht, so beweist H. B. dadurch blos, wie sehr sein Kunstideal unter dem Einfluß seiner Eigenliebe stehe, wenn er es nicht gar selbst aus seinen eigenen Geistesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphilosoph ohne Bedenken von jedem menschlichen Subject und zum Theil schon der Erzieher von seinem Zögling fordert, darf doch wol die Kunst von ihren vorzüglichsten Söhnen verlangen — und wenn in der Forderung der Moralisten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Bestrebungen, es zu erreichen, nicht niederschlagen darf, warum sollte mit der Kunst eine Ausnahme gemacht werden, die ihre Forderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moralisten großentheils schon enthalten ist? — Immer könnte also auch ein Dichter jenes Urtheil über Hn. B. niedergeschrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht besaß, seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zuvörderst in Sicherheit zu bringen. Einen solchen könnte nun wol schwerlich die Furcht vor Repressalien abgehalten haben, offen und frei seine Meinung vom H. B. zu sagen, und eifersüchtiger auf die Hoheit seiner Kunst als auf den Ruhm der Producte, wodurch er sich in seinem Leben schon an ihr mag versündigt haben, ertheilt er ihm hiemit uneingeschränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung seines Namens gegen seine Geistesgeburten so viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig ist. Um so mehr glaubt er sich aber auch

befugt, das, was ihm Sache der Kunst schien, gegen das Bürger'sche Beispiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom *Rabenstein* und von der *Folterkammer* in das *Flaumenbett der Wollust* entrückt wird,[1] zu verfechten — mit Bescheidenheit, wie er gethan zu haben hofft, aber freilich nicht mit *Schüchternheit*. Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publicum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.[2]

Geschah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu spielen, daß H. B. die ganze Schaar deutscher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Musenberge „Feuer!" ruft und den Geist eines Wieland und Seinesgleichen zu erscheinen und zu löschen beschwört? Er nehme sich ja in Acht, den Schatten Samuel's zu wecken, sonst möchte ihm wie weiland Sauln geantwortet werden.[3] Recensent erinnert sich, Hn. B. über Alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es *ringen* darum nicht Alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Liede oder in einer Ode aushauchten, mit Hn. B. um den lyrischen Kranz, und die ihn schon längst ersiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie sehr auch endlich Herrn B.'s poetischer Genius über seine Mitkämpfer hervorragt, so könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unwesentlichen Stücken der poetischen Darstellung zum Muster dienen.

Wenn das *großgünstige* Publicum Herrn B.'s seinen *Genius für ein noch höheres Wesen halten konnte als er selbst*, welches viel ist; wenn es weit mehrere seiner

---

1) Im „Hohen Lied von der Einzigen" heißt es:
„Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen ohne Schuld,
An dem Busen zu erwarmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu' und Huld:
Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein."

2) Bürger antwortete im „Musen-Almanach" für 1793:
„Der Kunstkritik bin ich, wie der Religion,
Zu tiefer Reverenz erbötig.
Nur ist nicht eben dieser Ton
Vor ihren schlechten Pfaffen nöthig."

3) 1. Sam., 28. 11, 16—19. — Vgl. auch „Don Karlos", V. 10:
„Warum rufen Sie
Den Schatten Samuel's herauf?"

Producte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn selbst schamroth machte, den Feiertanz um seine Pagoden anstellte, so wäre das Unglück in der That so groß nicht, als H. B. es macht, mit dem Urtheile dieses Publicums über ihn sich einigermaßen im Widerspruch zu befinden. Auch ist es nicht nöthig, daß gerade die ganze schreibende und lesende Welt sich geirrt haben muß, wenn H. B. nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechselt die Selbstzufriedenheit des Künstlers den lauten, brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung umtönt, mit dem Urtheil der Welt, und so entscheidet sich oft der Ruhm eines Schriftstellers, ehe noch die gewichtigsten Stimmen mitgesprochen haben. Herrn B.'s poetischer Genius hat diese Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird blos auf etwas mehr Studium schöner Muster und etwas mehr Strenge gegen sich selbst ankommen, daß auch sie mit vollem Herzen das Prädicat unterschreiben, das ihm ohne sie ertheilt worden ist. So wenig Recensent sich bei Abfassung seiner Kritik einer andern Leitung als seines eigenen Gefühls bewußt war, so angenehm überraschte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in seinem Urtheile über Hn. B. die Meinung einiger der competentesten Geschmacksrichter [1]) von diesem Schriftsteller ausgesprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Theile des Publicums etwas Ueberflüssiges zu sagen und bei einem andern durch seinen unschuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht seine Gründe fanden, sei es dem Recensenten erlaubt, einem Incognito getreu zu bleiben, welches seiner Ueberzeugung nach bei literarischen Kämpfen so lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftsteller giebt, die dem Publicum auf ihre eigenen und ihres ganzen Standes Unkosten nicht sehr erbauliche Komödien zum Besten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterem Interesse an der Wahrheit gestritten wird, streitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Personen die Sache verdrängen. [2])

Der Recensent.

---

1) Besonders Goethe's. Siehe oben S. 536, Anm. 2.

2) Bürger's letztes Wort in diesem Streite war:

„Von mir wird sicherlich hinfort
Nicht wieder antikritisiret.
An einem wohlbekannten Ort
Wird man nur ärger dann schimpfiret.
Man lasse Dem das letzte Wort,
Dem doch das erste nicht gebühret."

51.

Ueber Matthisson's Gedichte.[1])

Daß die Griechen in den guten Zeiten der Kunst der Landschaftsmalerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftsmaler überhaupt nur als ächten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschafts-Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ohngefähr ebenso wie die Landschaftsmalerei der Thier- und Menschenmalerei gegenübersteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob man die unbeseelte Natur blos als Local einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftsmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen blos zum Figuranten in derselben macht. Von dem Erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local seiner dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu machen und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten blos auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wol diese Gleichgiltigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wol annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leiden-

---

1) Zuerst erschienen in „Allgemeine Literatur-Zeitung" vom Jahre 1794. Jena. Nr. 298 (Sp. 665—672) und Nr. 299 (Sp. 673—680); von Schiller in die Sammlung seiner „Kleineren prosaischen Schriften" (4. Th. 1802. S. 268—309) aufgenommen.

schaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stand ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrain's Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, blos der angenehmen Kunst sei, was ihn in diese Entzückung versetzte, und wer soeben eine Matthisson'sche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftsmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftsdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern blos die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche blos unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die blos landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe sein, der die schöne Kunst von der blos angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es

zugleich ein schönes sein soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effect unsrer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen“ (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Curs sind, auch noch wol wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs Erste unsre Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichtsdestoweniger seiner Wirkung gewiß sein und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu sein; denn nach der ersten müßte unsere Einbildungskraft herrschen und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches gründet. Nichtsdestoweniger muß der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu berechnen wissen, weil er nur insofern Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur insofern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjectives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe Alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn

er gewiß ist, daß er sich an das reine Object gehalten und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten sich richtet, nur dann kann er versichert sein, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe sein mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur insofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst abfordert. Um aber versichert zu sein, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt sein würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlaßlich gefordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur sein; denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur sein; denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch

ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Stil.

Aus dem Gesagten erhellt, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken — und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung — oder er wird es gar nicht lenken — und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings Beides beisammen sein, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowol als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unserige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) giebt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen giebt es kein Object für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme; denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheimstellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftsmaler und Landschaftsdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben

spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit Verzicht thut.

Nichtsdestoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns soeben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs Erste ist nicht zu leugnen, daß bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenngleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden und der Effect nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Composition noch eine große Nothwendigkeit herrschen könne, wie unter Andern die Schattirung und Farbengebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und, so weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleichzustellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehrsten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es giebt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen ihrem Inhalte nach keiner Darstellung fähig, aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und insofern also die Landschaftsmalerei oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Composition als eine Art von musikalischem Werk und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz, wir verlangen, daß jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sei und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir dies in noch höherem Grade und mit deutlicherm Bewußtsein, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Producte der schönen Kunst bei Beiden etwas herunterlassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effect der Musik (als schöner und nicht blos angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Acts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimniß jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die Analogie,

welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (practischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen; der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stätigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinanderfügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftsmaler bewirken dieses blos durch die Form ihrer Darstellung und stimmen blos das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er

-ene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir soeben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehrsten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir blos auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufordern und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowol die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Maler, weil ein großer Theil des Effects auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowol, uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabei auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen

Wechsel ist, und begünstigt insofern den Dichter. [1]) Hr. M. hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stätigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemälde S. 85:

„Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe
Streift scheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Cascade
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt." u. s. w.

---

1) Nach dem zuerst von Lessing im „Laokoon" (XV) ausgesprochenen Grundsatz (Werke, VI. S. 98): „Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raum, diese aber articulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen. — Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. — Gegenstände, die auf einander, oder

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Decoration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stätigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54:

„Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluthen Spiegel."

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stätigkeit weniger beobachtet ist:

„In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenglocken."

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen, und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

„Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet."

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wol von der Einbildungskraft und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjective Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der

---

deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie."

Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich H. M. auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder und durch eine kunstreiche Eurhythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91:

„Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quell
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon erblaßt der Abendschimme
An der hohen Waldburg Trümmer

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale.“

Man verstehe uns nicht so, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung giebt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung; aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stätigkeit in ihrer Succession, es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewol von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch „Der Alpenwanderer", S. 61, und „Die Alpenreise", S. 66, zwei Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt. [1])

---

1) In der ursprünglichen Recension, wie sie in der Literatur-Zeitung abgedruckt ist, folgte hier noch:

„Man kennt schon Hn. M.'s zauberischen Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten im Stand ist. S. 63:

„Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich,
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd wie die Hölle
In Aetna's Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast."

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69:

„Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen, u. s. f.
Hier wandelte nimmer der Odem des Mai's;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.
Jetzt neigt sich allmählig von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!
Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schooß
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern."

Endlich finden sich unter diesen Landschaftsgemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, „Der Genfersee", in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

„Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, Deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen traurend fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte Deine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer
So goß der Mond auf diese Wüstenein
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer."

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Local jener Dichterscenen, die ihm den Schöpfer der Heloise[1]) ins Gedächtniß rufen:

„O Clarens, friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu Deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen."

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz

1) Rousseau. Siehe oben S. 542, Anm. 3.

bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reißen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel u. s. w. zu versetzen und diese Gegenstände nicht etwa blos flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen sein. So viele veränderte Decorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs Neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. H. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches „Das Feenland" überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; Alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem „Liede der Elfen" Alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings sein muß. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige „Liedchen der Faunen", und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Consorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141:

„Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniß beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward Alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Gluth mit Recht verdammt."

Hr. M. ist nicht blos mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Ebenso kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dergl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am Nächsten liegen und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück

und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wiederhergestellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit erscheinen; es muß diejenige Natur sein, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie sein, was ihm die Kunst verleidet und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert als blos die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantasie wie sein „Elysium" (S. 34) componiren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit classischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte, heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes

Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheidenern Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen großen Anblick giebt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

52.

Ueber den „Garten-Kalender auf das Jahr 1795“.[1])

Tübingen, bei Cotta.

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte und Alles der Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage, ob sie denn auch wol möglich sei, endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu sein. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Dilettantism zum Spiele dahingab. Ungewiß, zu welcher Classe der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaaß und seinen leichten, schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie

---

1) Zuerst erschienen in: „Allgemeine Literatur-Zeitung“ vom Jahre 1794. Jena. Nr. 332. Sp. 99—104; von Schiller in die Sammlung seiner „kleineren prosaischen Schriften“ (Vierter Theil. 1802. S. 225—242) aufgenommen.

sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberspringen und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Größe entschädigt wurde, so sinkt sie nun in unsern sogenannten englischen Gärten zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannichfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sei. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter *einer* Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt,

welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehrern Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht sein, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, sowie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm mußte die Natur, bei Diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat und die Gartenkunst in die Malerei hinüberführte. Er vergaß, daß der verjüngte Maaßstab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit ins Tändelhafte und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und, wie ihre andern Schwestern, zwischen bestimmten

und bleibenden Grenzen ruhn, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will, eine Frage, woran man in Deutschland wenigstens noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns Diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowol für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender[1]) vorzüglich hinweist, und unter Allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden sein, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann.“[2]) Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst als solche sichtbar werden

---

1) Der Verfasser war Heinrich von Rapp, Hofrath und Bankdirector, gestorben den 9. März 1832 in Stuttgart. (Goedeke.) Sein Aufsatz findet sich im „Garten-Kalender“, S. 92—142. Er malte auch Landschaften. Goethe besuchte ihn auf seiner dritten Schweizerreise 1797 und las Abends den 5. September in seiner Familie „Herrmann und Dorothea“ vor. Siehe oben S. 436.

2) Garten-Kalender, S. 133: „Und dieser Zweck heiße: wirklicher Lebensgenuß in der schönen Natur.“

darf.[1]) Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstraße u. s. f., und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreiheit führen.[2]) Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer sein und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die ebenso gut als musikalische oder poetische Compositionen fähig sein müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.[3])

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben V. in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur von Hörensagen

---

1) Garten-Kalender, S. 124. 127: „Ich glaube, daß es zwei Hauptgattungen von Anlagen giebt, die in das Gebiet der Gartenkunst gehören, nämlich die Gartenlandschaft und der eigentliche Garten. Gartenlandschaft nenne ich das, was die Engländer Park heißen, ein sehr großes Stück Feld, das zum ausgedehnteren Genuß verschönert wird; ein Stück Feld, das nicht übersehen werden kann, dessen Auszierung nach dem großen Maaßstab der Natur selbst gemacht und so gemacht sein muß, daß es vollkommen das Ansehen hat, als wenn es wirklich so sein müßte." — — — „Alle eigentlichen Gärten haben das zum Voraus, daß man ihnen die absichtliche Anlage und eine sorgfältige Unterhaltung ansehen darf."

2) Ebendaselbst, S. 136: „Es ist nicht in den Wind gestreichet, wenn man auch bei kleinen Gärten wider solche Unschicklichkeiten kämpft; denn leider giebt es wirklich schon dergleichen, die ihre getauften Hüttchen, ihre Brückchen ohne Wasser, ihre übel geformten Statuen, ihre Monumentchen ꝛc. in Menge und zuweilen eine Eremitage dicht neben der Landstraße haben. Dies heißt man denn auch englische Gärten, und wenn diese Benennung noch länger bei uns bleiben soll, so wollte ich sie ausschließlich nur diesen Gärten wünschen, damit der einfachere deutsche Garten von der Anglomanie gerechtfertigt werde."

3) Ebendaselbst, S. 138: „Je größer der Gartenplatz ist, desto glücklicher lassen sich große oder auch verschiedene Ideen darauf ausführen. Die Gartenkunst kann alsdann wie ihre Schwestern, die Musik, die Malerei oder die Schauspielkunst, dazu angewendet werden, deutlich auf unsere Gemüthsstimmung zu wirken und verschiedene Leidenschaften hervorzurufen."

kennt, muß es angenehm sein, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Recensenten überraschen, in einer Composition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sei nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrsten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin nicht ohne große Befremdung Römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnißmauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer Römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Composition.[1]) Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art an einander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen, elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallt, wenn schon Alles verschwunden ist.[2])

Der Vf. nimmt an, daß nur Derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen;[3]) wir möchten noch hinzusetzen, daß nur Derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten

---

1) Garten-Kalender, S. 62: „Ein Anderes ist es mit dem Garten in Hohenheim; dieser hat seinen Plan, und er findet sich überall wieder. Die Idee seines Stifters war, eine Colonie abzubilden, die sich unter den Trümmern einer Römischen Stadt niederließ. Dies muß man nothwendig wissen, um es schicklich zu finden, daß so viel kleine und größere neue Häuser mit den Ruinen einer fremden und prächtigen Bauart durchwebt sind."

2) Mit Recht hat man in dieser Schilderung die Idee zu Schiller's Gedicht „Der Spaziergang" gefunden.

3) Garten-Kalender, S. 60 f.: „Jeder Garten muß nur dann gesehen werden, wenn die Natur ihn geschmückt hat, wenn Boden und Bäume wieder bekleidet sind, oder der Garten hat das Bild eines sterbenden, eines entseelten oder kaum auflebenden Körpers. Aber dann, wenn er in seiner Kraft dasteht — vom Ende des Maien bis Mitte August — dann ist er im Stand, sich zu zeigen, und nur dann soll er geprüft werden. Um diese Zeit hält der Hohenheimer Garten auch die Prüfung eines strengen Kunstrichters, wenn er nur nicht Vollkommenheiten in menschlichen Anlagen sucht, aus."

Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden sein. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen.[1] Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig Seinesgleichen hat und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublement wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißgebrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht blos den einfachen, sondern selbst den durch Cultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

---

1) Vgl. Schiller's Gedicht „Der Spaziergang" (Werke, I. 1. S. 171):
„Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur;
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher;
Regel wird Alles, und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an."

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam sein, wenn man in ästhetischen Dingen nicht ebenso geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet sein wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Vf. über den Garten zu Schwetzingen und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigne Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affectirt, und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft,[1] für barbarisch zu erklären.[2]

---

1) Garten-Kalender, S. 108: „Was mir am Wenigsten gefällt, ist die Menge von Denk- und Sittensprüchen, die gutentheils auf Täfelchen an die Bäume befestigt sind." S. 120 f.: „Am andern Ende des Sees, den man so bald gesehen und nur mit Mühe zurückgelegt hat, kommt man an eine der allerkostbarsten Anlagen dieses Gartens, an die Moschee. Ich nehme an, daß diese Moschee so getreu als möglich einem Urbild nachgeahmt sei, und frage: wie kömmt aber diese neue Moschee hieher? — — Hinter diesem See steht endlich noch ein verfallener Mercurs-Tempel; vielleicht das Vorzüglichste dieses Gartens." S. 108: „Betröge ich mich zuweilen in meinem Urtheil, so falle es den Kupfern zur Last, die mich die Sache so sehen lassen, wie ich sie jetzt sehe, da ich das Vergnügen entbehren muß, in diesem schönen Hain selbst zu lustwandeln." Schiller kannte beide Anlagen von seinem Aufenthalt in Mannheim und in Dresden her durch den Augenschein. Ueber Schwetzingen siehe oben S. 223.

2) In dem ersten Druck dieser Recension in der Literatur-Zeitung folgte hier noch: „Den sieben sehr gut gewählten und ebenso ausgeführten Kupfern, welche Partien aus dem Hohenheimer Garten vorstellen, sind noch vier andre Zeichnungen von schönen Vasen, Altären und Monumenten, zum Gebrauch bei Gartenverzierungen, beigefügt, welche Hn. Isopi, einen sehr geschickten Römischen Ornamentisten, jetzt Hofbildhauer in Stuttgart, zum Erfinder haben. Sie sind durchgängig in einem vortrefflichen Geschmack und zeugen sehr günstig von dem vorzüglichen Talent dieses Künstlers. Mehrere andere Aufsätze ökonomischen Inhalts machen diesen Kalender für den Gartenbau nicht weniger nützlich als für die Gartenkunst, und mit Vergnügen wird jeder Leser der Fortsetzung derselben entgegensehen."

53.

Ueber Goethe's „Iphigenie auf Tauris".

Goethe's Schriften. Dritter Band. Leipzig bei G. J. Göschen 1787. 8. [1])

Dieser dritte Band der Goethe'schen Werke enthält außer dem schon bekannten Trauerspiel „Clavigo" zwei neue Dramen: „Iphigenie auf Tauris", ein Schauspiel in fünf Acten, und ein kleineres Stück: „Die Geschwister". Wir schranken uns hier allein auf das zweite ein, eine ganz neue und merkwürdige Erscheinung in der dramatischen Literatur der Deutschen, die in allem Betracht die genaueste Erörterung verdient.

Als der berühmte Verfasser mit seinem „Götz von Berlichingen" zum ersten Mal in der literarischen Welt auftrat, widerfuhr ihm von dem großen Haufen seiner Kritiker, was jedem Schriftsteller, der sich auf eine außerordentliche Art ankündigt, von dem Haufen

---

1) Aus: „Kritische Uebersicht der neusten schönen Litteratur der Deutschen". Zweiten Bandes zweites Stück. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1789. S. 72—112.

Auf diesen von uns wieder aufgefundenen Beitrag zur Schiller-Literatur machte zuerst Blümner aufmerksam in der „Zeitung für die elegante Welt", 1820, Nr. 58, durch folgende „Notiz über ein Fragment von Schiller: „In einer Anzeige der angefangenen rechtmäßigen Duodez-Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken (in der Leipziger Literatur-Zeitung, Nr. 36 d. J.) ist Einiges von mir angedeutet worden, was dieser neuen Auflage in einem Supplementbande beizufügen sein möchte. Nachträglich erwähne ich noch eine ausführliche, freilich unvollendete Recension Schiller's. In den Jahren 1788 und 1789 erschien in Göschen's Verlag ein Journal unter dem Titel: „Kritische Uebersicht der neusten Litteratur der Deutschen". Die vornehmsten Mitarbeiter waren Heydenreich, Kindervater, Weißhuhn u. A. m. . . . Kindervater gab unter Anderm eine Kritik uber „Don Karlos", die, wie scharf sie auch ist, den Dichter zwar veranlaßte, sie in seinen bekannten Briefen über dieses Trauerspiel besonders ins Auge zu fassen . . . . Schiller übernahm eine Recension der Iphigenie von Goethe, die er aber leider nicht zu Ende führte, weil die „Kritische Uebersicht" mit dem zweiten Stücke des zweiten Bandes geschlossen ward . . . . Die Richtigkeit dieser Angabe darf ich verbürgen, da ich selbst an der „Uebersicht" gearbeitet habe, und Schiller's Handschrift muß sich noch unter meinen Papieren befinden. Auch kann ich mich deshalb auf unsern Göschen, als Verleger jenes Journals, berufen. Leipzig, im Februar 1820. Blümner." S. Schiller-Bibliothek, von Paul Trömel. 1865. S. 38. Nr. 68.

gewöhnlich widerfährt. Aus seinem ersten Producte wies man ihm sein Fach an; man zog daraus den Schluß auf alle folgende, man setzte seinem Genie Regel und Grenze.[1]) Seine damals noch muthwilligere Phantasie hatte die Schranken der Regel zu eng gefunden und übertreten; daraus wurde gefolgert, daß dieser Schriftsteller sich Shakespeare zum Muster gewählt und aller Kritik den tödtlichsten Haß geschworen habe; und alle die engen Köpfe, die sich nicht anders als nach der Regel interessiren und vergnügen lassen, triumphirten im Stillen, daß sie dadurch überhoben würden, gerecht gegen sein Genie zu sein. An dieser Classe von Lesern hätte der Verfasser schwerlich eine ehrenvollere und schönere Rache nehmen können als durch gegenwärtiges Stück, das zum lebendigsten Beweise dient, wie groß sein schöpferischer Geist auch im größten Zwange der Regel bleibt, ja wie er diesen Zwang selbst zu einer neuen Quelle des Schönen zu verarbeiten versteht. Hier sieht man ihn ebenso und noch weit glücklicher mit den griechischen Tragikern ringen, als er in seinem „Götz von Berlichingen" mit dem britischen Dichter gerungen hat. In griechischer Form, deren er sich ganz zu bemächtigen gewußt hat, die er bis zur höchsten Verwechslung erreicht hat, entwickelt er hier die ganze schöpferische Kraft seines Geistes und läßt seine Muster in ihrer eignen Manier hinter sich zurück.

Man kann dieses Stück nicht lesen, ohne sich von einem gewissen Geiste des Alterthums angeweht zu fühlen, der für eine bloße, auch die gelungenste Nachahmung viel zu wahr, viel zu lebendig ist. Man findet hier die imponirende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft — dies allein rückt dieses Product aus der gegenwärtigen Epoche hinaus, daß der Dichter gar nicht nöthig gehabt hätte, die Illusion noch auf andere Art — die fast an Kunstgriffe grenzt — zu suchen, nämlich durch den Geist der Sentenzen, durch eine Ueberladung des Dialogs mit Epitheten, durch eine oft mit Fleiß schwerfällig gestellte Wortfolge und dergleichen mehr — die freilich auch an Alterthum und oft allzu stark an seine Muster erinnern, deren er aber um so eher hätte entübrigt sein können, da sie wirklich nichts

1) Vgl. Schiller an Goethe, den 23. November 1795: „Es war nie anders und wird nie anders werden. Sein Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Komödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Hr. Newton mit einer Komödie debütirt, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben."

zur Vortrefflichkeit des Stücks beitragen und ihm ohne Nothwendigkeit den Verdacht zuziehen, als wenn er sich mit den Griechen in ihrer ganzen Manier hätte messen wollen.

Vielleicht dürfte es dem größern Theile des Publicums, der mit den griechischen Tragikern wenig Bekanntschaft hat, nicht unangenehm sein, wenn wir die deutsche Iphigenie neben die griechische des Euripides stellen und diesen Weg einschlagen, ihm eine richtige Idee von der erstern zu geben.

Iphigenie eröffnet das griechische Trauerspiel mit einem Selbstgespräch vor dem Tempel Dianens, worin sie uns mit ihrer Geschichte bis auf den gegenwärtigen Augenblick, ihren Aufenthalt im Tempel der taurischen Göttin, kürzlich bekannt macht. Man erfährt von ihr die Gewohnheit dieses barbarischen Volks, alle Fremdlinge, die an dieser Küste landen, der Diana zu opfern, und daß sie selbst als Priesterin dieses Amt zu übernehmen habe. Sie schließt mit Erzählung eines schreckhaften Traumes, der ihr den Tod ihres Bruders Orest zu verkündigen scheint, im Grunde aber die nachfolgende Entwicklung ihres Schicksals von ferne andeutet. Voll Glauben an diesen Traum geht sie, dem Verstorbenen mit ihren Jungfrauen die letzte Ehre zu erweisen.

Jetzt erscheint Orest mit seinem Freund Pylades auf der Scene. Ein Orakel des Delphischen Apoll's hat dem flüchtigen, von Furien verfolgten Orest im Tempel der taurischen Diana Rettung und Genesung versprochen, wenn er der Göttin Bild dort entwenden und nach Griechenland bringen würde. Unerkannt langen beide Freunde im Vorhof dieses Tempels an, den sie mit Schauern betrachten und noch die Spuren von Menschenblut darin zu erblicken glauben. Orest entsetzt sich und will fliehen. (Man erfährt nicht, woher er diesen Gebrauch der Menschenopfer erfahren, da er diesen Augenblick erst landet, noch mit Niemand gesprochen, auch vorher nichts darum gewußt haben kann, wie sein jetziges Schrecken und seine vorhabende Flucht beweisen.) Pylades stellt ihm das Schändliche dieser Flucht vor Augen und dringt in ihn, das Orakel zu erfüllen. Sie kommen überein, die Nacht zu erwarten, um mit deren Begünstigung das Bild zu entwenden. Jetzt gehen sie, eine Grotte am Meer aufzusuchen, worin sie sich verbergen können.

Nun erscheint Iphigenie wieder in Gesellschaft des Chors, der aus gefangenen Griechinnen besteht. Sie bringt mit ihnen ihrem Bruder das Todtenopfer. Sie weint über die Unfälle ihres Hauses, die sie noch einmal wiederholt, und betrauert ihr eigenes Schicksal, an diesem unwirthbaren Ufer fremd und freude-

los zu wohnen ἄγαμος, ἄτεκνος, ἄπολις, ἄφιλος, ohne Gemahl, ohne Kinder, ohne Vaterland, ohne Freunde.

Ein Schäfer kommt und bringt Nachricht von Gefangennehmung zweier Fremden, die man am Ufer entdeckt und, als sie sich zur Wehr gesetzt, durch die Menge überwältigt habe. Er beschreibt einen fürchterlichen Furienanfall, den der Eine von ihnen gehabt habe. Iphigenie will wissen, wer diese Fremden seien. Er weiß nichts zu sagen, als daß sie Griechen sein müssen, daß Einer den Andern Pylades gerufen, den Namen des Andern aber habe er nicht gehört. (Wozu dieser kleinliche Kunstgriff? Soll er das Interesse vermehren? soll er Iphigenien in der Folge eine Frage ersparen? so ist er gewiß nicht zum Glücklichsten gewählt, weil er den Zufall in den Plan mischt, den der tragische Dichter sorgfältig vermeiden muß. Hätte der Schäfer den Namen Orest noch aussprechen hören, so war's um den ganzen folgenden Gang der Tragödie geschehen. Leser und Zuschauer fühlen dies und empfinden es widrig, daß es nur an einem dünnen Haare gehangen hat, ob der Rest des Stücks so oder anders würde.) Der Schäfer erzählt, daß der König die Fremden bereits zum Opfer bestimmt habe, und wünscht der Priesterin Glück und noch recht viel solche Opfer, damit sie an Griechenland für die in Aulis erlittne Grausamkeit gerochen werde. Sie schickt ihn hinweg mit dem Befehl, ihr die Gefangenen herzuführen.

Iphigenie wirft sich ihre Unempfindlichkeit vor und giebt ihrem finstern Traume davon die Schuld. „Unglückliche," sagt sie, „wollen den Glücklichen nicht wohl, weil es ihnen selbst übel geht." Sie wünscht Helena und Menelaus an diese taurische Küste: „Wie wollte ich sie ein Aulis hier finden lassen!" Sie erinnert sich der Grausamkeit ihres Vaters, der sie Dianen geschlachtet und nun vielleicht auch den Orest durch ein ähnliches Schicksal hingerafft habe. Sie kann nicht glauben, daß Menschenopfer einem göttlichen Wesen gefallen. „Die barbarischen Bewohner dieser Küste sind es, die die Schuld ihres eigenen Blutdurstes auf die Götter wälzen."

Der Chor unterredet sich von der Ankunft der Fremden, von dem Weg, den sie wol genommen haben möchten, und von den Gefahren dieser Reise. Er moralisirt über die Habsucht, welche die Menschen dahin bringe, Meere und barbarische Städte zu durchirren, und beschließt mit dem Wunsche, daß doch einmal ein griechisches Schiff sich hier zeigen möchte, seine Gefangenschaft zu endigen und ihn nach dem lieben Griechenland heimzubringen.

Dritter Aufzug. Die gefangenen Griechen werden vor die Priesterin geführt. Sie läßt ihnen die Hände losbinden. „Sie sind heilig," sagt sie, „sie müssen frei sein." Jetzt, nachdem sie die Wächter entfernt hat, beginnt eine Unterredung mit den Griechen, die wir darum ganz hieher setzen wollen, um dem Leser das Vergnügen zu verschaffen, sie mit einer ähnlichen des deutschen Dichters, die alsdann folgen wird, zu vergleichen.

„Arme Fremdlinge,"[1]) redet Iphigenie sie an, „welche Mutter, welcher Vater gab Euch das Leben? Welche Schwester — habt Ihr eine Schwester — wird sich dieses brüderlichen Paares beraubt sehen? — Ach, wer kennt den Ausgang der Dinge? Dunkel sind die Wege der Götter, und Niemand ahnt das nahe Verderben! Unsern Augen verhüllt es das Schicksal. — Aber sagt an — von wannen kommt Ihr, bedauernswürdige Fremdlinge? Was für eine weite Reise habt Ihr in diese Gegend gemacht, und wie lange werdet Ihr von Euerm Vaterlande ausbleiben? Ihr werdet auf immerdar ausbleiben."

Orest. Wer Du auch sein magst, unbekannte Frau — was weinest Du und trauerst über Leiden, die uns bedrohen? Die Furcht des Todes mit eiteln Thränen bekämpfen wollen, ist nicht weise. Wer ein Verhängniß, das er nicht abwenden kann, beweint, macht aus einem Uebel zwei und wird darum nicht weniger sterben. Laß immer dem Schicksale seinen Lauf und höre auf, uns zu betrauern! Was für Opfer man in diesem Lande bringt, wissen wir und haben wir erfahren.

Iphigenie. Wer von Euch Beiden nennt sich Pylades? Dies laßt mich zuerst wissen!

Orest. Dieser hier — Was kann es Dir aber für Freude machen, dieses zu wissen?

Iphigenie. Aus welcher Gegend Griechenlands gebürtig?

Orest. Wenn Du dies auch erfährst — was frommt Dir das, Jungfrau?

---

1) Der Recensent folgt in der Regel Brumoy. doch mit Vergleichung der lateinischen Uebersetzung des Josua Barnes; so sind die „armen Fremdlinge", von denen Euripides an dieser Stelle nichts weiß, aus Brumoy (déplorables étrangers) und einige Zeilen weiter die „bedauernswürdigen Fremdlinge" (Barnes: o miseri hospites), während Brumoy nur „o étrangers" bietet, zusammengestellt. (Goedeke.) Barnes und Brumoy nämlich benutzte Schiller zu seinen Uebersetzungen aus dem Euripides (Iphigenie in Aulis, Phönicierinnen). Vergl. Briefe an Körner, v. 20. October 1788: „Ich habe den griechischen Text, die lateinische Uebersetzung und das Théâtre grec vom P. Brumoy;" desgl. v. 9. März 1789: „Wenn Du nun die zwei letzten Akte vollends hast, — — so mache Dir den Spaß meine Uebersetzung mit der lateinischen des Josua Barnes zusammenzuhalten, denn diese lateinische war, als die treueste, mein eigentliches Original."

Iphigenie. Brüder von **einer** Mutter?

Orest. Freundschaft, nicht Geburt macht uns zu Brüdern.

Iphigenie (zu Orest). Aber Du — welchen Namen gab **Dir** Dein Vater?

Orest. Ich bin unglücklich. Das ist mein Name.

Iphigenie. Das ist's nicht, was ich frage. Halte Dich an Dein Schicksal!

Orest. Laß mich unerkannt sterben, so wird Niemand meines Unglücks spotten.

Iphigenie. Hast Du solche Gesinnungen? Denkst Du so edel?

Orest. Du opferst meinen Leib, nicht meinen Namen.

Iphigenie. Darf ich nicht wenigstens die Stadt wissen, die Dir das Leben gab?

Orest. Jetzt empfang' ich den Tod — was kann mir jenes mehr nützen?

Iphigenie. Willst Du mir diesen Dienst nicht erzeigen?

Orest. Das glorreiche Argos ist mein Geburtsland.

Iphigenie. Fremdling! Um der Götter willen! Ist das wahr? Daher wärst Du gebürtig?

Orest. Ja, aus Mycene, die einst so beglückt war.

Iphigenie. Verließest Du Dein Vaterland als ein Flüchtling, oder was für ein Schicksal entriß Dich demselben?

Orest. Wider Willen mußt' ich es fliehen, und doch war es mein eigener Vorsatz.

Iphigenie. Wirst Du mir gerne beantworten, was ich Dich fragen möchte?

Orest. Wenn Du Dich hüten willst, nach meinem Unglück zu fragen.

Iphigenie. Fremdling, Du weißt nicht, wie willkommen Du mir bist aus Mycene!

Orest. Desto besser für Dich! Von mir kann ich dasselbe nicht sagen.

Iphigenie. Du hast doch von Troja gehört, die in Jedermanns Munde ist.

Orest. Daß ich nie davon gehört hätte! Daß ich sie auch im Traum nie gesehen hätte!

Iphigenie. Sie stehe nicht mehr, sagt man, sie sei mit Sturm erobert.

Orest. Man hat Dir die Wahrheit gesagt.

Iphigenie. Helena ist also mit Menelaus zurückgekehrt?

Orest. Sie ist zurückgekehrt — und Einem der Meinigen zum Verderben.

Iphigenie. Wo ist sie jetzt? Auch mir war sie einst zum Verderben.

Orest. Zu Sparta wohnt sie bei ihrem ersten Gemahle.

Iphigenie. Allen Griechen ein Abscheu wie mir!

Orest. Auch ich weiß davon zu erzählen.

Iphigenie. Und sind die Griechen zurückgekehrt, wie die Sage verbreitet?

Orest. Wie viel fragst Du mit dieser einzigen Frage!

Iphigenie. Ehe Du stirbst, gönne mir diese Erzählung!

Orest. Frage, was Dir gefällt! Ich will Dir antworten.

Iphigenie. Kehrte Kalchas, der Priester, von Troja zurück?

Orest. Das Gerücht sagte ihn todt in Mycene.

Iphigenie. Heilige Vergelterin! — Und der Sohn des Laërtes?

Orest. Sah seine Heimath noch nicht wieder — doch am Leben soll er noch sein.

Iphigenie. Verderben über ihn! Mög' er sie nie wiedersehen!

Orest. Wünsch ihm nichts Böses! Er hat der Leiden genug.

Iphigenie. Aber jener Sohn der Thetis — lebt Achilles noch?

Orest. Er ist nicht mehr — und seine Hochzeit in Aulis war nichts.

Iphigenie. Betrug war sie. Laß D i e davon sprechen, die es zu ihrem Verderben erfuhren!

Orest. Aber sage mir, wer bist Du, die nach den Schicksalen Griechenlands so genau und so wohl unterrichtet sich erkundigt?

Iphigenie. Ich bin selbst eine Griechin — aus Griechenland gerissen in der Blüthe meiner Jugend.

Orest. Nun freilich ist Deine Neugierde löblich.

Iphigenie. Was ward aber aus dem Feldherrn der Griechen, dem Glücklichgepriesenen?

Orest. Von welchem Feldherrn redest Du? Denn wahrlich d e r, den ich kenne, kann nimmermehr damit gemeint sein.

Iphigenie. Agamemnon nannten sie ihn, den Sohn des Atreus.

Orest. Von Diesem weiß ich nichts. Enthalte Dich solcher Fragen!

Iphigenie. Um der Götter willen, Fremdling, antworte mir! Richte meine Seele auf!

Orest. Der Unglückliche ist todt, und noch ein Andrer folgt ihm ins Verderben.

Iphigenie. Todt! O ich Aermste! — Todt! — Und wie fiel er?

Orest. Was seufzest Du über ihn? Er gehörte Dir ja nicht an.

Iphigenie. — — — Sein voriges Glück erpreßte mir diese Thräne.

Orest. Ja, schrecklich war sein Schicksal: sein Weib brachte ihn ums Leben.

Iphigenie. O, dann ist sie beweinenswürdig wie er!

Orest. Jetzt aber höre auf und forsche nicht weiter!

Iphigenie. Noch diese einzige Frage — Lebt sie noch, die Gattin des Unglückseligen?

Orest. Sie ist nicht mehr. Ihr Sohn, sein Sohn hat sie getödtet.

Iphigenie. O des jammervollen Hauses! Getödtet? Wissentlich getödtet?

Orest. Als der Rächer seines Vaters.

Iphigenie. Entsetzlich! — Gerecht und entsetzlich!

Orest. So gerecht es war — die Götter verfolgen ihn.

Iphigenie. Hinterließ Agamemnon sonst noch Kinder?

Orest. Eine einzige Tochter, Elektra.

Iphigenie. Wie? Und von jener, die in Aulis geopfert ward, hört man nichts mehr?

Orest. Nichts, als daß sie todt sei und das Licht der Sonne nicht mehr genieße.

Iphigenie. Sie ist zu beweinen wie ihr Vater, der sie tödtete.

Orest. Und um einer Nichtswürdigen willen tödtete.

Iphigenie. Aber der Sohn des Ermordeten — lebt der noch in Argos?

Orest. Der Unglückliche lebt. Nirgends und überall.

Iphigenie. Er lebt! Hinweg mit Euch, betrügerische, nichtige Träume! u. s. f.

Nun verfällt Iphigenie auf den Gedanken, einen dieser Griechen dem Opfertode zu entziehen und durch ihn einen Brief nach Argos zu schicken. Ihre Wahl fällt auf Oresten; sein Freund soll sterben für Beide, weil der Staat es einmal so gebiete. Dagegen aber setzt sich Orest; er allein will sterben, sein Freund soll den Brief bestellen und sein Leben davonbringen. Diese Großmuth rührt die Priesterin. „Möchte der einzige übriggebliebene

Zweig meines Hauses Dir gleichen! — Denn wisse, auch mir lebt ein Bruder; nur sein Anblick ist mir versagt. Weil Du es denn so willst, so mag Der gehen und den Brief bestellen! Du aber bleibst und stirbst; denn Dich verlangt ja zu sterben. (Man begreift nicht, warum sie nicht Beide rettet. Ist es ihr bei Einem möglich, warum nicht auch bei dem Andern? Ist es Gewissenhaftigkeit gegen das Gesetz? Sie verabscheut es, und überdies will sie es ja zum Vortheil des Pylades — oder vielmehr zu ihrem eigenen — übertreten.) Orest erkundigt sich nun, wer das abscheuliche Opfer an ihm vollziehen werde.

Iphigenie. Ich selbst, als Priesterin der Diana.

Orest. Ein unwürdiges, ein trauriges Amt für eine Jungfrau, wie Du bist.

Iphigenie. Die Nothwendigkeit legt es mir auf. Der Nothwendigkeit muß man gehorchen.

Orest. Du, ein junges Weib, willst Männer mit dem Eisen erwürgen?

Iphigenie. Nicht erwürgen. Mein Amt ist, das heilige Wasser über Dein Haupthaar zu gießen.

Orest. Wer aber wird der Opferer sein, wenn mir erlaubt ist, es zu wissen?

Iphigenie. Drinnen im Tempel sind Welche, die dieses Amt übernehmen werden.

Orest. Und welche Grabstätte wird meinen Leichnam empfangen?

Iphigenie. Das heilige Feuer im Tempel und die dunkle Steinkluft.

Orest. Ach, daß keine schwesterliche Hand es hier schmücken wird!

Iphigenie. Ein eitler Wunsch, armer Fremdling, wer Du auch sein magst — denn Deine Schwester wohnt ferne von dieser barbarischen Küste. Doch weil Du aus Argos stammst, so will ich selbst, was an mir ist, diesen letzten Dienst Dir erzeigen. Ich werde Deine Grabstätte schmücken und süßen Honig auf den Holzstoß gießen. An mir sollst Du keine Feindin finden u. s. f.

Und nunmehr geht sie in den Tempel, den Brief zu holen; die Gefangenen übergiebt sie den Wächtern, mit dem Befehl, sie wohl zu hüten, aber nicht zu binden.

Der Chor, der ein wichtiges Interesse hat, Iphigenien nicht zu verrathen, weil sein eigenes Schicksal an ihres festgebunden ist, beklagt Oresten und wünscht dem Pylades Glück zu seiner Errettung. Er geht und läßt beide Freunde allein. (Dies Weg=

gehen des Chors ist gegen das Herkommen auf der griechischen Bühne; aber Euripides mußte ihn wegschaffen, um ihn bei der folgenden Scene nicht zum Zeugen zu haben, wodurch die Erkennungsscene zu Grunde gegangen sein würde.)

„Wer ist diese Jungfrau?“ fragt Orest seinen Freund ganz verwundert. „Wie ganz Griechin sie war! Wie wohl berichtet und wie genau sie sich nach dem Trojanerkriege erkundigte, nach der Heimkehr der Griechen, nach Kalchas, dem Priester, und nach dem Achilles! Wie sie den unglückseligen Agamemnon beklagte, ja seine Gemahlin, seine Kinder selbst nicht vergaß! Gewiß, diese Fremde ist aus Argos gebürtig; wie hätte sie sonst Briefe dahin zu schicken und mit so nahem Antheil nach den Begebenheiten in Mycene zu fragen?“

Pylades. Du nimmst diesen Gedanken aus meiner Seele — Doch wem, der nur einige Neugierde nach diesen Dingen hat, sollte das Schicksal so großer Könige unbekannt bleiben? — Aber, Orestes — die Priesterin sagte noch etwas Anders —

Orest. Was ist das? Theile mir's mit, so können wir's vielleicht zusammen herausbringen.

Pylades. Wenn Du stirbst, Orest, kann ich das Licht nicht mehr schauen. Zusammen schifften wir, und zusammen müssen wir auch sterben. Wie schändlich, wenn ich ohne Dich nach Argos, nach Phocis zurückkäme! Du kennst die bösen Zungen der Menschen. Würde es nicht heißen, ich hätte Dich als ein Verräther verlassen? oder Dich gar ermordet, um mich als Deiner Schwester Gemahl in den Besitz Deines Erbes und Deiner Herrschaft zu setzen? Nein, davor graut mir. Dieser Argwohn brächte mir Schande. Mit einander müssen wir erblassen, mit einander erwürgt werden. Meine Asche muß sich mit der Deinigen vermischen; denn ich bin Dein Freund, und ich fürchte mich vor dem Tadel.

(Diese Stelle ist ein merkwürdiges Beispiel von den Gesinnungen auf der griechischen Bühne. Wie sehr vermeidet der Dichter, seinen Pylades eine reine idealische Großmuth zeigen zu lassen, wie wenig erlaubt er ihm, sich über die Menschheit zu erheben! Auch giebt Pylades — wie sehr es auch der P. Brumoy zu verstecken sucht — [1]) den Gründen seines Freundes nach und ver-

---

1) Brumoy, Ausg. v. 1749, III. S. 107: „Pylade nous paroît se rendre trop tôt aux prières de son ami, qui le presse de vivre et de le laisser mourir. Mais qu'on relise bien la scène, et l'on trouvera que ce n'est qu'une feinte de Pylade. Il ne veut pas aigrir Oreste par des contradictions hors de saison. Il aime mieux être généreux que de le paroître.

spricht ihm, am Leben zu bleiben, ihm in Argos ein Grabmal zu errichten und der Freund des Todten zu sein wie des Lebenden.)

Vierter Aufzug. Iphigenie kommt mit dem Briefe aus dem Heiligthum zurück und läßt sich von Pylades erst einen Eid schwören, daß er ihn ja übergeben wolle. „Denn,“ sagt sie, „der Unglückliche ist sich nicht mehr ähnlich, wenn er von der Furcht zur Sicherheit übergeht; darum besorg' ich, wenn er nur erst wieder den Fuß aus diesem Lande hat, wird er sich wenig um meine Briefe bekümmern.“ Aber auch von ihr fordert Orest einen Eid, daß sie seinen Freund ja lebendig von dannen bringen wolle. „Sehr billig,“ sagt sie. „Denn wie könnte er sonst meinen Botschafter machen?“ Nun fällt aber dem Pylades ein, daß ihn ein Sturm überfallen und der Brief zu Grunde gehen könnte. In diesem Falle bedingt er sich aus, seines Eides quitt und ledig zu sein. „Weißt Du, was ich thun will?“ sagt Iphigenie. „Niemand kann für Zufälle stehen. Ich will Dir mündlich sagen, was in dem Briefe enthalten ist, so kannst Du Alles selbst an die Freunde bestellen, und wir sind dann sicher. Rettest Du den Brief, so wird er schweigend seinen Inhalt melden. Geht er im Meer verloren und Du kommst mit dem bloßen Leben davon, so wirst Du meine Worte bewahren.“ Nun weiß man nicht, ob sie den Brief abliest oder seinen Inhalt blos auswendig meldet. Dem Texte nach scheint das Erste zu sein; das Zweite aber ist wahrscheinlicher, weil nicht zu vermuthen ist, daß sie den Brief wieder erbrochen haben werde. „Die lebendige Iphigenie,“ lautet der Brief, „die man in Argos nicht mehr lebendig glaubt, sendet dem Orest diesen Brief“ — „Wo ist diese Iphigenie? Ist die Todte wieder erstanden?“ unterbricht sie der erstaunte Orest — „Die Du vor Augen siehst, ist's,“ giebt sie zur Antwort; „aber störe mich jetzt nicht in meiner Rede! — Führe mich hinein nach Argos,“ fährt sie fort, „ehe ich sterbe — Führe mich aus diesem barbarischen Lande, aus dem Tempel der Göttin, der ich Menschenopfer bringen muß! Sonst werd' ich Dich und Dein ganzes Haus mit meinen Verwünschungen verfolgen. — Orestes — ich wiederhole Dir den Namen,“ sagt sie zu Pylades, „damit Du ihn besser behaltest.“ Der Schluß des Briefs ist die Geschichte ihrer wundervollen Errettung in Aulis.

En effet il ne cède qu'en apparence, et il compte toujours sur quelque heureux dénouement ou plutôt sur son courage, qui délivrera l'un et l'autre ami de cet embarras.“

Pylades überreicht den Brief sogleich dem Orest. „Ich brauche wenig Zeit," sagt er, „um mich meines Eides zu entledigen. Hier, Orest, übergeb' ich Dir den Brief Deiner Schwester." Dieser fällt Iphigenien um den Hals. „O meine Schwester, meine theuerste Schwester, die jetzt so bestürzt dasteht! Meine Arme umschlingen Dich, und doch kann ich es noch nicht glauben." Der Chor mischt sich nun ein und bedeutet Oresten, daß er die Hand nicht legen soll an den Schleier der Priesterin. Noch steht Iphigenie sprachlos und entzieht sich seiner Umarmung. „Du mein Bruder?" ruft sie endlich aus. „Wirst Du nicht aufhören, solche Reden zu führen? Mein Bruder ist zu Nauplia in Argos."

Orest. Unglückliche! Nein! Da ist er nicht.

Iphigenie. Du der Sohn Klytämnestrens?

Orest. Ja, und Pelops' Enkel.

Iphigenie. Was sagst Du? Kannst Du mir das beweisen?

Orest. Das kann ich. Höre mich an! Ich will Dir vom väterlichen Hause erzählen.

Iphigenie. Das mußt Du, und ich muß hören.

Orest. Zuerst also höre! Die Zwietracht ist Dir bekannt zwischen Thyest und Atreus?

Iphigenie. Wegen des goldenen Vließes? Ja, davon hört' ich erzählen.

Orest. Und diese Geschichte sticktest Du in ein kostbares Gewebe — erinnerst Du Dich dessen?

Iphigenie. Liebster! — Ja — ich fange an, Dir zu glauben.

Orest. In diesem Gewebe zeigtest Du noch die untergehende Sonne.

Iphigenie. Ja, die webt' ich darein mit zarten Fäden.

Orest. Und die Mutter besprengte Dich in Aulis mit heiligem Wasser.

Iphigenie. Ach! Ich weiß es. Das war jene traurige Hochzeit.

Orest. Wozu schicktest Du der Mutter die abgeschnittene Locke?

Iphigenie. Daß man sie mit mir begrübe!

Orest. Nun will ich Dir auch Zeichen nennen, die ich selbst gesehen habe. Du kennst die alte Lanze des Pelops, womit er den Oenomaus tödtete und sich Hippodamien von Pisa erwarb. Ich sah sie in Deinem Gemache.

Iphigenie. Genug! O mein Geliebtester — Mein Theuer-

ster — Mein Orest! Du bist's. Ich habe Dich, den Fernen! den mein Vaterland, mein Argos gebar, den Geliebtesten!

Orest. Und ich die Todtgeglaubte! Und Thränen, Thränen süßer Wehmuth fließen aus Deinen Augen wie aus den meinigen.

Iphigenie. Sieh doch! Das lag noch als Kind in den Armen der Wärterin, als ich mein Haus verließ! — O Wonne, die keine Worte aussprechen! Was sag' ich? Es geht über alle Wunder, über Alles, was sich denken läßt.

Orest. Wir sind wieder vereinigt. Vereinigt wollen wir glücklich sein.

Iphigenie (zum Chor). Eine unverhoffte Wonne ist mir geworden, meine Gespielinnen! Aber mir ist bange, daß sie mir nicht unter den Händen in die Lüfte entschlüpfe u. s. f.

Nun fährt sie fort, sich nach der Geschichte ihres Hauses zu erkundigen, nach der Ermordung und nach dem Verbrechen ihrer Mutter.

„Laß uns davon schweigen!“ antwortet ihr Orest. „Dir steht es nicht an, Solches zu hören.“ Er erzählt seinen verlassenen, fürchterlichen Zustand nach vollbrachtem Mord und das Gericht, das unter dem Vorsitz Apoll's und Minervens zu Athen von den Furien über ihn gehalten worden. Apoll ist sein Vertheidiger, und Minerva sammelt die Stimmen, die durch ihre Vermittlung zu seinem Vortheile ausfallen. Er wird losgesprochen; aber die andern Furien, mit diesem Spruch nicht zufrieden, werfen sich auf ihn und jagen ihn flüchtig von einem Orte zum andern. In dieser Angst eilt er nach Delphi und fordert Hilfe von Apollo, der ihm auflegt, nach Tauris zu gehen und das vom Himmel gefallene goldne Bild dort zu entwenden, wozu ihm Iphigenie jetzt verhelfen soll. Aber hier liegt die Schwierigkeit. Wie kann diese Flucht und dieser Diebstahl dem Beherrscher von Tauris verborgen bleiben? Wird Iphigenie es nicht mit ihrem Leben bezahlen müssen? Sie ist großmüthig genug, das letzte in Gefahr zu setzen, wenn Orest nur gerettet wird; Dieser aber will lieber in Tauris sterben, als seine Schwester verlassen. Er bringt in Vorschlag, den Thoas zu ermorden, was sie aber aus Furcht und Achtung für die gastfreundlichen Gesetze verwirft. Er will sich irgendwo verbergen und die Nacht abwarten; „denn die Nacht,“ sagt er, „ist für Räuber, das Licht für die Wahrheit.“ Auch dies findet Schwierigkeiten. — Nun fällt ihr ein, daß sich die Raserei des Orest selbst zu ihrer gemeinschaftlichen Rettung vielleicht benutzen ließe.

„Das Weib," ruft Orest aus, „ist doch gar sinnreich und erfahren in allerlei Listen."

Iphigenie. Ich will Deine Mordthat bekannt machen.

Orest. Benutze meine Verbrechen, wozu Du sie gut findest.

Iphigenie. Solche Opfer, werde ich sagen, verschmähe die Göttin.

Orest. Und wozu soll Dir dieser Vorwand dienen? Ich ahne etwas.

Iphigenie. Du seist unrein, Du bedürfest der Reinigung, werde ich sagen.

Orest. Wie kann uns dies dazu helfen, das Bild der Göttin zu entwenden?

Iphigenie. Ich werde Dich im Meerwasser baden.

Orest. Aber das Bild, warum es uns zu thun ist, bleibt drinnen im Tempel.

Iphigenie. Du habest es berührt, werde ich vorgeben; auch das Bild müsse gereinigt werden.

Orest. Und wo soll dies geschehen? in welcher Meeresgegend?

Iphigenie. Eben dort, wo Dein Schiff vor Anker liegt.

Orest. Wird man dieses Amt aber keinem Dritten übergeben?

Iphigenie. Ich allein übernehm' es. Ich allein habe das Recht, das Bild der Göttin zu berühren.

Orest. Was geben wir aber Diesem (auf Pylades zeigend) dabei zu thun?

Iphigenie. Er sei mit demselben Verbrechen befleckt, werde ich vorgeben.

Orest. Kannst Du Alles dieses heimlich vollbringen, oder muß der König davon wissen?

Iphigenie. Ich muß ihn durch Ueberredung dazu zu bringen suchen. Ihn kann ich nicht täuschen.

Orest. Und dann retten wir uns durch geschwindes Rudern?

Iphigenie. Das ist alsdann Deine Sache u. s. f.

Nun beschwört sie noch den Chor, sie nicht zu verrathen. Wenn sie erst in Griechenland sei, wolle sie auch für ihre hier zurückgelassenen Gespielinnen sorgen. Der Chor sagt es ihr zu und beschließt diesen Akt mit einer wehmüthig-schönen Erinnerung an sein Vaterland und seine verlorene Freiheit. Er preist Iphigenien selig, die nun mit schwellenden Segeln davoneilen und ihre Gespielinnen an diesem barbarischen Ufer weinend zurücklassen werde.

Fünfter Aufzug. Thoas kommt in den Tempel, gerade in dem Augenblick, da Iphigenie, der Göttin Bild in den Armen tragend, herauskommt. Hier kommt es nun zu einer Unterredung, worin Iphigenie allen Doppelsinn und alle Künste aufbietet, um den Thoas zu betrügen, der sich denn auch wirklich in frommer Einfalt und vollem Glauben an ihre Redlichkeit dadurch hintergehen läßt. Sie befiehlt ihm, unterdessen die Gefangenen im Meere gebadet würden, sich im Tempel aufzuhalten, um ihn zu reinigen, auch nicht unruhig zu werden, wenn sie etwas lange ausbleiben sollte. Wenn man die Griechen herausführe, solle er sein Gesicht mit dem Mantel verhüllen, um sich durch den Anblick dieser Verbrecher nicht zu besudeln. Seinem Volke muß er gleichfalls Befehl geben, sich weit von dieser unreinen Gegend zu entfernen, und um ihn recht sicher zu machen, bittet sie ihn selbst darum, die Gefangenen binden zu lassen, damit ihnen die Lust nicht ankäme, sich in Freiheit zu setzen; „denn," sagt sie, „bei den Griechen ist weder Treu noch Glaube zu finden." Während daß die Griechen ihren Anschlag am Ufer ausführen, bleibt der Chor auf der Bühne und richtet eine Hymne an Apoll und Minerven. Bald darauf erscheint ein eilender Bote, der den Thoas herausruft und ihm die Flucht der Griechen verkündigt. Der erzürnte König will schon sein ganzes Volk aufbieten, den Fliehenden nachzusetzen, die er vom Fels herabstürzen oder pfählen lassen will, sobald sie wieder in seiner Gewalt sind, als — Minerva dazwischentritt und ihm Einhalt thut: „Orest," sagt sie, „ist nicht ohne Zuthun der Götter an dies Ufer gekommen." Sie wendet sich darauf an Orest selbst: „denn," sagt sie, „so weit er auch entfernt ist, die Stimme einer Göttin hört er doch." — (Man muß gestehen, daß dies Mittel, die Einheit des Orts zu retten und etwas sagen zu lassen, was mit keiner physischen Möglichkeit gesagt werden kann, possirlich genug ist. Es ist etwas Bequemes um die Götter, und die alten Tragiker hatten hierin große Vortheile vor den Neuern voraus. — Wie kann man darum von den Letztern verlangen, sich eben dem strengen Gesetz der Orteinheit zu unterwerfen, da sie dieses Gesetz nicht so geschickt wie ihre Vorgänger umgehen können?) Sie giebt ihm und Iphigenien Befehle, wie sie sich den Göttern bei ihrer Nachhausekunft dankbar erzeigen sollen, und legt ihnen noch einige Einrichtungen[1])

1) Brumoy, III. S. 102: „La dernière scène de cette pièce qu'on vient de lire, montre assez que le but du poëte était de flatter l'Attique par la célébration de ses anciennes cérémonies, de ses usages réligieux, et de ses monumens en l'honneur de Diane."

auf, die den Stolz der Athenienser schmeicheln konnten, denen hier überhaupt etwas Angenehmes gesagt werden sollte. Thoas fügt sich dem Willen der Göttin — „denn welcher Sterbliche," sagt er, „wird gegen die Götter ankämpfen?"

Das deutsche Schauspiel wird, wie das griechische, mit einem Selbstgespräch Iphigeniens eröffnet, das im Ganzen denselben Inhalt hat — stillen Widerwillen gegen ihr priesterliches Amt und Sehnsucht nach ihrem Vaterlande.

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend" u. s. f.

Arkas, ein redlicher Diener des Thoas, tritt auf, ihr die siegreiche Heimkehr des Königs von einem Feldzuge zu verkündigen; zugleich kommt er auf einen alten Wunsch seines Herrn zu reden, sie als Gattin zu besitzen, dem sie immer ausgewichen ist und abermals ausweicht. Der König erscheint gleich darauf selbst und erneuert seinen Antrag. Er hat einen einzigen Sohn verloren; die Oede seiner Wohnung und ein kinderloses Alter wecken den alten Wunsch lebhafter in ihm auf. Die Priesterin hüllt sich, wie bisher, in ein geheimnißvolles Wesen, worüber ihr Thoas sanfte Vorwürfe macht. Sie entschuldigt diese Zurückhaltung mit der Furcht, durch Bekanntmachung ihres Geschlechts den bisher genossenen Schutz zu verlieren und ein Gegenstand seines Abscheus zu werden. Er kann sich nicht überreden, daß er an ihr ein schuldvolles Haupt beschütze; seitdem sie in Tauris wohne und des Gastrechts da genieße, sei er sichtbar gesegnet worden. Er verspricht ihr, wenn sie Rückkehr hoffen könne, ihr kein Hinderniß in den Weg zu legen, sie in Frieden ziehen zu lassen.

Nun entdeckt sie ihm ihren Ursprung und giebt ihm die Geschichte ihrer Ahnherrn bis auf Thyest und Atreus, wo sie abbricht. Er ermahnt sie, fortzufahren.

„Wohl Dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und, still sich freuend,
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer.

Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche."

(Diese vier Jamben klingen ganz unerträglich monotonisch, weil alle vier ihre Cadenz nach der fünften Silbe haben und aus drei Perioden bestehen, die gleich viel Silben haben. Dazu kommt, daß die vier Anfänge „Lange, Bald, Rächend, Tückisch" auch zu eintönig lauten. Schon das Auge stößt sich daran und noch weit mehr das Ohr.)

„Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wuth und Rache
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgiltig und versöhnt und lockt den Bruder
Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie
Und setzt die ekle, schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.
Du wendest schaudernd Dein Gesicht, o König;
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg

Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dies sind die Ahnherrn Deiner Priesterin;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur in grauenvolle Dämmrung sehn.
Thoas. Verbirg sie schweigend auch!"

Wie sie geendigt hat, wiederholt der König seinen Antrag, aber ebenso fruchtlos. Ihr hartnäckiges Weigern bringt ihn auf; um sich nicht gegen sie zu vergessen, bricht er lieber ab, erklärt aber, daß er von jetzt an die Menschenopfer wieder ihren Gang wolle gehen lassen, die er, durch ihre Reden bezaubert, bis jetzt unterlassen habe. Eben seien zwei Fremde eingebracht, mit denen die Göttin ihr erstes lang entbehrtes Opfer wieder empfangen solle. Ein schöner Monolog Iphigeniens schließt diesen Akt.

Orest und Pylades — sie sind die eingebrachten Fremden — eröffnen den zweiten Aufzug. Orest hofft nichts mehr und sieht dem Tod als seinem einzigen Retter mit Verlangen entgegen; nur das gleiche Loos seines Freundes macht ihm Kummer. Pylades kann noch nicht von bessern Aussichten scheiden und glaubt auch jetzt noch fest an die Aufrichtigkeit des Delphischen Gottes. Er bemüht sich, auch in der Seele seines Freundes Hoffnung und Muth lebendig zu erhalten und seinen Blick auf heitre Scenen zu ziehen. Sie verlieren sich in den Scenen ihrer Kindheit.

Pylades gründet seine Hoffnung auf die Nachricht, daß ein fremdes, göttergleiches Weib das blutige Gesetz gefesselt halte. „Ein Mann," sagt er, „auch der beste, gewöhnt seinen Geist an Grausamkeit und wird hart aus Gewohnheit; allein ein Weib bleibt stät auf einem Sinne, den sie gefaßt — Du rechnest sicherer auf sie im Guten als im Bösen." [1]) Sie sehen sie eben kommen, und Pylades entfernt Oresten, um sich vorläufig allein mit ihr zu unterreden.

---

1) Vgl. Goethe's „Iphigenie", 2. Aufz. 1. Auftr. (Werke, VII. S. 137 f.):
„Wohl uns, daß es ein Weib ist! Denn ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit und macht sich auch zuletzt
Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz,
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt stet auf einem Sinn,
Den sie gefaßt. Du rechnest sicherer
Auf sie im Guten wie im Bösen."

Iphigenie nimmt ihm die Ketten ab und befragt ihn um seine Person und Heimath. Pylades erkennt sie mit froher Bestürzung als eine Griechin:

„O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß Dir diese Freude
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin!"

Er erzählt ihr eine erdichtete Geschichte, in die er das Wahre von den Schicksalen seines Freundes hüllt. Es geschieht darin der Stadt Troja Erwähnung, und mit Ungeduld dringt Iphigenie in ihn, ihr die Geschichte vom Erfolg dieses Krieges zu geben.

„So groß Dein Unglück ist, beschwör' ich Dich,
Vergiß es, bis Du mir genug gethan!
Pylades. Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unsrer Besten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.
Iphigenie. So seid Ihr Götterbilder auch zu Staub!
Pylades. Auch Palamedes, Ajax Telamon's,
Sie sahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.
Iphig. Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlagnen. Ja, er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn. O hoffe, liebes Herz!"

Sie erfährt hier zum ersten Mal Agamemnon's Ermordung durch seine Gemahlin und ihren Buhler und, was ihr wie ein Pfeil durch die Seele fliegt, auch die entfernte Ursache davon.

Iphigenie. So trieb zur Schandthat eine böse Lust?
Pylades. Und einer alten Rache tief Gefühl.
Iphigenie. Und wie beleidigte der König sie?
Pylad. Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,

Die ältste Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und sie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief ins Herz geprägt, daß sie dem Werben
Aegisthens sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang.
Iphigenie (schnell abgehend und sich verhüllend).
Es ist genug! Du wirst mich wiedersehen.

Dritter Aufzug. Iphigenie und Orest, Beide einander noch unbekannt. Sie läßt sich die Erzählung seines Freundes von ihm bestätigen und bittet ihn, fortzufahren. Aber man muß dieses mit den eigenen Worten des Dichters hören; ihres Vaters Ermordung hat sie erfahren.

„Enthülle,
Was von der Rede Deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte!
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
— — wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?
Orest. Sie leben.
Iphigenie. Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.“

Orest will ihre aufwallende Freude niederschlagen, weil noch schreckliche Nachrichten zurück seien. Sie scheint für alles Andre gleichgiltig. Er erzählt ihr nunmehr Klytämnestrens Ermordung — wieder ein meisterhaftes Gemälde! Iphigenie fährt fort, zu fragen, und will nun auch Orest's Schicksal wissen. Er macht ihr eine fürchterliche Beschreibung von dem Zustand dieses Unglücklichen nach vollbrachtem Morde und von den Verfolgungen der Furien. Dies erinnert sie an die erdichtete Erzählung, die ihr Pylades im vorigen Akte von dem Zustand seines Gefährten gemacht hat. „Unseliger“, sagt sie zu ihm, „Du bist in gleichem Falle. Dich drückt ein Brudermord wie Jenen.“

Orest. Ich kann nicht leiden, daß Du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.

Ein lügenhaft Gewebe knüpft ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sei Wahrheit!
Ich bin Orest."

Er bittet sie, sich seines Freundes anzunehmen, mit Diesem zu entfliehen, weil auch sie ungern hier zu verweilen scheine. Er wolle den Tod hier erwarten, sie Beide sollen gehen und im schönen Griechenlande ein neues Leben anfangen. Er geht ab in dieser Aufwallung von Verzweiflung.

Iphigenie gießt ihre Freude in einem Dank an die Götter aus. Eine äußerst glückliche Stelle:

„Wie man den König an dem Uebermaaß
Der Gaben kennt — denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden ein Reichthum ist —, so kennt
Man Euch, Ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern= und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber Eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe Dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Genießt." u. s. f.

(Es geschieht nicht allein ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, daß ich diese Stelle hier anführe; der Platz und die Situation, wo sie angebracht ist, scheinen eine so wort= und allegorienreiche Freude nicht wohl zu gestatten. Iphigenie hat eben auf die überraschendste Weise ihren Bruder kennen lernen, — kann ihr Blut unmittelbar auf diese, ihr die allerwichtigste Entdeckung ruhig genug sein, um ihre Empfindung in so zusammenhängenden Bildern und so schön periodirten Reden auszumalen? Fast während der ganzen Rede, woraus wir nur den größern Theil hier angeführt haben, wird ihres eigenen Zustands so gut als gar nicht erwähnt, sie ist eine philosophische Betrachterin der göttlichen Weisheit in Rücksicht auf die Erfüllung menschlicher Wünsche — sollte sie auch nicht einmal durch das ihr sich aufdringende vorwaltende Gefühl ihres eigenen Zustands in dieser ruhigen Betrachtung gestört werden?)

Orest kommt zurück. Die ihm abgedrungene Erzählung seines Schicksals hat alle Furien wieder bei ihm aufgeweckt und macht ihn jetzt ganz und gar unfähig, sich einer freudigen Empfindung hinzugeben — und doch sieht man Iphigenien auf der andern Seite von ihrem seligen Geheimniß gleichsam belastet, von ihrer zurückgepreßten Freude gequält, dem Augenblicke mit Ungeduld entgegenharren, wo sie sich ihm als Schwester entdecken kann. Wie schön ist diese Situation herbeigeführt und wie tragisch-rührend behandelt! Aber man muß den Dichter selbst hören. Die Entdeckung ist geschehen, aber Orest will nicht hören.

Iphigenie. O daß ich nur
Ein ruhig Wort von Dir vernehmen könnte! —
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.
Orest. Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig heil'ge Wuth die Priesterin?
Iphigenie. O höre mich! O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Wänden
Nur ausgebreitet waren, Dich zu fassen.
O laß mich! Laß mich! denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder! u. s. f.

Aber die Verfinsterung des Letztern geht so weit, daß er die reinste Freude der Schwester verkennt und sie einer strafbaren Flamme zuschreibt, bis ihn endlich Iphigeniens Reden ganz überweisen. Anstatt aber sich nun der Freude zu öffnen, ergreift er diese glückliche Begebenheit selbst von ihrer schrecklichen Seite.

„So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe u. s. f.
Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, Ihr Furien,

Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das Ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen!"

Von diesem heftigen Ausbruch der Wuth erschöpft, sinkt er in einen Zustand der Ermattung. Iphigenie, gepreßt zwischen Schmerz und Freude, eilt hinweg, um in dieser drangvollen Lage bei Pylades Trost zu suchen.

Ein Selbstgespräch folgt, das einzige in seiner Art auf der tragischen Bühne. Es ist der letzte Wahnsinn Orest's, mit welchem auch seine Furien von ihm Abschied nehmen. Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphiren. Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Cultur und den mildern Geist unsrer Zeiten unterstützt, die feinste, edelste Blüthe moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüthe der Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, das mit dem entschiedensten Kunstsiege auch den weit schönern Sieg der Gesinnungen verbindet und den Leser mit der höheren Art von Wollust durchströmt, an der der ganze Mensch Theil nimmt, deren sanfter, wohlthätiger Nachklang ihn lange noch im Leben begleitet. Die wilden Dissonanzen der Leidenschaft, die uns bis jetzt im Charakter und in der Situation des Orest zuweilen widrig ergriffen haben, lösen sich hier mit einer unaussprechlichen Anmuth und Delicatesse in die süßeste Harmonie auf, und der Leser glaubt mit Oresten aus der kühlenden Lethe zu trinken. Es ist ein Elysiumsstück im eigentlichen wie im uneigentlichen Verstande.

„Noch einen! Reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
Hinweggespült; bald fließet still mein Geist,
Der Quelle des Vergessens hingegeben,
Zu Euch, Ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Welch ein Gelispel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräusch aus jener Dämmrung säuseln?
Sie kommen schon, den neuen Gast zu sehn!
Wer ist die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut?
Sie gehen friedlich, Alt und Junge, Männer

Mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen
Die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's,
Die Ahnherrn meines Hauses! — Mit Thyesten
Geht Atreus in vertraulichen Gesprächen,
Die Knaben schlüpfen scherzend um sie her.
Ist keine Feindschaft hier mehr unter Euch?
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In Euern feierlichen Zug mich mischen.
Willkommen, Väter! Euch grüßt Orest,
Von Euerm Stamm der letzte Mann;
Was Ihr gesä't, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter träget sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in Euern Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich, auch Dich, Thyesten;
Wir sind hier Alle der Feindschaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal
Im Leben sah! — Bist Du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit Dir?
Darf Klytämnestra die Hand Dir reichen,
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh Deinen Sohn!
Seht Euern Sohn! Heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unserm Hause
Der Gruß des Mordes gewisse Losung,
Und das Geschlecht des alten Tantalus
Hat seine Freuden jenseits der Nacht" u. s. f.

(Iphigenie und Pylades treten auf. Er gesellt dieses Bild noch zu seinem Traume.)

„Seid Ihr auch schon herabgekommen?
Wohl, Schwester, Dir! Noch fehlt Elektra;
Ein güt'ger Gott send' uns diese Eine
Mit sanften Pfeilen auch schnell herab" u. s. f.

Was für ein glücklicher Gedanke, den einzig möglichen Platz, den Wahnsinn, zu benutzen, um die schönere Humanität unsrer neueren Sitten in eine griechische Welt einzuschieben und so das Maximum der Kunst zu erreichen, ohne seinem Gegenstand die geringste Gewalt anzuthun! — Vor und nach dieser Scene sehen wir den edlen Griechen; nur in dieser einzigen Scene er=

laubt sich der Dichter, und mit allem Rechte, eine höhere Menschheit uns gleichsam zu avanciren!

Sobald Orest zu sich selbst gebracht ist, umarmt er Iphigenien und genießt jetzt die erste, reine, natürliche Freude. Seine Raserei hat ihn verlassen. Die Schilderung, die er uns davon macht, ist des Vorhergehenden ganz würdig:

„Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt
Und gnädig-ernst den lang erflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet,
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt u. s. f.

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu."

Nun gehen sie ab, um die Anstalten zu ihrer Flucht zu machen.

Der vierte Aufzug wird durch Iphigenien eröffnet, die uns von dem Anschlag unterrichtet, welchen Pylades zu ihrer Flucht und Rettung ersonnen hat. Ihr hat man auch eine Rolle dabei aufgetragen, die ihr aber sehr schwer wird:

„Sie haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach, ich sehe wol,
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt, zu hinterhalten,
Noch Jemand etwas abzulisten. Weh,
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahr gesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen."

Indeß kommt Arkas als des Königs Bote; sie sieht mit schlagendem Herzen den Mann, dem sie eine Unwahrheit sagen soll. Die Ausflucht selbst ist die nämliche wie beim Euripides; das Bild der Göttin nämlich sei durch Orest's Raserei verunreinigt und müsse im Meere gewaschen werden. Arkas aber erhält von ihr, daß er den König erst von diesem Hinderniß unterrichten dürfe. Er legt ihr das Anliegen seines Herrn noch einmal ans Herz; bei ihr stehe es, die Fremden vom Tode zu erretten. Aber sie bleibt standhaft, so sehr ihr Herz auch durch die Vorstellungen des redlichen Mannes erschüttert wird.

Wie er fort ist, regen sich neue Zweifel in ihrem Herzen, welche Pylades durch die Stärke seiner Beredsamkeit und seiner Gründe mit Mühe noch zerstreut. Sie ist in die schreckliche Alternative gesetzt, entweder ihren Bruder und Freund aufzuopfern oder ihren Wohlthäter zu betrügen:

„O (ruft sie endlich aus), trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt!"

Nachdem Pylades fort ist, fällt ihr diese schmerzhafte Situation noch mehr auf die Seele, so daß sie der Bitterkeit nahe ist:

„O, daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf Euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich
Und rettet Euer Bild in meiner Seele!"

Fünfter Aufzug. Thoas kommt mit Arkas zum Tempel, und weil ihm diese Ausflucht der Priesterin, mit einigen Gerüchten verbunden, verdächtig vorkommt, so schickt er Diesen ab, das ganze Ufer scharf zu durchsuchen, ob man nicht das Schiff der beiden Fremden irgendwo versteckt fände.

Iphigenie tritt nun heraus und versucht noch alle Gründe der Menschlichkeit, den König zu einem Widerruf seines grausamen Befehls zu bewegen, aber vergeblich. Von ferne läßt sie den Wink fallen, daß ein Mißbrauch der Gewalt zur List einlade. Das lebhafte Weigern Iphigeniens macht Thoas, der überhaupt schon argwohnt, noch mehr aufmerksam, und da er sie merken läßt, daß er Mißtrauen in sie habe, so wird ihre Standhaftigkeit überwältigt, die sie dem Pylades versprochen hat. Nach einem sehr schönen Eingang, — den man aber doch etwas zu weit aus-

geholt und auch etwas zu weit gedehnt finden dürfte, — entdeckt sie ihm treuherzig selbst, daß ein Betrug gegen ihn geschmiedet werde, und was für einer, daß einer dieser beiden Fremden Orest sei, daß beide gekommen seien, das Bild der Göttin zu entwenden, und kurz, das Ganze des Anschlags und seine Gründe. „Und nun," schließt sie, „verdirb uns, wenn Du darfst!"

> **Thoas.** Du glaubst, es höre
> Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
> Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
> Der Grieche, nicht vernahm?

Doch hat diese edelmüthige Handlung Iphigeniens das Herz des edeln Scythen gerührt und seinen Zorn schon beinahe entwaffnet, als Orest mit entblößtem Schwert hereintritt, Iphigenien zur Flucht wegzureißen, weil Arkas ihnen indeß auf die Spur gekommen ist. Der König, der nicht gleich von ihm bemerkt wird, zieht gleichfalls das Schwert. Iphigenie vermittelt eine friedliche Unterredung, zu der sich auch noch Pylades gesellt, und deren Ausgang ist, daß Thoas, durch die Wahrheit ihrer Gründe und seine eigene Gerechtigkeit bezwungen, endlich nachgiebt und Beide mit Iphigenien friedlich ziehen läßt. Das Bild der Göttin, das Orest zu entwenden gekommen ist, hätte noch Alles verderben können, wenn der Dichter nicht durch eine ebenso einfache als scharfsinnige Wendung sich aus der Sache gezogen hätte. Der Beschluß krönt das ganze Stück und läßt einen tiefen Nachhall in der Seele zurück.

> **Iphigenie.** Ohne Segen,
> In Widerwillen scheid' ich nicht von Dir.
> Verbann uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
> Von Dir zu uns; so sind wir nicht auf ewig
> Getrennt und abgeschieden. Werth und theuer,
> Wie mir mein Vater war, so bist Du's mir,
> Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
> Bringt der Geringste Deines Volkes je
> Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
> Den ich an Euch gewohnt zu hören bin,
> Und seh' ich an dem Aermsten Eure Tracht,
> Empfangen will ich ihn wie einen Gott;
> Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
> Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden
> Und nur nach Dir und Deinem Schicksal fragen.
> O, geben Dir die Götter Deiner Thaten

Und Deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O, wende Dich zu uns und gieb
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft Deine Rechte!
Thoas. Lebt wohl!

(Die Fortsetzung künftig.)

Fünftes Buch.

Die „Historischen Memoires“.



Uebersicht des Inhalts.

An Schiller's Verbindung mit der Jenaischen Literatur-Zeitung, die durch Bertuch vermittelt worden war (siehe die Vorbemerkung zum vierten Buche), reiht sich zunächst die Vereinigung mit dem Jenaischen Buchhändler Mauke zur Herausgabe der „Historischen Memoires". Seit Bearbeitung der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" war es Schiller zum Bedürfniß geworden, in Geschichtsquellen zu forschen, um aus ihnen Material zu neuen historischen Arbeiten zu entnehmen, und es war ein glückliches Zusammentreffen der Umstände, daß beim Empfange des Rufes nach Jena ihm gleichzeitig Bertuch, der auch hier Vermittler gewesen war, einen günstigen Contractabschluß mit Mauke melden konnte, welcher seine Uebersiedelung nach Jena erst finanziell ermöglichte. Wir haben es daher sachgemäß gefunden, zunächst diese Memoires in einem besonderen Buche folgen zu lassen und erst in dem nächsten Schiller's Thätigkeit als Lehrer der Geschichte in Jena, da dieselbe erst durch jene ermöglicht wurde, zu behandeln. Nothwendig aber mußten Schiller's Arbeiten für die Memoires, obgleich verschiedenen Jahren angehörig, als ein Ganzes bildend, zusammengefaßt werden, wenngleich wir damit der Chronologie voraufeilen.

Schon den 14. November 1788, noch ehe Schiller etwas von seiner möglichen Berufung nach Jena hatte verlauten hören, fragte er bei Körner an, ob Dieser mit ihm das nächste Jahr zusammentreten und ihm den Plan ausführen helfen wolle, eine Sammlung ausgezogener Memoires herauszugeben. Den 15. December theilt er Körner mit, daß er jeden Band derselben mit einem „Discours historique über das Enthaltene, in einem philosophischen Gesichtspunkt und lebhaften Stil vorgetragen", zu begleiten gedenke. Diese Entreprise werde jetzt um so nothwendiger für ihn, als seine Berufung nach Jena als Professor der Geschichte — ohne Gehalt — so gut als gewiß sei. Bertuch ver-

schaffte ihm, wie bereits oben bemerkt, einen Verleger; derselbe erbot sich, den Bogen mit einem Carolin zu honoriren, unter der Bedingung, daß Schiller sich auf dem Titel als Herausgeber nenne und jeden Band mit einer eigenen historischen Abhandlung versähe. Vier Bände sollten jedes Jahr erscheinen, jeder ein Alphabet stark, und mit Johannis sollte der Druck beginnen. Grundsatz für seine Mitarbeiter sollte dabei sein: 1) eine Uebersetzung aller Memoires, sowol im Französischen als im Englischen, Italienischen und in andern Sprachen, aber mit Weglassung alles Unerheblichen, alles Geschwätzes, so daß die Originale auf die Hälfte des Raumes beschränkt werden sollten, 2) charakteristische Kleinigkeiten vorzugsweise zu erhalten und allgemein bekannte Thatsachen so kurz als möglich zu berühren, 3) der Verständlichkeit des Textes mit historisch-kritischen Anmerkungen nachzuhelfen, 4) mit Freiheit zu übersetzen, daß die wörtliche Treue der Gefälligkeit des Stils nachgesetzt werde. In Folge dessen ging er mit leichterem Herzen nach Jena. Aber bald begann diese Arbeit ihn zu drücken; er übersetzte für den ersten Band nur einige Bogen von den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenes, beschrieben durch seine Tochter Anna Komnena", eine Arbeit, die ihn schon sehr ermüdete; an dem „Otto von Freisingen", der darauf folgte, hat er wol gar nicht mitgearbeitet; für die Folge überließ er die Bearbeitung der Memoires seinen Mitarbeitern (Heß in Gotha, Funk, Paulus, Woltmann, Niethammer, Reinwald). Als im Jahre 1791 seine Krankheit hinzukam, auch die Geschichte des dreißigjährigen Krieges seine Zeit sehr in Anspruch nahm, er überdem mit Cotta die Herausgabe einer neuen Zeitschrift, der „Horen", verabredet hatte, sagte er sich von den „Memoires" ganz los. Nichtsdestoweniger wurde das Unternehmen noch unter seinem Namen bis zum 33. Bande (1806) fortgeführt. Den 12. Februar 1796 schreibt er an Goethe: „Ich habe vorige Messe ein Buch herausgegeben, das ich gestern angefangen habe zu lesen. Es ist ein neuer Theil der Mémoires, Brantome's Charakteristiken enthaltend, die manchmal recht naiv sind ꝛc. Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt." Wir wissen noch nicht, wo diese öffentliche Lossagung sich findet. Noch im Jahre 1794 erklärte Paulus in der Vorrede zum achten Bande der 2. Abtheilung, daß Schiller, wenn auch augenblicks durch Krankheit verhindert, sich der Beschäftigung mit den Memoires zu widmen, gleichwol „entschlossen sei, sich nicht von derselben zu trennen." Und

1795 schrieb Woltmann in seiner Vorrede zum vierten Bande der 1. Abtheilung: „Er (Schiller) wird sowol an der universal-historischen Uebersicht wie an den Anmerkungen und der Durchsicht der Uebersetzungen so sehr Theil nehmen, als ihm seine Gesundheit und seine übrigen Geschäfte nur irgend erlauben."

In dieser Sammlung von Memoires befinden sich aus Schiller's Feder, außer dem

54. Vorbericht,

vom Jahre 1789, in welchem sich Schiller über den Begriff, den er mit dem Worte „Memoires" verbindet, und über den Plan des Unternehmens ausspricht, und

55. Zwei Vorbemerkungen,

und zwar aus dem dritten Bande der ersten Abtheilung die
Vorerinnerung zu Bohadin's Denkwürdigkeiten aus dem Leben Saladin's, datirt vom 26. September 1790,
aus dem ersten Bande der zweiten Abtheilung der
Vorbericht zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully, datirt „Jena, in der Ostermesse 1791",

folgende den einzelnen Bänden vorangeschickte größere historische Abhandlungen:

56. Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter,

57. Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges,

56 u. 57 in den Memoires (Bd. I. der ersten Abtheilung, 1790) eine einzige zusammenhängende, jedoch Fragment gebliebene Abhandlung bildend, unter dem Titel:
„Universalhistorische Uebersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche",
von welcher Schiller nur den vorderen Abschnitt (Nr. 56) unter dem (neuen) Titel: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" in die von ihm veranstaltete Sammlung seiner „Kleineren prosaischen Schriften" aufnahm, während der zweite Abschnitt (Nr. 57) erst in die nach Schiller's Tode von Körner

veranstaltete Ausgabe der „sämmtlichen Werke“ unter obigem Titel Aufnahme gefunden hat;

58. Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I.

in Band III. (1790) der Memoires erste Abtheilung, welche gleichfalls Fragment geblieben ist und in Band IV. (1795) von Woltmann fortgesetzt wurde, mit der Verheißung des Schlusses in einem fünften Bande, der jedoch nicht erschienen;

59. Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen,

in Band I—V. (1791—1793) der Memoires, zweite Abtheilung. Auch diese Abhandlung wurde von Schiller nicht beendet. Als Fortsetzung derselben gab Professor Paulus, welcher die fernere Herausgabe der Memoires zum Theil übernommen, in Band VIII:

„Die Unruhen in Frankreich von der Bartholomäusnacht 1572 bis auf den Tod Karl's IX. 1574“

und in Band IX:

„Die Stiftung der Ligue unter Heinrich III. und dessen Regierungszerrüttung. Vom Jahr 1574 bis 1585.“

In der Paulus'schen Vorrede zu Band VIII., datirt „Jena, Michaelismesse 1794“, heißt es u. A.:

„Bis er (Schiller) selbst wieder zu einer Beschäftigung zurückkehren kann, von welcher er sich nicht zu trennen entschlossen ist, hat er mich überdies nun auch aufgemuntert, dem Plan des Werks gemäß, durch einen fortgesetzten pragmatischen Umriß der Geschichte, in welche die Memoires eingreifen, die Auffindung des Standpunkts zu erleichtern, aus dem sie der Leser als einzelne Zeitgemälde leichter und richtiger überschauen kann.“

Zugleich verbittet sich Paulus in dieser Vorrede jede Parallele, die man zwischen seiner und Schiller's Arbeit ziehen möchte. Gleichwol haben Körner und neuerdings der kritische Herausgeber Schiller's, Karl Goedeke, diese Abhandlung in Band VIII. für eine Schiller'sche Arbeit gehalten, und sie ist aus Körner's Ausgabe, als Schluß des obigen Aufsatzes Nr. 59, ohne besondern Titel in sämmtliche Ausgaben, auch in die kritische von H. Kurz, der sie jedoch nicht für ächt hält, mit Ausnahme der einbändigen Stuttgarter Ausgabe von 1869, übergegangen.

Wir geben diese Paulus'sche Abhandlung in dem

Anhang zum V. Buch:
Die Unruhen in Frankreich von der Bartholomäusnacht bis auf den Tod Karl's IX.

Die Gründe, weshalb die Aechtheit derselben bezweifelt werden muß, werden wir in dem Vorwort zu diesem Anhang näher auseinandersetzen.

Nachstehende bibliographische Notizen über den Inhalt rc. rc. der Memoires werden einen Ueberblick über das Ganze gewähren, soweit es für unsern Zweck erforderlich. Wir haben hiebei den redactionellen Theil der einzelnen Bände, welcher sich, bei einer im Allgemeinen verworrenen und unübersichtlichen typographischen Anordnung, meist als getrennt von dem Text der Memoiren kennzeichnet und römische Seitenzahlen hat, dadurch von letzterem unterschieden, daß wir jenen aus deutscher, diesen aus lateinischer Schrift drucken.

Erste Abtheilung. 4 Bände.

Bd. I.—III. 1790; IV. 1795.

Inhalt.

Vorbericht (unterzeichnet „Schiller. Jena, am 25. October 1789"). In Band I.

Universalhistorische Uebersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche. In Band I.

Nachricht (unterz. „Schiller", worin Fortsetzung dieser Uebersicht für Bd. III. versprochen wird). In Bd. II.

Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I. In Bd. III. Fortsetzung dazu (von Woltmann) in Bd. IV.

Vorerinnerung (unterzeichnet „Schiller. Jena, den 26. September 1790" (betr. Bohadin's Denkwürdigkeiten aus dem Leben Saladin's). In Bd. III.

Vorerinnerung (unterzeichnet „Woltmann. Jena, den 28. April 1795", betr. Mitredaction der ersten Abtheilung durch Woltmann). In Bd. IV.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenes, beschrieben durch seine Tochter Anna Komnena. In Bd. I. (Eingang. Buch 1—11); II. (Buch 12—15); in Band III. Anmerkungen.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kaiser Friedrich's I., beschrieben durch den Bischof Otto von Freisingen. In Bd. II.; in Bd. III. Anmerkungen.

Radewich's Fortsetzung der Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kaiser Friedrich's I. In Bd. II.; in Bd. III. Anmerkungen.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Al Malich Al Nasir Saladin's, Sultans von Aegypten, beschrieben durch Bohadin, Sjeddad's Sohn, seinen Vertrauten. In Bd. III. (Text u. Anmerk.)

Johannes von Joinville's Denkwürdigkeiten Ludwig's IX. des Heiligen. In Bd. IV., nebst Nachricht des Herausgebers (H. E. G. Paulus) u. Anmerk.

Zweite Abtheilung. 29 Bände.

Inhalt von Bd. I—VI.

Bd. I. 1791; II—IV. 1792; V. 1793; VI. 1794.

Vorbericht (zu den Denkw. des Herzogs von Sully, unterzeichnet „Friedrich Schiller. Jena in der Ostermesse 1791"). In Bd. I.

Historische Einleitung zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully. Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen. In Bd. I. II. III. („Bürgerkriege in Frankreich vom Jahr 1562—1569"); IV. („Bürgerliche Unruhen in Frankreich in den Jahren 1568 u. 1569"); V. („Bürgerliche Unruhen in Frankreich in den Jahren 1569 bis 1572").

Denkwürdigkeiten Maximilian's von Bethune, Herzogs von Sully, nach der neuesten französischen Ausgabe. In Bd. I. (Buch 1—4 m. Anm.); II. (B. 5—8); III. (B. 9—12. Anm. z. B. 5—12); IV. (B. 13—18 m. Anm.); V. (B. 19—24 m. Anm.); VI. (B. 25—30 u. Nachtr. m. Anm.)

Inhalt von Bd. VII—XIII.

Bd. VII. VIII. 1794; IX. X. 1795; XI. 1796; XII. XIII. 1797.

Brantome's biographische Fragmente von französischen Prinzen, Vornehmen und Helden. In Bd. XIII. (m. Anm.).

Biographische Uebersicht zu den Denkwürdigkeiten des hugenottischen Kriegsanführers Franz de la Noue. Nach der Collect. univers. d. Mém. part. relat. à l'hist. de France. T. XLVII. In Bd. XIII.

Beobachtungen über die meisten Begebenheiten in den erstern Religionskriegen in Frankreich, nebst der aufrichtigen Enträthselung des grössten Theiles derselben. Von Franz de la Noue. In Bd. XIII. (m. Anm.).

Von den Bänden XIV—XXIX. unterlassen wir die specielle Inhaltsangabe und vermerken nachstehend nur das Jahr des Erscheinens:
XIV. 1797; XV. XVI. 1798; XVII. XVIII. 1799; XIX. XX. 1800; XXI. XXII. 1801; XXIII. XXIV. 1802; XXV. XXVI. 1803; XXVII. 1804; XXVIII. 1805; XXIX. 1806.

Betreffs der Herausgeber finden sich auf den Titeln folgende Abweichungen:

Erste Abth., Bd. I—III. (1790): herausgegeben v. Friedrich Schiller, Professor der Philosophie in Jena.
Zweite „ Bd. I—VII. (1791—1794): herausgegeben von Friedrich Schiller, Professor der Philosophie in Jena.
Erste „ Bd. IV. (1795): herausgegeben von Friedrich Schiller u. K. L. Woltmann, Professoren der Philosophie in Jena.
Zweite „ Bd. VIII—XXI. (1794—1801): herausgegeben von Friedrich Schiller, Hofrath und Professor der Philosophie in Jena.
„ „ Bd. XXII—XXVIII. (1801—1805): herausgegeben von Friedrich Schiller.
„ „ Bd. XXIX. (1806): herausgegeben von Friedrich Schiller. Zum Schluß besorgt von H. E. G. Paulus.

54.

Vorbericht zu den „historischen Memoires“.[1])

Vorbericht.

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, schon seit mehrern Jahren in London herauskommt,[2]) hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen und in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet und, wo die Memoire-Schriftsteller ihn verlassen, die leeren Strecken durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Theile des Publicums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires mit einigem Zusammenhange wenigstens fortgeführt werden kann.

---

1) Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verfasser übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet, herausgegeben von Friedrich Schiller, Professor der Philosophie in Jena. Erste Abtheilung. Erster Band. Jena, bei Johann Michael Mauke. 1790. S. III—XII. — Das Nähere über diese Sammlung siehe die Inhaltsübersicht S. 603—610.

2) Diese Sammlung erschien zu London 1785—1790 in 67 Bänden, von denen die beiden letzten Table générale des matières enthalten. (Goedeke.)

Vgl. Schiller an Körner (Briefw., II. S. 61): „Die Collection der französischen Memoires, die jetzt periodisch in Paris herauskommt, fängt mit Joinville (unter Ludwig dem Heiligen) an. Ich werde aber die Memoires des Commines, die noch früher sind, vorangehen lassen.“ (Ebendaselbst, S. 62): „Ueberhaupt wirst Du finden, daß die Entreprise viel Solides hat, und daß diese gleichzeitige Erscheinung eines ähnlichen Werkes in Frankreich dem unsrigen zu einer Stütze und Empfehlung dient.“

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publicum immer allgemeiner verbreitet und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber einem Werke, welches zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht und die gefälligen Eigenschaften der einen mit den gründlichen Vortheilen der andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise Denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lectüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt Allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln. Aber auch den Letztern dürfte dieses Unternehmen willkommen sein, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Classe historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern und in einer treuen Verdeutschung und chronologischen Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den competenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, Jenen durch den Werth ihres Inhalts, Diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich — in mancher Geschichtsperiode — beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenosse wenigstens — ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, giebt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen malt und entfernte Zeiträume an einander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der

Geschichte verschmäht. Sie geben das Colorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn durch sein Privatleben begleiten und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Actenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrogenen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein großer Theil dieser Schriften entweder noch gar nicht oder nicht sorgfältig genug übersetzt ist, und ihr ungleiches Alter sowol als ihre Menge es schwer machen dürfte, sie immer vollständig zusammenzubringen, so würde schon darum eine allgemeine Sammlung und neue Uebersetzung derselben nicht überflüssig sein. Aber eine Hauptabsicht bei gegenwärtigem Unternehmen ist, den Nutzen derselben zu erhöhen. Die Aufsätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen ist, vorausgeschickt werden, sollen nicht blos zur Erläuterung ihres Inhalts, sondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leser von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweisen, dem diese Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer isolirten, wenn auch noch so anziehenden, noch so wichtigen Geschichtserzählung schöpfte, würde immer sehr geringe sein, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks schien es nöthig zu sein, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowol als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Diese erste Abhandlung ist also nicht blos als die Einleitung zu der „Alexias“,[1] sondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanteren Stücke eröffnen zu können, als die „Alexias“ der Prinzessin Anna sein dürfte; aber dies erlaubte sein Plan nicht. Der übrige große Werth dieses Denkmals muß seinen

---

1) Siehe oben S. 604.

Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größern Fehler des Geistes, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leser durchbringen helfen.

Ich habe das französische Wort Mémoires beibehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beinahe noch lieber möchte man sie — weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Grenzen des Werks zu bestimmen, wird es nöthig sein, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Mémoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Mémoires scheinen alle historischen Schriften begriffen zu sein, welche

I. Nur eine Begebenheit oder nur eine Person zum Gegenstande haben. Dies schließt jede Chronik aus und jede vollständige Geschichte.

II. Deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Mémoires über die Geschichte Brandenburg's sind keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb und sich weder auf eine Begebenheit, noch auf eine Hauptperson einschränkt. Mémoires schrieb der Cardinal von Retz, [1] aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte sie schreiben.

III. Welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob= oder Trauerreden können den Namen von Mémoires nicht führen. [2]

---

1) Mémoires du Cardinal de Retz, contenant ce qui s'est passé de remarquable en France pendant les premières années du Régne de Louis XIV. Nouvelle édition exactement revue et corrigée. A Genève 1779.

Vgl. Schiller an Körner, Weimar, den 1. December 1788 (Briefw., I. S. 384): „Ich habe mir schon seit mehr als einem Jahre den Charakter des Retz, des Duc d'Orleans, der Anna und des Mazarin für irgend ein Journal zurückgelegt."

2) Vgl. Schiller an Körner (Briefw., II. S. 62): „Ueber den Begriff, was ich für Memoires gelten lasse, müssen wir uns aber auch noch verständigen. In diesen Begriff gehört erstlich, daß der Schriftsteller gesehen haben muß, wovon er schreibt; zweitens, er beschreibt entweder eine einzelne merkwürdige Begeben=

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Classe, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rothbart's Geschichte durch den Bischof von Freisingen wird daher nicht mit Unrecht unmittelbar auf die „Alexias" folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Mémoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweiten Abtheilung oder den Memoires neuerer Zeiten angefangen und in gleichem Verhältniß mit den frühern darin fortgefahren werden.

Jena am 25. October 1789.

Schiller.

---

heit, an der mehrere Personen theilnahmen, oder er schreibt das Leben einer einzelnen merkwürdigen Person, die viele Begebenheiten erlebte: also weder Chronik noch Geschichte; drittens, er liefert particuläre Aufschlüsse zu bekannten Begebenheiten."

55.

Zwei Vorbemerkungen aus den „historischen Memoires“.

A. Zu Bohadin's Denkwürdigkeiten aus dem Leben Saladin's.

Vorerinnerung.[1])

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Bischofs zu Freisingen, folgt in diesem dritten Bande ein arabischer Schriftsteller. Da diese drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, so forderte es die Gerechtigkeit der Geschichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören und — wenn auch nicht über dieselben Begebenheiten und denselben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verschiedene Stimmen einzusammeln. Alle tragen das sichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlands, und mit Beidem wird man ihre Mängel entschuldigen. Aber die Verhältnisse ihrer Verfasser geben diesen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo sie von Thatsachen handeln und jeder von seinem Volke spricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfasser dieser Lebensbeschreibung Saladin's als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateinische Herausgeber, Albert Schultens (Vita et res gestae Sultani Almalich Alnasir Saladini, auctore Bohadino, F. Sjeddadi etc. etc. Lugduni Batavorum 1732. fol.), aufgestellt hat, keinen Zweifel übrig lassen. Amadoddin von Ispahan, Verfasser eines weitläufigen Werks über Saladin, erzählt in demselben, daß er selbst nebst dem Kadi Bohadin, Sjeddad's Sohn, und mehreren Andern, die er Alle namentlich anführt, von Aladil, Saladin's Bruder, an Letztern sei abgesandt worden, um wegen Aladil's projectirter Heirath mit der Prinzessin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen.[2])

---

1) Allgemeine Sammlung Historischer Memoires ... Erste Abtheilung. Dritter Band ... 1790. S. III—X.

2) Vgl. Lessing's „Nathan“ (Werke, III. S. 102):

(Saladin.) „Wenn unserm Bruder Melek dann Richard's Schwester wär' zu Theile worden: Ha! welch ein Haus zusammen!“

„Aus der Geschichte wissen wir, daß Richard dem Malek el Adel, Saladin's

Eben diese Gesandtschaft wird auch von dem Verfasser der vorliegenden Memoires auf dieselbe Art erzählt. Er meldet von sich, daß ihm von Saladin's Bruder diese Gesandtschaft sei aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung thut, indem er von sich selbst in der ersten Person spricht. Amadoddin nennt diesen Bohadin einen Kadi; der Verfasser dieser Memoires sagt gleichfalls von sich, daß er dieses Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in seiner Universalgeschichte an, Saladin habe die Kirche der H. Anna zu Jerusalem in ein Gymnasium verwandelt und dem Kadi Bohadin, Sjeddad's Sohn, die Aufsicht darüber anvertraut. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte Saladin's spricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, sich in Jerusalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauses und Gymnasiums zu vollenden.

Aus diesen Denkwürdigkeiten selbst erhellt, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genossen und ein sehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten lassen und ist mehr geneigt, seinen Geburtsort nach Mosul oder Assyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin selbst erzählt, stand er in Diensten des Sultans von Mosul, der ihn mit einem Auftrag an den Kalifen zu Bagdad abschickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladin's Bekanntschaft, den er gleich auf den ersten Anblick so lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm seine Dienste zu widmen.

In den Geschichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Kadi (Richter) genannt, welchen Namen er sich auch selbst giebt. Diese Würde hat aber mehrere Classen, und selbst der oberste Priester pflegt vorzugsweise den Namen Alkadi zu führen. Welch ein Mann dieser Alkadi sei, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt ist: „Der tiefsinnigsten Doctoren allertiefsinnigster, der Andächtigen allerandächtigster, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetischen Lehren, der Enträthsler schwieriger Religionsfragen, der unwidersprechlichste Entscheider, der Schlüssel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelsten Spitzfindigkeiten." Und eben diese hohe Person soll

Bruder, die Heirath seiner Schwester, der Wittwe Wilhelm's von Sicilien, unter der Bedingung vorschlug, daß Saladin ihm Palästina nebst einigen andern Ländern abtrete. Als aber Saladin darauf eingehen wollte, erklärte Richard, seine Schwester wolle um keinen Preis einen Muselmann heirathen; auch bedürfe es dazu der päpstlichen Einwilligung." (Düntzer, Erläuterungen zu Nathan, S. 87.)

nach Schultens' Meinung auch Bohadin vorgestellt haben, dessen Name schon (das arabische Wort für Preis der Religion) auf eine geistliche Würde hinzuweisen scheint. Der Geist, in welchem das ganze erste Buch abgefaßt ist, verräth vielmehr den Mufti als den politischen Geschäftsmann. Frömmigkeit ist die Tugend, welche er an seinem Helden in das helleste Licht stellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladin's Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am Meisten interessiren, so verbreitet er sich über die Andachtsübungen seines Helden mit einer ermüdenden Umständlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, so geschieht es nie, ohne hinzuzusetzen: „Gott erbarme sich seiner!“ — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!“ Ist von einer muselmännischen Stadt oder Festung die Rede, so wird immer dabei ausgerufen: „Gott beschütze sie!“ und handelt er von den Christen, so unterläßt er nie, sie mit einem unfreundlichen: „Gott verfluche sie!“ abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leser in der Uebersetzung erspart hat.[1]) Dergleichen Affectation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde als dem eines Mufti abgeschmackt sein. Auch nur einem über gottesdienstlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen sein, den Sultan so zur Unzeit und so ungestüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in diesen Denkwürdigkeiten erzählt wird. Daß dieser Bohadin überhaupt aus Saladin's thatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg desselben gegen die Christen heraushebt und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieser Sultan seine Herrschaft gründete, entweder nur flüchtig berührt oder höchstens in einem dürren, chronikähnlichen Auszuge liefert, ließe sich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher sich der Biograph befand, in einer getreuen Darstellung dieser Kriege den Tugendruhm seines Helden zu behaupten und das Andenken desselben von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, ja der abscheulichsten Treulosigkeit zu befreien. Diese Epoche aus Saladin's Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geschichte, und es war wohlgethan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das christliche Reich in Jerusalem zerstörte und überhaupt die

1) Diese Sitte der Segens- oder Verdammungswünsche ist bei den arabischen Schriftstellern allgemein; doch verkürzen auch sie sich die Langeweile derselben dadurch, daß sie nur die Anfangsbuchstaben der betreffenden Worte schreiben.

Ausbreitung der Christen im Morgenland hemmte, erscheint dieser Fürst in dem vollen Glanze eines muselmännischen Heiligen, und der Beschützer des Islamismus war unstreitig für die Feder eines Mufti der würdigste Gegenstand.

Uebrigens glaubte der Herausgeber dem Publicum durch Mittheilung einer Schrift, welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessing's „Nathan" das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen. Da unvorhergesehene gehäufte Geschäfte ihn verhindert haben, die universalhistorische Uebersicht in der Ordnung, wie sie im ersten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzusetzen, und es dem größern Theile der Leser wahrscheinlich lieber sein dürfte, diese Materie auf einmal als ein Ganzes zu überschauen, so ist der vierte Band dieser ersten Abtheilung der historischen Memoires als ein Supplementband zu Fortsetzung dieser Uebersicht und zu einer Geschichte der Kreuzzüge bestimmt, und einstweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbarossa und Saladin gleichzeitige Geschichte in der A. Uebersicht vorausgeschickt worden.

Jena, den 26. Sept. 1790.

Schiller.

B. Zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully.

Vorbericht.[1]

Der Werth dieser Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully ist zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreisung zu bedürfen. Sie liefern uns die wichtigsten Aufschlüsse über das geheime und öffentliche Leben eines vortrefflichen Königs und seines nicht minder vortrefflichen Ministers und verbreiten ein helles Licht über Frankreichs Geschichte von dem Jahre 1570 bis zur Regentschaft der Maria von Medicis, einer der wichtigsten Zeiträume in der französischen Geschichte.[2]

---

1) Allgemeine Sammlung Historischer Memoires ... Zweite Abtheilung. Erster Band ... 1791. S. III—VI.

Die Uebersetzung rührte vom Husarenrittmeister K. W. F. v. Funk in Dresden her. Vgl. Körner's Brief an Schiller, 19. August 1791 (Briefw., II. S. 257).

2) Vgl. den Vorbericht des neuesten französischen Herausgebers zum 1. Bd. der Sully'schen Memoires (in deutscher Uebersetzung erschienen Zürich 1783), S. III.: „Die Mémoires de Sully sind immer unter die besten Bücher gezählt worden.

Aber es bedarf vielleicht einer Entschuldigung, daß man diese Denkwürdigkeiten nicht nach dem alten Original, welches unter dem sonderbaren Titel: Oeconomies royales et Servitudes loyales bekannt ist, sondern nach der modernen Umarbeitung eines neuern französischen Schriftstellers liefert. [1]) Vielen dürfte der eigenthümliche Ton, der in dieser Urschrift herrscht, und sogar das antike und abenteuerliche Gewand, in welches sie gekleidet ist, ein größrer Verlust zu sein dünken, als durch die Arbeit des neuen Herausgebers vergütet worden ist, und die Veränderungen, welche sich derselbe mit seinem Text erlaubte, viel zu gewaltsam scheinen. Und in der That würden sie so sehr Unrecht nicht haben, wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß jene Urschrift unmittelbar aus der Feder des Herzogs von Sully geflossen sei; denn auch in dem seltsamsten Aufzuge hat der große Mann Anspruch auf unsre Achtung. Aber da jene Urschrift nur zu sichtbare Spuren trägt, daß sie, obgleich aus der reinsten Quelle geflossen, doch ihre eigentliche Gestalt nur unter den Händen seiner Secretäre empfangen habe, so ist der Verlust in der That so beträchtlich nicht, oder doch durch die angebrachten Verbesserungen unendlich vergütet. Der französische Herausgeber hat sich sowol um die Anordnung der Materie als um den Ausdruck ein großes Verdienst erworben. Die Verwirrung, in welcher alle Bestandtheile dieser Geschichte in der Urschrift durch einander geworfen sind, und die auch einen sehr warmen Verehrer der Sully'schen Schrift ermüden müßte, veranlaßte den neuen Herausgeber, sein Original, obwol mit möglichster Schonung des Eigenthümlichen, ganz und gar umzugießen, die einzelnen Partien interessanter und schicklicher zu verbinden und alles Fremdartige davon zu scheiden. Er erlaubte sich dabei, den Erzähler in der ersten Person von sich

---

Diese schon lange durch das Urtheil erfahrener Kunstrichter und aller Liebhaber der Literatur bestätigte Wahrheit überhebt mich der Mühe, mich hier in ein Urtheil über den Werth derselben einzulassen — eine Arbeit, welche ganz überflüssig für Die sein würde, welche das Buch bereits gelesen haben. — Diejenigen, die es noch nicht gelesen, wissen, um sich einen Begriff davon machen zu können, genug, wenn ich ihnen sage, daß diese Denkwürdigkeiten die Geschichte des Zeitraums von dem Friedensschluß A. 1570 an bis auf die ersten Jahre der Regierung Ludwig's XIII. enthalten. Dieser Zeitraum begreift mehr als vierzig Jahre und hat den Geschichtschreibern unserer Monarchie die allerreichhaltigste Materie geliefert."

1) Ebendaselbst, S. XV: „Daß es überdas darum zu thun sei, das Original, ich sage nicht blos von einer Menge unnatürlicher Ausdrücke, sondern auch ungeheurer Begriffe zu säubern, wenn es auch nur der lächerlich sonderbare Titel sein sollte: Oeconomies Royales et Servitudes Loyales."

Ebendaselbst, S. XLII, werden die übrigen alten Ausgaben des Werkes aufgezählt. — Schiller besaß T. V—X der Lütticher Ausgabe von 1788.

sprechen zu lassen, da derselbe durch eine gar sonderbare Wendung in der Urschrift sich selbst anzureden scheint. [1]) Der Stil, der im Original alle Abwechslungen vom Niedrigen und Platten bis zum Hochtrabenden und Schwülstigen durchläuft, durch unübersehliche Periodenlänge oft dunkel und durch Weitschweifigkeit unerträglich ermüdend wird, hat unter der Feder des neuen Herausgebers eine Haltung und Einheit empfangen, welche der Würde seines Inhalts entspricht und das Werk in seiner neuen Gestalt zu einer sehr anziehenden Lectüre macht. [2]) Von Ebendemselben rühren auch die historischen Erläuterungen her, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Personen betreffen; was hingegen eine zu ängstliche Rücksicht auf die Religion seines Vaterlandes den französischen Herausgeber in den Anmerkungen sprechen ließ, glaubte man einem deutschen Leser in der Uebersetzung ersparen zu dürfen.

Das ganze Werk wird in sechs Bänden erscheinen, welche rasch auf einander folgen und in der Michael-Messe vom Jahr 1792 geendigt sein sollen. Die Einleitung, welche die ganze Geschichte der Ligue in einer kurzen Uebersicht umfaßt, wird jeden Band des Werkes begleiten und bis zum Untergang dieser Verbindung fortgeführt werden. Bei Abfassung derselben sind Brantome, Castelnau, de Thou u. A., und in Anordnung der Materie besonders der Esprit de la Ligue von Herrn Anquetil meine Führer gewesen. [3])

Jena, in der Ostermesse 1791.

Friedrich Schiller.

---

1) Ebendaselbst, S. XVI: „Vor Allem aber war ich darauf bedacht, den Secretären das Wort zu nehmen, welche nichts als loben und schmeicheln konnten. Es ist äußerst ekelhaft, sie bei jeder Linie ihren Herrn anreden zu hören, um ihn zu benachrichtigen, daß sie ihn an seine ehemaligen Begebenheiten erinnern; und gleichwol gestehen sie, daß er die Sachen besser weiß als sie. Dieses unaufhörliche Apostrophiren macht das ganze Buch beinahe nur zu einer langen Zueignungsschrift."

2) Ebendaselbst, S. XII: „Was den Ausdruck betrifft, so sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß hier beinahe alle Fehler des Stils beisammen zu finden sind. Er ist immer weitschweifig, bisweilen dunkel, entweder wegen der ungeheuren Länge der Perioden oder wegen Mangel an Präcision im Ausdrucke. Oft ist er niedrig und kriechend, und bisweilen auf eine lächerliche Art schwülstig."

3) Mémoires de Mre. Pierre de Bourdeille, seigneur de Brantôme. Londres 1739. 14 vol. petit in 12. — Mémoires de Messire Michel de Castelnau, seigneur de Mauvissière, illustr. et augm. par Le Laboureur avec près de 400 armoiries. 3 vol. fol. Brux. 1731. — Thuanus, historia sui temporis. — (Anquetil.) L'esprit de la Ligue, ou histoire politique des troubles de France, pendant les XVI et XVIIme siècles. 3 Vol. Paris, 1767. (5. Ausg. 3 Bde. 8⁰. Paris 1808.)

56.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.[1])

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. A. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der

---

1) Dieser und der folgende Aufsatz S. 632 ff.: „Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges“, erschienen als eine ununterbrochene Darstellung zuerst in: „Allgemeine Sammlung Historischer Memoires. 1. Abth. 1. Bd. Jena 1790.“ S. XIII—LII, unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Universalhistorische Uebersicht der vornehmsten, an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche.“ Nur den gegenwärtigen ersten Theil nahm Schiller in die „Kleineren prosaischen Schriften“ (1. Th. 1792. S. 386—410) auf. Der hier von Schiller weggelassene Anfang dieses ersten Aufsatzes lautet in der Allg. Sammlung Hist. Memoires: „Drei Hauptclassen von Nationen sind es — wenn man die Form der Verfassung, den herrschenden Charakter und den Religionszustand zum Unterscheidungszeichen annimmt — welche in diesem Zeitraum merkwürdig hervortreten und sich näher oder entfernter in die Geschichte der Kreuzzüge verflechten: die Christen im Occident, welche das Band der Religion unter dem Römischen Papst vereinigt; die Sarazenen oder Mahomedaner, welche ihren siegreichen Aberglauben von der Straße bei Gibraltar bis an den Indus, und vom Schwarzen Meer und dem Taurus bis an den Indischen Ocean ausgebreitet haben; zwischen diesen beiden die Griechen oder die morgenländischen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder sie sind zu unsicher und zu mangelhaft, um einen historischen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen und die Aufmerksamkeit des Universalgeschichtschreibers zu verdienen.

„Wir machen den Anfang mit den ersten, die uns am Nächsten angehen, die bei Weitem die wichtigsten für uns sind und in der Geschichte der Kreuzzüge die Hauptrolle spielen.“

sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des elften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andre Anläße wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wol einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Uebel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sclaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose, stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Aeußersten auszuruhen und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wol schwerlich sein, ob der Glücksstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sei, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt außer Griechenland, und man weiß, daß er dieses bei seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten als Römische Bürger und Römische Sclaven. Keiner von unsern Staaten hat ein Römisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die Keinem raubte, was sie Einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menschenfreiheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl Derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruht.

Der Gewinn ist also offenbar, und die Frage ist blos diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem Römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgiltigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexander's keine griechische Freistaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander

mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende, ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still und ihm selbst unbewußt in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Colonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sclaven

nicht ehrt. Unverrückt, als wär' er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen getreu, die ihn zum Sieger machten, zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen Römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom; der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin; der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt; der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion,[1]) der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart stößt die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit; die List strebt, die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christenthums und vergönnt dem mittlern Geschlechte, sich

---

1) Sohn Pharamund's, 428—449, Stammvater der Merovingischen Könige. (Bei Le Bret und in Schmidt's Geschichte der Deutschen „Klodio".)

an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexander's nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Gluth ihres Busens erkaltet. Ein besserer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Gluth gesetzt und die Wahrheit*) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Ueberzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das Theuerste an das Edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und Römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist; das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wol nicht erst gesagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch sein mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhilfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen.*)

*) Freiheit und Cultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Cultur; aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Cultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Cultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Cultur bei ihm sich vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein andrer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschließen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer und führt mit raschem Uebergange zur willkürlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit und die Knechtschaft bei der Cultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte; denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkomanen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte; denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Briten, Hetrurier und Lusitanier das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweist.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Räthsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß gesponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des elften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschlossenen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thrazischen Bosporus seiner Freiheit und seines Muths, erröthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich

dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf und, durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimath — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, giebt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf und vergönnt seinen Sclaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sclaven des Ackers zu Menschen gedeihen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der Römische Hierarch, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige, die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdict, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten löst die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunterzieht! Aus dem Aberglauben war dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt und großgezogen von der Zwie-

tracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im elften Jahrhundert — Seinesgleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hilfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in dem dritten Stande ein besserer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Dictator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hilfe eilte? oder Pisistratus, der die Factionen Athens auseinanderbrachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah — weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders säet der Mensch, und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten! Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus; aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüssel Jerusalems oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers.

57.

Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs.[1])

Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch zertheilt ist, giebt im elften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerlei Stufe gesellschaftlicher Bildung standen, im Ganzen denselben Stammescharakter trugen und bei Besitznehmung des Landes in einerlei Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Locale anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äußern sollen. Aber die gleiche Wuth der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberung begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnten, noch so verschieden bebauten Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander gleich, indem sie Alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worin sie sich vorher befunden, fast außer aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bodens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merklichen Unterschied unterhielten, wenngleich die übriggebliebenen Spuren Römischer Cultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben sein konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen oder

---

1) Allgemeine Sammlung Historischer Memoires ... 1. Abth. 1. Bd. Jena 1790.

S. die Anmerkung zu dem vorhergehenden Aufsatz, S. 622. Im ersten Drucke gingen die an den Schluß des vorigen Aufsatzes anknüpfenden Worte voraus: „Um richtig einsehen zu können, aus welchen Quellen diese Unternehmung entsprang, und wodurch sie so wohlthätig ausschlug, so ist es nöthig, den damaligen Zustand der europäischen Welt in einer kurzen Uebersicht zu durchlaufen und die Stufe kennen zu lernen, auf der der menschliche Geist stand, als er sich diese seltsame Ausschweifung erlaubte."

merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der größten Unabhängigkeit und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammenfindet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so große Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens im Innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen und auch wirklich bewirkt wurden, so besteht doch im Ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt stehen sie, wie in ihrem scythischen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Districten wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Christenthums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach Römischem oder asiatischem Muster und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von innen, von außen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und Römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Priester; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht besoldet; endlich Landbauer, die dem Boden angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipal-Städte und freie Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entfernteren Zeiten zurückgehen und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das Römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freien Menschen, die aus freiwilligem Entschluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings, viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bei gleicher Freiheit drei verschiedene Ordnungen oder Stände; und nach diesem Ständeunterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menschen-, Beute- und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt seinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Personen ihrer Besitzer, waren auch die Güter, und was Einem zugesprochen wurde, blieb sein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen, war der einzelne Mann ebenso wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht auseinanderfallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur ansässigen Nation, die bei eintretendem Nothfall sogleich, wie zur Zeit ihres kriegerischen Einfalls, kampffertig wieder dastand.

Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besaß, angemessen war, zu dem allgemeinen Bunde zu stoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll als drückend war, weil sie zu den kriegerischen Neigungen dieser Nationen stimmte und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denselben gewüthet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu vertilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Beute- und Ländertheilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigene

Sclaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormals als Eigenthümer besessen hatten. Dasselbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte und nun als Knechte mit sich schleppte. Das Ganze bestand jetzt aus Freien und aus Sclaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieser zweite Stand hatte kein Eigenthum und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos sie entschieden und weil der Rottenführer eine größere Portion davongetragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größere als alle Uebrigen. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegerischen Ruhm gerichtet, also mußte sich auch der Luxus auf eine kriegerische Art äußern. Sich von auserlesenen Schaaren begleitet und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten strebte; ein zahlreiches, kriegerisches Gefolge die prächtigste Ausstellung des Reichthums und der Gewalt und zugleich das unfehlbarste Mittel, Beides zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundstücken konnte daher auf keine bessere Art angewendet werden, als daß man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen und im Kriege an seiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürst entäußerten also gewisse Stücke Landes und traten den Genuß derselben an andre, minder vermögende Gutsbesitzer ab, welche sich dafür zu gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten und blos die Person des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte Letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren wesentliche Bedingung sie waren. Diese Länderverleihung war also bedingt und veränderlich, ein wechselseitiger Vertrag, entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre oder auf zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes, auf solche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium), zum Unterschied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeit lang, sondern von

Rechts wegen, ohne alle andre Beschwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge und auf ewige Zeiten besaß. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leisten mußte, im Deutschen Lehen, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum besaß; das Verhältniß von Lehensherrn und Vasallen wurde durch kein andres Verhältniß aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen und der Vasall des Einen wieder der Lehensherr eines Andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des ersten Verleihers erstreckte sich durch die ganze, noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freigelassen werden, wenn der oberste Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christenthum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöfe, die Domstifter und Klöster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; ebenso gut wie jeder Andere mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze sein sollten. Weil Alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite den Lehen wieder, weil sie sich nicht wie Allodien vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Beneficien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er erlangte sie auf dem Wege der Belehnung und genoß sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegerische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig sein konnte, so mußte er sich vervielfältigen, d. i. er mußte sich in den verschiedenen Districten durch Bevollmächtigte repräsentiren, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darin ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Districte u. A. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise ertheilt. Sie waren ebenso wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von Einem auf den Andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergl. mehr, auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an Andre abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andre Gefälle überließ, oder nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Districte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advocaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiscus; Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischöfe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Clerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich nachher einfallen ließen, Den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und

als **Oberhäupter** ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu sein, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen, diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freien verschlossen und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eignen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in solchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegerischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einrissen und Straflosigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereien vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte. Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich **Lehenträger** der Krone und **Lehensherren** ihrer Untersassen; das Erste gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geist der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten, in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein so widersprechendes Verhältniß konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äußerte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleichzumachen, dort, wie hier, unumschränkt zu sein und jenes wie dieses seinen Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hilfsquellen, die er aus seinen vielen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem ebenso gefährlichen als unsichern Werkzeug

derselben. Besaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der größte Theil der Freien, welche in dieser Provinz ansässig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde u. dergl. dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freiherrn den niedrigen Freien endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowol Bedrückungen kamen als Wohlthaten zuflossen, und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am Lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte Letzterer weit mehr als Jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Cantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehensherrschaft gönnte und sich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen insofern in einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel noch stattfand. Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Großen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in

diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im Stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine außerordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstoßen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen; aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen ausgeartet, so mußte sich in dem Verhältniß des Souveräns gegen seinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverän das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkür zu vergeben, so wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an seinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, so wußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. Sowie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Untersassen fester zusammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich oft sehr lange bitten ließ, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete. [1])

---

1) Folgt: „(Die Fortsetzung im zweiten Bande.)" Dieselbe unterblieb jedoch, was in Band 2. durch folgende „Nachricht" angezeigt wurde: „Um den zweiten Band dieser Memoires nicht zu einer unproportionirten Größe anwachsen zu lassen, ist man genöthigt gewesen, die Fortsetzung der universalhistorischen Uebersicht sowie auch die zu allen drei Memoires erforderlichen Anmerkungen für den dritten Band der ersten Abtheilung zurückzubehalten, der in der nächsten Michaelismesse nachfolgen wird. Schiller." Sie erschien erst im dritten Bande unter dem Titel der folgenden Abhandlung. Vergl. Inhaltsübersicht zum 5. Buch.

58.

Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I.[1])

Der heftige Streit des Kaiserthums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrich's IV. und V. so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papst Calixtus II. einging, schien der Zunder erstickt zu sein, der ihn wiederherstellen konnte. Das Geistliche hatte sich, Dank sei der zusammenhängenden Politik Gregor's VII. und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgesondertes, wo nicht gar feindseliges System. Das kostbare Recht des Throns, durch Ernennung der Bischöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war selbst bis auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesem unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof vor seiner Einweihung vermittelst des Scepters wie einen weltlichen Vasallen mit dem weltlichen Theil seiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die unkeusche, blutbesudelte Laienhand nicht mehr berühren. Blos für streitige Fälle, wenn sich das Domcapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Theil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Ueberresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

---

1) Allgemeine Sammlung Historischer Memoir's ... Erste Abtheilung. Dritter Band ... 1790. S. XI—LVIII.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der Römische Kaiserthron; gegen diesen zielte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Rom's zu behaupten; in Italien konnte der Papst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung werth, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiserthums in jedem Betracht so theuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluß hatte, und daß sie alsdann vorzüglich dieser Hilfe bedurften, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechts auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiscus dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Goldquelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehn Wahlfürsten, welche jetzt zum ersten Mal einen engern Ausschuß unter den Reichsständen bilden und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden Heinrich's V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu

dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf Leopold von Oesterreich und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schrecknissen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen die Fürsten baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig; aber eine unbedachtsame Aeußerung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, daß er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein Recht an den Kaiserthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten gethan; ein befestigter Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Theil des Staatsrechts gezogen und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neuaufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs Neue in Gefahr bringen und den Mißbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthron geltend machte. Man beschloß daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteckte. Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt und auf den Schultern der Fürsten unter stürmischem Beifallgeschrei in die Versammlung getragen. Die mehrsten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Baiern, dem Schwager Friedrich's, und von seinen Bischöfen gutgeheißen. Herzog Friedrich erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.[1])

1) Diese ganze Erzählung von Lothar's Kaiserwahl giebt Schiller nach

Lothar von Sachsen war ein ebenso wohldenkender als tapfrer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehrern Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, so befürchtete man um so weniger, daß er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlcapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowol als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. Lothar hatte sich das Kaiserthum aufdringen lassen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog Heinrich von Baiern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verrieth er deutlich genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Unkosten der ständischen zu vergrößern.[1])

Schmidt's „Geschichte der Deutschen“ (II. S. 535 ff.), der wieder als seine Quelle nennt: Narratio de electione Lotharii in Olenschlager's Urkundenbuch zur goldenen Bulle Nr. VIII.

Dem Umstand, daß Schiller sowol bei dieser wie bei der nächsten Abhandlung zwei Geschichtswerke anderer Autoren theilweise zu Grunde legte, ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß er diese beiden Abhandlungen nicht in seine „Kleineren prosaischen Schriften“ aufgenommen hat, wenngleich sie unverkennbar den Stempel des Schiller'schen Genius an sich tragen. Es ist von Interesse, zu sehen, wie Schiller's ganze Individualität, seine Sprache und Ausdrucksweise sich selbst dann noch Geltung verschaffen und deutlich durchblicken, wo er seiner Quelle von Satz zu Satz, bisweilen mit deren eignen Worten folgt, und wir theilen deshalb einige solche Stellen wörtlich zur Vergleichung mit.

1) Schmidt, Geschichte der Deutschen, II. S. 541 ff.: „Diese widrigen Zufälle machten, daß Lothar auf eine anderwärtige Stütze dachte, um sein Ansehen, wenigstens in Deutschland, aufrecht zu erhalten. Lothar hatte eine einzige Toch-

Herzog Heinrich von Baiern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatssystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwägert war, wendete er sich auf einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grunde zu richten suchte. Friedrich von Schwaben und Conrad von Franken, die beiden Hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser Heinrich's IV. und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiscus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiscus zusprach. Da die Hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie zu Störern des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen sie beschließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewol vergeblich, belagert, weil die Hohenstaufen schleunig zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speier eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Conrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anselmo, Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toscana erkannte ihn der ganze, dort

---

ter, die Erbin seiner beträchtlichen Erbgüter in Sachsen. Nebst diesem konnte er auch seinen zukünftigen Tochtermann durch die Verleihung des Herzogthums Sachsen glücklich machen. Man hat unter der vorigen Regierung gesehen, wie mächtig Lothar nur als Herzog von Sachsen gewesen. Aber nicht zufrieden damit, wählte er sich den mächtigsten Fürsten in Deutschland, den Herzog Heinrich von Baiern, zum Tochtermann, dem er bald darauf noch das Herzogthum Sachsen übergab; eine in Deutschland fast unerhörte Sache, daß Einer zwei Herzogthümer zugleich inne gehabt hätte. Da er nun auch eben diesem Heinrich die Nachfolge im Reich zugedacht hatte und zugleich die einzige im Reich noch übrige mächtige Familie der Hohenstaufen zu unterdrücken suchte, so erhellt hieraus ganz deutlich, daß Lothar als Kaiser ebenso gedacht hat wie seine Vorfahren, nur mit diesem Unterschied, daß keiner derselben einen so gefährlichen Schritt zur Herabsetzung der Gewalt der Fürsten gethan hat als Lothar, der zuvor für den eifrigsten Vertheidiger derselben angesehen sein wollte."

mächtige Adel als König. Aber Mailand's günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst Honorius II. auf die Seite seines Gegners trat und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde ebenso schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war. [1]) Unterdessen hatte Lothar die Stadt Speier belagert und, so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrich's, sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den Hohenstaufen zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Baiern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch Conrad zu Mühlhausen; Beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten. [2])

---

1) Schmidt, Geschichte der Deutschen, II. S. 542 f.: „Conrad nahm sogar auf Anrathen seines Bruders und anderer seiner Partei ergebenen Fürsten den königlichen Titel an und ging sogleich nach Italien, um sich dort einen Anhang zu machen und vielleicht sich gar von dem Papste krönen zu lassen, ehe noch Lothar dahin kommen könnte. Der Anfang ließ sich ungemein gut für ihn an, indem ihn die Mailänder mit offenen Armen empfingen und ihr Erzbischof Anselm ihn sogar zu Monza und hernach zu Mailand selbst als König der Lombardei krönte. Eben dadurch aber verlor er die Freundschaft derjenigen Städte, die gegen die Mailänder, welche schon damals ihre Benachbarten unterdrückten und nach der Oberherrschaft der ganzen Lombardei zu trachten schienen, aufgebracht waren. Novara, Pavia, Placentia, Cremona und Brescia waren die vornehmsten darunter. In Tuscien, wo der Adel mächtiger war als in der Lombardei, ging es noch besser für ihn, indem ihn alle Grafen und Herren als König erkannten, Einige aber, die sich widersetzten, bald gedemüthigt wurden. Allein den Hauptzweck konnte er nicht erreichen, indem sich der Papst Honorius II., der sich ohne Anstand für Lotharn, den alten Verfechter der Kirchenrechte, erklärt hatte, ihm aus allen Kräften widersetzte. Conrad ward, anstatt von dem Papste die Krone zu empfangen, von ihm excommunicirt, und der Cardinal Johann von Crema mußte diese Excommunication in der Lombardei wiederholen und sie noch auf den Erzbischof von Mailand, welcher den Conrad zuvor gekrönt hatte, ausdehnen. Da Conrad nicht mächtig genug war, etwas gegen Rom zu unternehmen, so mußte er unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren."

2) Schmidt, ebendaselbst, S. 552 f.: „Die schwäbischen Brüder hatten indessen die Stadt Ulm zu einem Waffenplatze ausersehen. Lothar machte nun Anstalt, sie zu belagern; allein sein Tochtermann kam ihm zuvor, eroberte sie auch wirklich und legte sie in Asche. Da der Kaiser ebenfalls mit einem Kriegsheere herannahte, bequemte sich endlich Friedrich und suchte zu Fulda durch die vielvermögende

Den ersten Kriegszug hatte Lothar schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der Römischen Kirche seine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Cardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Cardinal Gregor, einen ehmaligen Mönch, zum Fürsten der Römischen Kirche, der sich den Namen Innocentius (II.) beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet (II.) annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beide Päpste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des Letztern stand die übrige Geistlichkeit des Römischen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für seine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich.[1]) Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieses

---

Kaiserin Richenza bei Lotharn Gnade, welche er auch auf dem Reichstag zu Bamberg, nachdem er noch einmal fußfällig darum gebeten, erhielt. Conrad's Aussöhnung geschah auf die nämliche Art zu Mühlhausen. Beide wurden auch von der Excommunication losgesprochen und mußten sich anheischig machen, sich bei dem bevorstehenden italienischen Zug einzufinden, welcher um so nothwendiger war, da es gleich nach Lothar's Abreise große Veränderungen dort absetzte."

1) Schmidt, Gesch. d. Deutschen, S. 545 f.: „Da Lothar noch immer so viel in Deutschland zu thun hatte, machte er auch keine Anstalten zu seinem Römerzug, bis sich endlich eine Gelegenheit ereignete, die ihn ernstlicher daran denken machte. Eine Folge der hergestellten Wahlfreiheit war, daß dabei sehr oft Zwiespalt und Trennungen entstanden. Dieses hatte man bis daher mehrmals in Deutschland erfahren, und selbst die Papstwahl war nicht frei davon, indem die Regeln, nach denen sie sollte vollbracht werden, anfangs noch nicht so festgesetzt waren. Nach dem Tode des Honorius II. († 1130) war man zu Rom einig geworden, die Wahl acht Cardinälen zu überlassen. Als diese zusammentraten, wählten fünf davon den Cardinal Gregorius Tit. S. Angeli, der den Namen Innocenz II. annahm; die drei andern, die damit nicht einstimmten, versammelten sich den folgenden Tag mit den übrigen Cardinälen wie auch dem Römischen Adel und wählten aus ihrem Mittel den Cardinal Petrus Leonis, der aus einer ungemein reichen Judenfamilie, die sich zum Christenthum gewendet hatte, abstammte und sich den Namen Anaklet II. beilegte. Beide suchten sich einen Anhang zu machen. Da aber Anaklet den Adel auf seiner Seite hatte, hielt Innocenz für rathsamer, Rom zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, wo er auch sogleich als Papst anerkannt und mit vielen Ehrenbezeigungen empfangen ward."

Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Aufnahme in Ludwig's Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzosen. Das Gewicht von Bernhard's Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geist bei der Wahl des Innocentius den Vorsitz geführt habe. Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieser Stadt war Anaklet, der Gegenpapst, mächtig, Volk und Adel gefaßt, sich aufs Hartnäckigste zu vertheidigen. Jeder Palast, jede Kirche war Festung, jede Straße ein Schlachtfeld, Alles Waffe, was das Ohngefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothar's schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermeßlichen Ocean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche wie die Engelsburg hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als Lothar beisammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.[1])

Man erinnert sich, daß es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Flehender forderte er eine Ceremonie, welche dieser Papst ohne seinen starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichtsdestoweniger behauptete Innocentius den ganzen Papstsinn eines Hildebrand's, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wuth seiner Gegner vertheidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem Römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und Papst Calixtus II., um nicht aufs Neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den

---

1) Vergl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", II. S. 549 ff.

Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des Römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuß der Mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, ließ ihm dem Römischen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber schwören und sorgte dafür, daß diese Vasallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war. [1])

Es war nicht der Römische Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrschergröße Roms ins Gedächtniß bringen, wo etwa die Geister seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer Römischen Prälatenversammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Papst diesen standhaften Muth einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde hatte er diesen Römischen Geist nicht verleugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohlthat verpflichtet fühlte und eine zweite noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hilflose Zustand des Papstes dem Kaiser Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Theil seines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne Lothar's Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besaß, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken. [2])

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den Römischen Hof beseelte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Papst mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse befolgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete

---

1) Vergl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", II. S. 550 ff.
2) Vergl. ebendaselbst, II. S. 546 ff.

selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umherirrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele besaß und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andre politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften Derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit sein mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie beseelte, unsterblich war. [1])

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs Neue seinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhard's nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklet's Sache mächtig unterstützte und durch seine reißenden Fortschritte im untern Italien den Muth dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siciliens und Neapel's und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs Genaueste verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freisingen auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäß, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zu gehen und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltsamen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfingen, als der euro-

---

1) Vergl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", II. S. 522.

päische Norden im neunten Jahrhundert aufs Neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heut zu Tage dem dänischen Scepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbarenschwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man sie; ihre überraschende schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ocean. So lange zwar der Herrschergeist Karl's des Großen das fränkische Reich bewachte, ahnte man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohte. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Corsaren im Süden, und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloß, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strom drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Anwohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gespien standen sie da, und ebenso schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erschreckten die ahnungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte, der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenheerden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichthum im innern Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände, welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hilfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft Karl's des Großen, entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie vertheidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt und, entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich Karln den Ein-

fältigen, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin und zum Brautschatz das ganze Küstenland anbieten, welches den normännischen Verheerungen am Meisten bloßgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Corsaren zusammen und überließ den Gewissensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur die Tapferkeit nicht verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu sein; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Corsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, sobald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sanften Tacte des Landlebens verlor sich allmählig der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer mußte es sein, der die Nachkommen Karl's des Großen ihren Vasallen widerstehen und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterland nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südostwärts, unterwarfen das untere Italien und die Insel Sicilien ihrer Herrschaft und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosporus zittern machte. Ein normännischer Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Insel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Großgriechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Cultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in muthwilliger Freiheit sich brüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und so wie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkt des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten.[1] Die Griechen, aus Ober- und Mittel-Italien durch Langobarden und Franken vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die Langobarden verbreitet, und arabische Corsaren mit dem Schwert in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein bar-

1) Vergl den Chorgesang in der „Braut von Messina", 1. Aufz. 3. Auftr. (Bd. V. S. 273):

„Wohl! Wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir könnten es fröhlich genießen;
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen,
Und des Meers rings umgebende Welle,
Sie verräth uns dem kühnen Corsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Einen Segen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Fremdlings reizt.
Sclaven sind wir in den eigenen Sitzen,
Das Land kann seine Kinder nicht schützen.
Nicht wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter."

barisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeigte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart.[1] Hier sah sich der Unterthan nach dem langobardischen Gesetz, sein nächster Nachar nach dem Justinianischen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauern eines Klosters ging, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land auszustrecken, auch einige deutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernamens in diesem Theile Italiens geltend gemacht und einen großen District desselben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs Neue unter griechische Hoheit zurück; aber aus den festen Schlössern, welche die Sarazenen in diesem Landstrich noch innehatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andre arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sicilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riß Jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vortheil war, mit Muhammedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere langobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem Römischen oder griechischen Reich einer wahren Souveränität in Benevent, Capua, Salerno und andern Districten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherren, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs hielten dem straflosen

---

1) Schiller an Körner, den 10. März 1803: „Das Ideecostüm (in der Braut von Messina), das ich mir erlaubte, hat dadurch seine Rechtfertigung, daß die Handlung nach Messina versetzt ist, wo sich Christenthum, griechische Mythologie und Mahomedanismus wirklich begegnet und vermischt haben. Das Christenthum war zwar die Basis und die herrschende Religion; aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube so wie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an." —

Vgl. auch den Schluß des Vorworts zur „Braut von Messina" (Bd. V. S. 264): „Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen sein. Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen."

Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshaß, Raubsucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehnten und elften Jahrhundert, während daß Sicilien unter arabischem Scepter einer ruhigeren Knechtschaft genoß. Der Geist der Wallfahrt, welche beim Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normännische Pilger, funfzig oder sechzig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegesgeist ward bei dem kriegerischen Anblick lebendig. Tapfre Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu sein als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müßige Tapferkeit an, und man erräth leicht, daß die unverhoffte Hilfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen sich die Sarazenen in ihre Schiffe und geben ihr ganzes Lager preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen, das Werk der Tapferkeit von sechzig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit werth, und befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschaar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verschwiegen. Neapel's schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der Reichthum der Schwachen, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegerische Jugend. Das untere Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen,

deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das corsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie fochten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Satrapenregierung, mit Hilfe der Normänner trotzten die langobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs, Normänner stellten die Griechen selbst den Sarazenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von Capua große Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hilfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigenthum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt Aversa erbauten — ihre erste feste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, — vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normännischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gastfreien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der „Eiserne Arm“, Humfred und Drogon beurlauben sich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Colonie das Glück der Waffen zu versuchen. Nicht lange rastet ihre kriegerische Ungeduld. Der griechische Statthalter von Apulien beschließt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäste wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu theilen. Ein sarazenisches Heer wird geschlagen, und sein Anführer fällt unter dem Eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner verspricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Beschützer macht sie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Redlichkeit theilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apostolischen Stuhl, ohne bei einem

Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schaar den Eisernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancred's erweckte bald die Eifersucht der daheim gebliebenen. Der Jüngste von diesen, Robert Guiscard (der Verschlagene), war herangewachsen, und die künftige Größe verkündigte sich seinem ahnenden Geist. Mit zwei andern Brüdern machte er sich auf in das goldne Land, wo man mit dem Degen Fürstenthümer angelt. Gerne erlaubten die deutschen Kaiser, Heinrich II. und III., diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhaßtesten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verspritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sahen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den Römischen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papst Leo (IX.) erst kürzlich von Kaiser Heinrich dem Dritten zum Geschenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hilfe, der zufrieden ist, diese kriegerischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo der Neunte bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigner Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen sie sich ihm; aber der Respect seiner Ueberwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des Römischen

Hofes, welche nach mehrern mißlungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Normänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Uebel selbst für die Römische Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalphi mit Robert Guiscard zu Stande kam, bestätigte Papst Nicolaus II. diesem Eroberer den Besitz von Calabrien und Apulien als päpstlicher Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann und reichte ihm als oberster Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geschenk dieser Fürstenthümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem Römischen Bischof zu, diese Großmuth zu beweisen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem griechischen, oder wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem Römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vortheilhafteste Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich drückenderen Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten sich noch immer Sarazenen und Griechen; aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrößerungsbegierde der normännischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beschenkte der Papst seine neuen Clienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, setzten die Söhne Tancred's, Guiscard und Roger, in Sicilien über und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der Römischen Kirche unterbricht und zwischen Robert Guiscard und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. Gregor der Siebente, der gewaltthätigste aller Päpste, kann einige normännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls, weder in Furcht setzen

noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaisern und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze normännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstörte, folgt eben dieser Papst seinen Errettern nach Neapel und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hauteville's Söhnen.

Derselbe normännische Fürst, Robert Guiscard, der sich in Italien und Sicilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hilfe, die durch die reißendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des adriatischen Meers furchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalenia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Degens, erbte sein Sohn Bohemund, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde listig dienen ließ, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstenthum errang und allein von dem frommen Wahnsinne frei war, der die Fursten des Kreuzheers erhitzte. Die griechische Prinzessin Anna Komnena schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses; ihr Zeugniß reichte also nicht hin, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermessenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden

Kaiserhause in Constantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimath auswandern und, durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Königreich zusammenrauben, Kaisern und Päpsten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande widerstehen und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein andrer Sohn Robert's, mit Namen Roger, war ihm in seinen calabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach Robert's Tode erlosch sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber ebenso gutthätig und milde, als Dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännischer Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang dem Römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß desselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sicilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewalthaber auf der Insel Sicilien. Roger's Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborener Legaten des Römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der sicilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten Apulien und Calabrien seiner Grafschaft Sicilien einverleibte und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit aenug einflößte, sich in Palermo

die königliche Krone aufzusetzen. Dazu war weiter nichts nöthig als sein eigener Entschluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemaßten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanction zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte Roger's Absichten. Er verpflichtete sich den Papst Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anerkannte und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche Roger Anstalten machte zu seinem Reich zu schlagen. Aber er konnte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelt sich also jetzt der Segen des einen Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehmals wider Robert Guiscard Flotten in See geschickt und geholfen hatte, die griechischen Staaten gegen diesen Eroberer zu vertheidigen, waffnete sich aufs Neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem adriatischen Busen streitig zu machen drohte. Roger hatte diese kaufmännische Macht an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldsumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechische Kaiser Kalojohannes hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Constantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutschen Reichs zu erwecken. Papst Innocentius, an kriegerischer Macht zwar der schwächste unter allen Gegnern Roger's, war einer der furcht-

barsten durch die Geschäftigkeit seines Hasses und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen. Man überredete den Kaiser Lothar, daß das normännische Reich im untern Italien und die Anmaßung der sicilianischen Königswürde durch Roger mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seien, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegen zu setzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marsch über die Alpen zu thun und gegen König Roger von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen. Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenstaufen kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den Ronkalischen Feldern und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrich's von Baiern in das Toscanische drang, die andre unter dem persönlichen Commando des Kaisers längs der adriatischen Seeküste geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich ließ die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die normännische Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den ersten Anfang Lothar's. Capua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, Lothar selbst die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normännischen Macht stürzt nach der andern, und von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von Tancred's Geschlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte.

Kaum war Salerno erobert, so nimmt Innocentius diese Stadt als ein päpstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Papst und dem Kaiser. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war, einen Herzog zu setzen, dessen Belehnung als das Zeichen der obersten Hoheit Innocentius gleichfalls dem Kaiser Lothar streitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, daß Beide, Kaiser und Papst, bei dem Belehnungsact dieses Herzogs berechtigt sein sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhte der Krieg gegen Roger, oder ward wenigstens sehr lässig geführt, und dieser wachsame, thätige Fürst gewann Zeit, sich zu erholen.[1] Die Pisaner, unzufrieden mit dem Papst und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluß des neapolitanischen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiser aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als sie gewonnen worden, gingen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederschlagende Nachricht hören, daß Salerno sich an den Feind ergeben, daß Capua erobert und der Herzog von Neapel selbst zu den Normännern übergetreten sei. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hilfe eines zurückgebliebenen deutschen Corps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der Preis, um welchen Roger seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der normännische Papst Anaklet gestorben und Innocentius alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Decrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte und seinen Beschützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beispiel des Leo, in Person gegen den sicilianischen Fürsten zu Felde; aber auch er mußte, wie sein Vorgänger, diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. Roger aber suchte als Sieger

---

1) Vgl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", II. S. 555 f

den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nöthiger war, da ihn Venedig und Constantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Belehnung über sein Königreich Sicilien; seine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er selbst sowol als Diese mußten dem Papst den Vasalleneid leisten und sich zu einem jährlichen Tribut an die Römische Kirche verstehen. Ueber die Ansprüche des deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die Römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war! Roger küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Normännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser Lothar selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.[1])

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, daß ihm sein Tochtermann, Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen thun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Baiern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach Lothar's Tode, bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich Conrad von Hohenstaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. Heinrich's Verwandtschaft mit Lothar war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu diesem Allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der

---

1) Vgl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", II. S. 557.

Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des deutschen Reichs zu Grunde richten konnte.[1])

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die Welfische Familie, welcher Heinrich von Baiern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgesetzt werden; und das Hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von sächsischen und bairischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit der Stimmen auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem Hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Coblenz zu Stande (1137). Herzog Conrad ward erwählt und empfing auch sogleich zu Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, daß Conrad, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich jetzt dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen sah, der für den Römischen Stuhl doch so viel gethan hatte! Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Fürsten, welche bei der Wahl Conrad's nicht zu Rath gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfischen Hauses und der Umstand, daß sich der Papst für Conrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Baiern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstand aus.[2])

Conrad sah ein, daß er dabei noch nicht stille stehen könne. Die Macht des Welfischen Hauses war so hoch gestiegen, daß es ebenso gefährliche Folgen für die Ruhe des Reiches haben mußte, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die

1) Vgl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", II. S. 558.
2) Vgl. ebendaselbst, II. S. 558 ff.

Macht desselben wieder heruntersetzen, und dieser Plan wurde von Conrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern abgesprochen.[1])

Diese raschen Urtheile wurden von ebenso frischer That begleitet. Baiern verlieh man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Oesterreich; Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg Albrecht, der Bär genannt, übergeben. Baiern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer, ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiser selbst, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzogthum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Baiern wieder zu erobern, als ihn der Tod von seinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutschland verlöschte. Baiern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oesterreich, Heinrich, der sich im Besitz dieses Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Wittwe des verstorbenen Herzogs, einer Tochter Lothar's, zu befestigen glaubte. Dem Sohne des Verstorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrich's des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachsen zurückgegeben, wogegen er auf Baiern Verzicht that.[2]) So beruhigte Conrad auf eine Zeit lang die Stürme, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten und noch gefährlicher zu stören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.[3])

---

1) Vgl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", II. S. 560 ff.
2) Vgl. ebendaselbst, II. S. 561 ff.
3) Folgt: „(Die Fortsetzung im vierten Bande.)" Vgl. S. 606.

59.

Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrich's IV. vorangingen.[1])

Die Regierungen Karl's VIII., Ludwig's XII. und Franz' I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus Ludwig's XI. beinahe erstickt hatte. Ein schwärmerischer Rittergeist flammte wieder auf, den eine bessere Taktik unterstutzte.

Im Kampf mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmäßige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere befestigten und schirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum ersten Mal offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut seiner Heldensöhne; aber Europa konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Künste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits seinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehemals Griechenlands Kunst seine Römischen Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald fanden sie den Weg über die savoyischen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz ge=

---

1) Allgemeine Sammlung Historischer Memoires ... Zweite Abtheilung. Erster Band ... Jena, 1791. S. XVII—LVIII. Zweiter Band. 1792. S. III—XLIV. Dritter Band. 1792. S. III XXVI. Vierter Band. 1792. S. III—XXIV. und Fünfter Band. 1793. S. III—XLII.

Schiller's Hauptquelle zu dieser Abhandlung war — wie dies Goedeke zuerst genauer nachgewiesen hat — das Werk von Anquetil: Esprit de la ligue. (Vgl. S. 621.) Zur Beurtheilung des Verhältnisses von Schiller's Text zu dieser von ihm benutzten Quelle haben wir nachstehend hie und da auf correspondirende Stellen in Anquetil's Werk (nach der fünften Ausgabe, Paris 1808) hingewiesen und theilen einige derselben wörtlich mit.

nommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Cultur erschien, schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen, verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch großentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begebenheit geschäftig waren, und größtentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hilfe kamen. In Deutschland, weiß man, begünstigte Luthern und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf dem Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen. Wenn sie in diesem Königreich jetzt darniederliegt und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thront, so lag es sicherlich nicht an der Muthlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlassenen Versuchen, nicht an der Gleichgiltigkeit der Nation. Eine heftige, langwierige Gährung erhielt das Schicksal dieses Königreichs im Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umstand einer neuen, indirecten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der Calvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Censuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beschlüsse des Pariser Parla-

ments, noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei Einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische, geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Ersten kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei seinen französischen Unterthanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine bessere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbesserer führten bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegensetzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterei waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Clerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftstellern die gefährlichsten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satire diese Letztern von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne sich von der Nothwendigkeit einer Verbesserung überzeugt zu fühlen. Die lesende Welt wurde täglich mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter bloßgestellt und die Dogmen der neuen Kirche in jede Anmuth des Stils gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und des Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbesserte Religion den geistreichen Theil des Publicums gewonnen, eine unstreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franz' I., sich eine Beschützerin zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstin, welche, selbst große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstin, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Cirkel herrschte, konnte nicht anders, als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieser Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Maaßregeln keinen Einfluß, deren er sich gegen seine eignen protestantischen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gegen Karl V., seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbarisch und schrecklich, sagt der Geschichtschreiber de Thou, war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine Vollstreckung.[1]) Zweiundzwanzig Dörfer legte man in die Asche mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese Letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrières mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt

1) Vgl. Anquetil, Esprit de la Ligue, I, S. 13.

und Die, welche sich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiß dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht blos die Wohnungen riß man nieder, auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet und das lachende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den diese ebenso unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Bekenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, besonders seitdem in Genf Calvin mit einem neuen Religionssystem aufgetreten war und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmäßige Gestalt gegeben und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der strengeren und einfachern Religion des französischen Apostels, bei seinen Landsleuten Luthern selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mysterien und lästigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr sie es der Lutherischen an Entfernung vom Papstthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Calvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Hohn zu sprechen und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot[1]) in großen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieser Lieder wußte sich ihre Religion selbst in manche Gemüther zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

---

1) Vgl. „Abfall der Niederlande", III. Oeffentliche Predigten (Werke, X. S. 184 ff.), besonders: „Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen wurden." — Düntzer, „Egmont", S. 48 (Goethe's Werke, VII. S. 21): „Theodor Beza (de Bèze) hatte 1563 die von der Pariser Sorbonne beanstandete französische Uebersetzung von Clement Marot zu Ende geführt und mit Sangweisen ausgestattet; diese wurde von den Calvinisten zu Genf mit größtem Eifer aufgenommen."

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei als sein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hilfe. Vergebens wurden die Edicte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hofe zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, daß er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen. [1])

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewaltthätigen Maaßregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Clerus ihm dictirte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Muth der Partei auf einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieses Gerichtshofs, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen und gab Befehl, ihnen schleunig den Proceß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Secte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch versprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; Niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich stand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger, unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen, von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhoffte Hintritt Heinrich's II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert

1) Vgl. Anquetil, a. a. O., I. S. 15 f.

lang das Königreich zerrissen und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ seine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hause von Medicis in Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, Franz, kaum das sechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und so mußte sich das Scepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Factionen, welche sich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Connetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Minister und Günstling des verstorbenen Königs, um den er sich durch seinen Degen und einen strengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erschüttern, kein Glücksfall schwindlig machen konnte. Diesen gesetzten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Muth den Wankelmuth seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen und an der Spitze der Armeen gewohnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben siegt und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbenen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts schienen den Connetable zu dem ersten

Posten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anspruch im Voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen Dieners zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Werth die rauhe Außenseite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen sein konnte. Montmorency's austere[1]) Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtsinnigen, schwachen Sohn zum Verbrechen und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphiren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faction. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich verehrte in ihm seinen Retter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und seinem Muth war das Glück Karl's V. gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in Aller Munde, seine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmanns und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestempelt. Edel gebildet, von erhabner Statur, königlichem Anstand und offner, gefälliger Miene, hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüther sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äußern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten gesprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu sein, den Neid mit seiner Größe, den Stolz einer eifersüchtigen

1) In den „Memoires" „äußere". Nach Anquetil, I. S. 22: „Montmorenci, disoient-ils, étoit un vieillard austère, d'un gouvernement dur, d'un caractère impérieux" ist „austere" als richtig zu vermuthen, um so mehr, da Schiller diesen Ausdruck auch anderwärts gebraucht.

Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen, stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniß geschreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegenging und gleichgiltig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Cardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, ebenso mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit als Jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert der Religion bewaffnete und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, theilte sich dieses unwiderstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wußte, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlin, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer, die Königin Mutter Katharine für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verstandes über das Gemüth ihres schwachen Sohnes; ein verborgener, in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheut. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln; keine Freundschaft so fest geknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindschaft so tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen Katharinen und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable Alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwägen könnte. Kaum war Heinrich todt, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigte. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu er-

scheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüßten, daß man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Commando der Truppen; der Cardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Antheil. Montmorency erhielt eine frostige Weisung, sich auf seinen Gütern zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abwesend leitete, um sich über die Maaßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereden. Den Beschlüssen derselben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie keck, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte, hatten sie bereits unsägliche Summen verschwendet, um ihre Creaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pfründen, Pensionen wurden mit freigebiger Hand zerstreut; aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Candidaten, und was sie bei dem kleinern Theil dadurch gewannen, verdarben sie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther schwierig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende Stolz des Cardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu flehen oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungestüm dieser Leute, unter denen sich zum Theil die verdientesten Officiers der Armee befanden, belästigte den Cardinal. Um sich ihrer auf

einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schlosse einen Galgen aufrichten und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß Jeder, weß Standes er auch sei, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens innerhalb 24 Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am Wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweggetragen.

Bei den Fortschritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von Heinrich's Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maaßregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung sowol als Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hilfe zu stützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Calvinisten beschlossen, und man brauchte blos der schon angefangenen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergonnte. In seiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längst im Stillen begünstigte.

Der Proceß des berühmten Parlamentsraths Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maaßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den Calvinismus verschaffte den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechselung politischer Beschwerden mit dem Glaubensinteresse,

und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hilfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauischen Calvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, daß sie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Calvinisten, aufs Aeußerste brachten, zwangen sie beide, einander zu suchen, ihre Rachgier und ihre Furcht sich wechselseitig mitzutheilen, ihre verschiedenen Beschwerden zu vermengen und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faction zu vereinigen. Von jetzt an sah der Calvinist in den Lothringern nur die Unterdrücker seines Glaubens und in Jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache foderte. Von jetzt an erblickte der Katholik in eben diesen Lothringern nur die Beschützer seiner Kirche und in Jedem, der gegen sie aufstand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu stürzen suche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder mindre furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben und die ganze hintergangene Nation in den Privatstreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Calvinisten stellten sich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, nebst der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geschichte verherrlicht. Ungern genug riß sich der wollüstige Prinz von Condé aus dem Schooß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden; aber das Uebermaaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wollust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatze zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Muth, der zweite, Franz von Andelot, durch seinen Degen, der dritte, Cardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltne Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung,

welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Condé, an der Grenze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen und sich zugleich dieser Letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Person des Monarchen blos als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen Derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Districten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Calvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sei, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathsam hielt, vorjetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten, sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwegner, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen im Staat und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Calvinisten zu diesem Posten besonders geschickt machten. Verbrechen halber hatte Derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen und die Kunst der Verborgenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eignen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossenes, jedem kühnen Streiche gewachsenes Subject, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hinderniß erhob, konnte sich von ihm aus allen Mitgliedern der Verschwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs Beste getroffen und alle möglichen Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr so wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt

eine ausführliche Instruction, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zusichern konnte. Der eigentliche, verborgene Führer derselben, hieß es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte Renaudie im Jahr 1560 seine Edelleute. Aehnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Geusen [1]) in Brüssel, um ihr Complot gegen den spanischen Minister Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie Denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenberufung und suchte die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit arglistiger Kunst alle Uebel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte sein, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüt, der Verdientesten und Edelsten von des Königs Person und der Staatsverwaltung den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am Sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft," schloß der Redner mit dem heftigsten Uebergang, „so schwöre ich, so betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und schwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer vertheidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes." [2])

---

[1]) Die „Memoires" und früheren Ausgaben von Schiller's Werken haben den sinnwidrigen Druckfehler „Guisen".

[2]) Vgl. Anquetil, I. S. 44.

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigsten Entschließungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit, welche sich zwischen dem Betragen dieser Verschwornen zu Nantes und dem Verfahren der Conföderirten in Brüssel entdecken läßt. Dort wie hier ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eins seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicherzustellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maaßregeln einig war und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man aus einander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nöthige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimniß des Entwurfes litt nichts durch die Menge Derer, die zur Vollstreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte sich dem Capitän, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten bestimmt war. Aus den entlegeneren Provinzen fingen schon kleine Haufen an, zu marschiren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkt des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummerten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlage warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt ihrer Citadelle wegen gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Querstreich konnte blos eine kleine Abänderung in den Maaßregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverschwornen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advocaten zu Paris, mit Namen Avenelles, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so

gefährliches Geheimniß bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was sie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Complot auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wüßten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs Heftigste gegen die Minister zu reden und die Sache der Reformirten aufs Lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edict abgefaßt wurde, welches die Reformirten mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die sich in gewaltthätige Anschläge eingelassen, von der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Nothmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschwornen anzufüllen. Condé selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Aufrührer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise melden und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hilfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolk sich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von außenher vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Theilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen lebendig oder todt versichern. Der Prinz von Condé zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verrätherischerweise mitgetheilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Maaßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ schleunig Soldaten werben und schickte allen Statthaltern der

Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Gewaffneten, der auf dem Weg nach Amboise begriffen sei, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboise selbst beschäftigt und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Corps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter diesen nachtheiligen Umständen langte Renaudie vor Amboise an. Ein Haufe von Verschwornen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift „Haupt der Rebellen“ am Galgen aufgeknüpft wurde. Ein Edict folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich Viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Rückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Proceduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier wie im ganzen Königreich floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen

aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigste von Allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst und wagte es, dem Verdacht Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen könnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edeln Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewußtsein einer gerechten Sache einzuflößen pflegt.[1] „Sollte," schloß er, „sollte Jemand verwegen genug sein, mich als den Urheber der Verschwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges und bin bereit, ihm mit diesem Degen zu beweisen, daß er lügt." — „Und ich," nahm Franz von Guise das Wort, „ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein so schwarzer Verdacht einen so großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Zweikampf zu secondiren." Und mit diesem Possenspiele ward eine der blutigsten Verschwörungen geendigt, welche die Geschichte kennt, ebenso merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfälschen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie be-

---

1) Anquetil, a. a. O., I. S. 56: „Condé se plaignit amèrement des soupçons élevés contre lui, et plaida sa cause avec l'assurance d'un innocent calomnié ; il finit par cette protestation : „Si quelqu'un est assez hardi pour soutenir que j'ai tenté de révolter les François contre la personne sacrée du roi, et que je suis auteur de la conspiration, renonçant au privilège de mon rang, je suis prêt à le démentir par un combat singulier. Et moi, reprit le duc de Guise, je ne souffrirai pas qu'un si grand prince soit noirci d'un pareil crime ; et je vous supplie de me prendre pour second." Ainsi finit, par une scène presque comique, un des plus tragiques événemens que fournisse notre histoire."

waffnet habe und der Gedanke ferne von ihnen gewesen sei, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im Gegentheil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben solle, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzustürzen und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es scheint, daß der bessere Theil der Nation anders davon geurtheilt und nur die Verlegenheit der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andre Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahingeopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Antheil an dem Complot laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüther erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit sei, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Complots von Amboise den Calvinisten im Königreich auf eine Zeit lang wenigstens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Berathschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünsche der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem

allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit Nächstem in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Complots von Amboise hatte den Intriguen des Prinzen von Condé kein Ziel setzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Calvinisten in Bewegung und ließ seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits ließ der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Fesseln geworfen; verschiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn schmiedete und auf dem Reichstag zu Orleans willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleich viel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie Alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathschlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu einem Zweck zu vereinigen und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge auf die Versammlung mit, und das Heiligthum der öffentlichen Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends unter seinen Füßen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück

weissagend war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöse von Gewaffneten erstickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst und ließen einen finstern Anschlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe sie Orleans erreicht hatten, und machte sie eine Zeit lang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationscorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Cardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegengesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von Weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finstrer Ernst malte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschende Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht blos zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte, als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine außerordentliche Commission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privataufsatz, der nur für seinen Advocaten bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie, vergeblich der Fußfall seiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder er-

blickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über seinem eignen Haupte. In den eignen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche der genommenen Abrede gemäß über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeschädigt aus dem Cabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschließen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Beisein vollstrecken zu lassen.

Entschlossener gingen die Guisen gegen Condé zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darniederliegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig und erweckte den Muth seiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängniß. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert und von lauernden, feindselig gesinnten Wächtern umringt, den Ausschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen gethan wurden. „Kein Vergleich," erwiderte er, „als mit der Degenspitze." Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopf zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in so zarter Jugend bestiegen, unter so wenig günstigen Umständen und bei so wankender Gesundheit besessen und so schnell wieder geräumt, daß man Anstand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die seine kurze Regierung so stürmisch machten und sich auf seinen Nachfolger vererbten. Ein willenloses Organ der Königin, seiner Mutter, und der Guisen, seiner Oheime, zeigte er sich auf der politischen Bühne nur, um mechanisch die Rolle herzusagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wol von seinen mittelmäßigen Gaben gefodert, das lügnerische Gewebe zu durchreißen, worin die Arglist der Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einzig Mal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmüthigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zunichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche

bei dem Complot von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr auch die Guisen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz sagte ihm, daß dieser Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen,“ fragte er seine Oheime voll Erstaunen, „daß es so sehr gegen mich wüthet? Ich will seine Beschwerden vernehmen und ihm Recht verschaffen — Mir däucht,“ fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß Ihr dabei gemeint seid. Es wäre mir wirklich lieb, Ihr entferntet Euch eine Zeit lang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns Beiden es eigentlich gilt.“ — Aber zu einer solchen Probe bezeugten die Guisen keine Lust, und es blieb bei dieser flüchtigen Regung.[1])

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrich's Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren,[2]) jenen unglücklichen Jüngling, dessen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann diese finstre Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüstes, ein andrer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen, beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen und ein Theil derselben schon die Hand am Schwert, die Fackel des Fanatismus geschwungen, von ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs, der ganze Staat auf dem Wege zu seiner Zertrümmerung, Verrätherei im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterei, von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter

1) Anquetil, I. S. 49 f.: „Le jeune roi voyoit ces mouvemens, et ne savoit qu'en penser. Quoiqu'il fût, pour ainsi dire, gardé à vue par ses oncles, il passoit toujours quelques doutes jusqu'à lui; et au besoin, son bon sens tout seul suffisoit pour lui persuader qu'un pareil soulèvement ne pouvoit le regarder personnellement. „Qu'ai-je fait à mon peuple, qui m'en veut ainsi?“ disoit-il quelquefois au duc et au cardinal. „Je veux entendre ses doléances, et lui faire raison. Je ne sais (ajoutoit-il), mais j'entends qu'on n'en veut qu'à vous. Je désirerais que pour un temps vous fussiez hors d'ici, pour voir si c'est à vous ou à moi que l'on en veut.“ Mais les Guises se gardèrent bien de risquer cette épreuve.„

2) Nach Anquetil, I. S. 76: „Le trône alloit être occupé par un roi de dix ans.“ Nach Vieilleville (s. Bd. XV.: Denkwürdigkeiten aus Vieillevilles Leben) war er sechzehnjährig.

Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige, empörende Laster, die bald genug alle Classen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in Macchiavellischen Künsten aufgesäugt, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Unterthanen! — Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze, fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karl's des Neunten, um über ein Menschenalter lang zu dauern und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrich's von Navarra zu endigen. [1])

Der Tod ihres Erstgebornen und Karl's IX. zartes Alter führte die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Scenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, so lange sie des Beistands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpirten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu sein, war ihre herrschende Neigung, ihre Glückseligkeit, jeder Partei nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht

1) Bis hieher in Band I. der „Memoires" mit der Bemerkung: „Die Fortsetzung im nächsten Band."

dieser Neigung aufopferte; aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgiltig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Großen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegenzusetzen. In der Mitte zwischen den streitenden Factionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon, beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig, nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guisen ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblick an, alle Geheimnisse preiszugeben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Bös und Gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennutzes stand jede andre Leidenschaft, und selbst die Rachsucht, wenn das Interesse es forderte, mußte schweigen. Ein fürchterlicher Charakter, nicht weniger empörend als jene verrufenen Scheusale der Geschichte, welche ein plumper Pinsel ins Ungeheure malt.

Aber indem ihr alle sittlichen Tugenden fehlten, vereinigte sie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältnisse, alle Vorzüge des Geistes, welche sich mit einem solchen Charakter vertragen; aber sie entweihte alle, indem sie sie zu Werkzeugen dieses Charakters erniedrigte. Majestät und königlicher Anstand sprach aus ihr; glänzend und geschmackvoll war Alles, was sie anordnete; hingerissen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles, was sich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geistreichen Inhalt ihres Gesprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der französische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem Katharina Königin dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein fröhlicher Leichtsinn herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bei ihr,

jedes andre Verdienst, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glaube, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben.[1]) Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Classen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, was sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in *ihrem* Geiste erzog und mit *ihren* Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staates riefen die Königin Katharina während der Minderjährigkeit ihres Sohns zur Regentschaft; aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Muth sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Factionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beschränken, und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nun das Werk ihrer beiderseitigen Uebereinstimmung werden. Der König war noch nicht todt, als sich Katharina von beiden Theilen

---

1) Anquetil, I. S. 62: „Quoiqu'il en soit de cette imputation, il est du moins certain que c'est à son règne qu'a cessé l'austère bienséance de l'ancienne galanterie françoise, chassée par la fureur de la parure et des ajustemens: la pudeur en souffrit; et comme toutes les vertus se tiennent, à la généreuse franchise de nos ancêtres succédèrent la ruse et la finesse, qui, sous une reine italienne, s'accréditèrent aux dépens de la bonne-foi.“ — Seiner eigenen Schilderung von der Regierung Katharinens entlehnte Schiller die Farben zu seinem Gemälde von der Sittenverderbniß im Gedicht „Der Spaziergang“ (I. 1. S. 173):

„Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.“

heftig angegangen und zu den entgegengesetztesten Maaßregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang, pochend auf die Hilfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beistand der ganzen katholischen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollstrecken zu lassen und mit diesem einzigen Streiche das Bourbonische Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite bestürmte sie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung seines Bruders anzuwenden und sich dadurch der Unterwürfigkeit seiner ganzen Partei zu versichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Ansprüche der Königin auf die Regentschaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraschte, mochte sie abschrecken, für sich selbst, wie sie sonst wol gethan hätten, nach diesem Ziele zu streben; deswegen verhielten sie sich lieber stumm, um nicht durch die Zweifel, die sie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guisen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guisen wollten durch ihren Widerspruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch schweigende Anerkennung der Rechte Katharinens schlossen beide Parteien einander gegenseitig von der Competenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Absichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andre herzugeben und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beiden den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Condé der ungestümen Rachsucht seiner Gegner entriß, machte sie diesen wichtigen Dienst bei dem König von Navarra geltend und versicherte die lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beistands, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hilfe dieser Staatskunst sah sie sich unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen ohne Jemands Widerspruch und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbonen das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wiederherzustellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniß, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit

seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenant des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so schwer verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlands, seinem König treu wie seinem Glauben, war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen und die Privatzwecke Beider dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. „Mein Herr und König," sagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und her wandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire!" redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küssend, auf die er Thränen fallen ließ. „Lassen Sie Sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen! Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten." — Auch hielt er insofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königin Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammenberufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahrs aufs Neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehens erschien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht, um die alten Minister zu kränken, und Alles

schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrschende Partei die Regentin nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, sobald sie Jene durch die Bourbonische Faction unterdrücken ließ. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protection der Königin sich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus und forderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewußt hatten. Durch diese Forderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. André, ein Günstling Heinrich's II., und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit Heinrich's aufs Beste zu Nutze gemacht hatte und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency befleckte und wodurch er den hinterlistigen Intriguen der Guisen eine Blöße gab. Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie die doppelte Triebfeder des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Calvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Calvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständniß mit Philipp dem Zweiten, König von Spanien, die

Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eignen Besitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehen, die es erschütterten, und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Factionen voll Arglist unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hatten, verwarf oder billigte ihre Maaßregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs Engste an Denselben angeschlossen, und keine wichtige Entschließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht theilgenommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld giebt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhub sich aus dem Zusammenflusse zweier sonst streitenden Factionen eine neue, furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien hervorzubringen Katharina so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guisen und die Reformirten an die Bourbons fesselte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt wie in mehrern Provinzen waren schon Vorläufer desselben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edict zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugun-

gen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichtsdestoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs Erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde diese Comödie in Beisein des Monarchen eröffnet. „Erzählt uns," sagte Dieser zum Herzog von Guise, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist?" Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Antheil daran reinigte und alle Schuld auf den verstorbenen König wälzte. — „Wer es auch sei, der mir diese Beschimpfung zufügte," antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen." — „Ich auch," erwiderte der Herzog; „aber mich trifft das nicht." [1])

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Colloquium zu Poissy zu Stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowol die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen und auf den Mai dieses Jahres 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist blos durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem

1) Anquetil, I. S. 95: „A l'aide de l'édit de juillet, on fit en cour des raccommodemens; le plus difficile étoit entre le duc de Guise et le prince de Condé; celui-ci paroissoit toujours fort ulcéré contre le premier: le roi voulut qu'ils se reconciliassent. Discours et actions, tout fut concerté. „Racontez," dit le roi au duc de Guise, „comment les choses se sont passées à Orléans." Le duc le fit, en rejetant sur le défunt roi l'emprisonnement du prince. „Quiconque m'a fait cet affront," dit Condé, en se tournant vers le duc, „je le tiens pour un méchant homme et un scélérat." „Et moi aussi (reprit le duc), mais cela ne me regarde pas." Second spectacle que ces deux rivaux donnèrent au public."

freiwilligen Geschenke (Don gratuit) **entschloß, um nicht zwei** Dritttheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen ohnweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte ebenso vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowol als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Clerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im Jahr 1542 nach Trient zusammenberufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im Jahr 1552 auseinandergescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie dem allgemeinen Wunsch gemäß zu erneuern, bis endlich das Uebermaaß des Elendes, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen und die Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die große Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Lutherthum und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde vorzüglich schreibt man es zu, daß sich der Cardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Cardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doctoren, unter welchen Claude D. Espensa durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die Römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das

Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein ebenso feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialectiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefordert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst vorzutragen, erhub sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und sprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Cardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Cardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischöfe auf, umringten den König und riefen: „Sire! das ist der wahre Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! diese sind wir bereit, mit unserm Blute zu versiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathsamer gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen und die Artikel vom Abendmahl besonders in Bewegung gebracht, um dem Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefechte, wobei man sich mehr der Schlingen und Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausschuß von fünf Doctoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen

Streitigkeit übergab, ließ sie ebenso unentschieden, und jeder Theil erklärte sich, als man auseinanderging, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zurück, welche sich bisher immer am Wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der Römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unstäten Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch seinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigne Thaten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrich's des Vierten. Ungewiß, ohne Selbstständigkeit, wie sein kleiner Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partei zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogener Hoffnung ein lügnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Theil dieses Königreichs entrissen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegenzusetzen. Bald schmeichelte er sich, der Billigkeit und Großmuth seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht und hoffte, mit Hilfe dieser Macht in den Besitz seines Eigenthums wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sei. Sclave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie *ganz* der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit

seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verspritzte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs Vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrissene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen Heinrich's II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschließen würde. Endlich reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen von Condé unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu sein, überließ er sich unbedingt der katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im Voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht ebenso bei den Parteien, welche fortfuhren,

einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andre, und die beiderseitigen Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte und der Parteigeist dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edict der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowol als in den Provinzstädten wurden, dieses Edicts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, daß durch diesen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem größern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und duldsamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmsten Rathgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edicts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten ließ die Regentin einen Ausschuß von allen Parlamentern sich in St. Germain versammeln, welcher berathschlagen sollte: „Was in Absicht der Reformirten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sei?" — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformirten sehr günstiges Edict die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewol außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten sein, den Katholischen alle denselben entzogene Kirchen und Kirchengeräthe zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Fest- und Feiertage und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edict, vom Jenner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edict des Jenners genannt, registrirt und von den strengen Katholiken und der spanischen

Partei mit ebenso viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet und fürs Erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin schmeichelte sich, durch dieses Edict zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilsame Fesseln angelegt und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edict des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltsamsten Entschließungen brachte und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edict vom Jenner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edict den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten Montmorency, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander und schienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwidern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Credit der Reformirten bei der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälligerweise die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, gerieth mit dieser

schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbeigeeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rasenden Thieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu sein und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umsonst suchte Condé, der sich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf **seine** Seite zu neigen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte sich zurückziehen und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog und mit den Chatillons sich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Besitznehmung von des jungen Königs Person ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Factionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offen-

barer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand setzen, es wiederherzustellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guisen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der protestantischen Häupter, suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig nahm sie den Beistand an, der ihr von dieser Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieser Schritt haben mochte, aufs Dringendste aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau; welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigen sich Diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluß zu fassen, setzt man sich in Marsch, und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schrecknisse zeigen sich ihr, wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den größern Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholiken die Losung giebt, sich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel gestürmt, die Thüren eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency war es, der diese Heldenthat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentin gemäß, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen und der große Augenblick verloren sei. Dieser erste Fehlstreich schlug jedoch seinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal so weit sind,“ sagte er zu dem Admiral Coligny, „so

müssen wir durchwaten, oder wir sinken unter." Er flog mit seinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obristen von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus dieser Stadt beschloß er seinen Waffenplatz zu machen, seine Partei in derselben zu versammeln und seiner Familie so wie ihm selbst nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteihasses ausgegossen war und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den seinigen alle redlich denkenden Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben diesen Besitz von des Königs Person suchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweisen und alle getreuen Unterthanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, mußte in seinem Staatsrath erklären, daß er frei sei, so wie auch seine Mutter, und das Edict des Jenners bestätigen. Dieselbe Verstellung[1]) wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutschen Protestanten einzuschläfern, erklärten die Guisen, daß die Religion nicht im Spiele sei und der Krieg blos den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunstgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholischen Mächte von dem Interesse seiner Feinde abzuziehen. In diesem Wettstreit des Betruges verleugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunst nicht, und von den Umständen gezwungen, eine doppelte Person zu spielen, verstand sie es meisterlich, die widersprechendsten Rollen in sich zu vereinigen. Sie leugnete öffentlich die Bewilligungen, welche sie dem Prinzen von Condé ertheilt hatte, und empfahl ihm ernstlich den Frieden, während daß sie im Stillen, wie man sagt, seine Werbungen begünstigte und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guise an die Befehlshaber der Provinzen Alles, was reformirt sei, zu erwürgen befahlen, so enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengesetzte Befehle zur Schonung.

1) Im Text der Memoires „Vorstellung". Vgl. jedoch Anquetil I. S. 126: „Tout n'étoit qu'artifice, déguisement et fourberie. Les triumvirs écrivoient aux protestans d'Allemagne, qu'ils n'en vouloient qu'aux rebelles" etc.

Bei diesen Maaßregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen von Condé nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nöthigen Kosten herzuschießen, und der Religionseifer dieser Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs Fleißigste betrieben, ein tapfrer, getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne, ausführliche Acte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partei in Eins zu verbinden und den Zweck dieser Conföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewaltthätigen Anschläge gewisser ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. dgl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches ebenso viel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partei zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformirte schon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegen einander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese einzelnen Operationen, so viel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowol an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformirten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft

auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wiederzufinden. Unterdessen zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guisen zusammen, beide gleich ungeduldig, das große Schicksal der Religion und des Vaterlands zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsy zwischen Chateaudun und Orleans eine neue Conferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint-André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich soviel von Diesen erhalten, daß sie sich während der Conferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Condé durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Conferenz schleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos

und so unmenschlich geführt werden als die, welche Religions-fanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzunden. Antriebe, welche in Ertödtung Alles dessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Souverän und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeußersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt und nur der Wille des Souveräns seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb der Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier B e l e i d i g e r, weil jeder Einzelne a u s f r e i e r W a h l die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier B e l e i d i g t e r, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimath, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit schadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in fremdes und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Loos, wo sich religiöse Schwärmerei mit Par-

teihaß gattet und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet.

Und dies war der Charakter dieses Kriegs, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finstre, grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstre Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papstthums setzte den Schwärmergeist des Calvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hilfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Kriegs bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zu der schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholische Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte

bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, daß Gräuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Gräuelthaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus; aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingerissen ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein beschworner Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde, thierische Wuth; Treu und Glaube war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer.[1] Ein Schluß des Pariser Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach und alle Anhänger derselben dem Tode weihte, ein andrer nachdrücklicherer Urtheilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte,[2] konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen; denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an, und den Muth der Hugenotten stärkte Verzweiflung.[3]

1) Anquetil, I. S. 140 f.: „Ces cruelles représailles de la part des chefs, enhardirent les particuliers à des excès dont le récit seul fait frémir. Catholiques ou calvinistes, il est difficile de décider lesquels se permirent des barbaries plus atroces. L'histoire a conservé les noms de quelques monstres, hommes de sang, dont les traces étoient marquées par le carnage; qui faisoient des prisons de leurs châteaux, et des bourreaux de leurs valets; qui enfin, non contens de se faire un jeu de la vie des hommes, ajoutoient au supplice les tourmens, et aux tourmens l'amertume de la raillerie. Il n'y avoit nulle sûreté, nul asile contre la violence: la bonne-foi des traités, la sainteté des sermens furent dans cette guerre également foulées aux pieds. On vit des garnisons entières, qui s'étoient rendues sous la sauve-garde d'une capitulation honorable, passées au fil de l'épée et leurs capitaines expirer sur la roue."

2) Vergl. Anquetil, I. S. 144.

3) Bis hieher in Bd. II. der „Memoires" mit der Bemerkung: „Die Fortsetzung im nächsten Bande."

Bürgerkriege in Frankreich vom Jahr 1562 bis 1569.

Umsonst hatte Katharina von Medicis alle Künste ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu besänftigen, umsonst hatte ein Schluß des Conseil alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Calvinisten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrath verzehrt, und außer Stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heimrief, seinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese so große Thaten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Ueberrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschließen. [1])

Hier erwartete er nun die Hilfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgiltig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand dem Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowol als schweizerische Miethtruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betrachtung gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein sehr wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche diese Fürstin in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und

1) Vergl. Anquetil, I. S. 144 f.

das große Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgiltig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite und eröffnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eignen Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuß zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der Elisabeth, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstausend Mann englischer Hilfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derselben die Stadt Havre de Grace, die andre die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten besetzt halten sollte. So löschte ein wüthender Parteigeist auf eine Zeit lang alle patriotischen Gefühle bei den französischen Protestanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Briten wich auf Augenblicke dem glühendern Sectenhaß und dem Verfolgungsgeist erbitterter Factionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die, von schwärmerischen Prädicanten erhitzt, blos ihrem blinden Religionseifer und dem Gesetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von Seiten der Bürgerschaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erstiegen und die Halsstarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbarische Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von

Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter seiner Botmäßigkeit sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hilfstruppen, mit denen sich sein Obrister Andelot nach überstandenen unsäglichen Schwierigkeiten glücklich vereinigt hatte, aufs Neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigstens ein vortheilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hilfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln und durch Vorspiegelung günstiger Tractaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach, das Edict des Jenners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, blos mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souveränen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die gewünschte Frist, ihre Maaßregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Tractaten geschickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Conföderirten verderblich, und indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hilfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er in Kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber ohnweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt und zu einem entscheidenden Treffen genöthigt. Bestürzt und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, staunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verspritzt werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wüthenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe,

mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossenheit des Herzogs von Guise ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé, unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marschall von Saint André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guise, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn versetzt war, so mußte ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Grenzen, dessen gebieterischer Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt, ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen und die zuversichtlich stolze Sprache des Herrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besaß, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen und den Hof sowol als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen. Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichten und durch Wiederherstellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Letztern zu entgegengesetzten Maaßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partei auf einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Muth derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hilfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am Glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in Kurzem wieder unter seinen Fahnen versammelt und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Franz von Guise fort, die Stadt Orleans zu ängstigen, um durch Eroberung derselben seinen Triumphen

die Krone aufzusetzen. Andelot hatte sich mit dem Kern der Armee und den versuchtesten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehofften Lorbeern fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Méré, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln und machte mit dieser blutigen That den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Gräuelthaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die Calvinische Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch sich auch die Anmaßungen dieses Fürsten erstiegen, so war er doch gewiß auch der Mann für seine Plane; wie viel Stürme auch sein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, so fehlte demselben doch, selbst nach dem Geständniß seiner Feinde, der Schwung der Gesinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenschaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menschlichkeit sonst so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, seinem Gefangenen, nach der Schlacht bei Dreux widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erstaunen sah man diese zwei erbitterten Gegner, so viele Jahre lang geschäftig, sich zu vertilgen, durch so viele erlittene Beleidigungen zur Rache, so viele ausgeübte Feindseligkeiten zum Mißtrauen gereizt — an einer Tafel vertraulich zusammen speisen und, nach der Sitte jener Zeit, in demselbigen Bette schlafen.[1])

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Thätigkeit der katholischen Partei und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wiederherzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unablässig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise 1563, worin das Edict des Jenners mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in den-

1) Vergl. Anquetil, I. S. 159.

jenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile schienen, welche der Vergleich von Amboise den Reformirten verschaffte, so hatte Coligny dennoch vollkommen Recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen und von Seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog von Guise, die Seele der katholischen Partei, der Marschall von Saint André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und schwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hilfe, Freunde in Deutschland und in dem Religionseifer der französischen Protestanten Hilfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte aus einander, die Deutschen nach Hause gehen. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurückerhalten.

Die Auswechselung der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Ueberreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies nicht sowol den wiederauflebenden Gemeingeist der Franzosen, als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit, noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht sobald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sectengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Calvinisten aus dem neuerrichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen,

maßte man sich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engsten Grenzen zu setzen. Montmorency's herrschbegieriger Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch selbst das Werkzeug gewesen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unduldsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst beseelte, theilte sich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Districten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umsonst reclamirten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrages ihnen zugestand; der Prinz von Condé, ihr Beschützer, von dem Netze der Königin umstrickt und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvorstellungen, welche, von keiner Armee unterstützt, natürlicherweise ohne Folgen blieben, während daß ein Edict auf das andre erschien, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Factionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick so vieler zerstörten Klöster und Kirchen, welche von der fanatischen Wuth des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesem jungen Fürsten einen günstigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es ist wahrscheinlich genug, daß sich bei dieser Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Calvin's in seine Seele prägte.

Indem sich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich Katharina am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelspiel verstellter Versöhnung aufzuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon seit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen

Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals diese Verleumdung widerlegte — es giebt Zeitumstände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die sich über ihn hinwegschwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn, Heinrich von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Größe pochte, hatte schon den furchtbaren Vorsatz der Rache gefaßt. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte Katharinens geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offenbaren Ausbruch derselben, der sie in die Nothwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Factionen Partei zu ergreifen und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche Diesen von der angeschuldigten Mordthat reinigte und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier dieser erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wüthendern Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigern Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfe. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Giltigkeit haben, und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fluchwürdigen Religionspartei diese Vorrechte gleich einem gestohlnen Gut wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicherweise die Gegenpartei nichts, den Haß der Papisten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen sich zu reizen und ihre Ansprüche in eben dem Verhältniß, als sie Jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor Kurzem," erklärte sich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet Ihr Euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt Ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß Ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten."

Bei dieser widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina selbst, durch die Drohungen der Calvinisten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war blos, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sei, um einen argwöhnischen und wachsamen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der Klugheit gemäß, eine so gefährliche Macht, als der spanische Generalissimus commandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüberziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, erboten sie sich voll Arglist, ihre eigne Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Uebergehung der Calvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, so lange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr aus einander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verrätherische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell sein. Man hielt Rath bei Coligny; in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen und den König auf seinem Landsitz zu Monceaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn zwar nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs Eilfertigste

beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen und drohte, den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entschlossenheit der Schweizer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umschloß, wandelte diese bewegliche Festung fort und bildete mit vorgestreckten Piken eine stachlichte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris und glaubte dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Cardinal von Lothringen der Verhaßteste, und überzeugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflege, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichtet. Glücklicherweise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Cavallerie des Prinzen stand zwar im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs übereilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtentheils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichtsdestoweniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen diese Hauptstadt vor und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschöpfte die Geduld der

Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müßig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Thoren verstärkte. Man mußte eilen, etwas Entscheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen an sich zu ziehen und durch diesen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am 10. November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei Saint Denis, in welchem die Calvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen sterbenden General den Händen des Feindes und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lakonischen Worten [1]) von seinem Sterbebette wegschickte: „Laßt es gut sein, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelstunde lang zu sterben.“ [2])

Bürgerliche Unruhen in Frankreich in den Jahren 1568 und 1569.

Die Calvinisten zogen sich nach ihrer Niederlage bei Saint Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hilfsvölker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigsten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahreszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen, beschwerdenvollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß kein Heil sei als in der Vereinigung mit den deutschen Völkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber,“

---

1) Vgl. Anquetil, I. S. 229.

2) Bis hieher in Bd. III der „Memoires“, mit der Bemerkung: „(Fortsetzung im vierten Band.)“

fragte man ihn nachher, „wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen — was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?" — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich," erwiderte der Prinz; denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf Casimir mit der sehnlich erwarteten deutschen Reiterei; aber nun befand man sich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblicke der Vereinigung aufs Schimpflichste von ihnen verlassen zu werden und alle auf diesen Succurs gegründete Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre, und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand den Officieren sein Unvermögen, die Forderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs Nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sei, die sie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Versuch glückte; der geschmeichelte Soldat beraubte sich freiwillig seines Putzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Großmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigten Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich und wuchs noch mehr durch die Verstärkungen an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Sie belagerten Chartres und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Condé zeigte blos die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen und wünschte sehnlich den Frieden, der

seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils und ließen unter fruchtlosen Negociationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee, und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am 10. März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie und bestätigte das Edict des Jenners 1562, das die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fodern hatten; aber bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, sie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt und den Ueberrest noch während ihres Marsches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Muth, je mehr sie sich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, daß die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wuth aufs Neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, sich mit ihnen abzufinden, und mit schwerer Beute beladen räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerstreuten sich nach abgeschlossenem Frieden jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefaßt hatte, durfte man sich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grund richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur sagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müssen.[1])

---

1) Le Laboureur gab die Memoiren Castelnau's heraus (siehe oben S. 621);

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeit lang, aber nicht so die Leidenschaften; es war blos die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürrischen Montmorency und eines gebieterischen Herzogs von Guise befreit, regierte mit dem überlegenen Ansehen der Mutter und Staatsverständigen beinahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Rathschlägen des Cardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mäßigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, so lange sie noch ihrer Hilfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guise und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Secte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instructionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgiltigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes blos weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sectirer loszustürmen, und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Clerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sei. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Aufforderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzu schnell Feuer fing und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der

---

doch folgt Schiller auch hier Anquetil's Darstellung (I. S. 239: „Au contraire, le Laboureur remarque que cette dispersion fut leur salut, parce que pour les prendre, il auroit fallu tendre un rets aussi grand que le royaume“).

Häuser, und auf dem Lande wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Calvinisten ließen es ihrerseits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholischen blos ihre Federn entgegenzusetzen. Vor Allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegssturm aufs Neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ocean sehr gelegen; eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französische Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute und, beseelt mit republikanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freistaats zu sein und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hieher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so mußte der Prinz von Condé selbst seine Zuflucht in Rochelle's Mauern suchen. Katharina, um Demselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, foderte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hilfsvölkern vorgestreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs Aeußerste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu einem Bruch der Tractaten, und der Marschall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landsitz des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als Tavannes selbst, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und seine Flucht zu befördern. Condé entwischte durch die offen gelassenen Pässe glücklich mit dem Admiral Coligny und seiner ganzen Familie und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrich's IV., welche Montluc hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen Mannschaft anfüllte. Der Cardinal von

Chatillon entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen und die Deutschen aufs Eilfertigste zurückzuberufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edict des Jenners wird förmlich widerrufen, die Verfolgungen mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zusammenströmen. Mit der Menge der erlittenen und erwiesenen Kränkungen ist die Wuth der Streiter gestiegen; so viele zerrissene Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüther unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; noch Stand noch Alter wird geschont und der Marsch der Truppen überall durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstre Grausamkeit dieser rohen Schaaren ersättigen. An Klöstern und Kirchen rächen sie die Unterdrückungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige ist ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbarischer Schadenfreude entkleiden sie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen sie die heiligen Gefäße, zerschmettern sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blut dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn noch die

Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und Einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein Andrer ließ eine Hydra auf seine Fahnen malen, deren Köpfe mit Cardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen auf das Seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war darneben als ein Hercules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischen, rohen Haufens noch heftiger entflammten und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwidert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrne Tavannes an die Seite gegeben war, und die protestantische unter Condé und Coligny auf und stießen bei Loudun so nahe an einander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüber stehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endigte sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten blos einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Confiscationen gezogen und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hilfe derselben sah sich der Prinz von Condé in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale commandirten unter ihm, und ein tapfrer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten in England sowol als in Deutschland geschäftig, seine dortigen Bundsgenossen zu bewaffnen und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und

aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hilfsvölker zu, so daß er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März dieses Jahrs ohnweit Jarnac an der Grenze von Limousin unter sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöthigte. Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen und sein kleiner Haufe des tapfersten Widerstands ungeachtet von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, setzte er noch eine Zeit lang auf der Erde kniend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblick nähert sich ihm Montesquiou, ein Capitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten und tödtet ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schicksal gemein, daß ein gewaltsamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guise war durch Meuchelmörders Hände vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marschall von Saint André in der Schlacht bei Dreux und der Connetable bei Saint Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein schrecklicheres Loos in der Bartholomäusnacht, und Heinrich von Guise sank, wie sein Vater, unter dem Dolch der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die protestantische Partei; aber bald zeigte sich's, daß die katholische zu früh triumphirt hatte. Condé hatte seiner Partei große Dienste geleistet; aber sein Verlust war nicht unersetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geschlecht der Chatillons, und der standhafte, unternehmende, an Hilfsquellen unerschöpfliche Geist des Admirals von Coligny riß sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben und sich ein Ansehn in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines

Führers, der nur Seinesgleichen war, und schwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Concurrenz hinwegrückte und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen Heinrich's von Bourbon, des Helden dieses Werks,[1]) den wir jetzt zum ersten Mal auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Anton's von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahr 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegesthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papstthum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Held und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen Heinrich's des Zweiten zum Untergang, und wenn diese drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im einundzwanzigsten Grade Statt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon Heinrich's des Vierten Wiege; aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde bloßstellte. Philipp der Zweite, König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhaßte Secte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm und durch denselben ein entscheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die französische Krone dem ketzerischen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihm selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienstlich sei, einen Ketzer zu berauben, um ein so großes

---

1) Nämlich der Memoiren Sully's, welchen vorliegender Aufsatz zur Einleitung diente.

Königreich im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Complot ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Cardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen Heinrich mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen und in spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipp's eigne Gemahlin Elisabeth gewarnt und der Anschlag noch in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben und weihte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte. [1])

---

1) Anquetil, I. S. 188 ff.: „Ses graces naturelles le faisoient aimer, en même temps que l'horreur d'une conspiration à laquelle il venoit d'échapper, le rendoit intéressant. On ignore si elle fut tramée par des Espagnols ou des François; mais des mémoires non suspects autorisent à croire que Montluc, gouverneur de Guyenne, et quelques autres chefs catholiques, eurent connoissance du complot. Le but étoit d'enlever la reine de Navarre et son fils, et de les remettre entre les mains du roi d'Espagne. On ne sait ce que Philippe auroit fait de ces prisonniers: mais il y avoit tout à craindre pour la mère et pour le fils, de la part d'un prince sanguinaire, accoutumé à faire servir la religion de prétexte à ses usurpations et à ses cruautés, et qui prétendoit avoir, par les bulles du pape, un droit acquis sur leur royaume. Une complication d'événemens, qui tient du miracle, fit échouer le projet, les premiers indices en vinrent en France par Elisabeth, reine d'Espagne. A la première connoissance de cette trahison, tremblante pour la vie de la reine de Navarre, sa proche parente, elle lui en fit donner avis, ainsi qu'à la reine mère".

Vgl. Erste Bearbeitung des „Don Karlos" (Act. II. Sc. 13; — „Thalia", 1786. 3. Heft. S. 81):

(Alba.) „Die Königin von Spanien versetzte
Mir eine Wunde — eine Wunde, die — — —
Woran ich in Jahrtausenden noch blute.
Sie war es — endlich haben meine Forscher
Die Thäterin erfahren — Sie allein,
Die meinen Anschlag hintertrieb, den Prinzen
Von Bourbon aus Navarra zu entführen —
Ein Anschlag, der dem spanischen Monarchen
Nichts Kleineres als eine Krone galt."

wozu Schiller folgende Anmerkung gab: „Dieser Anschlag des Herzogs von Alba war eines der kühnsten und ungeheuersten Verbrechen, wovon die Geschichte Meldung thut. Er ging dahin, die verwittwete Königin von Navarra nebst ihrem Sohn, dem Prinzen von Bearn (nachmals Heinrich IV.) und ihrer Tochter mitten aus ihren Ländern zu stehlen und nach Spanien in die Hände der Inquisition zu liefern. Die Anstalten waren die besten, und der Erfolg, da die Häupter der katholischen Ligue in Frankreich mit dem Herzog von Alba einverstanden waren, konnte nicht anders als glücklich sein; aber durch die Geschwätzigkeit des Officiers, dem die Ausführung übergeben war, erfuhr die Königin von Spanien das Geheimniß und gab ihrer vertrauten Freundin, der Königin von Navarra, schnelle Nachricht davon, wodurch es vereitelt wurde. S. Real's Geschichte des Dom Karlos."

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partei sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sah, erschien die heldenmüthige Johanna mit dem sechzehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer versammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat sie vor die Truppen und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende. „Die gute Sache," hub sie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen trefflichen Beschützer verloren; aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er giebt ihm heldenmüthige Officiere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn Euch an zum Fürsten. Hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust Ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten sie ihrer Ahnherrn werth sein durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder Euch Einigkeit lehren und begeistern zum Kampf für die Religion!"

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anstand das Wort nahm. „Freunde," rief er aus, „ich gelobe Euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns Allen zu thun ist." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen und empfing als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte. [1])

Bürgerliche Unruhen in Frankreich in den Jahren 1569 bis 1572.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleich-

---

1) Bis hieher in Bd. IV der „Memoires", mit der Bemerkung: „(Die Fortsetzung im nächsten Band.)"

gewicht der Waffen zwischen den Hugenotten und Katholischen wiederherstellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer und hatte die Armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf von Mansfeld, sein Nachfolger im Commando, (im Junius 1569) in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder im Stande sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermögens sich bewußt, bei so geringen Hilfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Posten, die Noth und die Pflicht der Selbstvertheidigung erheischten, und gern hätte er sich überhoben gesehen, mit dem Degen in der Faust eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen und den Reformirten, die nichts als die Bestätigung der ehmaligen, ihnen günstigen Edicte verlangten, ein so billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht Werk der Verlegenheit waren, sondern durch eine ansehnliche Macht unterstützt wurden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und so blieb es denn bei der Entscheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Besitzungen der Protestanten längs der dortigen Seeküste vor einem Angriffe sicher zu stellen, rückte der Admiral mit seiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der sie bedrohenden Gefahr hatten sich die Herzoge von Guise und von Mayenne, würdige Söhne des verstorbenen Franz von Guise, nebst einem zahlreichen Adel in diese Stadt geworfen, entschlossen,

sie bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten diese Belagerung zu einer der blutigsten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerstand der Besatzung nichts ausrichten.

Trotz der Ueberschwemmungen, die die Außenwerke unter Wasser setzten, trotz des feindlichen Feuers und des siedenden Oels, das von den Wällen herab auf sie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerstandes, den der schroffe Abhang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erschöpfen sei. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwierigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüstungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Theil der deutschen Kriegsvölker dahin und warf endlich selbst den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Befehlshaber zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erschien und Chatellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachsende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses großen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac seinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treusten Theilnehmer seiner Unternehmungen und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariser Parlament, — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derselben war, — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majestät das Todesurtheil gesprochen und einen Preis von funfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern

auch durch Uebersetzungen in ganz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fand sich selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigner Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt; aber der unsichtbare Dolch der Verrätherei verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungestum. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu schlagen oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen; und da ihm das Letztere unmöglich war, so mußte er ihnen nothgedrungen in dem Erstern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraschte ihn (am 3. October des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer sehr ungünstigen Stellung und besiegte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Geistesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage seines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutsche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee zerstreut, der größte Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach Saint Jean-d'Angely, wo sich auch der geschlagene Coligny mit dem kleinen Ueberrest der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend Mann wieder sammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Rachbegier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gesättigt werden. Mit kalter Grausamkeit stieß man Den, der die Waffen

streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machte die Letztern unversöhnlich.

Die Muthlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Ansehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein schönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben diese Zeit von den Königlichen überfallen und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte sie mit großem Erfolg bei seinen Anhängern geltend zu machen. Ein hugenottischer Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zuzuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beistand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Thätigkeit zu benutzen und den geschlagenen Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständniß unter den Katholiken selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bei. Nicht alle Provinzstatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beschuldigt, die Flucht des Admirals durch sein Gouvernement begünstigt zu haben. Dieser stolze Vasall der Krone, sonst ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte sich von dem Hofe vernachlässigt, und sein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andre in diesem Krieg sich Lorbeern sammelten und Andre den Commandostab führten, den er doch als ein Erbstück seines Hauses betrachtete. Selbst in der Brust des jungen Königs und der ihn zunächst umgebenden Großen hatten die glänzenden Successe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen gesetzt werden konnten, Neid und Eifersucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte sich

mit Verdruß, daß er selbst noch nichts für seinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog von Anjou und das Lob dieses begünstigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte seinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, so stellte er sich selbst an die Spitze derselben, um sich gemeinschaftlich mit demselben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen Beide gleich wenig Ansprüche hatten. Die schlechten Maaßregeln, welche dieser Geist der Eifersucht und Intrigue die katholischen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens bestand der Marschall von Tavannes, dessen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Theil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt oder genöthigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte Tavannes sein Commando nieder und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen Bourbonischen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfre Widerstand, den Saint Jean d'Angely leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Commandanten de Piles vertheidigt; und als endlich die höchste Noth sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbeigerückt und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte Coligny nichts versäumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachsetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieser kleine Haufe verstärkte sich in Languedoc und Dauphiné mit neugeworbenen Völkern und mit dem siegreichen Heer des Montgommery, das er an sich zog. Die vielen Anhänger welche die Reformation in diesem Theil Frankreichs zählte, be-

günstigten sowol die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutseligkeit der Bourbonischen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzuges theilten und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einflossen, so wurde dieser Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Kaperschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hilfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, daß sie im Frühjahr des 1570sten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen und furchtbarer als jemals im Felde erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittene Mißhandlungen und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit schweren Brandschatzungen alle Districte, durch die sie zogen, oder verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marschall von Cossé, dreizehntausend Mann stark, entgegenstellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegeneren Feind verschiedene Vortheile davontrugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten sie Orleanois und Isle de France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zuges ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenngleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hilfsvölker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholischen ankam, dem Trotz der Sectirer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der Letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer gesetzlosen Freiheit zu entsagen, so machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerspruch schweigen, und die Neigung der Anführer entschied

so ernstlich für den Frieden, daß er endlich im August dieses Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von Seiten des Hofes eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt sein sollten. Die Prinzen von Bourbon nebst Zwanzig aus dem vornehmsten Adel mußten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab und, weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, blos ein erniedrigendes Geständniß seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformirten überließen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuß ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie überzeugt sein mußten, daß sie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eignen Furchtbarkeit verdankten, desto nothwendiger war es, sich in diesem Verhältniß der Macht zu erhalten und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der Gräuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Fehlschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegsglücks, so viele unerwartete Hilfsquellen der Hugenotten hatten endlich den Hof überzeugen müssen, daß es ein vergebliches Unternehmen sei, diese immer frisch auflebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen und auf dem bisher betretenen Wege einen entscheidenden Vortheil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweise schlug, ihrem L e b e n selbst nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königreichs unterdrückt, erhob sie sich nur desto

furchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verlust schien blos ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das ersetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine List einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erschüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute sterben sollte," erklärten die Abgeordneten des Hofs, als sie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, „so werden wir Euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubet sicher, daß sein einziger Name Euch mehr Ansehen giebt als Eure ganze Armee doppelt genommen." So lange die Sache der Reformirten in solchen Händen war, mußten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partei in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Ansehen und Unterstützung von außen, richtete sie von jedem Falle wieder auf und hielt sie mit festem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so mußte man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssinn der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem Römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah als in dem gänzlichen Untergang dieser Secte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich, sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzt, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Mensch-

lichkeit ab und ließen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeiten hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sei.“ Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andre Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschaffte. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich Aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, daß auch Einzelne sich überlisten ließen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der Andre desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts gethan, wenn man nicht Alles thun konnte; der Streich mußte schlechterdings tödtlich, allgemein und entscheidend sein oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen und das verlorne Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch kosten möchte, wiederzugewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden so viel Ursache gehabt hatten, sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das Strengste geahndet, alle billigen Forderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In Kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren sämmtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Gerechtigkeit regierte und mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten und in Eng-

land den Thron der Königin Elisabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten, tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngste Tochter Heinrich's des Zweiten, war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guise vermaß sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessin hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Cardinal von Lothringen sie keinem Andern als seinem Neffen gönnte. „Der älteste Prinz meines Hauses," erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten Sebastian's, „hat die ältere Schwester davongetragen; dem jüngern gebührt die jüngere." Da aber Karl der Neunte, dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmaßung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog von Guise, durch eine geschwinde Heirath mit der Prinzessin von Cleves seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz Derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessin zu besitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; sei es, daß Letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heirath eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieser Heirath schon bei den Friedenstractaten, und so groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra sein mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als daß sie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünschte und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern und die furchtsamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hatte sich Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden,

um die Hugenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Aufforderung anzunehmen. Neigung sowol als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Held, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgersinn und seinen thätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respectirt, an Andern nicht gleichgiltig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer, und der Entschluß, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beistand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittene Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Scenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwohnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Unthätigkeit auf seinen Schlössern und der Zwang nicht willkommen sein, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der Calvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Uebeln zuvorzukommen, die ein mißverstandener Religionseifer und das immer noch unter der Asche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder später herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, diese müßige Tapferkeit zu beschäftigen und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen, und selbst das Interesse und die Ehre der französischen

Krone schien einen nähern Antheil an demselben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der spanischen Intriguen bereits auf das Empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen beschäftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hilfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachtheilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte und der noch dazu gar nichts kostete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährlichen Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl IX. schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden und bezeugte großes Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte Coligny um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am Meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigne, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja seine Klugheit selbst lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andre seiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anschlage zuschrieben, so fand er in den Vorschriften einer weisern Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung a u f d r i n g e n mußten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es giebt Unthaten, die der Rechtschaffne kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Coligny's Charakter war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menschheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem protestantischen Theil eine Probe des Zu-

trauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte?

Der Admiral beschloß demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen that Johanna diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte sich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber Dieser empfing ihn in seinen Armen. „Endlich habe ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," setzte er mit triumphirendem Blick hinzu, „das ist der glücklichste Tag in meinem Leben." Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anwesenden Großen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Ceremoniell der Vollziehung derselben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Conferenzen zwischen dem Letzten und Coligny, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen, und als sich der Admiral auf den ersten Rappell sogleich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise noch in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunstbezeugungen, die er an den Admiral und seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholischen als Mißtrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen, oder mit de Thou und den Verfassern der Memoires glauben, daß er für *seine* Person es *damals* aufrichtig meinte, so blieb

seine Stellung zwischen den Reformirten und Katholischen in jedem Fall gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, Diese so gut wie Jene betrügen mußte.[1]) Und wer bürgte selbst Denjenigen, die um das Geheimniß wußten, dafür, daß die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurtheilen? daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich seine Rathschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn sich der Papst in dieses neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn selbst die Königin Katharina unruhig wurde und die Guisen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein desto engeres Bündniß zwischen diesen Letztern und der Königin war die Folge dieser Befürchtungen, und man beschloß, diese gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch kosten möchte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber und das Geheimnißvolle dieser ganzen Begebenheit verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über die eigentliche Beschaffenheit des Complots, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedi-

---

1) Anquetil, II. S. 12 f.: „Le légat s'acquitta exactement de sa commission. Il pressa vivement le roi; et comme il le réduisoit à ne savoir que répondre [Anm. Anquetil's: Préface du Stratagême. Siehe die folgende Anmerkung]: „Monsieur le cardinal (lui dit le monarque embarrassé), plût à Dieu que je pusse tout vous dire! vous connoîtriez bientôt, ainsi que le souverain pontife, que rien n'est plus propre que ce mariage pour assurer la religion en France, et exterminer ses ennemis. Oui (ajouta-t-il, en lui serrant affectueusement la main), croyez-en ma parole; encore un peu de temps, et le saint père lui-même sera obligé de louer mes desseins, ma piété et mon ardeur pour la religion." Il voulut confirmer ses promesses, en faisant glisser un diamant au doigt du cardinal; mais le prélat le remercia, et dit qu'il se contentoit de la parole du roi. — Si Charles IX. a tenu ce discours, il méditoit certainement le massacre de la St. Barthélemi: mais de Thou nous avertit qu'il faut se défier des historiens italiens, dont est tiré ce récit. La plupart, abusés par les Guises, qui avoient intérêt de ne point passer pour les seuls auteurs d'une action si atroce, ou trompés par les catholiques zélés, fidèles échos des Guises, ont enveloppé toute la cour dans le complot, et sur-tout le roi, qu'ils ont toujours mis à la tête. Au contraire, les mémoires du temps, faits par les personnes les mieux instruites, tels que ceux de Brantôme, de la reine Marguerite, de Cheverni, de Villeroi, de Castelnau, surtout de Tavannes, d'après lesquels se sont décidés Dupleix, le Laboureur, l'auteur des Commentaires, et les meilleurs historiens, portent expressément deux choses: la première, que Charles IX. ne se détermina au massacre qu'après la blessure de l'amiral; la seconde. qu'il n'eut d'abord dessein d'y comprendre que quelques chefs, et non une si grande multitude.

gendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi, einem Römischen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zustellen, so würde Karln dem Neunten durch den schwärzesten Verdacht nicht zu viel geschehen; aber obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann dieses doch alsdann nicht der Fall sein, wenn der Freund (wie hier wirklich geschehen ist) seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verleumdet.[1]) „Ein päpstlicher Legat," berichtet uns dieser Schriftsteller in der Vorrede zu seinem Werk,*) „kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den Allerchristlichsten König von seinen Verbindungen mit den Sectirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichsten Vorstellungen gethan und ihn aufs Aeußerste gebracht hatte, rief Dieser mit bedeutender Miene: „„Daß ich doch Eurer Eminenz Alles sagen dürfte! Bald würden Sie und auch der Heilige Vater mir bekennen müssen, daß diese Verheirathung meiner Schwester[2]) das ausgesuchteste Mittel sei, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten und ihre Widersacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Cardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an seinem Finger befestigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort! Noch eine kleine Geduld, und der Heilige Vater selbst soll meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen!"" Der Cardinal verschmähte den Demant und versicherte, daß er sich mit der Zusage des Königs begnüge." — Aber gesetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer diesem Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermuthung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Cardinal von Lothringen, der sich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Fluch des Pariser Blutbads, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem König wenigstens zu theilen.**)

Das wirkliche Betragen Karl's des Neunten bei dem Ausbruch des Blutbades selbst zeugt unstreitig stärker gegen ihn als diese unerwiesenen Gerüchte; aber wenn er sich auch von der Heftigkeit

*) Le Stratagême ou la Ruse de Charles IX., roi de France, contre les Huguenots, rebelles à Dieu et à lui, écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

**) Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

1) Polemik gegen Anquetil, I. S. XXXVI: „Le but de Capi-Lupi étoit de louer la Saint-Barthélemi; par conséquent on peut l'en croire sur les horreurs qu'il raconte.

2) Im Text der „Memoires": „Tochter".

seines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Complot seinen Beifall zu geben und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann dieses für seine frühere Mitschuldigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muß ihm zur Vertheidigung dienen. Eine so zusammengesetzte und lange Kette von Betrug, eine so undurchdringliche, so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Stillschweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfändern des Vertrauens scheint einen vollendeten Bösewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. Karl der Neunte war ein Jüngling, den sein brausendes Temperament übermeisterte und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der höchsten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein solcher Charakter verträgt sich mit keiner so künstlichen Rolle, und ein so hoher Grad der Verderbniß mit keiner Jünglingsseele [1]) — selbst dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn ist.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint sein mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine gleichgiltigen Zuschauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuß an demselben zu fassen schienen, und Karl der Neunte ließ sie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calvinisten erwachte aufs Neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß sie vergiftet worden sei. Aber da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloß zu Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländischen Kriegs beschäftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er

---

1) Siehe oben S. 174: „Sündigt der Dichter nicht unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze, der dieses Monstrum (Franz Moor) der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglingsseele verlegt?"

sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Ueberzeugungen wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt sein sollten; er wußte besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, daß diese Rüstung auf seinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, daß diese Unternehmung keine andere sei als der Krieg in den Niederlanden, dessen Ausbruch herannahe, und worüber er bereits alle Maaßregeln mit dem König getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorstellungen des Admirals nachgegeben und — war es entweder Wahrheit oder Maske — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er seine Anhänger ernstlich bat, ihn fortan mit allen solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf im August 1572 das Beilager Heinrich's — jetzt Königs von Navarra — mit Margarethen von Valois unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Calvinisten, waren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny und ohne alle Ahnung der nahe schwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm und suchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?" fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu schön thut," versetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verständigen umkommen."

Wenngleich der Ausgang diese Vorhersagungen auf das Schrecklichste gerechtfertigt hat, so bleibt es dennoch unentschieden, inwieweit sie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guisen und für die Königin als für die Reformirten. Coligny, erzählen uns Jene, hatte unvermerkt eine solche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen

seine Mutter einzuflößen und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundschaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandrischen Krieg in Person beizuwohnen und selbst die Victorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzu gern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eifersüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieser Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte sich bald, daß ihre Herrschaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die schnellste Entschlossenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guisen und ihren Anhang schleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hilfe zu haben. Sie selbst ergriff den nächsten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd mit ihr allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo sie sich in ein Cabinet mit ihm einschloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit über ihn herfiel und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Unbesonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständniß seiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß sie sich von ihm los, spielte die Unversöhnliche, nahm eine abgesonderte Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie beim Wort zu nehmen und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den großen Anhang der Königin, und seine Furcht malte ihm denselben noch größer ab, als er wirklich sein mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlassen und für sich selbst zu schwach, einen kühnen Entschluß zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer und fand sie von seinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sei, dessen man die Hugenotten beschuldige; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, sobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Gesinnungen zu mißtrauen sei. Man entwirft ihm das schwärzeste Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht und verläßt seine Mutter mit der Versicherung, inskünftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich Katharina noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwäche, welche ihr jetzt ein so leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte ebenso schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreien. Sie sah ein, daß sie diese gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgend eine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrich's von Navarra geschah aus einem Fenster ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach seinem Hause zurückkehrte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andre verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geschehen war; man sprengte die Pforten auf; aber der Mörder war schon entsprungen. [1])

---

1) Bis hieher Bd. V der „Memoires", mit dem Zusatz „(Die Fortsetzung im nächsten Band.)" In Betreff dieser Fortsetzung vergl. S. 606 u. S. 752.

Anhang.

Die Unruhen in Frankreich von der Bartholomäusnacht 1572 bis auf den Tod Karl's IX. 1574.[1])

Coligny's Schutzgeist, möchte man sagen, hatte nun das Letzte gethan, um diesen großen Mann, durch jenen meuchelmörderischen Angriff gewarnt, seinem Schicksal zu entreißen. Allein wer entflieht diesem? Oder vielmehr: Unterliegt nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeiten erlaubt, welche sich zu denken er unfähig ist, mit größerm Ruhm, als wenn er solchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte, und seine ganze Partei, wie durch einen elektrischen Schlag, empfand es mit ihm, daß mitten in der tiefsten Friedensstille, da erst seit vier Tagen durch die Vermählung Heinrich's von Navarra mit der Schwester Karl's IX. die Parteien der Häuser Valois und Bourbon, den Guisen zum

---

1) Aus: „Memoires" 2c. 2c., 2. Abth. 8. Bd. S. V—XLVI.

Wir haben schon im Vorwort zu diesem Buche bemerkt, daß wir diesen Aufsatz nicht für eine Arbeit Schiller's halten, wie dies Körner, Joachim Meyer und Goedeke thun. Regnier, der französische Uebersetzer Schiller's, war der Erste, welcher — gestützt auf Paulus' Vorwort zum 8. Bd. der 2. Abth. der „Memoires" — diese Arbeit Paulus zuschrieb. Und diese Vorrede ist schon allein genügend, jeden Zweifel zu beseitigen; denn welches Motiv könnte Paulus veranlassen, in dieser Vorrede sich vor einer Vergleichung seiner Arbeit mit derjenigen von Schiller zu verwahren, wenn es nichts zu vergleichen gab? Als Beweis für die Aechtheit führt dagegen Goedeke Folgendes an: „Paulus selbst giebt genügende Auskunft. Er sammelte seine Aufsätze aus den „Memoires" und nahm jenen Abschnitt über die Bluthochzeit nicht auf, erkannte ihn also nicht als sein Eigenthum. Die Ansprüche für Paulus sind demgemäß abzuweisen, und auch ein anderer Verfasser wird sich nicht geltend machen lassen, da keiner von denen, welche an den „Memoires" betheiligt waren, wie Woltmann, Niethammer, Funk, Reinwald, sich als Eigenthümer gemeldet hat." Dieser Grund erscheint jedoch nicht stichhaltig; denn Paulus konnte allerdings den Aufsatz nicht in eine Sammlung seiner eignen Schriften aufnehmen, weil er weiter nichts ist als eine etwas abgekürzte Uebersetzung aus Anquetil's Esprit de la Ligue, so daß alle die Folgerungen, welche aus diesem Abschnitt für Schiller's Historik und Weltansicht gezogen sind, nicht ihn, sondern seinen Gewährsmann Anquetil treffen. Von den vielen Commentatoren Schiller's hat bisher noch keiner den Aufsatz eingehend mit der Quelle verglichen, und daher erklärt es sich, daß die Tradition der Aechtheit sich so lange erhalten hat.

Trotz, vor dem Brautaltar sich die Hände gereicht zu haben schienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie sie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihm das Haupt der Reformirten zu treffen und mit einem Schlag alle Glieder dieses Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte sie nun selbst ihren Lernäischen Kopf versteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorschießen? Dies bei Zeiten aufzuspüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in sich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber blos, um jeden Nachforschenden desto weiter von dem Geheimniß der Bosheit selbst abzulenken.

Klug, bedachtsam, umschauend nach allen Seiten war Coligny. Aber was die Furchtsamkeit hiezu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das schwache Insect streckt seine regen Fühlhörner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtsamkeit zur Schlauheit, die selten berückt worden zu sein sich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil sie Alles für eine Schlinge anzusehen pflegte. Coligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meistens durch Schwäche seiner Truppen und andere Fehler seiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es schien, er sollte der Mann seiner Partie sein, welcher sich selbst Alles schuldig wäre. Nach einem Mißgeschick, wenn Muthlosigkeit bei Allen die Besonnenheit betäubte, wenn sein zusammengerafftes Heer halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, so schnell zu zerstieben drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherei und Hofgunst unter seinen nächsten Anhängern wie unwiderstehliche Gespenster spukten — immer war sein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirne machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, daß er unter den Mitteln zur Hilfe gleichsam noch zu wählen habe. Und sprach er dann, so theilte sich die Ruhe seines Geistes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er sprach rein, edel, stark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang seiner Geschäfte eine rastlose Arbeitsamkeit. Festigkeit gegen Unterdrückung war die Seele seiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfische Villeroy darüber tadeln, daß er den Protestanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu sichern strebte, wie sein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte. Umsturz einer parteiloseren, gerechten Staatsverfassung wäre nie Coligny's Plan gewesen. Untadelhafte Sitten, auch in seiner Ehe und gegen seine Kinder, überhaupt die strengste Religiosität

vollendeten seinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politischen Partie, deren ganze Existenz auf der freiwilligen Unterordnung so vieler tapfern, reichen, ehrsüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerstand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichste Folgsamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies mußte der Gegenpartie in ihm den Einzigen zeigen, an dessen Untergang seine ganze Partie gekettet sein würde, um so mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Versöhnung, nur jene unerbittliche Strenge seines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand seine schwache Seite aus. Der Schein so vieler Achtung und eines so festen Zutrauens gegen seine Einsichten und seine Biederkeit, als er zu verdienen sich bewußt war, auch die Aussichten, seinem Vaterland und seiner Partie zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinschaftlichen Feind seiner Religion und des französischen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte sein müssen. Vor und nach dem meuchelmörderischen Attentat drangen viele Gutgesinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dies thue," antwortete er ihnen, „so zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg wieder beginnen müssen. Und lieber will ich sterben, als das unübersehbare Elend wieder erblicken, das in seinem Gefolge auftritt." — Mord und Entehrung waren der Lohn dieses Bürgersinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König selbst mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu besuchen. Karl betheuerte dem Admiral sein Beileid und sein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. „Ihr seid verwundet, mein Vater," rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle ich. — Bei Gott schwöre ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergessen soll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind." Ueber sich selbst zu schnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig und suchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überstandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden, hinzulenken. Dieses neue Unternehmen sollte die Laune des ungestümen jungen Fürsten desto fester an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an dessen Partie binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den

Kranken zu schonen, ihren Sohn dem geheimen Gespräche nicht lange. Mochte dieser immer wieder zu seinem Ballspiel zurückgehen. Denn in dieser seiner leidenschaftlichen Spielsucht durch die Nachricht von dem Mordanschlag gestört worden zu sein, dies war doch die größte Ursache seines wüthenden ersten Unwillens gewesen.

Jeden Augenblick aber stund nun für Katharina nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von selbst auf die Guisen. Der Schuß war aus einem Guisischen Hause geschehen. Die Guisische Partie schien während der öffentlichen Erhebung der protestantischen so weit zurückgesetzt worden zu sein, daß man von ihr gerade den niederträchtigsten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen müsse. Und auf eben diese Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der ersten Verwicklung der Umstände fürs Beste. Selbst ihrem Sohn gab sie auf diese Seite hin den Wink, daß wol der Herzog von Guise noch immer in dem Admiral den Mörder seines Vaters zu sehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beide Partien zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch so erwünscht gewesen — konnte ihr, wie Manche glauben, diese Verstellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächsten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten, grausamern zu schließen. Sie hatte nöthig, bei sich selbst für die Vollendung dessen, wofür neben der heißesten Rachsucht die Menschheit in ihr schaudern mußte, neue Entschlossenheit zu sammeln.

Der König ließ indeß den Herzog von Guise wirklich aufsuchen und zur Verantwortung an den Hof fordern, und selbst seine Schwester, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernstlichen Schritt der Erbitterung Karl's. Er war auch sonst den Anmaßungen des Herzogs von Guise, da er eben diese Prinzessin als Gemahlin suchte, gram gewesen. Aber wie sonderbar! Er schaffte hier seiner Mutter gerade den Mann, dessen Arm ihr für das Bevorstehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigste Weise selbst zur Seite. Das Zusammentreffen aller Umstände schien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die schwärzesten Thaten gebrandmarkt werden sollte.

Hiezu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrschers; und wem konnte dies entgehen, der die unselige Kunst verstund, das unstäte Gemüth desselben von einem Extrem auf das andere zu schleudern? Ein gewandter Hofling, sein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren Sohn mit einem Mal zum Mitschuldigen zu machen. Unter behutsamen Vorbereitungen

verwischt dieser die neusten vortheilhaften Eindrücke, welche der Besuch beim kranken Admiral im Gemüthe Karl's zurückgelassen hatte. Er streut Samen des Argwohns ein, weckt den alten schlafenden Groll und drückt zuletzt dem Könige den Stachel der Furcht für sein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'schen Partie war jetzt in Paris wie auf einen Haufen zusammengedrängt. Von ihr sei Alles zu fürchten, aber auch gegen sie Alles zu wagen. Hatte nicht Einer von ihnen, de Piles, dem Könige mit der unverschämtesten Dreistigkeit ins Gesicht zu sagen gewagt: daß man sich selbst Recht zu schaffen wissen werde, wenn es dem König an Kraft oder am Willen dazu mangeln sollte! „Und mit einem Wort," rief endlich der listige Unterhändler, seines Ziels gewisser: „wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anstehen lassen, ihm über die dringendste Gefahr seiner Person und des ganzen Staats die Augen zu öffnen." Katharina selbst trat in diesem Augenblick, auf ihren Lieblingssohn, Heinrich von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrautesten ins Zimmer. Ueberrascht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beschämt über seine bisherige Sorglosigkeit bei einem so nahe drohenden Umsturz, von allen Seiten durch die schreckenvollsten Vorstellungen bestürmt, warf sich Karl seiner Mutter in die Arme. „Schon," sagte man ihm, „rufen die Hugenotten abermals die verhaßten Ausländer, Deutsche und Schweizer, auf französischen Boden. Die Mißvergnügten im Lande werden haufenweise dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht schon das Reich aufs Neue zu zerfleischen. Der König selbst, von Geld und eigenthümlichem Ansehen entblößt, von Hugenotten umringt, bei der Guisischen Partie als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzusehen, wie die Katholiken einen Generalcapitän wählen und sich gegen ihre Gegner selbst zu helfen wissen werden, während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgestoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwischen beiden Partieen ohnmächtig sich hin- und wiederwerfen lassen muß."

Wüthend fuhr Karl unter diesen Schreckbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partie in allen Grenzen von Frankreich war sein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend schnell vorbeigehe, damit ihm seine Sicherheit schleunigst wieder geschafft würde!

die erwünschteste Stimmung für die Gegner der Protestanten. Mord war jetzt die Losung, aber die tiefste Verstellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung seiner Mutter von diesem Augenblick an völlig entsprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guise bereit. Seit der tapfern Vertheidigung von Poitiers, das ist, seit seinem neunzehnten Jahr, hatte dieser seinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in diesen Tagen des Hugenotten Heinrich's von Navarra Vermählte ward, war auch sein Blick gerichtet gewesen. Sie hätte ihm, den Thron selbst zu besteigen, einst die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten schien also nicht blos seine ererbte Bestimmung zu sein. Er wählte sie selbst und übte sie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geist seines Vaters zur Blutrache wider sie auf, so rief ihm noch lauter seine eigene Ehrsucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, seine Partie durch Austilgung der protestantischen zur einzigen herrschenden zu machen und sich dadurch dreist der Königin Mutter an die Seite zu stellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hülle des neubeschlossenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, dessen Verletzung man ihm aufbürde, sei er selbst — erklärte der Herzog von Guise — mit seinen Verwandten genöthigt, aus der Königsstadt zu flüchten. „Geht," sagte ihm der König mit zürnender Miene, „seid Ihr schuldig, so werde ich Euch wiederfinden!" Und nun waren Zurüstungen zur Flucht vor den Hugenotten die schnellen, verdachtlosesten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends selbst seinen Feinden die Schlingen über sich und die Seinigen zusammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, daß die Guisen noch vor ihrem Abzug etwas versuchen möchten. Einige riethen, ihn selbst aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute mit den Besten seiner Angehörigen auf das Wort seines Königs, übergab sich in den Schutz desselben und erhielt eine starke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl von Hof mußten die Katholiken in der Nähe seines Quartiers allen protestantischen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn sie zur Sicherheit ihres Haupts ihm nahe zu sein wünschten; und hiezu wurden diese selbst aufgefordert. Die Polizei ermunterte sie zur Beschützung Coligny's und führte über die Versammelten ein Register — die sichere Todtenliste für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, seine Vertrauten zur Hilfe

für den König gegen die Guisen ins Louvre zusammenzuziehen und zugleich seine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuschicken. Um Waffen im Louvre zusammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben und Coligny selbst vom Könige davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bei dieser ängstlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft und schienen kaum noch die Furchtsamsten beunruhigen zu können. Indeß ersah die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Diese war wie in eine Heerde zusammengetrieben. In der Mitternachtsstunde des 24. Augusts ihre Rache zu sättigen, ward in den Tuilerien von dem Blutrath festgesetzt, in welchem zween Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marschällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präsidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebst wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die Calvinistische Partie in die Ausnahme gesetzt worden war.

Wäre wirklich bei diesen Stiftern des Blutsbads, wie von Tavannes dies zu erweisen ist, der Glaube, Gott einen Dienst zu thun, die wahre Begeisterung zur Unmenschlichkeit gewesen, man würde die Schwachheit des menschlichen Verstandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabscheuen. Wir würden, wenn sie aus Pflicht die Menschlichkeit in sich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Absicht schuldig sein, indem Entsetzen vor der Handlung uns durchschauerte. Aber von den Meisten der Handelnden macht es ihr sonstiger Charakter gewiß, daß sie in den Hugenotten nur eine Partie von Gegnern sahen, wider welche man sich Alles erlauben zu dürfen freute, weil sie glücklicherweise zugleich Ketzer seien. Auch Katharina selbst mag Afterglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu hassen und diesen Haß sogar für verdienstlich zu halten. Aber ebenso gewiß würde es ihr sehr leid gewesen sein, wenn der Mann, welcher ihrer Herrschsucht Beschränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Messe sich weniger hassenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgesuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hierzu befehligt worden waren, in der tiefsten Stille der unglückschwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus versammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guise mit dreihundert Mordlustigen auf das

verabredete Zeichen. Karl selbst erstickte in diesem Augenblick auch die Stimme der Freundschaft, in deren Gesellschaft das Mitleiden ihm zum letzten Mal sich zu nähern versucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Widerstreben seinen sonst geliebten Gesellschafter, den Grafen Franz von la Rochefoucauld, aus dem Schlosse unwissend dem lauernden Tode entgegengehen, welchem er nun sogleich selbst das Signal zum Würgen geben lassen wollte. Noch gefühlloser drängte Katharina die neuvermählte Königin von Navarra, ihre Tochter, diesen Abend recht bald in die Zimmer ihres Gemahls sich zu entfernen, wo doch so leicht Rache der Calvinisten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier sie selbst überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan seine bestimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordsignale, über der Pforte des Louvres in den Balcon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwissenden, die Königin Mutter an der Spitze, durch die einsamen Gänge ihn unter drängenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien, jetzt von ihren Fesseln losgelassen zu werden, knirschten, erstarrt diesen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menschheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blaß und außer sich, zittern sie vor sich selbst, starren einander an und sind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Gräuel zu hemmen, welche gewünscht, beschlossen, geboten zu haben, sie sich nun selbst nicht mehr zutrauen. Man hört einen Pistolenschuß. „Ob er Jemand beschädigte, weiß ich nicht;“ — erzählt Katharinens Lieblingssohn, der Herzog von Anjou, — „aber daß er uns allen Dreien ins Herz ging, daß er uns Gefühl und Besinnung nahm, dies weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Bestürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen.“

Sie kam zu spät — diese feige Reue. Mehr eine schwache Tochter der Unentschlossenheit als der Ueberlegung, verdient sie nur vor dem Menschenkenner als Zeugin aufzutreten, wie überspannt die Wuth der Leidenschaft in den Urhebern der jetzt schon ausgebrochenen Jammerscenen gewesen sein muß, daß sie nun im Augenblick der Vollendung in die gewaltsamste Abspannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich sich auflöste.

Schon hätte Coligny's Schatten seine Genugthuung in diesem Anblick des sich selbst peinigenden Lasters mit sich hinübernehmen können. Der Herzog von Guise war nach dem ersten

Schall des Signals von der Frühmettenglocke mit seiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!“ wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen sich vor der hereinstürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte sich aus dem ersten Schlafe auf. Schon schallten seine Vorsäle von wilden Stimmen der Mordenden, mit dem Röcheln der Erwürgten vermischt. Drei französische Obersten brachen in sein Zimmer und schrien seinen Tod ihm entgegen. Betend hatte sich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutscher von Adel (Besme) drängten sich vor. „Bist Du Coligny?“ rief Dieser. „Ich bin's,“ antwortete mit fester Stimme der Greis — „und hier, junger Mensch, achte Du meinen grauen Kopf!“ Besme durchstach ihn in diesem Augenblick, gefühlloser als Marius' Mörder. Rauchend zog er sein Schwert zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Gesicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfetzte den Körper mit tausend Wunden. „Dies wäre vollbracht!“ grinzte Besme auf den Hof hinab, und da der Graf von Angouleme, Karl's Bastardbruder, damit noch nicht zufrieden sein wollte, warf man ihm zum Fenster hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig untersuchte er das bluttriefende Gesicht, und da er der That gewiß war, stieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von sich.

Ueberall leuchteten indeß dem sich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor den Häusern; die Straßen waren durch Ketten geschlossen; Wachen stunden im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Straßen selbst ein, wo, vom Schlummer aufgeschreckt, die schimpflich getäuschten Protestanten, wie sie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für sie fand sich in dieser unerwartetsten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten sich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieser Farbe. Das Zeichen des großen Dulders und die Farbe der Unschuld entweihten sie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten sich die Verfolgten von ihrer Bestürzung sammeln können, hätten sich Mehrere vereint und so tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne diesen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in seinem Triumph seine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen selbst ein. Kein Alter, kein

persönlicher Werth schützte hier. Des Admirals Schwiegersohn, Teligny, war so liebenswürdig, daß die Ersten, welche ihn zum Morden aufsuchten, sich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühllosere. Die Pariser Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth gesetzt, alle Erwartung der unmenschlichsten Anführer. Die verstümmelten Leichname wurden aus den Fenstern herabgestürzt und nicht nur nackt in die Seine, sondern oft noch zum Possenspiel des Grimms oder der Wollust sonst umhergeschleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und sich für gerettet hielt, fiel doch meist noch durch die herumstreifenden Bürger oder durch die Guisischen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieser Aderlässe!“ spottete er. „Sie ist im August so gesund als im Mai.“ — Bei diesem Tavannes war jene wilde Lustigkeit so sehr Folge der soldatischen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienst gethan zu haben, daß er selbst noch in seiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung seines Lebens erklärte, wegen welcher er seiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich seine Beute, da unter dem heiligsten Vorwand Religionsfanatismus sie ihm in die Hände lieferte. Andere, selbst Edelleute, raubten unter dem Schutz dieses blinden Dämons. Selbst der König und seine Mutter sollen von den geplünderten Kostbarkeiten Geschenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablassung. Einem sterbenden Hugenotten entrissene Brillanten schienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher, irdischer Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo selbst unter den Augen des Königs, selbst in dem Palaste, in welchem der Verlassenste, um seinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, sicher sein sollte, kaum Laune und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeschenk erhalten hatten. Wer sonst im Louvre Rettung suchte, fand durch die Wachen seines Königs schon an den Pforten seinen Tod. Die Geschichte nennt Zeugen, daß der König selbst aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten schoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfestes war auch in den verborgensten Zimmern des Palastes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeister des Prinzen von Conti rettete nicht das Flehen seines Zöglings von den Dolchen, welche dieser mit schwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf sich

Gasto von Leyran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra und machte sie selbst zu seinem Schild gegen vier Söldner, die ihm nachsetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Lothringen, ihrer Schwester; an der Thüre stieß man einen Edelmann neben ihr nieder; sie sank ohnmächtig ins Zimmer hin und erwachte mit neuem Schrecken über das Schicksal, in welches diese „Bluthochzeit“ ihren eigenen Gemahl gestürzt haben werde.

Dieser war mit dem Bruderssohn seines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den bisherigen Mordscenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen Beiden als Uebermaaß seiner Gnade anrechnete, daß sie, von der ganzen Hugenottischen Partie die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geschenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die schleunigste Abschwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, daß sie bisher blos die Verführten gewesen seien. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten sie in einiger Entfernung noch das Winseln der Ihrigen hören, welche, aus dem Palast unter die in doppelte Reihen gestellten Schloßwachen zusammengetrieben, von diesen niedergestoßen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem seiner Flüche zu: daß sie innerhalb drei Tagen zwischen der Messe und der Bastille zu wählen hätten! Dies war auch wirklich für ihn von den jetzigen Grausamkeiten allen fast der einzige Gewinn, daß sich Heinrich von Navarra mit seiner Schwester in dieser Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholischen Kirche abnöthigen ließen und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerstand ihrem Beispiel nachfolgte.

Berauscht von dem glücklichen Erfolg der mörderischen Nacht, in welcher man zwischen Furcht und Wuth geschwebt hatte, kannte Karl's unbändiger Charakter ganz keine Rücksichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verstecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter diesen Gräueln durchzog der König mit seinen Höflingen die Stadt und lustwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam auf alle Weise mißhandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbst dahin kam der König, um an den verstümmelten Resten vom Körper eines Greisen seine Lust zu sehen, dessen Anblick ihm vor wenigen Tagen noch unwiderstehlich Achtung geboten hatte. „Eines Feindes Leiche,“ spottete er dem Vitellius nach,

„riecht immer gut!“ — Aber noch mehr verächtliche Unbesonnenheit begleitete seine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarsten Theilnahme an den Verbrechen dieser Tage setzte sich Karl so sehr über allen Schein von Achtung gegen sich und Andere weg, daß er am ersten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geschehenen von sich ablehnte und Alles vielmehr dem Trotz der Guisen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tage aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der schändlichsten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beschuldigen, sein Andenken durch die schimpflichsten Strafen eines Majestätsverbrechers schänden zu lassen und den Untergang der Partie als ihre verdiente, von ihm selbst befohlene Strafe zu rechtfertigen. So sehr war er jetzt, unmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen seiner Mutter. Beim ersten Schritt, mit welchem sie ihn in den Mordanschlag hereinzuziehen gewußt hatte, ward er beredet, daß der allgemeine Haß auf die Guisen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, sein eigen sein würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faction der Montmorencys, welche für Coligny und die Seinigen Rache forderten, wider die Guisen zu entstehen drohte, ward er genöthigt, in die ganze Schuld einzustehen, um nicht als der schwache, nichtsbedeutende Inhaber des Throns zu erscheinen, unter dessen Augen Jeder ohne seinen Willen Alles sich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von sich zu bekennen erröthete, und was für sich selbst zu unternehmen ihm Muth und List gefehlt hätten. Um nicht schwach zu scheinen, w a r er schwach genug, von allen Uebrigen sich zur Verschleierung ihrer Thaten mißbrauchen zu lassen und in ihrem Namen der Gegenstand jener Verachtung zu werden, zu welcher sein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht so schändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mußten. Und für all diese Unsterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als seine Entschädigung vorgespiegelt hatten.

Es ist eine wahre Genugthuung in der historischen Bemerkung: daß gerade die entschiedensten Wagstücke des Lasters, wenngleich alle Verschlagenheit an ihnen sich müde gesonnen, die gereizteste Wildheit sie vollbracht und das furchtbarste Bollwerk

gegen Verantwortlichkeit, der Thron selbst, sie geschützt hatte, dennoch ihres Ziels verfehlt, oft die entgegengesetztesten Folgen herbeigezogen und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Bestrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar sparten die Häupter der siegenden Partie nichts von List und Gewalt, um die Früchte der Thaten sich zu sichern, über welche blos ein glücklicher Ausgang, jener falsche Probirstein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue ersparen zu können schien.

Man verhängte noch über Einige von der mißhandelten Partie förmliche Gerichte, und es wurden Justizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder und ließ es unter den schimpflichsten Gebräuchen in den Hauptstädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerschlagen, seine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verlustig erklärt, sein Schloß zum öden Denkmal seiner Schande der Zerstörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitschuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengesetzten, aus dem Begangenen sich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präsident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halb ersticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — schrieb dem König auf seine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe.“ Andere — die Geschichte nennt unter ihnen auch einen Bischof — ließen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der schnelle Tod von einigen dieser Vertheidiger der Unschuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, besonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne die Protestanten geschont. Manche der vornehmsten waren nicht in Paris gewesen, andere doch dem Blutbad entflohen. Viele suchten im Ausland Hilfe, wo, vorzüglich unter den biederen Deutschen, Katholiken sowol als Protestanten, der Abscheu gegen ihre Verfolger den Muth, sie zur Rache zu unterstützen, anfachte, bei Andern wenigstens das Mitleiden, ihrer zu schonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltenen Vortheile neue Hoff-

nung. Die aufs Höchste gestiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, sobald nur die erste Bestürzung vorüber ist!

Zu frühe feierten zu Rom die Diener des heil. Stuhls seinen Sieg über die französischen Ketzer durch alles weltliche und geistliche Freudengetümmel, durch Messen und Kanonendonner. Zu leichtsinnig glaubte man am Hofe zu Paris, das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Fest über ihren Untergang verewigen zu müssen. Mit blutiger Rache brachten sie sich bald selbst wieder in Erinnerung. Siebenzigtausend Calvinisten waren, nach Sülly, in acht Mordtagen in Frankreich gefallen. Aber wen eine solche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält sich bald für unüberwindlicher, als er ist! Halb Furcht, halb neue List dictirte dem König schon am 28. October einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zusagte.

Arglist und Klugheit, welch ein ungleiches Schwesternpaar! Indem diese dem erlaubten Zweck auf Pfaden sich nahert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, krümmt sich jene auf täuschenden Irrwegen zu Zielen fort, welche sie nie oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grausamkeit zur Nachsicht, was konnte dies anders, als gegen fortdauernde Hofkabalen den Blick des Argwohns schärfen und die Schwäche der königlichen Partie noch sichtbarer bloßstellen? Denn Partie hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Thrones giebt, ist verloren, wenn der Fürst, vom Ungestüm des Partiegeistes verführt, selbst in eine Faction wider die andere sich herabziehen läßt. So lang' er auf dem Throne steht, gebietet sein Ansehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Ist er selbst auf eine Seite getreten, so sieht die gedrückte Partie den Sitz der gemeinschaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen sie geschieht, ist nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher sonst bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollstrecker der Gesetze auferlegt, nicht reizen, sondern bändigen.

Indem sich die Protestanten unter den Begünstigungen der Inconsequenz, welche den Despotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre festeren Schutzplätze wieder sammelten, sahen sie ihre Partie unerwartet von einer neuen unterstützt, welche dem Hof weit furchtbarer sein mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe selbst. Mitgefühl des Unrechts schafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht Wenige von den vor-

nehmsten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderstehlicher die hinterlistige Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbst bei Karl's drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geistesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöschlich

Noch Mehrere, die gegen allen Religionsunterschied höchst gleichgiltig zu sein durch Stand und Geburt gleichsam berechtigt waren, lernten, was die Intrigue Katharina's, mit Karl's Ungestüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr im Wege stehe, sich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereden können, daß ihnen das Schicksal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil sie wenigstens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniß hätten? Sie sahen zu deutlich, daß sie die Eifersucht der Königin Mutter auf jede ihr sich nähernde Gegenmacht gemeinschaftlich mit den Ermordeten gegen sich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Ursache mit der herrschenden Hofpartie mißvergnügt war, vor ihr sich zu fürchten oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigstens, so lange es Jedem zweckmäßig schien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofes völlig unterdrücken zu lassen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partie, sobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Protestanten in einem beschämenden Contrast erschien. Die feste Seestadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Protestanten. Das Beste war, daß diese von dem Ort ebenso dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingssohn mit einem furchtbaren Heere unter Biron's Anführung abschickte, um hier am Ocean auf den Ruinen des französischen Protestantismus ihrem in der Bartholomäusnacht begonnenen tragischen Werke die Krone aufzusetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 2000 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber Alle, selbst Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchst unbedeutend war eine Hilfe, die Montgommery aus England den Belagerten zuführte. Aber sie fanden genug in sich selbst. Fünf Monate fochten sie, und nicht blos für sich; denn ihnen allein, schmeichelte man, Gewissensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu accordiren. Sie hörten aber von nichts, so lange ihre Glaubensgenossen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeschlossen sein würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer solchen Kriegsunterneh-

mung war die sonderbarste der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König selbst gegeben. De la Noue, ein Calviniste, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu spielen den ersten, aber unglücklichen Versuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und sie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dies, und dennoch nahmen sie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte diese kriegerischen Pflichten gegen seine Partie so genau als die patriotische gegen das Vaterland, angelegentlichst Frieden zu rathen, so oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensstifter gehorchten sie ihm nicht. Aber eine seltene Ehre bleibt es für die Protestanten, einen Mann besessen zu haben, welcher zwischen einem schmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartie so fest in der Mitte stund, daß beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Befolgung seiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen sie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zusammentrieb, was der Hof auch von falschen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung setzen konnte, hatte man nur so langsam herbeirücken können, daß sie indeß den möglichsten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer selbst der größte Feind und ihr scheinbares Oberhaupt, der gehaßte Herzog von Anjou, die Ursache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in seinem ganzen Leben, so quälte ihn auch hier die blinde Ehrsucht, nichts, was er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben diese Leidenschaft nicht, für seinen Zweck auch mit möglichster Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wagstücke ohne Plan, und Unordnung hatten seine Reihen schon sehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem so langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Samen eines neuen in sich zu erzeugen — gerade die Vereinigung aller Mißvergnügten in diesem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter Seinesgleichen Partie zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht blos die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit sich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzogs von Anjou, den Herzog von Alençon selbst, zu raschen, aber folgelosen Planen

gegen den Hof verleitete. Aber schlimm genug, wenn jene Sucht, den Mißvergnügten zu spielen, so frühe geweckt ist. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu setzen, wäre es auch nur, um sich und Andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou seine Wahl zum König von Polen den scheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6. Jul. 1573) sich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den schon hinwelkenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreisen lassen, welches seit Jahrhunderten durch sich selbst zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum schien, durch die schauervolle Eroberung der kleinen protestantischen Feste Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünstigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der streitenden Partien zernichtet zu sein: so trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Gestalt nicht blos in den Provinzen, sondern auch am Hofe und sogar in der Familie des Königs selbst auf.

Mit Karln sollte es furchtbar enden. Seit er sich unter den Mordscenen der Bartholomäusnacht außer sich selbst verloren hatte, war er nie wieder, was er sein konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, sich von jener Herabwürdigung des Menschen und des Fürsten in ihm zurückzuhalten, so war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtsinnig noch gewissenlos genug, der innern Rüge derselben unter irgend einem schlüpfrigen Vorwand zu entfliehen oder mit der eisernen Stirne der Schamlosigkeit zu trotzen. Der Aberglauben seiner Zeit, welchem er so viele Opfer gebracht hatte, war selbst seine Strafe. Wo er einsam war, glaubte er sich von den Manen der Erschlagenen verfolgt. Blutende Gestalten machten seine Nächte schlaflos, seine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm in wilde Zerstreuungen; aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen seiner zerrütteten Seele. Er versuchte es, durch neue Grausamkeiten sich selbst abzustumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abscheulichen Trost abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. Katharina wußte sich dagegen zu bereden, daß sie nur etwa vier bis sechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewissen habe. So viele hatte sie selbst namentlich gefordert. Und von diesen hatte sie leicht sich zu absolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie

Naudé,*) für den ganzen Frevel den feinen höfischen Namen eines „Staatsstreichs“ erfinden oder ahnen konnte.

In Karln hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um sich her warf, seine innern Qualen verstummen; sie wurden dann zurückgeschreckt durch Besorgnisse der gegenwärtigsten Gefahren, welche ihn zunächst umschlossen. Er kannte seinen nächsten Bruder. Die Geschichte kennt ihn als Heinrich III., und genug mag es hier zur Schilderung von ihm sein, wenn man sich immerhin erinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Ebendiese seine Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem seine Schwermuth jetzt schauerte. Von ihr mußte er sich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben lassen. Oder wußte er nicht, wie oft schon wenigstens der Verdacht, auch im Giftmischen eine Italienerin zu sein, selbst bei dem Tode von Personen aus der königlichen Familie auf sie gefallen war? Er selbst war so oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrschsucht gewesen, daß er vor seiner eigenen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken sich zu widersetzen die Laune gehabt hatte und den Herzog von Anjou in ihren Armen sah.

Das Schicksal schien sich seiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchst wahrscheinlich bürdet man selbst der Königin Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß sie ihren zweiten Sohn nicht von sich gelassen habe, ehe sie sich von dem baldigen Tode des ersten gewiß gemacht hatte. Es ist wahr, Karl kränkelte schon sichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen sich selbst so viel gethan, um durch die geheimeren Gifte der Natur sich zu zerstören, daß es kaum noch nöthig ist, den verzehrenden Kummer seiner letzten Jahre zur Erklärung seines Hinwelkens vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür sein, daß sie ihren Heinrich nach Polen sicher mit den bedeutsamen Worten entlassen könne: „Gehe, mein Sohn; lange wirst Du nicht weg sein.“

Nur Karl's Zustand war auch durch diese Erleichterung um nichts gebessert. Je trüber jeden Tag seine Kränklichkeit ihm ohnehin die Aussicht in die Zukunft malte, je verschlossener er selbst gegen alle Theilnahme ward, desto mehr häuften sich in der

---

*) Gabr. Naudé, in seinen Considérations politiques sur les Coups d'État Ch. III, bedauert nur, daß dieser Staatsstreich blos halb ausgeführt worden sei. Sehr consequent!

Wirklichkeit die Ursachen zum schnellen Wechsel zwischen Ungestüm und Niedergeschlagenheit.

Für die Abwesenheit ihres zweiten Sohns schien sich Katharina um so ausschließender durch Erfüllung ihrer Herrschsucht entschädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen sie ungeberdig und wild, so häufte sie dafür alle Beängstigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die sorgfältigste Entwicklung der schlimmsten Möglichkeiten, damit er ihr, als Retterin, nach seinem Scepter zu greifen desto geduldiger gestattete. Er hatte nur noch Kraft genug, sich überall mit ihren Ränken umgeben zu sehen und den Haß zu fühlen, welchen sie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zusagen, durch Verwirrung Aller mit Allen seinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In seinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle schon gezeigte Sucht, sich auf irgend eine Weise geltend zu machen, immer aufs Neue. Er vertrieb sich eine gute Zeit über blos die Langeweile mit Abwechslung im Anlegen und im Verrathen seiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er schien entlaufen zu wollen, damit Andere seine Wichtigkeit nach dem Bestreben schätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter diese leidenschaftliche Unbesonnenheit der Jugend versteckten andere erfahrnere Unruhestifter ihre Entwürfe. Unter dem schützenden Namen der Prinzen bildete sich wieder am Hofe selbst eine Partie der Mißvergnügten, die sich zum Unterschied von der religiösen Partie der Protestanten die Politiker nannten. In einem wesentlicheren Sinn verdienten sie diese Benennung nie. Ihre Politik nützte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Protestanten sich an sie anschlossen, hatte Katharina gegen beide weit leichteres Spiel wie sonst. Wäre nicht das Interesse des Herzogs von Alençon so gewiß den Absichten seines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und also auch der Königin Mutter entgegen gewesen, so würde die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion seiner Mutter unter den Unzufriedenen als selbst ihr Gegner gewesen sei; so unbegreiflich leichtsinnig überlieferte er Alle, welche mit ihm complotirt hatten, durch die willkürlichsten Entdeckungen der Rache dieser Frau, welche jetzt aufs Neue die Regentschaft über Karln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte sie diesen ihren ebenso unfolgsamen als unglücklichen Mündel zittern machen, so wußte sie ihm die Verschwörungen des Herzogs so furchtbar vorzustellen, daß der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris ent-

rinnen und der kranke Karl um Mitternacht vor seinem dritten Bruder flüchten zu müssen glaubte. „Hätten sie doch wenigstens warten können, bis ich todt bin!“ seufzte der von innen und außen umgetriebene, lebenssatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß sein Heer gegen seinen geliebtern Bruder zu fechten auszog, nachdem dieser endlich doch mit dem in der Hofsclaverei lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé wirklich entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, sein Scepter andern Händen als seiner Mutter — und also gerade seinem mit so viel Kunst und Lust ins ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Protestanten im offenen Felde und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit wie aus doppelten Rachen Flammen über Frankreich ausspeien werde, und daß Alles, womit ihn sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, ebenso fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz, er erlebte so viel, daß es ihm noch Trost war, nicht Vater eines Sohnes zu sein, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte.

Register.

Die gesperrten Rubriken bezeichnen die Ueberschriften und Titel der einzelnen in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen und Aufsätze Schiller's; durch die Beifügung eines N. zu den Seitenzahlen ist angedeutet, daß der betr. Gegenstand, Name ꝛc. ꝛc. nicht im Text, sondern in der Note zu finden.

